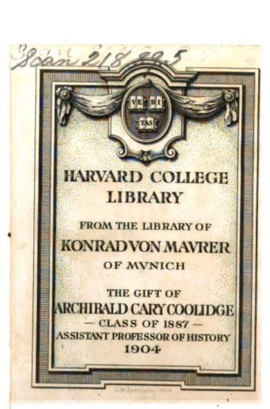
Nordische Fahrten; Skizzen und Studien

Alexander Baumgartner

Digitized by Google


Scan 218.22.5
VE RI TAS
HARVARD COLLEGE
LIBRARY
FROM THE LIBRARY OF
KONRAD VON MAVRER
OF MVNICH
THE GIFT OF
ARCHIBALD CARY COOLIDGE
— CLASS OF 1887 —
ASSISTANT PROFESSOR OF HISTORY
1904

Digitized by Google

Nordische Fahrten.

Skizzen und Studien

von

Alexander Baumgartner S. J.

I.

Island und die Faröer.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1889.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.
Wien I, Wollzeile 33: B. Herder, Verlag.

Digitized by Google

Digitized by Google

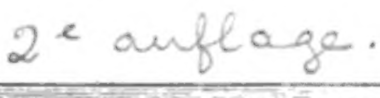
Digitized by Google

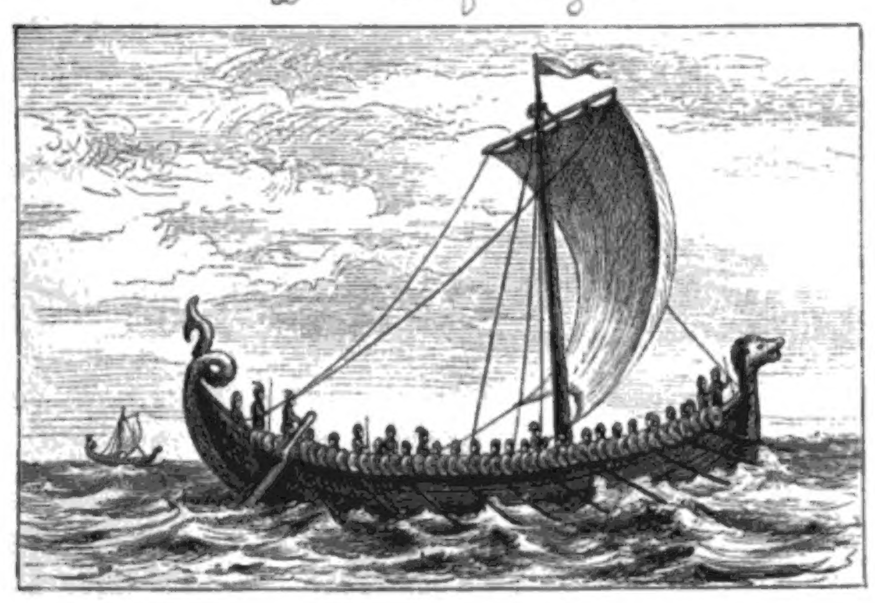
Digitized by Google

Island
und die Faröer.

Von

Alexander Baumgartner S. J.





Mit einem Titelbilde in Farbendruck, 36 in den Text gedruckten Abbildungen, 16 Tonbildern und einer Karte.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1889.
Zweigniederlassungen in **Straßburg, München** und **St. Louis**, Mo.
Wien I, Wollzeile 33: B. Herder, Verlag.

Digitized by Google

Scan 218.89.5

~~Scan 364.8.89~~

Harvard College Library
Von Maurer Collection
Gift of A. C. Coolidge
Jan. 15, 1904

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

v.211843

Entered according to Act of Congress, in the year 1889, by *Joseph Gummersbach* of the firm of **B. Herder**, St. Louis, Mo., in the Office of the Librarian of Congress at Washington, D. C.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Digitized by Google

Vorwort.

Island heißt Eisland. Kein verlockender Name! Dennoch hat die Feuerinsel im Nordmeer, die Ultima Thule der mittelalterlichen Chronisten, die äußerste fast nach Amerika hin gelegene Vorburg des alten Europa in ihrer winterlichen Einsamkeit, mit ihren Vulkanen und heißen Sprudelquellen, ihren riesigen Gletschern und Lavawüsten, durch Jahrhunderte als eine Art Wunderland gegolten und diesen Zauber des Seltsamen auch heute noch nicht ganz eingebüßt. Schaaren von Reisenden, Dänen, Norweger, Schweden, Engländer, Franzosen und Deutsche, sind noch in diesem Jahrhundert dahin gepilgert und haben theils die vulkanische Natur der Insel, ihre Fauna und Flora naturwissenschaftlich untersucht, theils ihre eigenartigen Naturerscheinungen und Lebensverhältnisse belletristisch beschrieben. Eine fast noch umfangreichere gelehrte Literatur hat sich um die älteste Dichtung, Sage und Geschichte Islands gruppirt, und auch die neueren Schicksale des Inselvolkes sind nicht unbesprochen geblieben.

Als den Verfasser daher 1883 eine freundliche Schickung auf die ferne Insel führte, glaubte er kaum, etwas Neues aufspüren zu können, was nicht schon längst von seinen Vorgängern erforscht und ausführlich beschrieben worden wäre. Erst auf der Reise selbst wurde er gewahr, daß die vorhandenen Schilderungen den reichen Stoff noch keineswegs erschöpfen, indem das realistische Interesse an der Natur des Landes das mehr ideale an dem religiösen, literarischen und politischen Leben des Volkes vielfach zurückgedrängt hat.

Zwischen der Götter- und Heldenwelt der Edda und den vulkanischen Erscheinungen der letzten Zeit eröffnete sich der Blick in eine ihm bis dahin fremde Welt, in ein katholisches Island des Mittelalters, in eine überaus merkwürdige alte Geschichtsliteratur, in eine bisher wenig beachtete christliche Skaldendichtung, in die Glanzperiode wie in den Niedergang einer hochgebildeten, consequent entwickelten, höchst merkwürdigen Volksindividualität, in eine nationale Leidensgeschichte sondergleichen, in eine nicht weniger denkwürdige politische Wiedergeburt, in ein neues, freudiges, vielversprechendes

Digitized by Google

Geistesleben. Nicht arme Bauern und Fischer standen mehr vor ihm, sondern ein hochbegabtes, der größten Theilnahme würdiges Volk, noch eigenartiger und seltsamer als die vulkanische, halbarktische Natur, in deren Mitte seine Geschichte sich abspielte. All das stand aber mit der Gegenwart noch in näherem oder fernerem, aber lebendigem Zusammenhang und verlieh der vielbeschriebenen Scenerie ein neues Interesse.

Aus diesen Eindrücken sind die Reiseskizzen hervorgegangen, welche ich in den Jahren 1884 und 1885 in den „Stimmen aus Maria-Laach" (Bd. 27—31) veröffentlichte. Sie erscheinen hier vermehrt, verbessert und mit einer reichlichen Anzahl von Illustrationen und Karten ausgestattet.

Von den Illustrationen ist die Mehrzahl nach neuen Photographien oder nach Skizzen des Verfassers ausgeführt; die beigegebene Karte von Island wurde uns von der Verlagshandlung von Brockhausen und Bräuer zu Wien zur Verfügung gestellt.

Bei der Edda verweilt die Darstellung nur sehr kurz, da dieselbe durch zahlreiche Uebersetzungen jedermann zugänglich ist; nur das allzu wenig gewürdigte, culturhistorisch überaus merkwürdige Sonnenlied ist in neuer Uebersetzung vollständig mitgetheilt. Wie diese sind auch sämmtliche andere, gelegentlich eingeflochtene Uebersetzungen, sowie die Gedichte S. 31 und 162 von dem Verfasser; bloß eine Stelle der jüngern Edda (S. 46) ist nach Simrock citirt. Der Zweck dieser Proben ist nicht bloß, einigen Wechsel in die Darstellung zu bringen, sondern auch von der isländischen Literatur in ihren verschiedenen Entwicklungsstufen wenigstens eine Andeutung zu geben.

Unzweifelhaft wäre den Isländern manches herbe und verletzende Urteil erspart geblieben, wenn die Reisenden dem Geistesleben des Inselvolkes ebensoviel Aufmerksamkeit entgegengebracht hätten, als den materiellen Verhältnissen des Landes. Poesie läßt sich allerdings nicht wägen und statistisch bestimmen, aber sie ist der Ausdruck einer geistigen Lebenskraft, welche für die Beurtheilung eines Volkes mit in Rechnung gezogen werden muß. Mögen diese Blätter dazu dienen, gerechteren und freundlicheren Anschauungen Eingang zu verschaffen. Ich begleite sie mit einem herzlichen Gruß an die wackeren, tüchtigen Männer, die ich in Island kennen lernte.

Exaeten (bei Roermond), Holland, 26. Mai 1889.

Der Verfasser.

Digitized by Google

Inhalt.

Vorwort v—vi.

1. Kopenhagen.

Unerwartete Einladung zur Wanderschaft. Hamburg-Korsör 1, 2. — Erste Sicht von Kopenhagen. Rosenborg-Slot. Andersen 3—4. — Die Absalonsstadt. Schloß Christiansborg. Neumarkt und Börse. Amalienborg. Die Marmorkirche 5—12. — Der Thiergarten. Ordrup 13, 14. — Der Oerstedspark. Aussicht vom Runden Thurm. Französische Bühnentriumphe 15—16. — Sonntag in Kopenhagen. Vor Frue Kirke 17, 18. — Sonntag Nachmittag im Thiergarten 19—21. — Volksbelustigungen in Tivoli 22—24. — Die katholische Mission. Religiöses 25—27.

2. Von Kopenhagen nach Thorshavn.

Die öffentlichen Gebäude. Thorwaldsen und das Thorwaldsen-Museum 28—32. — Graf Holstein. Gisli Brynjúlfsson 33. — Reitübungen 34. — Abfahrt von Kopenhagen. Der Romny. Schiffsgesellschaft 35, 36. — Kopenhagen als Islands Hauptstadt 37. — Fahrt durch den Sund. Helsingör. Hamlet und Holger Danske 38—40. — Baß Rock. Das isländische Nationallied 41—43. — Leith-Edinburgh 44—45. — Die schottische Küste entlang. Die Orkney-Inseln. Das versalzene Meer 46, 47. — Der „Mönch". Ankunft in Thorshavn. Bootfahrt nach Hvidenäs. Gottesdienst in einer Fischerhütte 48—52.

3. Von Thorshavn nach Reykjavík.

Die Hauptstadt der Faröer 53, 54. — Der Lootse Zacharias. Gruppirung der Inseln. Inselscenerie 55—57. — Bevölkerung. Dörfer und Pfarreien 58, 59. — Klacksvik. Fahrt durch die Inseln. Auf dem Atlantischen 60—62. — Die isländische Sprache 63, 64. — Island in Sicht! Dyrhólarey. Reynisdrangar. Eyjafjallajökull und Hekla 65—67. — Die Westmänner-Insel. Seevögel. Küstenfahrt 68—71. — Der Karl und der Leuchtthurm. Der Snaefellsjökull 72, 73. — Durch den Faxafjördr. Die Rauchbucht. Reykjavik in mitternächtlichem Dämmerschein 74—77.

4. Reykjavík.

Trüber Morgen. Das Missionshaus 78—80. — Panorama von Reykjavik. Topographie der Stadt. Häuser, Pferdchen und Hunde 81—85. — Die rauchenden Quellen bei Reykjavik 86. — Besuch auf dem „Dupleix" 87—89. — Der „Camoens" im Eise 90. — Bischof Pjetur Pjetursson und seine Vorgänger 91, 92. Der Landshöfding. Die höhere Gesellschaft 93, 94. — Alter und neuer Brauch 95, 96.

5. Die Almannagjá und Thingvellir.

Die isländische Verfassung. Das moderne Althing 97, 98. — Eröffnung des Althing. Kirchliche Feier. Das Althingshaus 99, 100. — Jón Sigurdsson 101. — Botschaft des Königs. Präsidentenwahl. Mitgliederverzeichniß des Althing 102—104. — Aufbruch nach Thingvellir. Der gefürchtete Galopp 105—107. — Der Ritt über den Hraun. Mosfellsheidi 108, 109. — Die Almannagjá 110. — Im Pfarrhaus von Thingvellir. Natur und Cultur 111, 112. — Am Thingvalla-See. Die Althingsversammlungen des Mittelalters 113—115. — Das berühmteste Althing 116. — Elegie am Lögberg 117, 118.

6. Die Geysir in Haukadalr.

Durch die Rabenschlucht. Am Laugarvatn 119, 120. — „Die lieben Thiere" 121. — Isländischer Birkenwald. Die Bruará 122—125. — Uthlid. Der Hof von Múli 126—128. — Am Großen Geysir 129—131. — Blesi und Strokkr 132, 133. — Die kleineren Quellen. Das Reizen des Strokkr 134—136. — Der Kleine Geysir 137. — An die Hvitá. Der Langjökull und der Gullfoß 138—140. — Bivouac am Großen Geysir 141.

7. Vom Großen Geysir zur Hekla.

Uebergang über die Hvitá 142, 143. — Bei einem gelehrten Schuster 144. — Der Pfarrhof von Hruni 145. — Das Millenialbild. Alte Feste im isländischen Kalender 146—148. — Uebergang über die Thjórsá. Seltsame Höhlen 149—151. — Sandsteppe an der Vestri-Rangá. Galtalaekr am Fuß der Hekla 152, 153. — Frühere Eruptionen der Hekla (1766 u. 1845) 154, 155. — Ritt auf die Hekla. Naefrholt. Die Lavawüste am Raudölbur 156, 157. — Der letzte Aufstieg. Gestaltung des Vulkans. Die obersten Krater 158—160. — Aussicht von der Hekla 161—163. — Islands Vulkane 164—166.

8. Ólafsvellir, Laugardaelir und Reykir.

Der isländische Pferdehandel 167. — Das Lied vom Pferdekauf 168—170. — Das Ufer der Thjórsá hinab. Sandlaekr 171, 172. — Der Pfarrhof von Ólafsvellir. Pastorales Leben, geistlich und weltlich 173—175. — Meßliturgie. Volksschule. Gastfreundschaft 176, 177. — Anfänge von Straßenbau. Laugardaelir an der Hvitá 178, 179. — Das Leben eines Arztes 180. — Die heißen Quellen von Reykir 181. — Volkssagen (Der Troll Bergthórr. Der Schäfer von Silfrúnastadir. Die Grýla. Ursprung der Elfen) 182—185. — Aussicht auf die Ölfusá. Die Hellisheidi und Hellisskard. Rückkehr in die Hauptstadt 186—188.

9. Zweiter Aufenthalt in Reykjavik.

In Island gefangen. Die „Pola" auf dem Wege nach Jan Mayen 189—191. — Holländische Walfischfänger auf Jan Mayen 192. — Gottesdienst in Landakoti 193. — Ein Abgeordneter aus dem Volke. Kirchenbau und Kirchweihe zu Thingeyrar 194, 195. — Stillleben zu Reykjavik 196. — Árni Magnússon und die Arnamagnäische Sammlung 197. — Das Museum zu Reykjavik. Kunst und Verkehr im Mittelalter. Profankunst. Filigranarbeit 198—200. — Hochzeitstracht der Frauen. Poesie und Prosa einer Isländerin 201, 202. — Gründung der katholischen Missionen durch Abbé Bernard und Abbé Baudoin 203. — Verfolgungssturm. Abbé Baudoins

Apologetik 204—206. — Einar Ásmundsson 207. — Lateinschule. Gymnasialbibliothek 208, 209. — Sanitätswesen. Der Bandwurm 210. — Fischfang in der Laxá. Viðey. Dorschfang in der Rauchbucht 211—213.

10. Aus Islands heidnischer Vorzeit.

Das Landnámabók. Die älteste Kunde über Island 214, 215. — Besiedelung der Insel durch die Norweger 216, 217. — Christliche Ansiedler. Örlygr am Patreksfjörðr 218, 219. — Culturzustände der Landnámazeit. Die Tempelgemeinde. Das älteste Recht 220, 221. — Kosmogonie und Mythologie der Edda 222, 223. — Der Zwiespalt der nordischen Götterwelt. Weltkampf und Weltende 224—227. — Idee einer Welterneuerung 228. — Der Cult des Gottes Thórr. Tempel, Gottesdienst und Opfer 229, 230. — Lebensweisheit des Hávamál 231, 232. — Verfall des Götterglaubens. Friedliche Vorbereitung des Christenthums 233—235.

11. Das altnordische Sonnenlied (Solarljóð).

Verbindung Islands mit den britischen Inseln. Vordringen des Christenthums 236—238. — Ideenwelt der ältesten Skaldenpoesie 239. — Idee und Anordnung des Sonnenliedes 240, 241. — Mythische und mythologische Gestalten der Dichtung 242. — Das Sonnenlied 243—254. — Die Dichtung als Zeitbild 255, 256.

12. Das katholische Island des Mittelalters.

Die ersten Glaubensboten: Thorvaldr und Bischof Friedrich, Stefnir, Thangbrandr (981—999) 257, 258. — Die Bekehrung des isländischen Volkes 259—261. — Missionsbischöfe 262. — Gründung des Bisthums Skálholt 263, 264. — Gründung des Bisthums Hólar 265. — Klöster 266. — Die Kirche und die Literatur 267, 268. — Der hl. Thorlák von Hólar 269. — Innocenz III. an die Isländer 270. — Die Sturlungerzeit 271. — Untergang der Republik 272. — Weitere Entwicklung des kirchlichen Lebens. Cultus und Kunst 273—275. — Testament des Einar Eiríksson 277. — Charitatives Walten der Kirche. Reisen und Pilgerfahrten 278, 279. — Björn Einarsson in Grönland, Rom und Jerusalem 280. — Bischöfe von Hólar 281. — Bischöfe von Skálholt 282. — Die zwei letzten Bischöfe der katholischen Zeit: Ögmundr Pálsson und Jón Arason 283, 284.

13. Die Edda.

Die altnordische Sprache. Literaturbildende Elemente 285. — Idee und Charakter der ältern Edda 286. — Die Göttersage 287. — Die Heldensage 288. — Die Helden des Nibelungenliedes in altnordischer Gestaltung 289. — Die Guðrún der Edda. Aus dem ersten Guðrúnliede 290, 291.

14. Die mittelalterliche Saga-Literatur.

Die Schule von Haukadalr. Ari Fróði und Saemundr Sigfússon 292. — Entwicklung der Prosaliteratur. Begriff der Saga 293. — Verschiedenartige Gestaltung des Saga-Stoffes 294. — Die Saga als Spiegelbild des Volkslebens 295. — Eintheilung der Sögur 296. — Die poetische Saga. Die halbgeschichtliche Saga 297. — Topographische Vertheilung der kleineren Sögur 298. — Aus der Saga des Gunnlaug Ormstunga 299, 300. — Die fünf großen Sögur 301. — Die geschichtliche Saga. Geistliche Historiker 302. — Snorri Sturluson. Die Heimskringla 303. — Die Sturlunga-Saga. Legenden in Saga-Form 304. — Religiöse Biographien 305.

15. Die Skaldendichtung.

Altnordisches Dichterleben. Hallfredr der Störrische 306, 307. — Die Skalden der Uebergangszeit vom Heidenthum zum Christenthum 308. — Die Skalden des hl. Ólafr 309. — Skaldendichtung und Edda 310. — Thórarins Glockenlied 311. — Eiriksdrápa des Markús Skeggjason. Ein isländischer Skalde (Einar Skúlason) vor einem künftigen Papst 312. — „Geisli", der Strahl. Das berühmteste Lied auf den hl. Ólafr 313—315. — Die Poesie im 13. und 14. Jahrhundert 316. — Die „Lilja" des Eystein Ásgrimsson 317, 318. — Die „Rosa" Sigurds des Blinden. Andere Madonnenlieder. Rimur (Volksballaden). Die Dichtungen des Jón Arason. Der letzte Bischof auch der letzte Skalde 319, 320.

16. Islands Verfall nach der Glaubenstrennung.

Naturgemäße Folgen der Glaubenstrennung 321. — Plünderung der Klöster. Gewaltsame Einführung der neuen Lehre 322. — Gefangennehmung und Hinrichtung des Bischofs Jón Arason 323. — Verweltlichung des Kirchenguts. Versiegen der religiösen Wohlthätigkeit. Lostrennung aus dem Verbande der allgemeinen Christenheit 324. — Das dänische Handelsmonopol 325. — Wirthschaftlicher Niedergang der Insel 326. — Politischer Verfall bis zur Aufhebung des Althings 327. — Furchtbare Heimsuchungen im 18. Jahrhundert 328. — Die Noth auf ihrem Höhepunkt 329. — Religiöser Ernst und Standhaftigkeit des Volkes 330. — Isländische Gelehrte in Kopenhagen 331.

17. Islands Wiederaufleben im 19. Jahrhundert.

Wissenschaftliches Aufleben des nationalen Gefühls. Die Literaturgesellschaft. Politisches Erwachen 332. — Der Kampf um politische Selbständigkeit von 1831 bis 1851, 333. — Der Althingsprotest von 1851. Weiteres Ringen nach Home-Rule 334. — Jón Sigurdsson, der Befreier 335. — Das Millenialfest 1874 und die neue Verfassung. Christian IX. in Thingvellir 336. — Grundzüge der Verfassung. Verhältniß zu Dänemark. Althing. Gesetzgebung 337, 338. — Politische Eintheilung und Verwaltung 339. — Die Finanzen 340. — Die wirthschaftlichen Verhältnisse. Landbau. Viehzucht. Einfuhr und Ausfuhr 341. — Gerichtswesen. Kirche und Schule 342. — Neuisländische Literatur 343. — Ein neuisländisches Lied auf Jón Arason 344, 345.

18. Fjorde und Handelsplätze der Westküste.

Die erste isländische Industrieausstellung 346—348. — Abschied von Reykjavik 349. — Einschiffung. „Die Schiffsneuigkeiten", ein Culturbildchen in Versen 350 bis 352. — Vom Faxafjördr zum Breidifjördr 353. — Verunglückte Islandsfahrt eines Engländers 354. — An den Gunnbjörnsschären. Die Entdeckung Grönlands und Vinlands (Amerika's) 355. — Stykkishólmr und Thórsnes-Helgafell 356, 357. — Ein Sysselmann 358. — Die Insel Flatey. Eine Bibliothek zwischen Island und Grönland 359—361. — Patreksfjördr, Dyrafjördr und Önundarfjördr. Meteorologisches Observatorium 362, 363. — Der Surtarbrandr 364. — Der Glámujökull und das Ísafjardardjúp 365. — Ísafjördr (Eyri), Islands zweite Handelsstadt 366, 367. — Fischfang 368.

19. Am Eismeer.

Am Cap Horn. Eisberge 369. — Der Hákarl (Eishai) 370. — Skagaströnd. Eine Karawane aus dem Binnenland 371. — Einar Gilsson. Das Lied vom Bettler Skídi, eine komische Epopöe aus dem 14. Jahrhundert 372—374. — Insel Drangey

Der „Kerl“ und die „Kerlin“ 375. — Saudakrókr. Der Syſſelmann Briem 376, 377. — Mädchenſchulen. Schickſale des Dr. Keilhack 378. — Islands Gletſcher 379. — Die Auswanderung nach Winnipeg 380. — Der Siglufjördr. Schwieriger Verkehr in Nordland 381, 382.

20. Akureyri.

Eingang in den Eyjafjördr. Das Innere des Fjords 383. — Die erſten Deutſchen im Nordlande, Friedrich und Bernhard 384. — Oddeyri 385. — Pferdetransport nach Schottland. Ein vielſeitiger Poſtmeiſter 386. — Straßen. Leichenzug im Winter 387. — Der Pſalmendichter Hallgrimr Pjetursſon 388. — Der Grabgeſang des isländiſchen Volkes 389, 390. — Der Amtmann des Nordlandes. Letzter Ritt 391. — Am Waſſerfall der Glerá. Gröndals Millenial-Lied 392, 393. — Kirche und Bibliothek von Akureyri 394.

21. Das Oſtland.

Der Mückenſee (Mývatn) mit und ohne Mücken 395. — Der Herdubreid, der Odádahraun, der Vatnajökull 396. — Hengifoß und Dettifoß 397. — Abreiſe von Akureyri. Klimatiſches. Die Inſel Grimsey 398. — Die Schiffsgeſellſchaft 399. — Ein weißer Fuchs und die Ponies zu Schiffe. Zurück in die gemäßigte Zone. Vopnafjördr 400. — Die Handelsſtation Seydisfjördr. Die isländiſche Handelsgeſellſchaft (Gránufjelag) 401. — Der Reydarfjördr. Der Walfiſchfänger Svend Foyn 402. — Der Häringsfang der Norweger; der Dorſchfang der Isländer 403. — Die Station Eskifjördr. Landſchaft. Ein Feldblumenſtrauß aus Oſtisland. Die Archangelica officinalis 404, 405. — Die Kalkſpath-Kryſtalle am Eskifjördr. St.-Lorenz-Nacht 406. — Abſchied von Island. Fahrt nach Süden 407, 408.

22. Von Island nach Norwegen.

Der einſtige Verkehr zwiſchen Island und Norwegen 409. — Sonntagsfahrt durch die Faröer 410 — Am Grabe eines katholiſchen Färingers 411. — Trangisvaag auf Suderö 412. — Der Fang des Grindwals 413, 414. — Vogelberge und Vogelfang 415. — Die Kathedrale zu Kirkebö 416. — Aus der Fareyinga-Saga. Iriſche Einwanderung 417. — Der Volksheld Sigmundr Breſtisſon 418. — Gewaltſame Bekehrung der Färinger 419, 420. — Die Sigmundsſage als Sigmundslied 421. — Altes Faröiſches Schutzengelgebet 422. — Der erſte Biſchof Gudmundr. Sagen über die Anfänge des Biſthums 423. — Von Trangisvaag nach Edinburgh 424. — Tänze und Tanzlieder der Färinger 425—427. — Der isländiſche Handel des Mr. Slimon in Leith 428. — Schickſal der isländiſchen Ponies in Schottland. Auf Pferdehandel 429. — Durch das ſchottiſche Vorderland. In Abbotsford 430. — New-Caſtle on Tyne 431. — Die Nordſee 432, 433.

Anhang.

		Seite
I.	Aelteſter Bericht eines Deutſchen über Island (um 1070) . . .	435
II.	Charakteriſtik Islands aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts . .	437
III.	Verzeichniß des katholiſchen Epiſkopats von Island (von 1056—1550)	438
IV.	Die Geſetzesſprecher der Republik Island von 927—1271 . . .	441
V.	Einar Ásmundsſons Vorſchläge zur Hebung Islands	443
VI.	Das isländiſche Staatsbudget für die Rechnungsjahre 1880 und 1881	448
VII.	Islands Erforſcher und Beſchreiber (Bibliographiſcher Abriß) . .	452

Proben aus der Isländischen Literatur.

Seite
1. Der Ursprung der Dinge (Völuspá, Str. 6—13) 222
2. Die Götterdämmerung (Völuspá, Str. 41, 48—63, 70—72) . . . 226
3. Altnordische Lebensweisheit (Sprüche aus dem Hávamál, Str. 15, 16, 21, 22, 36, 53, 54, 55, 59, 69, 76) 231
4. Das erste Gudrún-Lied (Str. 1—16, mit Facsimile des Cod. Reg.) . 289
5. Das Sonnenlied (Sólarljóð) 243
6. Das Glockenlied (Glaelogns-Kviða) von Thórarinn Loftunga (um 1032) 311
7. Der Strahl (Geisli), Lied auf den hl. Ólafr von Einar Skúlason (1154). (Abriß) 314
8. Die Lilie (Lilja), Madonnenlied von Eystein Ásgrimsson (1300—1361). (Str. 1, 2, 22, 24, 49, 62, 88, 90) 317
9. Das Lied vom Bettler Skíði (Skiðarima) von Einar Gilsson (Lögmaðr von 1367—1368). (Auszug und einige Strophen) 372
10. Blitzesstrahlen (Ljómur), Passionsgedicht des Bischofs Jón Arason (1484 bis 1550). (Str. 1, 10—12) 319. 394
11. Ad beatam Virginem, lateinische Ode des Bischofs Brynjólfr Sveinsson (1605—1675) 330
12. Christliche Todesbetrachtung (Kristileg umþenking dauðans) von Hallgrimr Pjetursson (1614—1674) 388
13. Das Lied vom Pferdekauf (Hestakaupvisur) von Stefán Ólafsson (1620 bis 1688) 168
14. Schiffsneuigkeiten (Skipafregn) von Árni Böðvarsson († 1836) . . 350
15. Erinnerung an Island (Islands Minni), das isländische Nationallied von Bjarni Thórarensen (1786—1841) 43
16. Island, Elegie von Jónas Hallgrimsson (1807—1845) 117
17. Jón Arason, von Gísli Brynjúlfsson (1827—1888) 344
18. Fahrt in den Süden (Sunnanför) von Benedikt Gröndal jun. (geb. 1826) 407
19. Island. Lied zum Millenialfest, von demselben 392
20. Der Snaefellsjökull, von Steingrimr Thorsteinsson (geb. 1830) . . 73
21. Volkssagen. (Vom Troll Bergthórr. Vom Schäfer zu Silfrunastadir. Die Grýla. Ursprung der Elfen) 182
22. Das Lied von Sigmundr (Sigmundar Kvaeði), 2. Gesang. Faröisch . 421
23. Sigurdr und Brynhildr. Faröisch. (1. Strophe, mit Musik von Berggreen, Danske Folkesange og Melodier. 3. Udg. Kjöbenh. 1869) . 425

Andere Gedichte.

24. Die Nordsee, von Simon Olaus Wolff aus Thelemarken, Norwegen (1796—1859) 432
25. Im Thorwaldsen-Museum, von A. B. 31
26. Ein Hekla-Lied, von A. B. 162

Verzeichniß der Illustrationen.

Seite

1. Erste Sicht von Island (Südküste). Titelbild in Farbendruck.
2. Schloß Rosenborg in Kopenhagen 5
3. Schloß Christiansborg in Kopenhagen 9
4. Die Börse in Kopenhagen 11
5. Vorhalle des Thorwaldsen-Museums in Kopenhagen 29
6. Schloß Kronborg am Sunde (Tonbild) 38
7. Der „Mönch" 49
8. Färinger in seiner Barke 51
9. Ansicht von Thorshavn (Tonbild) 53
10. Die Faröer (Karte) 56
11. Färinger mit Schafen 59
12. Reynisdrangar 67
13. Isländerin in der alltäglichen Volkstracht 71
14. Orientirungskarte für die Umgebungen von Reykjavik 75
15. Ansicht von Reykjavik (Tonbild) 76
16. Kaufladen in Reykjavik (Tonbild) 81
17. Isländischer Hund 83
18. Isländischer Schuh 85
19. Bischof Pjetur Pjetursson 91
20. Die Almannagjá (Tonbild) 110
21. Thingvellir und der Thingvalla-See vom Lögberg aus 117
22. Die heißen Quellen am Laugarvatn als Kochherd für Reisende . . 121
23. Uebergang über die Bruará 125
24. Plan des Hauses in Múli 127
25. Das Becken des Großen Geysir 131
26. Ausbruch des Großen Geysir (Tonbild) 136
27. Der Gullfoß (Tonbild) 139
28. Die Hekla (Tonbild) 152
29. Isländischer Frauensattel 171
30. Isländisches Gehöft 175
31. Nach überstandenem Ritt (Tonbild) 188
32. Isländerinnen in der Festtracht (Brauttoilette) 201
33. Mgr. Bernard 205
34. Ansicht des bei Sandefjord in Norwegen gefundenen Vikingerschiffes bei seiner ersten Bloßlegung 216
35. Vikingerschiff: Reconstruction 217
36. Vatreksfjörðr. Eine der ersten christlichen Ansiedelungen (Tonbild) . 219
37. Kirchliche Eintheilung von Island im Mittelalter (Karte) 263
38. Hölzerne Kirchenthüre aus Island. (Im Museum zu Kopenhagen) . 275

Digitized by Google

		Seite
39.	Ein Blatt aus der ältesten Handschrift der Edda, dem Codex Regius (Facsimile mit Transscription) (Tonbild)	288
40.	Octogon am Grabe des hl. Ólafr im Dome zu Throndhjem	313
41.	Jón Sigurðsson	335
42.	Christian IX. König von Dänemark	337
43.	Isländische Tabaksdose	347
44.	Der Snaefellsjökull (Tonbild)	353
45.	Isafjörðr	367
46.	Die Insel Drángey	377
47.	Akureyri (Tonbild)	386
48.	Isländisches Pferd als Leichenträger	387
49.	Seyðisfjörðr (Tonbild)	400
50.	Eskifjörðr (Tonbild)	402
51.	Fang des Grindwals (Tonbild)	412
52.	Messer zum Grindfang	413
53.	Ruinen der Kathedrale von Kirkebö	417

Karte von Island.

Berichtigungen.

S. 69, 70, 100, 111 ist statt „Praestr“ zu lesen „Prestr“ (oder dänisch „Praest“);
S. 139 und 140 in der Seitenüberschrift statt „Quellfoß“ zu lesen „Gullfoß“.

Digitized by Google

Island und die Faröer.

1. Kopenhagen.

Nach langem Winter und trübem Frühjahr hatte unsere einsame Limburger Heide endlich ihr Sommerkleid angezogen; der Garten stand in vollem Flor, in den Buchenhecken und Lauben zwitscherten die Vögel, die langen prosaischen Alleen zeigten sich in frischer, grüner Jägeruniform, und zwischen den vollen, wogenden Laubkronen hoher Linden, Buchen, Ulmen und Kastanien schien selbst das alte, schwermüthige Kasteel von Blijenbeck ein jugendfröhliches Ansehen zu gewinnen: da, als ich mich eben einmal des Sommers freuen wollte, erhielt ich plötzlich die Einladung, den Sommer wieder mit dem Winter zu vertauschen, d. h. mit dem nächsten Postschiff von Kopenhagen aus nach Island zu fahren, und gemeinsam mit meinem lieben Mitbruder, P. Albert Geyr von Schweppenburg, die wenigen Katholiken zu besuchen, welche auf den Faröern und auf Island, unter völlig protestantischer Bevölkerung, noch mehr vereinsamt und verlassen sind, als diese Inseln selbst in der melancholischen Oede des nordischen Meeres.

Es war eine seltsame Ueberraschung! Denn um den skandinavischen Norden hatte ich mich bis dahin, ich muß es zu meiner Beschämung gestehen, gar wenig gekümmert. Es fror mich schon beinahe, nur daran zu denken. Alle meine Herzensneigungen zogen von jeher nach dem schönen Süden, und es kam mir deshalb wie ein grausamer Spott des Schicksals vor, daß sich mein Lebensweg, statt nach Süden, immer weiter nach dem Nordpol entwickeln sollte, zu den trüben Gestaden „am Ende des tiefen Okeanosstromes“, vor welchen schon dem göttlichen Homer ganz angst und bang ward:

Allda lieget das Land des kimmerischen Männergebietes,
Ganz von Nebel umwölkt und Finsterniß; nimmer auf jen' auch
Schauet Helios her mit leuchtenden Sonnenstrahlen;
Nicht wenn empor er steiget zur Bahn des sternigen Himmels,
Noch wenn wieder zur Erd' er hinab vom Himmel sich wendet;
Nein, rings grauliche Nacht umruht die elenden Menschen.

Vor dem schönen Reisezweck schwand indes jenes homerische Frostgefühl rasch dahin. Es ist eine schöne Sache, Verlassene und Betrübte zu trösten, eine noch schönere, an dem großen Missionswerk der katholischen Kirche Antheil zu nehmen und die heiligen Geheimnisse ihres sacramentalen Lebens in fernen Ländern zu erneuern, aus denen sie seit Jahrhunderten verdrängt ist.

Auch in literarischer Hinsicht eröffnete eine solche Reise manch freundliche Aussicht. Die Edda gilt ja vielen als die „Großmutter“ unserer Literatur; der rauhe, kräftige, naturwüchsige Geist, der in ihr wohnt, hat in den Sprachen des Nordens bis auf unsere Zeit neue, lebendige Schößlinge getrieben, und in der großartigen Natur, die jenen alten Dichtungen Stoff und Bilder lieh, konnte man schon hoffen, aufzuathmen von dem trüben Dunste, der schwer und drückend auf unsern Cultur- und Literaturverhältnissen lastet.

So ging ich denn am 4. Juni froh und wohlgemuth auf Reisen, erreichte am selben Tage noch Hamburg und fuhr, nachdem ich mir diese deutsche Seestadt etwas angesehen, am 6. abends mit dem Nachtzuge nach Korsör ab.

Von einer Nachtfahrt läßt sich nicht viel erzählen. Ich kauerte mich in einen Winkel, duselte so gut es ging und ließ mich so von Altona nach Kiel rollen. Um Mitternacht kamen wir an. Es waren viele Passagiere und deshalb ein großes Gedränge. Ich half mitdrängen; die anderen kannten aber Schiff und alles schon besser und kamen mir zuvor. Sie stürzten sich in die Kajüte wie in eine eroberte Stadt, und als ich mich nach einer Schlafstelle umsah, hätte ich über zwei der Eroberer hinüber- und hinaufturnen müssen, um mich in einem schlechten Platz ganz hinten im Schiff nach Dänemark hinüberwiegen zu lassen. Das mochte ich nicht, ging darum wieder auf Deck und träumte in den wolkenlosen Himmel hinein. Von Kiel war nichts zu sehen, als der Leuchtthurm und ein paar Lichter am Strand, später der Leuchtthurm von Friedrichsort. Am Himmel regten sich indes bereits die ersten Lichtwellen des dämmernden Morgens, und je weiter wir durch die langgestreckte Bucht hinausfuhren, desto deutlicher wurden nach beiden Seiten die Umrisse der noch nächtlichen, schattenhaften Ufer. Wir fuhren gerade in das Morgenlicht hinein, das langsam wuchs, während am übrigen Firmamente noch die Sterne flimmerten. So wunderbar schön und träumerisch dieses Schauspiel war, war ich doch vom vorigen Tag noch müde und streckte mich auf einem Divan des Salons zur Ruhe aus. Ich schlief ganz prächtig, und als ich aufwachte, waren wir schon in Korsör. Wie vorher auf die Cabine, stürzten sich die Kämpfer ums Dasein in das Restaurant und an den Frühstückstisch. Es wurde eine ziemlich reiche „Frokost“ servirt; ich nahm, da ich die Herrlichkeit noch nicht genauer kannte, mit etwas Kaffee und Eiern vorlieb. Die Passagiere waren vorwiegend Dänen, und da ich ihren Reden nur mühsam folgen konnte, fühlte ich mich sehr einsam. Das Stück Seeland, durch das man fährt, ist von Juni an ein ganz netter Fleck Erde, üppige Wiesen, gutes Ackerland, freundliche Höfe und Dörfer. Der Baumwuchs ist ansehnlich, die Häuser sind behäbig, wenn auch nicht besonders eigenthümlich oder malerisch. Die merkwürdigste Stätte, an der man vorbeikommt, ist Roeskilde, an einer langen schmalen Meeresbucht (Föhrde), die von Norden her tief ins Land einschneidet, Dänemarks einstige Reichshauptstadt (bis 1445), jetzt, von 100 000 Einwohnern auf 5000 herunter-

Digitized by Google

gekommen, nur noch merkwürdig als Mausoleum der dänischen Könige, die in dem romanischen Dom begraben sind. Man sieht den schönen, wohlrestaurirten Bau ganz gut von der Bahn aus. Eine Stunde später war ich schon in Kopenhagen und zu Hause. Denn Dänemark ist eines der wenigen Länder, wo kein Gesetz uns wie Verbrecher ausschließt oder maßregelt. Zwei meiner Mitbrüder warteten auf mich an der Bahn und führten mich in die Stadt hinein nach Kronprindsessegade Nr. 42. Da wohnten sie damals. Seither sind sie in einen andern Theil der Stadt übergesiedelt.

Wenn Jupiter Pluvius nicht gerade alle seine nordischen Regenvorräthe über Seeland ausschüttet, so muß Kopenhagen auf jeden Ankömmling einen günstigen Eindruck machen. Von dem geräumigen, wenn auch nicht prächtigen Bahnhof führt die glänzende Vesterbrogade (Westbrückengasse) in die Stadt hinein. Links hat man das Café National, ein Hotel im vornehmsten modernen Stile, alles neu, schimmernd, verschwenderisch und eine ganze Reihe neuer Häuser mit entsprechenden Schauläden; rechts ist der zierliche Eingangspavillon zu Tivoli, dem Prater von Kopenhagen, und dann ein langer Bazar mit allen erdenklichen Schätzen von nothwendiger, nützlicher und überflüssiger Industrie. Auf den breiten Trottoirs flutet immer eine dichte, nicht nur gut, sondern meist fein und modisch gekleidete Menschenmenge vorüber; auf der weiten Straße drängen sich die Wagen und Tramways. Alles recht großstädtisch. So kommt man auf den Halmtorvet, an den Strohmarkt, einen großen, zum Theil fein, zum Theil aber noch nachlässig gepflasterten Platz. Hier fängt die alte Stadt an, mit engeren und krümmeren Straßen. Das ist nicht mehr à la Paris, aber doch noch reich und behäbig genug. Durch die Vestergade und Skindergade und etliche andere Gaden kamen wir an einen herrlichen Park mit hohen Bäumen. Ihm entlang läuft die Kronprindsesse-Straße, eine Reihe von meist älteren, aber wohlgebauten Häusern, die den großen Vortheil genießen, kein lästiges Gegenüber zu haben, sondern das Grüne des schattigen Parkes. Gar nicht ungern schlug ich hier für etliche Tage mein Studienzelt auf.

Meinen ersten Spaziergang machte ich in dem Rosenborg-Slot-Garten. Das Gute lag zu nahe, um es nicht zu benützen. Ein Spaßvogel, der Kjöbenhavn ved dag og ved nat beschrieben hat, erklärt diesen Garten als das Karlsbad, Marienbad, Ems oder Vichy von Kopenhagen. Wer sich Leber, Lunge, Magen verdorben, wen Gicht oder Melancholie, schwere Verdauung oder Hypochondrie plagt, und wer kein Geld hat, in jene Eldorados des dolce far niente zu reisen, der macht hier seine Brunnenkur. Wirklich wurde hier 1831 ein Gesundbrunnen angelegt und zwei lange Alleen, ein „Damengang" und ein „Cavaliergang" hergerichtet, während der übrige Park anmuthige Krummwege in englischem Geschmack bildet. Wie es mit diesem Kurgastleben am Morgen ist, weiß ich nicht. Als wir gegen Mittag da spazierten, war alles voll von Kindern, Kinderwägelchen und Kindsmägden.

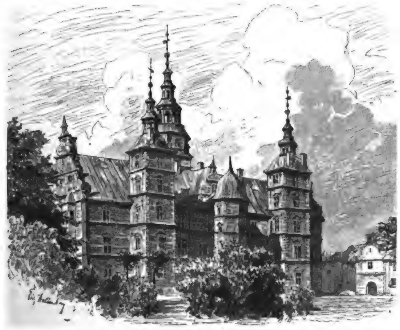
Recht pausbackige kleine Dänen, wie Prinzen und Prinzeßchen à la mode gekleidet, doch gesund und munter, an jenes Kind erinnernd, von dem Andersen erzählt, es habe beim Abendgebet nach der Bitte „Gib uns heute unser tägliches Brod“ immer eine kleine Pause gemacht, etwas für sich gemurmelt und dann erst laut weiter gebetet. Als die Mutter es fragte, was es denn im stillen murmele, sagte es, es füge zu dem „Gib uns heute unser tägliches Brod“ immer noch die Bitte hinzu „und recht dick Butter drauf“. Das ist echt dänisch oder eigentlich skandinavisch und nordisch überhaupt. In Süddeutschland hat man keine Vorstellung, was im Norden Butter aufgestrichen wird. Trockenes Brod kennt man kaum. Auch Kuchen, Süßigkeiten und Näschereien werden in Dänemark wohl mehr verzehrt, als durchschnittlich bei der Nation der „Denker“, und zwar nicht bloß von den Kleinen, sondern auch von den Großen.

Mitten unter den munteren Dänenkindern, die sich in dem Parke tummeln, hat ihr Freund, der liebenswürdige Märchenerzähler H. C. Andersen, ein Denkmal erhalten. „Ein schrecklich eitler Mensch!“ sagte mein Begleiter und erzählte mir unter anderem, Andersen habe geweint, wenn er etwa bei einem Diner nicht die erwarteten Complimente erhalten habe oder bei einer Gesellschaft nicht von seinen Werken die Rede gewesen sei. Der Vorwurf ist ihm schon zu Lebzeiten gemacht worden, wie er selbst in seiner Autobiographie erzählt. Als Zeugen zu seiner Rechtfertigung führt er einen Deutschen an, der gesagt habe, er, Andersen, sei nicht eitler als andere Poeten. Poeten, Musikanten, Sänger und andere Künstler sind aber durch ihre Kunst weit mehr darauf angewiesen, daß von ihnen gesprochen wird, als verborgene Veilchen von Gelehrten und soliden Bürgern. Sollte Andersen auch etwas eitel gewesen sein, aus seinen Werken spricht ein herzlich gemüthlicher, naiv kindlicher Geist. Ich kann ihm wirklich nicht böse sein. Er ist mein frühester dänischer Bekannter, und ich kann seiner standhaften Zinnsoldaten nicht gedenken, ohne auch in meiner Freundschaft für ihn standhaft zu bleiben.

Die Buchen und Ulmen, Linden und Platanen des Parkes sind so hoch, breitarmig und vollbelaubt, der Rasen so frisch und üppig, daß man vor der Stadt draußen zu sein glaubte, wenn auf dem Wege nicht so viel Leute sich drängten. Aus dem Grün taucht malerisch Rosenborg-Slot auf — in Christians IV. Stil. Was ist das für ein Stil? Ich könnte nicht viel Unterschied zwischen demselben und der niederdeutschen und niederländischen Renaissance finden. Es erinnerte mich an Kasteele, alte Bürgerhäuser, wie man sie in den Niederlanden vielfach trifft. Der Backsteinbau ist mit viel schnörkelreicher Ornamentik aus Sandstein eingefaßt, bei breiter Front durch graue Vertikallinien und Gurte in Felder getheilt, denen oben große Dachgiebel mit Fenstern entsprechen. Thürme und Thürmchen, ebenso gegliedert, beleben das Ganze noch mehr, und die Hauptgiebel züngeln von Schneckenfiguren aus in barocken Windungen und Absätzen zur Spitze empor. Die Thürme

haben oben mehrere niedrige Etagen, die meist vom Viereck ins Achteck und dann verjüngt wieder ins Viereck oder kleineres Achteck überspringen.

Das Ganze sieht recht artig aus; der röthliche Grundton und die grauliche Gliederung heben sich gut von der grünen Umgebung ab, während die im einzelnen nicht immer anmuthigen Schnörkel doch zu leichten Hauptlinien zusammenfließen. Gegen gotische Schlösser und Schlößchen, deren ich früher viele in England getroffen, sehen diese Renaissancebauten viel munterer und fröhlicher drein, bieten meist auch wohnlichere und hellere Räume und sind einer behaglichen und prachtliebenden Ausstattung überaus günstig.



Schloß Rosenborg in Kopenhagen.

Christian IV. von Dänemark, ein sehr baulustiger Herr, hat mehrere solcher Schlösser errichtet, vollendet oder angelegt. Rosenborg wurde 1606 gebaut, nach Zeichnungen und unter Leitung des Architekten Inigo Jones. Es diente erst als Königsschloß; dann nach dem großen Brande des Schlosses Christiansborg (1794) als Schatzkammer für die königlichen Regalien. Im December 1858 wurde es dazu bestimmt, eine Art Museum für die dänische Königsgeschichte zu werden. Der ausgezeichnete Geschichts- und Alterthumskenner Kammerherr J. J. A. Worsaae besorgte Anordnung und Einrichtung. Aus der Unmasse von Möbeln, Gemälden, Kunstsachen, Luxusgegenständen und historischen Reliquien, die sich bunt durcheinander in den verschiedenen Gemächern aufgespeichert hatten, stellte er das der Zeit nach Verwandte

Digitized by Google

zusammen, gab jedem Zeitraum seine bestimmten Säle und ließ diese dann genau im entsprechenden Stile wiederherstellen und ausschmücken. Christians IV. Audienzsaal ist mit Eichenholz getäfelt und mit 95 Gemälden gleichzeitiger holländischer Maler ausgestattet; sein Arbeitszimmer hat ebenfalls Eichenholzgetäfel, aber mit japanesischen Goldfiguren auf grünem Grund, einen reichornamentirten Sandsteinkamin und eine prächtige Stuccaturdecke. Im Schlaf- und Sterbezimmer des Königs, dessen grüne Moirétapeten Goldblumen zieren, sind eine Menge Porträts zusammengestellt, die an seine Jugendzeit erinnern. Der Rittersaal, 150 Fuß lang, entspricht der Zeit Christians V.; er ist mit Gobelins geschmückt, die Scenen aus dem skånischen Kriege darstellen, und enthält eine Menge geschichtlicher Andenken.

Der Rosensaal stellt den Uebergang von der Zeit Christians V. auf Friedrich IV. dar. Und so geht es weiter bis auf den Barockstil à la Pompadour und die Herrlichkeit der napoleonischen Kaiserzeit. Da die Sammlung nicht aus willkürlich zusammengetragenen Dingen besteht, sondern aus den wirklichen Familienandenken der dänischen Königsfamilie, da Geld- und Kunstwerth hinter der geschichtlichen Bedeutung nicht zurücksteht und das Ganze mit Geschmack zusammengestellt ist, so besitzt Rosenborg als Museum einen außergewöhnlichen Reiz und wird von den Reisenden auch fleißig besucht. Es umfaßt jedoch nur die Geschichte Dänemarks von etwa 1600 an, also einen Zeitraum, in welchem zwar das Königthum noch viel Pracht und Prunk entfaltete, die Macht des Landes aber schon zusehends bergab ging.

Der zweite Spaziergang galt dem Hafen, dem die Stadt ihren Ursprung und ihre Bedeutung verdankt. Vicus, qui mercatorum portus nominatur, so heißt es bei Saxo Grammaticus. Als „Kaupmannahöfn-þar sem heitir í Höfn“ wird es zuerst 1043 erwähnt, als die Könige noch in Roeskilde residirten. 1167 baute der Bischof Absalon eine Burg auf Slotsholm, einer Insel, die noch heute den Kern der Stadt bildet; 1171 wurde die Stadt — Urbs Absalonica — mit Mauern umgeben. Noch drei Jahrhunderte blieb sie bloße Kaufstadt; dann erst erlangte sie als Sitz königlicher Majestät eine höhere geschichtliche Bedeutung.

Durch die schönen Anlagen, in welche die ehemaligen Festungswälle verwandelt sind, schlenderten wir zum Toldbod, dem alten Zollhaus, das den einen Hafen von der Rhede scheidet. Gegenüber auf einer Insel liegt das Fort Trekroner. Den eigentlichen Hafen bildet ein sehr enger Meeresarm, welcher die seeländische Küste entlang von Südwest nach Norden läuft und dieselbe von der Insel Amager abtrennt. Westlich von dieser Meerenge lagert sich ungefähr in einem Halbkreis das eigentliche Kopenhagen, das früher von einer Befestigungslinie umschlossen war, jetzt sich frei nach Nordwesten entwickelt. Südlich von der Meerenge liegt die noch stark befestigte Vorstadt Christianshavn, eigentlich aus mehreren kleinen Inseln bestehend und nur an vier Punkten mit der Insel Amager verbunden.

Digitized by Google

Wo die Meerenge gegen Süden hin am schmalsten ist, drängt sie sich wie ein Fluß weit in die Stadt hinein und bildet die Insel Slotsholm. Da stand der älteste Theil der Stadt, das Schloß Absalons.

Die ganze Meerenge ist eigentlich nur ein einziger großer Hafen, nach Bedürfniß in willkürliche Regionen abgetheilt bis an die „Faerge“ hinauf, wo eine Brücke Slotsholm mit Christianshavn verbindet. Am Ufer der Rhede sah ich zum erstenmal in meinem Leben nach Schweden hinüber. Dampfer, Schooner und große Barken belebten das schöne Meerbild nach dem Sund hinaus. Nach dem Toldbod hin standen alte, abgetakelte Heldenschiffe, die jetzt als Kasernen und Matrosenwohnungen dienen. Im Vordergrund verschaffte ein älterer Herr seinem Pudel ein Bad, indem er ihm Steine ins Meer warf, welche der treue Vierbeiner mit unermüdlichem Eifer zu holen suchte.

Ein Rundgang um die Stadt führte uns weiter am Blinden- und Taubstummeninstitut vorbei zu den drei langen schmalen Seen: Sortedamssö, Peblingesö und St. Jörgenssö, welche westlich die Stadt umgürten und an deren Ufern sich bereits die prächtigsten neuen Quartiere entfalten.

8. Juni.

Hamburg hat mit seinen Vororten gegenwärtig wohl doppelt so viel Einwohner, als Kopenhagen mit den seinigen. Seine Seefahrt und sein Handel übertrifft weit denjenigen der dänischen Hauptstadt. Dennoch kam mir Kopenhagen in mancher Hinsicht interessanter, schmucker, glänzender vor.

Die Ursache mag vielleicht zum Theil in meiner Auffassung liegen; aber objective Anhaltspunkte stützen sie jedenfalls.

Wie in Hamburg haben unternehmende Leute ganze neue Stadtquartiere, herrliche Häuser, Bazare, Schauläden, Theater, Hotels gebaut. Wie in Hamburg hat man die unnützen Wälle niedergelegt und Anlagen daraus geschaffen. Wie in Hamburg geht dem geschäftigen Handelsleben ein immer fröhliches Pläsirleben zur Seite. Hier wie dort dringt das Meer oder wenigstens die Meeresstraße in die Stadt selbst hinein, während viel Park und Garten, Wasser und freier Raum Blick und Lunge erquickt. Hier wie dort ist Handel und Schiffahrt die eigentliche Quelle des Reichthums und des regen öffentlichen Lebens. Aber Hamburg hat bloß einen Bürgermeister, Kopenhagen einen König. Ich bin nicht als Unterthan eines Königs geboren und kann es nicht ausstehen, wenn man die große, religiöse, internationale Sache der Kirche, an der schon so viele Republiken betheiligt sind, mit den monarchisch-dynastischen Interessen dieses oder jenes Fürstenhauses verquickt. Doch als „Mensch und Stadtsoldat“, wie der selige P. Rieß zu sagen pflegte, glaube ich, daß es doch einen Unterschied macht, ob eine Stadt bloß einen Bürgermeister oder aber einen König beherbergt.

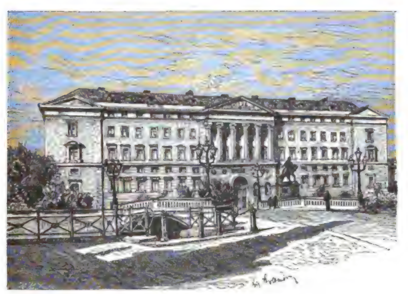
Mit dem Königthum kommt eine persönliche und historische Einheit, Pracht, Würde, Zusammenhang, Abstufung in das Stadtbild, ein Element,

mit dem nur ältere Republiken durch ihre Monumentalbauten wetteifern können. Bahnhöfe, Hotels, Kleidermagazine, Theater, Schulpaläste, Museen, selbst Börsen, Banken, Capitole und Parlamentshäuser können es nicht ersetzen. Nur die Kirche überflügelt den Königspalast durch ihre noch weit höhere, geschichtliche und ideale Bedeutung.

Kopenhagen ist noch keine alte Residenz. Es hat als solche erst vier Jahrhunderte hinter sich. Doch ist es die Fortsetzung von Roeskilde und reicht mit seiner Königsgeschichte bis in die nordische Sage hinein. Wo Absalons Burg stand, steht jetzt Christiansborg-Slot, ein umfangreicher Königspalast, von anderen bedeutenden Gebäuden umgeben, sichtlich das Centrum der Stadt. Nordöstlich davon beherrscht Amalienborg-Slot, wo jetzt gewöhnlich der König wohnt, ein ganzes Quartier kleiner Paläste und vornehmer Wohnungen. Nordwestlich schmückt Rosenborg-Slot den anmuthigsten Park. Neben Christiansborg-Slot steht das Prinzenpalais und an Kongens Nytorv das Schloß Charlottenborg; am Ende der westlichen Stadt oder Vorstadt aber thront auf einem Hügel inmitten ausgedehnter Gärten Frederiksberg-Slot. So zeigt sich das Königthum an allen Ecken und Enden, nicht in anmaßlicher verschwenderischer Pracht, sondern in wahrer, geschichtlicher Würde, mit freundlicher Herablassung und Gemüthlichkeit. Den größten seiner Paläste hat der König zum Theil dem Staate, zum Theil dem Publikum überlassen, da Christiansborg-Slot die jedermann zugängliche königliche Gemäldegalerie enthielt; Rosenborg ist historisches Museum, Charlottenborg Kunstakademie, das Prinzenpalais ethnographisches Museum. In dem Park von Frederiksberg, der an den Zoologischen Garten stößt, kann jedermann spazieren. Nur Amalienborg hat sich der Regent als Wohnhaus reservirt.

Vor allem ging ich einmal nach Christiansborg-Slot. Das jetzige Schloß soll weit hinter demjenigen zurückstehen, das der prachtliebende Christian VI. 1725—1727 hier aufführen ließ, das aber 1794 ein Raub der Flammen ward. Doch nimmt es mit seinen Nebengebäuden einen ganzen Stadttheil ein und bildet in seiner Größe und Einfachheit einen wohlthuenden Gegensatz zu der mehr auf Schein als auf Wesen berechneten Pracht der modernen Etagenhäuser. Vier sehr lange und hohe Flügel schließen einen weiten, viereckigen Hof ein; ein Thorweg führt aus diesem in einen noch umfangreichern, den die königlichen Stallungen umgeben. Nach Süden reihen sich die königliche Bibliothek, das Zeughaus und die Ministerialgebäude, nach Norden die Schloßkapelle und das Thorwaldsen-Museum an. Den Ministerialgebäuden gegenüber steht der merkwürdige Bau der Börse (s. Bild S. 11), aus derselben Zeit und im selben Stil wie Rosenborg-Slot. So drängt sich hier eine Gruppe der stattlichsten Gebäude, die auch von verschiedenen Seiten, besonders vom äußern Schloßplatz aus, schöne Zeichnungen bieten. Leider ist das Schloß seither, am 3. October 1884, durch einen gewaltigen Brand abermals zur Ruine geworden.

Die Hauptfaçade nach dem Schloßplatz hin hat einen stattlichen Pavillon in der Mitte mit korinthischer Colonnade und Fries. Für den Fries hat Thorwaldsen selbst den Vater Jupiter gezeichnet, dem Minerva und Nemesis (Weisheit und Gerechtigkeit), Oceanus und Gäa (Ocean und Erde) Gesellschaft leisten. Eine ganz respectable Gesellschaft. Unten rechts und links am Hauptportal standen Minerva und Nemesis noch einmal in Bronce, aber diesmal mit Hercules und Aesculap zusammen. Der Aesculap soll nur aus Versehen dahin gerathen sein, indem man bei dem Bildhauer eine Darstellung der Wahrheit — sandhed — bestellte. Er las aber statt dessen sundhed — Gesundheit und entwarf eine Statue des medicinischen Gottes.



Schloß Christiansborg in Kopenhagen.

Das Innere enthielt eine ganze Reihe stattlicher Säle für officielle Vorstellungen und Feste (Rittersaal, Throngemach, Conseilszimmer, Appartementssaal, Cavaliergemach u. s. w.); daneben beherbergte es das Finanzministerium, das Obergericht, Folkething und Landsthing und die erwähnten Bildergalerien.

Letztere gehört nicht zu den berühmteren Europa's, enthält aber erstlich eine erkleckliche Anzahl von Stücken der niederländischen Schule und zweitens eine gute Auswahl von Proben dänischer Malerei. Von Deutschen, Italienern und Flamländern war nicht viel da, auch nicht von Rubens und dessen Schule; dagegen hatte ich die Freude, alle meine Bekannten aus den Niederlanden, von Rembrandt an, besonders die Landschafts- und Genremaler, in reicher

Digitized by Google

Fülle vorhanden zu finden. Von den Dänen fielen mir bei dem ersten, ziemlich raschen Besuch zunächst zwei Bilder von Bloch auf. Das eine stellt den König Christian II. im Kerker zu Sondersburg vor, wie er, irrsinnig geworden, um den Tisch seiner Gefangenenzelle herumgeht und mit dem Daumen eine Rinne darin eingräbt, während ein treuer, gutmüthiger Wärter ihn vergeblich zum Essen mahnt. Das Stück ist mit jener sorgsamen Liebe für historisches Kostüm ausgearbeitet, wie sie vielfach den heutigen Geschmack beherrscht und das Historische zum Antiquitätengenre herabdrückt. Es ist aber zugleich eine feine Lichtstudie und vor allem ein Meisterstück psychologischer Wahrheit. Der wirre, irre Blick des unglücklichen Königs muß jeden Beschauer fesseln und rühren — die ganze Physiognomie ist mit der tiefsten Empfindung gemalt. Mehr an Blochs erste Periode erinnert das andere Bild, ein großes Genregemälde: der Küchentisch. Zwischen verschiedenen Gemüsen ist ein großer Krebs, der, aus der Betäubung seiner Gefangennahme erwachend, die gewaltige Schere zu regen beginnt. Hinten im Schaufenster sehen ihm zwei Knaben zu, allerliebste Flachsköpfe mit blauen Augen, der eine mit fröhlicher Neugier, der andere mit einem Schrecken, als wäre er schon von dem Ungethüm in sein Stumpfnäschen gepackt. Alles war so wahr und lebhaft, so voll kindlichen Humors, wie ein Andersen'sches Märchen. Auch als Historienmaler ist Bloch bedeutend.

Vor dem Schloß steht eine Reiterstatue Friedrichs VII., der durch sein „Grundlov" (Grundgesetz) Dänemark Schul- und Religionsfreiheit gewährte. Er soll hoch leben dafür! Wann wird man in Deutschland endlich auch so ein Denkmal errichten? Es wäre gewiß klüger und ehrenvoller, als Raubritter und Reichsverräther, wie einen Hutten und Sickingen, mit Denkmälern zu beehren. Vom Schloßplatz führt eine nette Brücke über den kleinen Meeresarm, der das Schloß umgürtet und kleinere Schiffe bis in die Stadt läßt, so daß die Seefahrt in dem stattlichen Schloßbilde nicht fehlt. Ein Tramway kreuzt diese Brücke und führt dann an der unbedeutenden Holmkirche und der Bank, einem schmucken italienischen Palazzo, vorbei nach „Kongens Nytorv" (Königs Neumarkt).

Unterwegs begegnet man dem Monumente des Seehelden Niels Juel, der in den Kämpfen gegen die Schweden am Ende des 17. Jahrhunderts bedeutende Waffenthaten verrichtete.

Der „Neumarkt" ist durch das geschmackvolle Theatergebäude, große Hotels und Magazine zu einem der schönsten Plätze der Stadt geworden. Die Mitte des Platzes ist mit kleinen Blumenanlagen geziert; darin steht das Denkmal Christians V. Der König reitet über einen Menschen hinweg, der wahrscheinlich einen überwundenen Schweden vorstellen soll. Das Volk nennt die Statue einfach das Pferd, „Hesten". Am Hesten treffen sich die hauptsächlichsten Trams, der nach Bredgade, Gothersgade und nach Christiansborg-Slot. Im ganzen öffnen sich von dem Platz aus 13 Straßen. Man

könnte fast meinen, das Theater oder das „Pferd“ sei der eigentliche Mittelpunkt des ganzen Verkehrs.

Die Börse in Kopenhagen.

Nachmittags benützten wir eine der Pferdebahnen, um vom Hesten aus, durch die Bredgade und Oestergade, zur Stadt hinauszufahren. Die Bredgade ist ein vornehmes Quartier. Es wohnen da Verschiedene vom Adel, Minister,

Digitized by Google

hohe Staatsbeamte und andere Herrschaften. Ungefähr in der Mitte wird sie von der Frederiksgade gekreuzt, durch die man links ganz nahe die Marmorkirche sieht, rechts den Schloßplatz von Amalienborg. Die letzten Jahrzehnte haben hier noch nicht so sehr gewüthet, wie in anderen Theilen der Stadt. Der alte Metternich und die Diplomaten des Wiener Congresses könnten sich hier noch ganz heimisch fühlen. Die vier Paläste, aus denen Amalienborg besteht, waren ursprünglich Privatwohnungen vornehmer Familien (Berkentin, Lövenskiold, Levetzow und Brockdorff) und gelangten erst nach dem Schloßbrand von 1794 zu königlichen Ehren. Sie schließen mit anderen Gebäuden den achteckigen Friedrichsplatz ein. Die Marmorkirche, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts begonnen, sollte nach Friedrichs V. Plan alle Kirchen Kopenhagens an Glanz überstrahlen. Aber schon um das Jahr 1770 hatte der Bau über 700000 Riksdaler verschlungen; Geld und Marmor gingen aus, und statt des stolzen geplanten Kuppelbaues stand bloß ein Torso da, mit kostbaren Wänden und verschwenderischer korinthischer Colonnade. Erst 1874 hat der Etatsrath Tietgen, Director einer Privatbank, es übernommen, der bisherigen Ruine eine Kuppel aufzusetzen und sie nach billigerem Plane zur Kirche umzubauen, wofür ihm dann der ganze Platz verkauft ward. Die Kuppel war noch nicht fertig, wurde aber bald nachher vollendet, auf Nähe und Ferne eine prächtige Zierde der Stadt. Für die zwölf Statuen, welche den Bau von außen schmücken, hat man folgende merkwürdige Wahl getroffen: St. Petrus, St. Paulus, St. Irenäus, St. Athanasius, St. Joh. Chrysostomus, St. Gregor der Große, St. Benedict von Nursia, St. Bernhard, St. Ansgar, Wykliff, Huß und Luther.

Unfern von diesem lutherischen Dom hat Fürstengunst eine kleine russische Kirche gebaut, katholisches Almosen die erste Missionskirche von Kopenhagen, die dem hl. Ansgar geweiht ist. An derselben wohnen der Apostolische Präfect und einige katholische Weltgeistliche.

Am Ende der Bredgade mußten wir in einen andern Tram umsteigen. Es wohnen dort französische Ordensschwestern, die eine kleine Schule haben. Viel Bemerkenswerthes war auf dem weiten Wege nicht zu sehen: Kasernen, langgestreckte, einstöckige Arbeiterwohnungen für die Leute, die auf den Werften thätig sind, Gaswerke, Bierbrauereien, dann schöne Villen.

Als wir abgestiegen waren, um den angenehmen „Strandvei" entlang zu Fuß zu gehen, begegnete uns bald eine feine Kalesche mit zwei roth gekleideten Lakaien. Mein Begleiter erkannte in der anspruchslos gekleideten Dame, die in der Kutsche saß, die Kronprinzessin und salutirte. Ich grüßte auch, und unser Gruß wurde mit einer freundlichen Kopfneigung erwiedert. Der König und die königliche Familie steht überhaupt mit dem Volke auf recht gemüthlichem Fuß, wird geachtet und geliebt und empfängt zahlreiche Beweise wahren Wohlwollens, ohne daß in den öffentlichen Blättern eine ganze Schaar von ausschließlichen Inhabern des Nationalgefühls, Po-

saunenbläsern, Hornisten, Flötisten, Zinkenisten und Paukenschlägern nach weiland König Nabuchodonosors Recepten für die einzig wahre patriotische Gesinnung zu pfeifen und zu trommeln braucht.

Die Nordländer haben einen langen Winter und einen kurzen Sommer. Erst mit Juni wird es draußen erträglich warm, und schon im October schleicht der trübe Herbst herein, entblättert Wald und Feld und treibt die Leute nach Hause. Um so mehr sind sie darum angewiesen, die kurze Zeit wohl zu benützen und sich in den Sommermonaten auf dem Lande gütlich zu thun. Dafür ist nun in Kopenhagen trefflich gesorgt. Stunden-, ja meilenweit zieht sich von der Stadt aus nördlich den Sund entlang die herrlichste Landschaft: Wälder und Parke, die ihresgleichen suchen, heitere Landhäuser, kostbare Villen, königliche Lustschlösser, fröhliche Gartenwirthschaften, Badeanstalten, Vergnügungsorte aller Art.

Die Krone aller dieser Herrlichkeit ist der Dyrehaven (Thiergarten), wohl einer der schönsten Wälder von Europa. Näher an der Stadt liegt, von einem kleineren Park umgeben, das königliche Schloß Charlottenlund. Zwischen diesen Parken, in der Nähe des Dörfchens Ordrup, hat die Wohlthätigkeit einer vornehmen dänischen Familie, Berling, unsern deutschen Patres erst ein kleines Wohnhaus als Zufluchtsstätte gewährt, dann eine schmucke gotische Kirche hinzugefügt und endlich die Niederlassung zu einem schönen Bau erweitert, der, mehr in die Breite als in die Höhe gezogen, mit seinen unregelmäßigen Flügeln sich oben an dem Hügel recht malerisch hindehnt. Im Winter mag da wohl mitunter ein scharfer Nordost oder Ost über den Sund dahersausen; aber im Sommer könnte man sich kaum einen artigern Platz für einen Landsitz wünschen. Würzige Waldluft mischt sich mit der kräftigen, salzhaltigen Seeluft zu einer so vorzüglichen Mischung, daß es nur noch der dänischen Smörbrödchen bedarf, um ein probates Lebenselixir zu Stande zu bringen. Die Buchenhaine des Thiergartens liegen kaum ein Viertelstündchen entfernt; zum Sund hinab ist es nicht viel weiter. Gute Luft, die schönsten Spaziergänge und das stärkende Seebad, das ist für eine Studienanstalt schon eine köstliche Apanage.

Nach diesem freundlichen Ordrupshøj lenkten sich unsere Schritte. Schon in dem Park von Charlottenlund hatten wir eine Menge Spaziergänger getroffen, und an der Station hatte der eben angekommene Bahnzug einen dichten Menschenschwarm entlassen. Im Colleg traf ich fast lauter alte Bekannte und ehemalige Studiengenossen, die in ihren Missionsbärten doppelt ehrwürdig aussahen und, obwohl halbe Dänen geworden, doch gerne wieder einmal ein deutsches Wörtchen plauderten.

Die kleine Studienanstalt hat, als erster Anfang eines katholischen Gymnasiums in Skandinavien, bei der geringen Zahl der Katholiken einen schweren Stand. Die jungen katholischen Dänen sind noch nicht zahlreich genug; durch die Aufnahme von Deutschen wird die Einheit des Unterrichts

erschwert, und die Zulassung von Protestanten hat auch ihre Schwierigkeit, obwohl das Colleg schon so guten Ruf hat, daß protestantische Eltern ihre Kinder darin unterzubringen wünschen.

Die Schülerzahl ist bis jetzt nicht sehr groß, doch haben mehrere Zöglinge der Anstalt bei den öffentlichen Prüfungen in Kopenhagen Ehre gemacht. Besonders waren die Examinatoren darüber verwundert, daß die jungen Dänen ihr Deutsch so gut wußten, was indes sehr leicht erklärlich ist. Doch war man auch mit ihren dänischen und anderweitigen Kenntnissen zufrieden. Die Anstalt genießt Vertrauen und wird hoffentlich in immer weiteren Kreisen die Anschauungen verdrängen, welche in Dänemark noch über den Katholicismus walten.

Denn nach meinem Wörterbuch heißt „blive catholsk" so viel als: katholisch werden, aus der Haut fahren, die Vernunft außer Acht lassen, nicht bei Sinnen sein; „han blev aldeles catholsk" aber heißt: Er wollte schier aus der Haut fahren, er wurde ganz des Teufels, geberdete sich wie ein unvernünftiger Mensch.

Zum Rückweg in die Stadt benützten wir die stark frequentirte Localbahn, welche sehr oft im Tag nach dem Seebad Klampenborg fährt und den Dyrehaven gewissermaßen in die Stadt hineinrückt. Die zwar gedeckten, aber sonst nach allen Seiten offenen Wagen dritter Klasse waren bei der sommerlichen Wärme und bei dem dichten Menschengewühl sehr angenehm. In einem halben Stündchen ist man an dem kleinen Localbahnhof, der unmittelbar an die Centralstation stößt. Auf einer Höhe der ehemaligen Festungswerke stand da noch eine Windmühle, baldigen Abbruchs harrend. Der benachbarte Theil der Befestigungen ist in einen reizenden Garten umgewandelt, den Oerstedspark, welcher mit dem Standbild des großen Physikers und noch mit allerlei anderen Statuen, einer Jungfrau von Orleans, einem sterbenden Fechter u. s. w., auch mit Teichen, Brücken, Felspartien und anderen künstlichen Naturschönheiten geschmückt ist. Den Park entlang führt der breite Nörrevolds-Boulevard bis zum Rosenborg-Garten — alles im vornehmsten großstädtischen Stile. Am Eingang in den Rosenborg-Garten war ein großes Gedränge. Es kam eine ganze Schaar Bürgermilizen daher, die irgendwo Uebung in Waffen gehalten haben mußten. Sie machten sich's mit ihren Flinten so bequem wie möglich. Die einen trafen auch Freunde und Bekannte; um diesen und jenen bewaffneten Papa tanzten die Kinder herum, als ob er aus dem Feldzug heimkäme. Die Bürgerschaft von Kopenhagen hat sich in alten Zeiten mehr als einmal durch ihre Wehrhaftigkeit und Tapferkeit hervorgethan und die Stadt gegen mächtige Feinde vertheidigt, noch in diesem Jahrhundert — 1807 — gegen die Engländer. Der kriegerische Geist scheint noch nicht erloschen. Obwohl nicht mit dem Corporalsstab gedrillt, sahen die Leute recht keck und martialisch drein und hielten strammen Schritt noch mitten unter dem Gewühl der müßigen Spaziergänger.

Aussicht vom Runden Thurm.

9. Juni.

Außer im Eisenbahncoupé sind mir dicke Leute immer interessant — auch dicke Thürme. Der „dicke“ unter den Thürmen von Kopenhagen ist der „Runde Taarn“ an der Trinitatis-Kirche, 111 Fuß hoch auf 48 Fuß Durchmesser, also etwa wie ein Mann, der 5 Fuß hoch und 2 Fuß dick wäre, eine recht gemüthliche Proportion. Sein Widerpart, der sich wie Müller zu Schultze verhält, ist der Thurm der Vor Frelsers-Kirche (Erlösers-Kirche), der weit davon im südlichen Stadttheil Christianshavn, mit einer spindelartigen Galerie, 144 Ellen hoch, sich gleichsam in den Himmel hineindreht. Die Trinitatis-Kirche baute der König Christian IV. zum Troste der Studenten, welche seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts die benachbarte sogen. „Regenz“ bewohnten, ein Convict mit 100 Plätzen, wovon 20 für Islands Söhne. Der dicke Thurm aber sollte dem großen Astronomen Tycho de Brahe als Observatorium dienen und ward denn auch von ihm und anderen bis herab in die neuere Zeit zu himmlischen Erforschungen benützt. Von Peter d. Gr. wird erzählt, er sei mit seiner Frau Katharina vierspännig hinaufgefahren. Das wäre, die letzte Etage abgerechnet, nicht unmöglich gewesen. Denn es führen keine Stufen hinauf, sondern eine ganz sanft ansteigende, schön überwölbte Wendelstraße, auf der auch ein Kurzathmiger sich noch seines Lebens freuen kann. Einzelne alte Möbel, die in den Nischen stehen, erinnern noch an des Thurmes einstige Bestimmung. Jetzt geht der Kopenhagener vorzüglich hinauf, um sich die Erde, d. h. sein Kopenhagen, anzusehen. An einigen Tagen und Stunden kann man dies gratis thun, an anderen muß man eine Abgabe erlegen. Leute vom Land und Schuljungen stiegen mit mir hinauf. Aus dem Dächermeer, das man oben rund um sich hat, ragen außer Christiansborg breit und massig die kuppelartigen Dächer des königlichen Theaters und des Dagmar-Theaters hervor, dann in verschiedener Entfernung die stumpfen Thürme der Liebfrauen- und der Heilig-Geist-Kirche, die spitzen Thürme der Börse und der Erlöser-Kirche. Zunächst unten hat man das prosaische Dach der Dreifaltigkeits-Kirche und die Regenz. Bei trübem Lichte sah die Stadt wohl groß aus, aber nicht glänzend und schön. Die anspruchsvolleren neuen Quartiere, Parke und Plätze liegen zu weit weg. Ueber dem Sunde lagerte sich graues Gewölke.

Schon am Nachmittag war übrigens wieder ganz prächtiges Wetter. Ich besuchte den Botanischen Garten, der, wie der Oerstedspark, von den alten Festungswerken her Berg und Thal erhalten hat. Im kühleren Grunde steht ein gewaltiges Palmenhaus, auf der ansehnlichen Höhe das neue astronomische Observatorium, ihm gegenüber das sehr großartige Commune-Hospital, fast halb so lang wie der Botanische Garten, an dessen südlicher Ecke der Nörrevolds-Boulevard mit der langen, vornehmen Gothersgade zusammenstößt. Für Aussicht ist durch einen künstlichen Felshügel gesorgt, der mit allen Arten von Steinbrech und anderen Felspflanzen geschmückt ist.

Als ich mich da setzte, kam eines andern Weges eben eine Mama mit ihren Kindern daher. Die Kinder setzten sich ganz ungenirt und urgemüthlich neben mich, ohne mich indes zu begaffen oder mich anzureden. Die Dänen sind überhaupt sehr höflich und zutraulich zugleich. Dagegen können sie es, nur allzu begreiflicher Weise, den Preußen noch immer nicht vergessen, daß sie ihnen einen so bedeutenden Theil ihres Reiches und ihrer Macht — Schleswig-Holstein meerumschlungen — entrissen haben. Man trifft darum wenig Sympathien mit Deutschland, viel Interesse und Anhänglichkeit für alles Französische. In der „Nationaltidende" wie in der „Berlingske" Zeitung fand ich die geringsten Bühnen-, Literatur-, Musik-, Moden- und Scandalnachrichten aus Paris registrirt, fast ebenso ausführlich als die dänischen. Sarah Bernhardt, welche in jenen Tagen zu Kopenhagen spielte, wurde mit Huldigungen förmlich überschüttet. Fast in allen Schaufenstern stand ihre Photographie, in verschiedenem Costüm und Pose. Sie war die Heldin des Tages.

Ueber den Schluß dieses Sarah-„Barnum"-Triumphes berichtete am folgenden Tag die Zeitung: „Zu der letzten Vorstellung der französischen Gesellschaft am Samstag Abend war nicht bloß das ganze Haus ausverkauft, sondern auch die Orchesterplätze theilweise von Zuschauern besetzt. Der Beifall war sehr lebhaft, und es wurden der Mademoiselle Sarah Bernhardt Kränze und eine Menge Bouquets zugeworfen, darunter zwei von Ihren königl. Hoheiten dem Kronprinzen und der Kronprinzessin. Ihre ‚Fédora' war wenn möglich noch glücklicher, kräftiger und feuriger, als bei den besten früheren Vorstellungen. Ein Herausrufen folgte auf das andere, besonders nach dem vierten Act, wo ihre Ausführung der letzten großen Scene zwischen Fédora und Loris für alle Zuschauer einen unvergeßlichen Schluß für das zweite Gastspiel der großen französischen Künstlerin auf unserm königl. Theater bleiben wird."

Eine zahllose Menschenmenge umdrängte nach dem Schluß des Schauspiels das Hotel d'Angleterre, wo sie wohnte, rief sie fünf-, sechsmal mit Hurrahruf und Händeklatschen auf den Balkon hinaus, wo sie, mit Handbewegungen dankend, ihr Merci und Vive le Danemarc! rief. Als die Balconthüre schon geschlossen und die Gardinen herabgelassen waren, ging der Enthusiasmus unten noch einmal los. Die jungen Leute stimmten die Marseillaise an und alles sang mit, so gut es ging. Das war zu rührend. Da kam sie noch einmal heraus und warf eines ihrer Bouquets unter die Menge. Die Söhne der Vikinger zankten sich darum.

10. Juni (Sonntag).

In solch einer großen protestantischen Metropole in einem stillen Kapellchen Messe zu lesen, hat für mich immer etwas Rührendes. Von allen Gegenprotesten der katholischen Kirche gegen die große Glaubenstrennung ist es der schönste. Sie lebt und wirkt ruhig weiter. Die gewaltige Prophetie des Malachias vollzieht sich trotz aller feindlichen Lehrsysteme, Staatsgesetze, Brandschriften, Resolutionen. Man kann den Priester fortjagen, aber er

kommt wieder und opfert von neuem Brod und Wein secundum ordinem Melchisedech. Während die Inhaber „geläuterter Religionsbegriffe" bis tief in den Tag hinein schlafen, eilen fromme Katholiken schon in aller Morgenfrühe zur Kirche, um dem heiligen Opfer beizuwohnen und sich mit dem Brode des Lebens zu stärken. Armes Volk, Nothleidende, fromme Frauen, bekehrte Zöllner und Sünder, Nikodemus und Joseph von Arimathäa — alle Haupttypen der evangelischen Geschichte findet man da wieder, während die Pharisäer erst spät große Toilette machen und die Sadducäer sich in comfortabler Ruhe von einem Diner aufs andere freuen.

Nachdem den katholischen Sonntagsanforderungen gründlich Genüge geleistet war, wurde beschlossen, den übrigen Sonntag in echter Kopenhagener Manier zu feiern, nicht des Scherzes und der Neugier halber, sondern um allen Ernstes die religiöse Sonntagsfeier und ihre Kehrseite im Volksleben zu beobachten. Um alles vollständig zu haben, hätten wir freilich schon am Sonntag weit in den Tag hinein schlafen müssen und am Montag dann noch länger. Darum war es uns aber nicht zu thun.

Die steife englische Sonntagsruhe kennt man in Kopenhagen nicht. Als wir zur „Vor Frue Kirke" gingen, sahen wir da und dort arbeiten, manche Kaufläden standen offen, die Leute plauderten lustig und kein Constabel drängte sie ins Haus oder in die Kirche zurück.

„Vor Frue Kirke!" Unserer lieben Frauen Kirche! Es ist eigentlich eine Ironie, daß die erste Kirche der lutherischen Metropole noch der lieben Mutter Gottes gewidmet ist. Ihre Verehrung hat man abgeschafft, aber in merkwürdiger Inconsequenz ihres Namens geschont und sie also im Grunde als Stadtpatronin beibehalten. Die Notre-Dame-Kirche des nordischen Paris ist gerade kein architektonisches Meisterwerk, wie jene an der Seine, aber immerhin ein ansehnlicher, würdiger Bau. Drum herum steht die Metropolitanschule, das Polytechnikum, die Universität und die Universitätsbibliothek, und dahinter das Zoologische Museum mit seinen riesigen Walfischen und dem zahllosen Proletariat des Oceans. Der Liebfrauen-Platz ist nicht groß, aber läßt doch der Kirche und den benachbarten Schulgebäuden Luft genug, sich zu zeigen.

Während an der Universität das Weltliche selbstredend die Oberhand über das Geistliche besitzt, und jedermann, Gott, Welt und Mensch nach seiner Façon erklärt, obwohl meistens nicht gerade in ausgesprochen antichristlichem Sinne, repräsentirt die Liebfrauenkirche noch annähernd den alten Lutheranismus, dem Dänemark seit 1536 angehört. Den Fries der dorischen Vorhalle schmückt eine von Thorwaldsen entworfene, aber von andern Künstlern in Marmor ausgehauene Darstellung: Johannes der Täufer in der Wüste predigend. Ueber dem Hauptportal zeigt ein Basrelief den Einzug Christi in Jerusalem. Rechts und links Kolossalstatuen von Moses und David, erstere von Bissen, die andere von Jerichau. Man wird also ganz

richtig vom Gesetz und von den Propheten empfangen, durch den Täufer vorbereitet und zieht mit Christus in die Sionsstadt. Den Hauptaltar beherrscht eine gigantische Christusstatue, an den Wänden des Schiffes die zwölf Apostel, alle von Thorwaldsen. Sonstige Heilige gibt es nicht da drinnen. Man muß sich mit dem Apostolischen Glaubensbekenntniß begnügen. Alle übrige Ausstattung ist dem Thorwaldsen'schen Apostelcollegium untergeordnet und hebt es sehr gut hervor. Das breite Schiff macht den feierlichen ruhigen Eindruck einer Basilica, nur ist die Holzdecke zu einem Tonnengewölbe gestaltet, die Seitenmauern erheben sich nur zur halben Höhe und tragen oben die Säulenreihen der Galerien. Vornehme Sperrsitze nehmen unten zwei Drittel des Raumes ein; im mittlern Gang laufen einige Reihen von Bänken quer zu denselben in der Richtung des Ganges selbst.

Die Kirchgänger kamen langsam angetröpfelt, fromme alte Matronen, ältere würdige Herren, da ein Mann mit einer oder zwei Töchtern, da ein einzelnes Ehepaar oder auch eine ganze Familie. Die Vornehmen steuerten gleich auf ihre Sperrsitze los, die anderen auf die mittleren freien Bänke. Am Altar zeigte sich ein geistlicher Herr, den ich vom Fond der Kirche aus nicht genauer sehen konnte. Er bekleidete sich am Altare selbst mit dem bereitliegenden Ornat, einer Albe mit weiten Puffärmeln und einer dunkelrothen Casel. Zur Beicht und zum Abendmahl gingen etwa 30 oder 40 Leute. Die Ceremonien konnte ich nicht beobachten; aber die Herren und Damen kamen ohne sonderliche Zeichen von Devotion aus dem Chor zurück. Nach einem langen Lied, das auf dem Chor gesungen ward, sang der Officiant — wie man mir sagte, der Stiftspropst Rothe — auf dänisch das Dominus Vobiscum. Der Chor respondirte feierlich und würdig in harmonisirtem Choral. Dann folgte Epistel und Evangelium, doch nach anderer Perikopen-Ordnung, als wir sie haben. Die Leute lasen oder blätterten in ihren Büchern. Nach dem Altar schaute niemand hin. Als die Predigt anfangen sollte, hatte ich keine Lust mehr, länger zu bleiben. Es mochten um diese Zeit etwa 200 bis 300 Leute in der großen, weiten Kirche sein, in der etliche Tausend Platz haben könnten.

Die Haltung der Kirchgänger war durchweg ruhig, gemessen, ernst, doch ohne sichtliche Theilnahme an dem, was am Altare vorging. Jeder liest und lebt für sich. Knieende Gruppen, wie in katholischen oder griechischen Kirchen, sah man nicht. Die altkirchlichen Gewänder rufen wohl die Erinnerung an ein Priesterthum wach; aber da man weiß, daß nicht mehr an ein Opfer geglaubt wird, so entbehren sie ihrer großen symbolischen Bedeutung. Gebete und Ceremonien sind auf ein dürftiges, frostiges Minimum herabgesetzt, das — nur rein ästhetisch betrachtet — wenig befriedigen kann. Wie bei den anderen Schattirungen des Protestantismus, ist auch bei den Lutheranern Predigt und Lied der Kern des eigentlichen Gottesdienstes. In sich gekehrte, ernstere Leute mögen dabei ihre Erbauung

finden; der weit größere Theil des Volkes wird durch denselben mehr ernüchtert als gehoben, und sieht sich darum mehr nach einer weltlichen Sonntagsfeier um.

Am Klampenborger Bahnhof war ein Gewühl, als ob die halbe Stadt davonlaufen wollte. Außer den gewöhnlichen Wagen waren viele mit zwei Etagen, die sich sehr drollig ausnehmen. Auch das reichte kaum aus. Familie drängte sich an Familie und dazwischen viel junges, munteres Volk, Commis, Arbeiter, Handwerker, Ladenjungfern, Studenten; alte Junggesellen und Bonvivants fehlten auch nicht. Alles sonntäglich angezogen, Kinder und Weiber nach und über Vermögen aufgeputzt, hatte der Schwarm ein gar fröhliches Ansehen. Es summte, plauderte und pisperte in den überfüllten Waggons wie in einem Bienenstock. Die Kinder waren schon am Schnabuliren, und Kisten, Kasten und Chatouillen hielten für das Picknick noch mehr und köstlichere Schätze bereit. Es ist in diesen Leuten nichts von jenem bösartigen, blasphemischen Geist, der in Frankreich gewaltsam die Sonntagsfeier bekämpft. Die meisten dieser Leute wollen nicht dem lieben Gott davonlaufen oder seinen Geboten den Krieg erklären; sie beten wohl noch und gehen auch noch ein bischen in die Kirche. Aber die Hauptsache ist ihnen, etwas auszuschnaufen von den Sorgen und Mühen der Woche, sich zu erholen und einen guten Tag zu gönnen: ein Zweck, der dem Sonntag seiner Einsetzung nach gar nicht abgesprochen werden kann. Nur müßte er eben bloß untergeordneter Zweck bleiben und die Religion die Hauptsache.

Ein kleiner Theil der Passagiere stieg schon in Charlottenlund aus, der größere fuhr weiter — so weit man kommen kann — bis Klampenborg. Wir schlossen uns den ersteren an, um über Mittag in Ordrupshøj zu bleiben. Nach Tisch ging ich dann in den Thiergarten, um das bunte Leben dort anzusehen, wie es in ähnlichem Umfang kaum eine größere Stadt aufzuweisen hat. Denn anderswo fluten die Leute nach verschiedenen Orten auseinander, hier trifft sich fast die ganze Stadt in einem großen gemeinsamen Erholungslocal im Freien.

Für das Local hatte in erster Linie der liebe Herrgott selbst gesorgt, indem er über das blaue Meer den fröhlichsten Sonntagshimmel ausspannte, die Sonne festlich darüber strahlen ließ und an dem von Schiffen belebten Strande einen Wald hinbreitete, der unter seinen Buchendomen nicht nur eine Stadt, sondern das Volk eines ganzen Landes beherbergen könnte. So viel herrliche Bäume, Baumgruppen, Alleen, Büsche, große und kleine Waldpartien habe ich noch selten beisammen gesehen. Die Buche herrscht vor; aber auch knorrige Eichen, die manches Menschenalter überdauert, breiten in das majestätische Laubzelt hinein ihre runenhaften Arme; junges Nadelholz wechselt da und dort mit dem üppigen Laubwald ab, und weite grüne Rasenplätze, Teiche, Weiher, hügelige Lichtungen, zierliche Waldpfade machen den Wald zum reizendsten Park. Menschliche Kunst und Sorge hat sich da mit der

freigebigen Fülle der Natur vereint, und der Grundherr des Parkes, der König, hält den Festsaal offen für jedermann, auch für den geringsten seiner Unterthanen. Auch das hat etwas entschieden gemüthlich Patriarchalisches. Die Rudel von Hirschen und Damhirschen, welche sonst den Busch bevölkern, ziehen sich am Sonntag wohl etwas ins innere Dickicht zurück, aber manche sind auch vorwitzig genug, sich an Sr. Majestät Unterthanen heranzuwagen, in ihrer Nähe zu grasen und wiederzukauen und ihren Tänzen und Spielen zuzusehen. Nächst Gott und dem König hat an der allgemeinen Volksfreude auch die Familienautorität ihren Theil. Denn Vater und Mutter bringen ihre ganze Kinderschaft in den herrlichen, grünen Saal und lassen sie da springen und spielen, essen und schlafen, sich tummeln und freuen den ganzen lieben Tag, und die Eltern freuen sich mit und ruhen aus von der Prosa und den Sorgen des Lebens.

Der Grundcharakter des Bildes, das sich jeden Sommersonntag in dem weiten Forste wiederholt, ist der eines ungeheuern Picknick, an dem Tausende, bis zu 30 und 40 Tausend sich betheiligen, jeder für sich und die Seinen, in höchster Gemüthlichkeit und Unbefangenheit, aber auch wieder mit feinem Wohlanstand und Rücksicht für andere, Geselligkeit suchend oder meidend, wie es jedem am besten behagt. Da waren Gruppen an einsameren Plätzchen nur zu behäbiger Ruhe ausgestreckt, da hatten sich andere auf einer kleinen Wiese zu Ringeltanz und Gesellschaftsspielen vereinigt; dort kochte eine Mama ihren zahlreichen Sprößlingen den längst ersehnten Kaffee, hier tummelte sich eine ganze Schaar Kinder unter Aufsicht von Mägden herum. Ganze Stadtnachbarschaften und Freundschaften fanden sich in fröhlichster Gruppirung beisammen, mehr einsiedlerische Familien richteten sich ihren isolirten Haushalt ein. Die einen spazierten und schlenderten im Wald herum, die anderen sonnten sich an einem Hügelabhang, wieder andere sangen und sprangen zu den Klängen einer Harmonika. Ueberaus anmuthig, an die alten Volksfeste erinnernd, waren die gemeinschaftlichen Tänze des jungen Volkes, in dessen rythmisch wogendem Ring bald eine einzelne Tänzerin oder ein Tänzer graciös durchzuschlüpfen versuchen mußte, bald ein munteres Paar den Reigen führte, bald durch Oeffnen und Schließen die artigsten Variationen entstanden. Schminke brauchte es nicht; denn die muntere Bewegung färbte die Wangen mit gesundem Roth und die frische Waldluft dämpfte es wieder.

Das allgemeine Picknick ist aber nur die eine Seite des Thiergartenlebens — der Park ist an diesem Tage zugleich auch ein ungeheurer Wirthshausgarten. Im Garten selbst, drum herum, besonders aber den Strand entlang, reiht sich eine Wirthschaft an die andere, vom vornehmen Café-Restaurant bis herab zur gewöhnlichen Schnapsbude und zum niedrigen Tingeltangel. Die eleganten Gartenwirthschaften in Klampenborg und Charlottenlund, Fortunen und Skovshoved sind bis tief in die Nacht hinein mit Besuchern überflutet. Alle Gasthäuser sind angefüllt. Ueberall Concert im

Freien, Tanzmusik, Spiel und Juchhe. Während Etatsräthe, Danebrogsritter und andere hohe Herren auf ihren Villen sich ergehen, ergötzt sich Mittelstand und Volk in all den zahllosen Wirthschaften dazwischen. Den ganzen Tag, bis tief in die Nacht hinein, gehen die Züge hin und her, schwärmt es auf allen Wegen und Stegen, wehen fröhliche Flaggen und rauscht lustige Musik dem Wanderer entgegen. Auch ein alter, steifer Philosoph könnte da noch tanzlustig werden.

Seinen Höhepunkt erreicht dieses Vergnügungsleben auf dem sogen. „Skovbakken" (Waldhügel), etwa eine Viertelstunde Wegs von Klampenborg. Da ist Kirmeß und Jahrmarkt den ganzen lieben Tag. Tausende von Menschen drängen sich über den Hügelrücken hin, wo Bude an Bude steht, Bierbuden, Tanzbuden, Punschbuden, Schnapsbuden, Schießstände, Panoramen, Wachsfigurencabinete, Schaukeln, Carousseis, alles in der drolligsten Abwechslung und erfindungsreichsten Verschiedenheit. An schweren Ambossen, Gewichten und Maschinen wurden „Kraftproever" gemacht, eine amerikanische Brodfabrik leistete dem Erschöpften neue Kräfte. In dem einen Schießstand reichten Tirolerinnen das Gewehr, in dem andern Marketenderinnen; hier wurde auf Adler, Eulen, Spatzen, Schnepfen geschossen, dort auf Türken, Indianer und Preußen. Auf den Zinnen des Morskabs- oder Fröhlichkeitstheaters leisteten ein weißer Bajazzo, ein französischer Chevau-léger und eine dicke Köchin den drolligsten Ulk, um das Publicum anzulocken, während die Drehorgel unten spielte: „Mueß i denn, mueß i denn zum Städtle hinaus". Kasperl, der Meister Jagel hieß, trieb es wie bei uns, prügelte schließlich alles todt, tanzte mit dem Sarg herum, heulte eine Todtenklage und fing dann von vorn an. Ein rednerisches Talent erster Größe arbeitete auf der Tribüne des Trylle- oder Zaubertheaters, in dem wahrscheinlich Köpfe und Nasen abgeschnitten, Uhren in Eier und Taschentücher in Kohlköpfe verwandelt wurden. Rechts davon bunte Ratten aus Afrika, die kletterten, schaukelten, marschirten, turnten und andere Kunststücke verrichteten; Akrobaten liefen auf den Händen und hoben mit den Füßen Gewichte auf; ein armer Soldat verkaufte auf dem Bazar wohlriechende Essenzen. Ein elender Krüppel, der zufolge Inschrift am 6. Juli 1849 im Kampfe fürs Vaterland den rechten Arm verloren, drehte mit dem linken unverdrossen seine schrilldudelnde Orgel. Im Alhambra-Tanzsaal, einer gefälligen Rotunde, spielte ein artiges Orchester — links und rechts fiedelte und tanzte es in wenigstens 20 anderen Buden. Das Tröstlichste für den armen durstigen Erdenpilger verkündigte die Inschrift:

Den koldeste Baier i hele Dyrehaven faaes for 10 øre.

(Den kältesten „Bayer" im ganzen Thiergarten bekommt man für 10 Oere.)

Ich habe ihn getrunken, diesen kältesten Bayer. Er war nicht in Bayern gebraut; aber er war gut und verhinderte mich, in dem tollen Wirrwarr

müd zu werden. Denn es war noch vieles zu sehen, keine Sorte von Scherz, die da nicht getrieben wurde, und alles verlief dabei recht anständig, so daß kein vernünftiger Mensch sich daran stoßen konnte. Erst gegen Abend soll es auf dem Skovbakken nicht mehr geheuer sein.

Man sollte denken, die Herrlichkeiten des Dyrehaven würden selbst für eine Stadt wie Kopenhagen ausreichen. Aber das ist nicht der Fall. Während das bunte Leben auf den Skovbakken noch kaum den Zenith erreicht, geht im Tivoli schon vor halb sechs die allgemeine Heiterkeit in nicht geringerem Umfang los. Nur ist dort alles programmmäßig geregelt — und die künstlerische Anordnung soll sogar in ihrer Ganzheit alles übertreffen, was Wien und Paris in diesem Genre aufzuweisen hat. Also auf nach Tivoli!

Wir waren nicht allein. Ein fast ebenso großer Menschenschwarm, als uns am Morgen in den Thiergarten begleitet, fuhr wieder mit in die Stadt zurück. Wie in dem Garten selbst, so herrschte auch auf dem Zug nicht jene schreiende Lustigkeit, welche man z. B. in der Schweiz und in Süddeutschland trifft. Die Dänen behalten immer etwas Feines und Vornehmes, schreien nicht und sprechen nicht überlaut. Sie sind mehr stillvergnügt.

Der Tivoli-Garten, aus einem Stück der alten Befestigung hergestellt, ist nicht sehr groß, bietet aber in reizendster Abwechslung alles, was man an Volksunterhaltung wünschen kann, ja wohl auch noch etwas darüber.

Alles genau zu beschreiben, müßte man ein Hexenmeister sein. Schon der Eingang dem Café National gegenüber mit seinem zierlichen arabischen Hufeisenthor und phantastischen Kuppelthürmchen erweckt die Idee des Märchenhaften. Um hineinzukommen, muß man aber 50 Oere entrichten, so daß das ganz niedrige Publicum abgewehrt bleibt. Sonst trifft man drinnen alle Welt, von den Arbeitern hinauf bis zum Hofe; selbst Prinzen und König zeigen sich zuweilen da. Gleich in der Nähe des Eingangs stößt man auf ein kleines Theater in chinesischem Stil. Statt des Vorhangs steht ein riesiger Pfau vor der Bühne; wenn gespielt werden soll, klappt er sein Rad zusammen. Gold und bunte Farben sind nicht gespart. Ein herrlicher Schattengang führt zur Concerthalle, einem leichten geschmackvollen Bau — drum herum glasgedeckte Pavillons und Lauben. In der Concerthalle das gewählteste Orchester, immer von tüchtigen Kapellmeistern, mitunter von Berühmtheiten ersten Ranges geleitet. In dem prächtigen Restaurant daneben kann man zechen und prassen wie ein Prinz, mit feinster Bedienung. Ein armer Christ, wie ich, nimmt mit etwas Pilsener Bier vorlieb. Die alten Stadtgräben sind stellenweise zu artigen kleinen Seen umgestaltet, auf denen eine Menge Gondeln herumfliegen; das Ufer ist romantisch ausgeschmückt, mit Veranden, Einsiedeleien, Thürmchen und anderer Parkromantik. Unweit der Centralhalle ist ein großes Tanzlocal, wo von 7 Uhr bis Mitternacht musicirt und getanzt wird. Da drängte sich mehr das Volk hin, während die Ouverture zu Meyerbeers „Nordstern“ im Concertsaal ein sehr feines und

vornehmes Auditorium vereinigte. Außerhalb des Saales spielte noch eine volle Kapelle auf einer Tribüne. Das Concert dauerte etwas über eine halbe Stunde, dann zerstreute sich das Publicum nach anderen Theilen des Gartens hin.

Ein dichter Menschenknäuel drängte sich um ein großes Caroussel, das von Dampf getrieben eine Anzahl Schiffe im Kreise herumbewegte, „Själland“, „Jylland“, „Denmark“ u. s. w., alle von großen und kleinen Kindern gefüllt. Die Musik besorgte ebenfalls die Dampfkraft. Der Lärm, der hier waltete, wurde noch durch die seltsamen russischen Berge vermehrt, auf deren Schienenwegen fortwährend Rollwagen von einem Thurm herunterdonnerten und mit der erworbenen Schnelligkeit auf der gegenüberliegenden Bahn fast ebenso hoch hinaufgetrieben wurden. Ein paar handfeste Kerle packten die Passagiere beim einen Loch ein und stießen sie hinab, ein paar andere empfingen den Wagen und rissen ihn vollends unter Dach. Die meisten Reisenden machten verzweifelte Gesichter, verloren Mützen und Hüte und schrieen sich Muth ein. Es war ein sehr komischer Anblick. Als es dann allmählich zu dunkeln anfing, da gewann der Garten durch die Menge der Gasflammen in verschiedenfarbigen Laternen und Glasglocken einen feenhaften Anblick. Die Volksmasse schien mit jeder Viertelstunde zu wachsen. Wir konnten uns kaum einen guten Platz erobern, als ein sehr feines Streichconcert begann, während der nahe Bazar in maurischem Stile von tausend Gasflammen flimmerte. Als die dänische Volkshymne gesungen war, drängte alles nach dem chinesischen Theater hin. Der Pfau schlug sein Rad auf und ein meisterlicher Bajazzo begann in drolliger Pantomime seines Amtes zu walten. Nach allem, was man in gelehrten Büchern über die Abschaffung des Hanswursts lesen muß, und von idealen Verdiensten und von moralischer Würde und von dramatischer Bedeutung, machte es mir eine königliche Freude, Hanswurst wieder einmal vollständig am Leben zu treffen, wie er, obwohl von den gelehrten Kunstrichtern gebrandmarkt, hingerichtet, begraben und aus der Welt geschafft, durch unsterblichen Volkshumor alle Jahre neu aufersteht und allen Unsinn von neuem anfängt, mit dem er vordem Tausende und Millionen von Menschen hat lachen machen. Der gesunde Mensch vom Volk denkt da ganz anders als der Kunstphilosoph, der mit κάθαρσις τῶν παθημάτων will mores verbessern. Es will 'mal ordentlich gerührt sein, dann aber auch wieder einmal lachen, daß es schallt. Mit gespanntem Schweigen umdrängten Tausende das kleine Theater, murmelten Beifall beim kleinsten Scherz; bei jedem gehörigen Spaß aber entlud sich ein nicht endenwollender Freudensturm. Alt und Jung lachte und schrie und klatschte, und die freudestrahlenden Gesichter sagten deutlich genug, daß ihnen Hanswurst alle Grillen vertrieb und daß sie sich wirklich köstlich unterhielten. Mir ging es auch so. Alle dramatische Analyse ging mir verloren, als gleich in der ersten Scene ein fremder Reisender an einem Hause schellte und

Hanswurst ihn nebst Gepäck zum Hause hinauswarf. „Das war gewiß sehr roh!“ würde die Gouvernante sagen. Aber wie der Hanswurst das prakticirte, war so unnennbar possirlich und pudelnärrisch, daß er mir sofort alle Höflichkeitsbedenken mit zum Hause hinauswarf. Nun kommt der Hausherr herbei, er kennt in dem Reisenden einen lieben alten Freund. Hanswurst wird ausgeschimpft, kriecht zu Kreuze und trägt unter zahllosen Bücklingen das Gepäck ins Haus, das er soeben hinausgeworfen, unter Purzelbäumen, versteht sich. Purzelbäume! Welche Trivialität! Und doch hat der Hanswurst Purzelbäume geschlagen, daß ein Misanthrop hätte mürbe werden müssen und mir vor Lachen fast Thränen kamen. Als Hanswurst vollends einem sentimentalen, romantischen Leiermann den Leierkasten abstahl und dieser sich urplötzlich in eine Höllenmaschine verwandelte, Schwärmer und Raketen daraus hervorprasselten, alle Schauspieler wie todt auf der Bühne hinstürzten und dann allgemach wieder aufkrabbelten, da wollte der Heiterkeit kein Ende mehr werden.

„Letzte Wiederholung des Grundlovs= (Verfassungs=) Festes. Der Bazar wird illuminirt. Illumination im Garten, der Alleen, der Gebäude, Boschettos mit Gas und bengalischen Flammen.“ So hieß es im Programm, und so fing es denn plötzlich an, um alle Gartenbeete und oben an allen Thürmen und Thürmchen, zwischen dem kleinen Wäldchen und hinab an allen Wegen und Alleen zu leuchten und zu flimmern in magischer Pracht. Alle die phantastischen kleinen Theater und Lustschlößchen zeichneten sich in Feuerlinien, und von Zeit zu Zeit flammte der ganze Garten weiß, grün, roth; Raketen schossen in den dunkeln Himmel empor, Sternchen rieselten herunter, Sonnen rauschten prasselnd unten herum, und riesige Feuercascaden ergossen sich in den Zaubergarten. Es war ein glänzender Schluß und schien mir eher herabgedrückt als gehoben zu werden dadurch, daß während der letzten Feuereffecte ein Akrobat auf seinem Seil zu schwindelnder Höhe emporturnte, dort aus seinem Munde einen Strick herunterließ, an welchem dann ein anderer solcher Künstler zu ihm hinaufkrabbelte. Als sie indessen zusammen am Seil herunterschossen, erscholl ein tausendstimmiger Jubelruf, dröhnend wie Meeresrauschen. Jetzt erst flutete die Menge langsam zum Garten hinaus auf die Versterbrogade und von da in die Stadt.

Soweit ich beurtheilen kann, erschöpft das Menu von Tivoli wirklich in hohem Grade alle Arten von Volksbelustigung, und in den Gartenanlagen wird der äußere Anstand so weit gewahrt, daß ein vernünftiger Mensch sich nicht gerade leicht stoßen kann. Wenn indes das ganze Institut feierlich hochgepriesen wird, weil es der Winkelkneiperei in der Stadt ein Ende gemacht hätte, so ist zu erinnern, daß die Stadt doch noch voll Wirthshäuser und Pinten steckt. In Theater und Circus werden Vorstellungen gegeben, die sich schon im Programm als unanständig und unmoralisch ankündigen. Die Tanzerei den ganzen Abend bis fast Mitternacht kann auf

die Volksmoral auch nicht eben günstig einwirken. Im ganzen aber herrscht eine so hochgeschraubte Genußsucht, daß eine daran gewöhnte Jugend den Himmel nothwendig vergessen, hier auf Erden aber unersättlich werden muß. Ich bin kein Jeremias, habe mich an manchem harmlosen Humor fröhlich miterheitert; aber alles in allem läßt sich von solch einem Sonntag kaum singen:

Das ist der Tag des Herrn.

Hält man das ganze Treiben aber mit anderen großstädtischen Erscheinungen zusammen, dann trüben sich nothwendig all' die flimmernden Lichter, die rauschende Musik verliert ihren Zauber, und man könnte herzlich traurig werden über das Elend, das dieser künstliche Faschingsjubel wohl momentan übertäuben, aber weder heilen noch lindern kann. Wie ein Aschenbrödel ist die Religion vom Ehrenplatz des Lebens in den Winkel zurückgedrängt; an ihrer Stelle herrschen die heidnischen Götter des irdischen Genusses, die weder in guten Tagen ungetrübte Freude zu bieten vermögen, noch in schlimmen Muth, Geduld und Trost. Zwischen all der leichtlebigen Lustigkeit schleicht aber die Sünde herum, häusliches Elend, persönlicher Jammer, Immoralität in allen Gestalten — und Bankerott und Selbstmord ist nicht selten das Schlußstück, welches, auf dem Programm nicht vorgesehen, das bunte Jahrmarktstreiben endigt.

11. Juni.

Heute besuchte ich den Nachfolger des hl. Ansgar, den Apostolischen Präfecten, Msgr. Grüder. Er wohnt in einer sehr anspruchslosen Behausung hinter der katholischen St.-Ansgar-Kirche, mit einigen anderen Priestern zusammen, ein ernster, stiller Mann von mittlerer Statur, die Liebe und Bescheidenheit selbst. Er hat quasi-bischöfliche Jurisdiction über das ganze Königreich Dänemark und dessen Kolonien (mit Ausnahme der westindischen), nämlich Island, Grönland und die Faröer. Die Propaganda in Rom hat schon ernstlich daran gedacht, ihm vom Papste die bischöfliche Würde zu erlangen; allein er hat in seiner Demuth alles aufgeboten, einer solchen Ehre zu entgehen.

Als er 1851 als junger Priester von 23 Jahren nach Dänemark kam, waren außer ihm in dem ganzen Königreich nur zwei andere Priester, von denen der eine eine kleine Gemeinde in Fridericia (Jütland) leitete, der andere, Pastor (später Pater) Zurstraßen, mit ihm die Sorge für die Station in Kopenhagen übernahm. Diese war sehr klein; die katholische Elementarschule wurde von etwa 30, meist armen Kindern besucht; die Missionäre mußten selbst erst dänisch lernen; katholische Bücher gab es in dänischer Sprache nicht, nicht einmal ein Schul- oder Gebetbuch, nur einen kleinen Katechismus. Die beiden wackeren Pioniere, Msgr. Grüder und P. Zurstraßen, unternahmen es indes mit großem Muthe, die kleinen Anfänge katholischen Lebens in der volkreichen protestantischen Königsstadt zu erhalten und zu fördern,

und ihr unverdrossener Opfermuth ist heute wenigstens insoweit gekrönt, daß Dänemark eine eigene Apostolische Präfectur mit 28 Priestern und — außer Kopenhagen — noch sieben Missionsstationen bildet. Kopenhagen selbst besitzt jetzt außer der St.-Ansgar-Kirche sechs öffentliche Kapellen; die Katholiken mögen gegen 2100 (auf 250 000 Einwohner allerdings noch eine kleine Zahl) betragen; statt einer Schule sind vier vorhanden, und der unermüdliche Fleiß der Missionspriester hat in einer Series von etwa 30 Bänden bereits den Anfang einer kleinen katholischen Literatur ins Leben gerufen. Das war keine leichte Arbeit! Die Seelsorge ist sehr dadurch erschwert, daß die Katholiken in der großen Stadt ungemein weit auseinander wohnen und gewöhnlich in einer Umgebung, welche das religiöse Leben nichts weniger als begünstigt; in Bezug auf ihre Sprache aber sind die Dänen überaus heikel und empfindlich und stellen an den Prediger wie an den Schriftsteller Forderungen, die nur ein talentvoller und ebenso fleißiger Kenner ihrer Sprache zu befriedigen im Stande ist. Ein sehr praktischer Gedanke war es deshalb, zunächst ein katholisches Kirchenblatt (Kirketidende) ins Leben zu rufen und diesem dann nach und nach in bogenweisen Lieferungen Bearbeitungen oder Uebersetzungen guter katholischer Schriften und endlich auch selbständige Werke beizugeben. So ist jene kleine katholische Volksbibliothek entstanden, welche beständig noch weiter anwächst und allen Ständen gute Lectüre in treffender Auswahl und schöner Form darbietet. Eben erschien eine Uebersetzung des Lebens der heiligen Dienstmagd Zita, das die Gräfin Ida Hahn-Hahn geschrieben hat. Eine populäre Geschichte Dänemarks war in Vorbereitung. Der Priester, der sich dieser Arbeit widmete, ist ein sehr begabter dänischer Convertit.

Wie anderswo, ist der Protestantismus, dogmatisch betrachtet, auch in Dänemark keine große Macht mehr. Unter den Predigern selbst herrscht so viel Unglaube und Rationalismus, daß nur sehr beschränkte Geister sie blindgläubig als Repräsentanten eines einheitlichen und abgeschlossenen, zuverlässigen und göttlich beglaubigten Lehrsystems betrachten und verehren können. Der dänische Philosoph Kirkegaard hat sie in seinen polemischen Schriften mit einem solchen Hagel vernichtender Argumentation, zermalmender Satire und schneidender Ironie überschüttet, daß man kaum begreift, wie ein Prediger sich noch in seiner feierlichen Amtstracht vor einem Volke zeigen mochte, das solche Schriften las. An ätzender Schärfe überbietet er alles, was der keineswegs zarte Lessing über das Haupt des Pastors Götze ergossen hat. Und doch, das Volk unterhielt sich ganz gemüthlich an Kirkegaards Schriften, begeisterte sich ebenso gemüthlich für die protestantische National-Romantik, welche der enthusiastische Dichter, Theolog, Allerweltsschriftsteller und Titularbischof Grundtvig in seinen zahllosen Schriften entwickelte — und ging ebenso gemüthlich weiter in die Vorträge jener Prediger, die Kirkegaard ohne alle Umschweife, in allen nur erdenklichen Tonarten, Modulationen und Varia-

tionen als „Heuchler" gebrandmarkt hatte. Dazu aß es zahllose Butterbrode, ging fleißig in Theater und Concert, amüsirte sich, so gut es hier auf Erden geht, und freute sich an allem Neuen, was der Tag brachte. Bischof Martensen, der in manchen Stücken, wie in der Lehre vom Fegfeuer, katholisirte, fand seine Andächtigen — und der radicale Georg Brandes, der offen den Atheismus predigte, fand auch seine Andächtigen. Die große Masse des Volkes aber hält sich fröhlich leichtlebig in der Mitte, behält etwas protestantisches Formelwesen als „Religion" für den Sonntag, für Hochzeiten, Geburten und Beerdigungen bei und lebt im übrigen nach den Anschauungen und Forderungen der sogen. „reinen Menschlichkeit", jeder nach seiner Façon, wie der große Fritz sagt, von einer Art Orthodoxie herab bis zu vollständigem Atheismus und Nihilismus.

In dieser frivolen Leichtlebigkeit, welche dem Katholicismus selten schroff geharnischt gegenübertritt, wohl aber ihn als „trauriges, lebensfeindliches Mönchsthum" verachtet, liegt die große Schwierigkeit der dänischen Mission. Auch an den Katholiken tritt natürlich die Versuchung heran, so lustig in den Tag hineinzuleben. Der Protestant aber kommt im bunten Taumel von Geschäften und Vergnügungen kaum je zu den ernsten Fragen: Gibt es hier auf Erden eine übernatürliche Gottesordnung? — Wo ist sie verkörpert? — Muß ich mich ihr unterwerfen, wenn ich ewig selig werden will?

---

2. Von Kopenhagen nach Thorshavn.

Mit Vorbereitungen zur Reise, Studium des Dänischen, Besichtigung der Merkwürdigkeiten und einigen Ausflügen strichen die wenigen Tage meines Aufenthalts in Kopenhagen rasch vorüber.

An Kirchen ist die dänische Königsstadt nicht sehr reich, desto reicher aber an Palästen, wissenschaftlichen Instituten und Kunstsammlungen, an charitativen Anstalten und gemeinnützigen Einrichtungen. Die Anzahl von Stiftungen für Universität, Schulen und Spitäler ist geradezu eine erstaunliche; das religiöse Gefühl, das direct für gottesdienstliche Zwecke wenig Gelegenheit zur Bethätigung findet, scheint sich auf diese Weise zu Gunsten des Mitmenschen und zur Hebung der Bildung Luft machen zu wollen. Etwas Freimaurerei wirkt wohl auch mit dabei. Denn das ist ja gerade das Charakteristische der Freimaurerei, alles Sinnen und Denken, alle Thätigkeit und allen Opfersinn von dem Göttlichen auf das Menschliche hinzulenken und schließlich den Menschen selbst zum Gott zu machen, der keines anderweitigen höhern Wesens bedarf.

Die „Freimaurerloge", an der Klaerkegaden in der Nähe der Marmorkirche und im Diplomatenviertel gelegen, ist ein ziemlich umfangreicher Palast, der einen Flächenraum von etwa 6000 □Ellen bedeckt. Die Façade ist 136 Ellen (85 m) lang. Der Festsaal ist auf 40 Ellen Länge 20 Ellen breit. Der Bau wurde im Mai 1867 begonnen, am 6. October 1868, dem Geburtstag des vorigen Königs Friedrich VII., feierlich eingeweiht. Dieser König war ein sehr eifriger Freimaurer, was aber dem Lande sehr wenig half, da bald nach seinem Tode (15. November 1863) die deutschen Brüder das humane Verlangen trugen, die drei Herzogthümer Holstein, Lauenburg und Schleswig inniger mit Preußen verknüpft zu sehen. Außer in Kopenhagen bestehen jetzt Logen in Nykjöbing, Odense, Helsingör, Aarhus und Aalborg. Juden werden in die dänischen Logen nicht aufgenommen, sondern dürfen, soferne sie auswärtigen Logen angehören, nur als „Gäste" die Versammlungen besuchen. Gegenwärtiger Großmeister ist der Kronprinz Friedrich.

Die merkwürdigste und eigenartigste Sammlung Kopenhagens ist das Thorwaldsen-Museum. Diesem großen Bildhauer ist nämlich eine Ehre widerfahren, die sonst wohl kaum noch einem Künstler zu theil geworden ist: daß man nämlich seine sämmtlichen Werke, und zwar in strenger

Ausschließlichkeit, zu einem Museum vereinigte. Man braucht nicht in der Welt herumzureisen, um ihn kennen zu lernen; man hat ihn — von seinen Erstlingsversuchen bis zu seinen wichtigsten Meisterwerken und von diesen bis zu seiner letzten Skizze — vollständig in Kopenhagen beisammen.

Ist es nicht merkwürdig, daß ein Sprößling des fernen, unwirthlichen Islands in so glänzender Weise mit den berühmtesten Bildhauern der Neuzeit gewetteifert hat, ja in unermüdlichem Eifer den höchsten Meistern des classischen Alterthums nachzueifern bemüht war? In herrlichen Büsten und Statuen ist hier eine ganze Schaar seiner gefeiertsten Zeitgenossen versammelt: Papst Pius VII. und sein Staatssecretär Hercules Consalvi, Napoleon I.,

Vorhalle des Thorwaldsen-Museums in Kopenhagen.

Alexander I., Ludwig I. von Bayern, die Könige Christian VIII. und Friedrich VII. von Dänemark, die Großfürstin Helena von Rußland, Fürst Metternich, Fürst Schwarzenberg, Fürst Joseph Poniatowski, Fürst Wladimir Potocki, Herzog Eugen von Leuchtenberg, Andreas Peter Bernstorff, Schiller, Lord Byron, Walter Scott, Wilhelm von Humboldt u. s. w. Die Kathedrale von Reykjavik im heimatlichen Island hat er mit einem lieblichen Taufstein geschmückt; in der Liebfrauenkirche von Kopenhagen thront sein Christus mit den zwölf Aposteln; in Warschau steht sein Kopernikus, in München sein Maximilian I., in Neapel sein Conradin auf dem Grabe dieses letzten der Hohenstaufen, in Cambridge sein Lord Byron, in Luzern sein prachtvoller

Digitized by Google

Löwe, in Stuttgart sein Schiller, in Mainz sein Gutenberg, auf der Insel Zante sein Sir Thomas Maitland. Erhabene Reliefs von ihm schmückten einst das Schloß von Christiansborgslot. Sein Alexanderzug ziert den Quirinalpalast zu Rom, sein Grabmonument Pius' VII. die Peterskirche. All diese Meisterwerke aber sind in Modellen und Abgüssen hier vereint und legen Zeugniß ab von einem Fleiß und einer genialen Fruchtbarkeit, die jeden mit Bewunderung erfüllen muß.

Die großartige Sammlung ist aber nicht nur die schönste Ruhmeshalle nordischer Kunst, sie ist auch ein Denkmal des welthistorischen Einflusses, welchen das Kunstpatronat der Päpste, bis herab auf unsere Tage, auf die bildenden Künste ausgeübt hat. Nicht umsonst begrüßt uns das gigantische Grabdenkmal Pius' VII. schon in der Eingangshalle. Weder Island noch Kopenhagen ist die eigentliche Künstlerheimat Thorwaldsens gewesen. Diese war das Rom der Päpste. Dahin ist er schon als Jüngling von 26 Jahren gepilgert; da hat er über 45 Jahre, nahezu sein ganzes Leben zugebracht. Pius VII. selbst hat ihn der Ehre eines Besuches gewürdigt; Consalvi nahm sich als freigebiger Mäcen seiner an; in den Kunstwerken und Sammlungen der ewigen Stadt fand er die leuchtenden Vorbilder, an denen er zum Meister ward; in der Künstlerfreiheit der römischen Kreise fand er all jene Anregung, Ermunterung, Freudigkeit, deren er zu seinem Wirken bedurfte, und zugleich die Bekanntschaft der ganzen civilisirten Welt. Zu mehr als einem Meisterwerk hat der feinsinnige Humanismus seiner gelehrten italienischen Freunde Anlaß und Antrieb gegeben.

So hatte z. B. der Dichter Angelo Maria Ricci eine Anzahl griechischer Fragmente gesammelt, die noch nicht in der Anthologia Graeca standen, und forderte die Künstler auf, sie bildlich darzustellen, indem er selbst ihren Inhalt in folgenden Versen zusammenstellte:

Giove detta le leggi, Amor le scrive,
Amor dispiega in mezzo al mar le vele,
Amor da selce trae scintille vive,
Amor careggia il cagnolin fedele,
Amor tesse una rete a cor gentile,
Di vaghe conche Amor si fa monile.

Zeus gibt, doch Amor schreibt der Satzung Regel,
Amor entfaltet frei im Meer die Segel,
Amor lockt Funken aus dem harten Steine,
Amor liebkost sein Hündlein traut, das kleine,
Amor den Herzen holde Netze strickt,
Mit feiner Muschelzier Amor sich schmückt.

Aus diesen leichten spielerischen Andeutungen und ähnlichen Stellen Anakreons gestaltete sich unter Thorwaldsens Meisterhand jene Reihe von Reliefs, in welcher das Walten und Treiben des Liebesgottes in neckischer und doch zugleich in so poesievoller Weise geschildert wird. Hier liebkost er

sein Hündchen, dort reiht er sich zierliche Muscheln zum Schmucke; hier reitet er auf dem Schwane daher, dort lockt er Blumen aus starrem Gefilde; hier fleht er Jupiter an, die Rose zur Königin der Blumen zu ernennen, dort strickt er schlau lächelnd seine Netze zum Fange. Pluto's Cerberus, Neptuns Delphin, Hercules' Löwe, ja Jupiters Adler selbst müssen den Kleinen, wenn auch widerwillig, als Herrscher tragen: Omnia vincit amor, der kleine Gott führt die Weltherrschaft! Tiefsinnig bringt der Künstler dann dieses Walten wiederum mit den Lebensaltern in Berührung, wie Amor als Kind mit Blumen spielt, wie er freundlich Jungfrau und Jüngling zusammenführt, wie er, zur schweren Last geworden, den sorgenvollen Mann daniederbeugt, wie der Greis fruchtlos sehnend dem entschwebenden Flügelkinde nachschaut. In all diesen bezaubernden Bildern waltet dieselbe gedankenvolle Huld, wie in den bekannten Reliefs des Tages und der Nacht. Die Fortführung der Briseis, Achilles und Patroklus, vor allem aber der um Hektors Leiche flehende Priamus, Hektors Abschied von Andromache wird keinen Freund des guten alten Homer ungerührt lassen, von den gefeierten Statuen des Jason, des Vulkan, des Mercur, des Ganymed mit Jupiters Adler nicht zu reden.

Es ist hier nicht der Ort, uns über die Berechtigung mythologischer Sculpturen und deren Grenzen auszulassen. Die Verschiedenheit der Völker, Zeiten und Sitten erlaubt nicht, einen ganz allgemeinen Maßstab anzulegen. Im ganzen hat Thorwaldsen mehr als Canova und die meisten neueren Bildhauer nach der ernsten Idealität der Alten gestrebt. Ein reifer, humanistisch gebildeter Geist wird aus der Fülle seiner Bildwerke einen ähnlichen Genuß schöpfen, wie aus den poetischen Mythen der antiken Literatur selbst. Möge es darum niemand verdrießen, wenn der an sich düstere Bau im ägyptischen Tempelstil einen sehr freundlichen Eindruck auf mich machte, ja mit all seinen Kunstschätzen mir fast wie ein Gruß aus dem sonnigen Italien erschien:

Ist ein Grabmonument dies Haus, ein Tempel des Pluto? —
Aber Victoria führt oben ihr fröhlich Gespann.
Wohnen die Götter noch hier der kunstbeflissenen Griechen?
Aber am hohen Portal grüßet uns segnend der Papst!
Aus dem Reiche war er, der Römer, längst doch vertrieben,
Seit Pommeranus, der Freund Luthers, hier pflanzte das Wort!
Ja, vor dem zürnenden Wort entwichen auch trauernd die Künste,
Zogen vom hadernden Nord wieder zum gastlichen Süd.
Mit den Heiligen floh'n auch die Zaubergestalten der Sage,
Ließen dem Plünderer nur starrende Wände zurück.
Aber nicht sättigt das Wort, das stets nur verneinte und strafte,
Wahrheit und Schönheit vom Quell ewiger Liebe getrennt.
Sehnsucht faßte den Geist des wackern nordischen Meisters
Nach der entflohenen Kunst. Sieh! und er pilgert nach Rom!
Freudig fand er sie da, beschirmt von dem Hirten der Völker,
Dem der Prediger stets wie den Dämonen geflucht.

Der Götter Fahrt von der Tiber zum Sund.

Frühling seliger Pracht umblühte das schreckliche Babel,
Mehr Jerusalem glich's oder dem lichten Athen.
Künstler und Dichter umgaben den milden Fürsten des Friedens,
Schaffend in liebendem Fleiß, mit den Geschenken der Huld.
Keiner opferte da den längst überwundenen Göttern,
Aber sie dienten dem Kreuz lieblich als Siegestrophä'n,
Schmückten mit classischer Pracht der Vorzeit herrliche Trümmer,
Schmückten Fontäne und Platz, Säle und Thor und Palast.
Neptun führte im Schwall der sprudelnden Wogen den Dreizack,
Nymphen fingen den Strahl spielend in Muschel und Hand.
Faune neckten den Blick im wallenden Grüne der Gärten,
Mitten im Rosengebüsch Eros, das schelmische Kind.
Majestätisch empor zog an der ragenden Säule
Trajan, mit ihm die Welt, die er im Kampfe bezwang;
Titus lebte noch hier, und Constantin, der Gewalt'ge,
Lenkte zum riesigen Bau freundlich des Wanderers Schritt.
Nimmer erstarb hier die Kunst. Voll Jubel schaut sie des Nordens
Schönheitsdürstender Sohn und es entzückt sich sein Herz.
Neu belebt sich der Stein mit unverwelklicher Anmuth
Unter der meißelnden Hand selig begeistertem Schlag.
Nimmer ermüdet' der Fleiß des Meisters. Vom Ufer der Tiber
Zogen in Schaaren dahin liebliche Bilder zum Sund,
Einend in holder Gestalt die Träume des dunkelnden Nordens
Und der südlichen Welt schimmernde, sonnige Pracht.
Römer wurde er selbst, und erst, als erschlafften die Sehnen,
Folgt' er dem neuen Olymp selber zum heimischen Strand.
Doch er kam nicht allein, er brachte auch dankbar den Papst mit,
Der in der ewigen Stadt väterlich seiner gedacht.
Mild nun thront er am Thor, der Greis, der heilige Dulder,
Der von des Corsen Gewalt flehend errettet die Welt,
Segnet die Stadt und den Port und die reichbefrachteten Schiffe,
Wenn zu der Insel sie zieh'n, welcher der Bildner entstammt;
Segnet Absalons Burg und Thorlaks heilige Grabstatt
Fern am Heklageburg; segnet auch liebend die Kunst,
Daß, was Hehres sie schuf, nicht diene dem flüchtigen Reize,
Sondern den strebenden Geist führe zum Schöpfer empor!

Besuche machte ich nur einige wenige, soweit sie für meine Reise nöthig waren. Der französische Gesandte, Graf de Croy-Chanel, den ich um eine Empfehlung an den Consul in Reykjavik anging, empfing mich sehr zuvorkommend und erleichterte mir die erste diplomatische Visite, die ich je in meinem Leben abzustatten hatte, durch zutrauliche Gemüthlichkeit. Um mir zu zeigen, wie man in Island über die Flüsse reitet, zog er seine beiden Beine wie ein Türke auf das Sopha hinauf, so daß die Deutlichkeit der Darstellung nichts zu wünschen übrig ließ. Nur erschien mir die Aufgabe immer schwieriger, sich so vor dem Wasser zu schirmen, daß man, mehr kauernd als sitzend, noch fest auf dem Pferde bleibt.

Nachdem ich nun einmal in die höheren Regionen des Lebens gerathen war, besuchte ich auch den katholischen Grafen Holstein-Ledreborg, einen der tüchtigsten Redner des dänischen Reichstags. Er gehört einer der ersten Familien des Landes an, ist aber als Convertit den Protestanten überhaupt keine persona grata, als gewandter Führer der Opposition den Ministern ein unliebsamer Gegner. Da die Venstre (Linke) aus sehr verschiedenartigen, zum Theil sehr radicalen und religionslosen Elementen besteht, ist seine politische Stellung oft eine äußerst schwierige und unangenehme. Seine Abkunft würde ihn zu den ersten Stellen bei Hofe berechtigen, Talent und Wissen zu einem Ministerportefeuille; allein seine im Grunde conservativen Bemühungen, den Bauernstand, die ländliche Bevölkerung, den eigentlichen Kern des dänischen Volkes, politisch und wirthschaftlich zu heben, verhalten sich zu der trägen, sesselbequemen Wirthschaftspolitik der Regierung oppositionell, und die radicalen Führer des Volkes wollen in demokratisirender Richtung viel weiter gehen, als ein der Monarchie wie dem Volke treu ergebener, weiser Staatsmann es thun kann. Als Führer einer katholischen Volkspartei könnte er die segensreichste Wirksamkeit entfalten; aber als Katholik steht er nicht nur vereinzelt in der Kammer da, sondern ist fast überhaupt der einzige hervorragende Katholik im Lande.

Abends — es war ein ganz politischer Tag — hatte ich die Freude, in Ordrupshøj sechs Mitglieder der deutschen Centrumspartei zu treffen, welche sich durch einen kleinen Ausflug nach Dänemark von den Drangsalen der langen Berliner Session erholen wollten. „Warum," das war die einzige melancholisch-politische Frage, welche sich diesen Herren bei der Besichtigung des kleinen Collegiums aufdrängte, „warum müssen diese deutschen Ordensleute und Lehrer, aus der Heimat verbannt, mühsam im fremden Lande unter Protestanten wirken, während in Deutschland Noth an katholischen Schulen, Instituten und Lehrkräften ist?"

Andererseits freuten wir uns zusammen, daß die Dänen noch keine Culturpauker sind, sondern auch den Katholiken Licht, Luft und Freiheit gönnen.

Von den vielen Gelehrten der dänischen Hauptstadt lernte ich niemanden kennen außer den Dichter und Literaturhistoriker Gisli Brynjúlfsson, Professor der isländischen Literatur an der Universität. Ich fand an ihm nicht nur einen vorzüglichen Kenner der Geschichte und Poesie seines eigenen Landes, sondern auch einen in älteren und neueren Literaturen trefflich bewanderten und ebenso freundlichen und liebenswürdigen Mann. Er nahm mich aufs liebreichste auf, gab mir auf meine Fragen gütige Auskunft und gewährte dem in Island völlig Unbekannten sogar die zuvorkommendste Empfehlung an seine Freunde. Sein Name gewöhnte mich zuerst an die schöne patriarchalische Art der isländischen Namengebung, daß jeder nämlich seines Vaters Taufnamen dem eigenen beifügt. Seine gewinnende Herzlichkeit aber nahm mich schon von vornherein für seine Heimat und seine Landsleute ein.

Da ich mein Lebtag noch nie auf einem Pferde gewesen war, so gehörte es zu den unerläßlichen Vorbereitungen der Reise, auch, ich will nicht sagen, reiten zu lernen, aber mich wenigstens daran zu gewöhnen, in irgend einer Weise auf einem gutgearteten Thiere sitzen zu bleiben. Es kam mir unendlich drollig, andererseits aber auch wahrhaft beschämend vor, nach entsetzlich langen Jahren von Studium und Bildung nicht einmal das zu können, was ein jeder Bauernjunge kann und was eigentlich jeder Mann loshaben müßte. Da redet und philosophirt man davon, daß der Mensch der Herr der Schöpfung sei, und der „Herr der Schöpfung" weiß nicht einmal mit dem gewöhnlichsten Hausthier umzugehen! Ist das nicht ein Schimpf? Wäre es nicht besser, so philosophirte ich in diesem schwierigen Augenblick, wenn, statt des langweiligen Kunstturnens, jeder Knabe ordentlich reiten, schwimmen, fechten, schießen lernen müßte? Es würden ganz andere Charaktere herauskommen, als bei dem ewigen Analysiren, Disputiren, Aufsatzschreiben, Zeichnen und Musiciren! Hunderte von gelehrten und ungelehrten Schrullen, an denen jetzt die Menschheit krankt, würden ihr erspart bleiben, wenn die Erziehung für Leib und Seele natürlicher, kräftiger, männlicher wäre. Wie alle Ketzereien, haben auch diejenigen Rousseau's ein Körnlein Wahrheit in sich, und ich hätte gern von meinen vielen Schuljahren eines zurückgenommen, um es, statt auf der Schulbank, zu Pferde zuzubringen. Weil sich aber die Vergangenheit nicht wieder einfangen läßt, so that ich wenigstens jetzt — in meinen alten Tagen — mein Bestes, um vom Schritt zum Trab und vom Trab zum Galopp voranzukommen und, so gut thunlich, aller komischen Schwierigkeiten ungeachtet, noch ein Reitersmann zu werden. Den nöthigsten Unterricht in der ritterlichen Kunst ertheilte mir ein Nachkomme eines der berühmtesten Rittergeschlechter Deutschlands, der junge Graf Max Waldburg zu Wolfegg, der in den letzten Jahren Zögling des Collegs in Ordrupshøj gewesen war und nun auf dem Punkte stand, dasselbe zu verlassen. Zu meiner großen Freude hatte er von den Seinigen Erlaubniß erhalten, sich unserer Islandsfahrt anzuschließen, so daß wir nun ein wohlorganisirtes Trio bildeten: ein Graf, ein Baron und ein schlichtes Bürgerskind. — Auch ich wurde übrigens infolge so guter Gesellschaft zeitweilig in den Adelstand erhoben. Wenigstens kündigte die „Nationaltidende" am Tage unserer Abreise an, daß „drei römische Priester von adeliger Herkunft" mit dem Postschiff nach Island gingen. Wahrscheinlich sollte das eine Warnung für die Isländer sein. Wir erfuhren die drohende Nachricht erst in Edinburgh und hatten nicht wenig Spaß, der eine sich in den Priesterstand, der andere sich in den Adelstand erhoben zu sehen.

16. Juni.

Der ersehnte und gefürchtete Tag, da wir die lange Seereise antreten sollten, brach endlich an. Es war der 16. Juni, für uns Familienfesttag, nämlich das Fest des hl. Franz Regis, der bekanntlich ein Freund armer

Felsenbewohner und ein wackerer Wandersmann und Bergsteiger gewesen ist. Ich empfahl ihm unsere Seefahrt und weitere Wanderschaft, Island und seine Bewohner von Herzen und machte mich dann bereit. Draußen war es durchaus nicht festtäglich. In klatschendem Regen fuhren wir an den Hafen, wo unser Schiff bereit stand. Dasselbe hieß „Romny" — wie man mir sagte, zu Ehren einer Stadt in Südrußland. Es schien mir kaum größer als die Passagierdampfer auf dem Bodensee, auf denen ich als Student so oft gefahren. Es war schon stark befrachtet, aber der Schiffsraum doch noch nicht gefüllt. Immer kreischte der Schiffskrahn von neuem und rasselten die Ketten und schrieen die Matrosen, um noch eine Kiste und noch einen Ballen und wieder eine Kiste, nein, ganze Haufen von Ballen und Kisten in den gähnenden Schiffsraum herabzulassen. Um den Regen kümmerten sich die in Wachstuch gekleideten Matrosen nicht im mindesten. Sie ließen das Himmelswasser, so wie's kam, von ihrem Sturmhütlein in den Bart und auf den Rücken niederrieseln und gaben auf nichts Acht, als jeder auf seine Verrichtung. Auf dem Schiff und um das Schiff war ein furchtbares Gedränge. Hunderte von Leuten standen am Ufer herum oder rannten zu unserm oder anderen Schiffen. Der Steward wies uns unsere Cabinen an, trotz früher Meldung nicht von den besseren. Nachdem diese wenigstens gesichert, konnten wir der Versuchung nicht widerstehen, uns noch so lange als möglich an dem Anblick von Kopenhagen zu erfreuen, und halfen in unsern Regenmänteln das Gedränge vermehren, das auf Deck war. Sehr freudig überrascht waren wir, unter den Besuchern, die sich noch auf das Schiff drängten, den hochwürdigsten Herrn Apostolischen Präfecten zu treffen, den das schlechte Wetter nicht abhielt, uns ein letztes Lebewohl zu sagen und uns seines Segens und seiner Gebete zu versichern. Endlich erscholl das dritte Zeichen, und das Schiff ward flott. Abschiedsrufe, Wehen von Taschentüchern und Hutschwenken und andere Grüße verfolgten noch lange die Passagiere, von denen viele, namentlich die Frauen, dieselben unermüdlich erwiederten. Ueber dem langen Hafenquai stieg bald die Kuppel der Marmorkirche empor, dann die ferneren Thürme und hinaus ging's auf den Sund.

Der „Romny" war für bloß 8 bis 10 Tage ein erträgliches, aber doch enges Haus. Es gehört der „Vereinigten Dampfschiffahrtsgesellschaft" (Forenede Dampskib Selskab), die nach einem im Salon befindlichen Programm mit etwa 70 Dampfern Sund und Belt, Nord- und Ostsee, wohl auch fernere Meere befährt. Ein anständiges Kapital! Man hätte nun allenfalls auf dem „Romny" noch einen Spaziergang zu Stande bringen können; aber er war bepackt wie ein Judenpferd, das zu Markte soll. In Island ist eben Mangel an allem, was die Natur gemäßigteren Klimaten freigebig schenkt und womit die moderne Industrie das Leben verschönert. Kartoffeln, Frucht, Mehl, Kohlen, Möbel, Tuch, Holz, Leder, Eisen und Eisenwaaren, Töpfergeschirr, Luxusgegenstände — alles, alles erwartet Island

von Kopenhagen, und die zwölf Postdampfer, die jährlich von der Königsstadt nach der fernen Insel gehen, müssen deshalb jeden Raum ausnützen, um den tausendfachen Forderungen zu entsprechen, die an sie gestellt sind. Das schwerbefrachtete Schiff ging darum tief im Wasser, und das Deck sah aus wie ein buntes Waarenlager. Mehlsäcke, Petroleumfässer, Eisenwaaren, Blumentöpfe, Oefen, Bretter, Zimmerholz, kurz alles Erdenkliche war unter regenfester Emballage oder wasserdichten Decken in drolligstem Wirrwarr da aufgeschichtet, und da die Maschine ziemlich weit nach hinten stand, so blieb von der hintern Seite des Maindeckes nur ein kleiner Raum zum Sitzen oder Gehen für die Passagiere erster Klasse. Sitzbänke oder dergleichen gab es nicht; es mußte jeder sich selbst ein Tabouret mitbringen. Vom Deck ging es eben in den Salon hinein, welcher zum Schutze der Damen die gewohnte Inschrift trug: „Rygning forbydes“ (Rauchen ist verboten). Der Salon war übrigens zu eng, um viel Comfort zu erlauben. In der Mitte zog sich die Tafel hin, die ziemlich von einem Ende zum andern reichte. Links und rechts festgeschraubte Bänke mit beweglichen Rücklehnen, dann gerade so viel Raum, daß man in die unmittelbar anstoßenden Cabinen gelangen konnte.

Die Schiffsgesellschaft war nicht sehr zahlreich. Erster Klasse mit uns fuhren zwei Großhändler, reiche und angesehene Herren aus Kopenhagen, welche in Island mehrere Factoreien besaßen und ungefähr alle Jahre dahin reisen müssen, um nach dem Stand ihrer Geschäfte zu sehen; ein auf Island selbst ansässiger dänischer Handelsmann, der sich von einem Fabrikjungen in einer Nadelfabrik zum selbständigen Geschäftsbesitzer emporgearbeitet hatte; ein Norweger, früher Seemann und jetzt Handelsmann, der viel von Stürmen und Walfischen zu erzählen wußte; einige Damen, welche der Haute-Volée von Reykjavik angehörten und von einem Besuch in Dänemark zu ihren Familien zurückkehrten, und eine junge dänische Offiziersfrau, welche ihren auf einer dänischen Corvette zu Reykjavik stationirten Mann besuchen wollte. Das Präsidium führte in Amtsuniform, blau mit gelben Knöpfen, der Kapitän West, ein kräftiger, echter Seebär, kurz und dick, mit kurzgeschorenem blonden Haar und borstigem Bart derselben Farbe, ein Mann ohne viel Complimente, der, wie ich hörte, vom schlichten Matrosen zu seinem jetzigen Rang emporgestiegen war, sein Geschäft verstand, die Reise nach Island aber zum erstenmale machte. Eine Frau aus den Faröern war fast beständig unsichtbar; ihr kleines Kind krabbelte den ganzen Tag zwischen den Kisten und Kasten auf dem Deck herum, bald seekrank und bald wieder ganz seelenvergnügt am Spielen.

Während die Gesellschaft erster Klasse die eigentlichen „Herren“ auf Island andeutete, nämlich dänische Kaufleute, dänisch-isländische Beamte, entsprach jene zweiter Klasse mehr dem isländischen Volke und zwar „Jung-Island“, das noch immer genöthigt ist, seine Bildung in Dänemark, d. h. in Kopenhagen zu suchen, daselbst die nöthigen Connexionen anzuknüpfen

und dann in der Heimat seinen Weg zu machen. Außer einigen Geschäftsleuten waren es meist ganz junge Leute: so ein Rechtscandidat, der soeben sein Beamtenexamen gemacht; seine Schwester, welche in Kopenhagen eine Normalschule besucht hatte, um nun als Lehrerin nach Island zurückzukehren; ein Candidat der Theologie u. s. w. Die interessanteste Persönlichkeit war mir Herr Björn Jónsson, Redacteur der isländischen Zeitung „Ísafold", ein Herr von etwa 30 Jahren, der mit seiner Frau und zwei kleinen Mädchen — nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Kopenhagen — in seine Heimat zurückkehrte. Er verstand etwas Deutsch, sprach Englisch und war mit den Verhältnissen Dänemarks wie mit jenen seiner Heimat wohlbekannt.

So wenig er und die übrigen Isländer sich auch in Bezug auf Politik äußern wollten, so machte mir doch gleich die ganze Zusammensetzung und Physiognomie der Schiffsgesellschaft den Eindruck, daß eigentlich nicht Reykjavík, sondern Kopenhagen die Hauptstadt von Island ist. Da residirt der König und der Minister für die isländischen Angelegenheiten; da wohnen die großen Kaufmannsfirmen, in deren Händen noch immer der Löwenantheil des isländischen Handels ruht; da ist die Universität, an welcher die isländischen Juristen, Theologen und Mediciner studiren; da wurzelt das Lutherthum, zu dem der Bischof von Reykjavík und sein Clerus nur ein ergebenes Colonialannexum bildet; da ist der „Kaufhafen", der Island hauptsächlich mit Lebensmitteln, Holz und mit den andern nöthigsten Lebensbedürfnissen versieht. Religion, Politik, Handel, Industrie, Bildung, Schule, ja selbst die materiellen Grundbedingungen des Daseins haben ihren Mittelpunkt in Kopenhagen.

Der „Luncheon" oder das Gabelfrühstück versammelte zum erstenmal die Reisegesellschaft, die sich bald aneinander gewöhnte und sich auch gegen die beiden „Pastoren" recht freundlich erwies. Nur der erste Steuermann fühlte das Bedürfniß, gelegentlich hinter unserm Rücken etwas Theologie zu treiben und unserm jüngern Reisegefährten allerlei dummes Zeug zu sagen, das indes sofort die verdiente humoristische Abfertigung erhielt.

Ich hatte schon bedauert, daß das Frühstück uns ganz das Vergnügen entzöge, den Sund zu sehen. Das war indes nicht der Fall. Als wir wieder auf Deck kamen, lag eine Insel vor uns, die ganz aufs Haar dem Fort „Tre Kroner" glich, und die große Stadt dahinter war Kopenhagen. Wir waren nicht vom Fleck gekommen, weil erst der Kompaß in Ordnung gebracht werden mußte. Der Magnet ist nämlich nicht, wie ihn manchmal die Poeten auffassen, der unwandelbar treue Geselle, der nicht rechts, nicht links, sondern unveränderlich gen Norden strebt. Der bewegliche Patron läßt sich vielmehr auch von allem Eisen anziehen, das auf dem Schiff ist und durch die Einwirkung des Erdmagnetismus magnetisirt wird. Bevor man sich deshalb seiner Führung in die weite nordische Meereswüste überlassen kann, muß erst festgestellt werden, wie groß der Winkel ist, um welchen

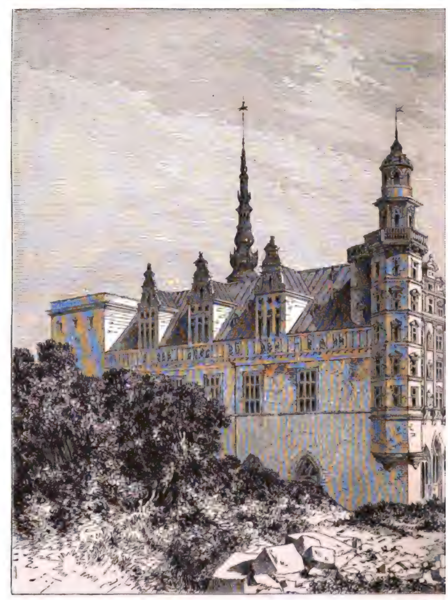
der Magnet von der Nord-Süd-Linie des magnetischen Meridians abgelenkt wird. Dann erst ergibt eine genaue Deviationstabelle die zuverlässigen Anhaltspunkte, deren man bedarf.

Schon bei der Abfahrt hatte das Regnen nachgelassen. Während der Deviations-Untersuchungen klärte sich der Himmel langsam und die Sonne strahlte hell über dem Sunde, der mehr einem großen Landsee als einem Stücke Meer gleicht. Noch lange konnten wir Kopenhagen sehen und die herrlichen Wälder des Thiergartens, die Thürmchen von Ordrup, die Villen bei Charlottenlund und das Schloß Skodsborg. Zeitweilig kamen wir etwas näher an die schwedische Küste und erhielten einen guten Ausblick auf die Festung Landskrona. Kaum hatten wir aber die Insel Hveen erreicht, da war schon wieder Zeit zum Essen, wozu aber kein Waldhorn geblasen, sondern bloß geläutet wurde.

Als wir von unserm ersten Schiffsdiner auf das kleine Oberdeck stiegen, nahte sich das Schiff bereits der kleinen Meerenge, wo Schweden und Dänemark fast zusammenstoßen — Dänemark flach wie ein holländischer Polder, Schweden mit etwas Gebirg, das, durch keine wetteifernden Höhen gestört, viel höher scheint, als es wirklich ist. Es war ein ganz prächtiger Nachmittag. Das Bedeutendste in dem Bilde lieferte aber doch Dänemark, nämlich die Stadt Helsingör und das Schloß Kronborg, das mit wahrhaft königlicher Majestät auf der äußersten Spitze des dänischen Ufers ins Meer hinausragt.

Für Dänemark war dieses schöne Plätzchen noch bis tief in die neuere Zeit eine sehr erträgliche Geldquelle. Es ist der Schlüssel zum Sunde, d. h. das Thor zu der kürzesten und bequemsten Wasserstraße, welche die Nordsee und den Atlantischen Ocean mit der Ostsee, mit den deutschen, schwedischen, finnischen und russischen Häfen verbindet. Kein Schiff konnte von Norwegen, England, Frankreich, Spanien, Amerika oder noch entlegeneren Ländern aus diesen Weg benützen, ohne an den Kanonen von Helsingör vorbeizupassiren. Der Däne wollte nicht umsonst Thürhüter sein, sondern ließ jedes Schiff seine zwölf Speciesthaler bezahlen und von der Waare noch obendrein 1—1½ Procent. Nur die Hansestädte hatten sich von alten Zeiten her dieser Besteuerung zu entziehen gewußt. Das brachte dem kleinen Lande noch 1853 von 21 000 Schiffen eine Summe von zwei und einer halben Million Thaler ein. Die Amerikaner wollten sich indes 1855 diesen Zoll nicht mehr gefallen lassen. Sie kündigten ihn auf, und ihrem Beispiel folgten bald die sämmtlichen Staaten Europa's und erlangten im April 1857, daß Dänemark gegen eine Entschädigung von 30 Millionen Rigsdaler den Zoll aufhob. In strategischer Hinsicht legen die Dänen heute nur auf Kopenhagen und auf ihre Flotte Gewicht. Größere Kriegsschiffe können wohl den Großen Belt passiren, aber nicht den Sund.

Das Schloß Kronborg hat übrigens nichts, was an einen alten Zollwächter erinnerte; es drückt vielmehr das Bewußtsein jener einstigen Macht



Schloß Kronb

Digitized by Google

Zu Seite 38.

rg am Sund.

Digitized by Google

und Selbstherrlichkeit aus, welche nicht bloß diese wichtige Handelsstraße beherrschte, sondern auf die Geschicke Nordeuropa's den entschiedensten Einfluß besaß. Es ist nicht ein mit so verschwenderischer Pracht ausgestatteter Feenpalast, wie ihn zu Frederiksborg Christian IV. sich und seiner Geliebten Christine Munk zum Denkmal setzte. Fast ohne Schmuck, ernst, gewaltig und fest erheben sich seine Quadern über die weitschichtigen Wälle und Gräben, Mauern und Terrassen. Doch nachdem unten für gebührende Festigkeit gesorgt, erhebt sich oben in Thürmen und Giebeln, Fenstern und Galerien ein maßvoller und doch reicher Schmuck in den munteren Formen dänischer Renaissance, der dem Gesammtbild hohe Würde und Schönheit verleiht, ohne den Eindruck der Festigkeit zu verwischen. Die Feste hat wenigstens neun Thürme, von denen der Glockenthurm wohl der schönste ist. Die Aussicht von den prächtigen alten Sälen auf den Sund muß herrlich sein. Gerne wäre ich ans Land gestiegen, um diese Aussicht zu genießen und die Schloßkapelle zu besichtigen, die sehr gerühmt wird, besonders aber, um, wie manch andere Touristen, einmal an Ort und Stelle von Hamlet zu träumen.

Denn Elsinore, Helsingör, ist der Schauplatz dieser — man kann wohl sagen berühmtesten aller Tragödien. Auf der Terrasse, wo heute im hellen Abendsonnenschein die dänische Flagge, der Danebrog, auf der hohen Stange weht, ist in dunkler Mitternacht der Geist des Vaters dem Prinzen Hamlet erschienen; in den Sälen des Schlosses hat er der buhlerischen Mutter im schrecklichen Schauspiel ihre eigene schmähliche Blutthat vorgeführt; in den Gärten und Wiesen des Schloßparks hat die unglückliche Ophelia sich Rosmarin und Fenchel und Maßliebchen zum Kranze gewunden, da ist sie in wirrem Traume umhergeirrt und hat endlich ihr trauriges Schicksal beschlossen.

Es neigt ein Weidenbaum sich übern Bach,
Im klaren Strome spiegelt sich sein Laub,
Aus welchem sie phantastisch Kränze wand
Von Hahnfuß, Nessel, Maßlieb, Purpurblumen;
Dort klomm sie auf, um ihre wilden Kränze
An den gebeugten Aesten aufzuhängen.
Da brach ein morscher Zweig, und nieder fielen
Die rankenden Trophäen und sie selbst
Ins weinende Gewässer. Ihr Gewand,
Weit ausgebreitet, hielt noch eine Zeitlang
Sie oben, einer Wassernymphe gleich,
Indes sie Stellen alter Lieder sang,
Als hätte sie nicht Ahnung ihres Unglücks,
Wie ein Geschöpf, geboren und begabt
Für dieses Element. Doch nur zu bald
Geschah's, daß ihre wasserschweren Kleider
Das arme Kind aus ihren Melodien
Hinunterzogen in den feuchten Tod.

An dieser merkwürdigen Stätte vollzog sich die furchtbare Rache an König und Königin, Hamlets Untergang und der Sturz des ganzen Hauses.

Nach Saxo Grammaticus hätte die Sache freilich einen andern Ausgang gehabt. Der Schuft Fegge tödtet, wohl mit Zustimmung der ehebrecherischen Königin Gertrud, den guten König Orwendel von Jütland, heiratet dann die Genossin seiner Verbrechen und setzt sich selber auf den Thron. Der Sohn Amlet, der in Deutschland studirt, spielt den Verrückten, doch nicht zweifelsvoll, sondern mit voller skandinavischer Geistesklarheit, Schlauheit und Energie, stößt Ophelia's Liebe als hinderlich für seine Pläne barsch von sich, betrauert aber hinterher ihren Tod. Als gerechter Rächer tödtet er den Mörder seines Vaters, als mitleidiger Sohn schont er aber der Mutter, als glücklicher und siegreicher Held besteigt er selbst den ledig gewordenen Thron.

Diese Züge der ursprünglichen Sage entsprechen mehr dem Charakter des skandinavischen Nordens, als dem philosophischen Tiefsinn, durch den Hamlet so berühmt geworden ist. Diesen hat Shakespeare in das Drama hineingetragen und dadurch dem alten Sagenhelden einen Weltruf erworben, den er durch seine Rachethat allein wohl nie erlangt haben würde.

Helsingör beherbergt aber nicht bloß Hamlets Schatten; denn in den Verließen der Burg schlummert auch Dänemarks volksthümlichster nationaler Sagenheld, Holger Danske, ganz genau wie Kaiser Rothbart im Kyffhäuser, thronend auf einem Felsen an einem gewaltigen Felsentisch, das im Schlummer sinnende Haupt auf den Ellbogen gestützt. Blond ist sein Haar und blond ist sein Bart, der in dichten Flocken über den Tisch herabwallt und durch die dicken Mauern hinausdringt bis ins Meer — denn was der Unkundige für Algen ansieht, das ist Holger Danske's Haar. Seit Jahrhunderten schlummert er da, der Zeitgenosse Karls des Großen und Rolands, König Götriks Sohn, der Herr von Seeland, des saatenreichen Landes. Nach gewissen Ueberlieferungen wäre er älter als der Odin der nordischen Mythologie; nach anderen taucht er erst in dem Kriege der Dänen mit Karl dem Großen auf. Gegen diesen kämpfte er mit unbeugsamem Muthe, wurde aber als Kriegsgeisel begehrt und gefangen an den Rhein gebracht. Da gefiel es ihm nicht; von den Ufern des herrlichen Stromes verlangte er unaufhörlich zurück nach seinen geliebten Feldern und Wäldern am Sunde.

Held Roland befreite ihn endlich aus der Sklaverei, doch nur unter der Bedingung, daß er nach Rom zöge und den Papst aus den Händen der Ungläubigen befreite. Das that er gern und schlug die Ungläubigen todt bis auf den letzten Mann. Mit dem Segen des Papstes begleitet, wanderte er dann in der ganzen Welt herum, in Deutschland und Frankreich, Spanien und England, Italien und dem Orient, verrichtete Wunder von Tapferkeit, bezauberte Prinzessinnen und Feen, und erwarb sich in Golconda sogar die Frucht der Unsterblichkeit. Eigentlich gestorben ist er nicht, sondern nur von einer Zauberin des Meeres dem Anblick der Sterblichen

entrückt, und er harrt in seinem unterirdischen Gemache des Tages, wo Dänemark seines tapfern Schwertes bedarf. Dann wird er mit dem bereitstehenden Schwert den Bart durchhauen, der durch den Tisch gewachsen ist, und emporsteigen und unsichtbar mitstreiten die Schlachten seiner Heimat und ihre Schaaren unbesieglich machen. Denn er ist Dänemarks Schutzgeist.

Zu meinem Bedauern wurde in Kronborg nicht gehalten, sondern unser Schiff dampfte weiter ins Kattegat hinaus, zwischen vielen anderen Schiffen, die da kamen und gingen. Noch bis zum späten Abend bestrahlte die Sonne manches ferne Segel und glitzerte und funkelte auf den Wellen herum, die das Schiff umtanzten. Es wurde spät, bis ich in meine Koje kam. Das Bettchen war eng, wie ein Sarg. Ueber mir schlummerte indes der Herr „Baron" den Schlaf des Gerechten. Ich schlief auch bald ein, träumte von Hamlet und Holger Danske, Walfischen und feuerspeienden Bergen, Recensenten und Kolonialpolitik. Wir konnten den Sundzoll nicht bezahlen. Ophelia bot umsonst ihren goldenen Schmuck als Lösegeld an. Holger Danske ließ unser Schiff in Brand schießen. Die vielen Petroleumfässer loderten gleich hell auf. Als ich erwachte, war ich „sösyg" und die ganze Welt konnte mir jetzt um einen Quadratmeter festen Landes versteigert werden.

19. Juni.

Zu gutem Glück ward uns die Welt nicht so wohlfeil versteigert, sondern wir „rollten" — wie die Seeleute diese lieblich schwankende Wiegenbewegung des Schiffes nennen — durch Kattegat, Skagerrack und Nordsee recht munter nach den britischen Inseln hinüber. Die ersten zwei Tage nichts als Meer — Meer, Meer — dunkel eisengraues Meer und bewölkter Himmel darüber. Am dritten hellte sich der Himmel wieder auf; die Sonne durchbrach das Gewölk, und nach Westen hin zeigte sich zu meiner großen Freude Land, noch etwas nebelhaft verschwommen, aber doch immerhin Land — dear auld Scotland, das liebe alte Schottland mit seinen poetischen Hügeln und Seen, Schlössern und Klosterruinen, Geschichten und Balladen. Ich hieß es herzlich willkommen, wie einen lieben alten Bekannten. Gegen Nachmittag trat die Küste deutlicher hervor und zwar vor allem der „Baß Rock", ein ungeschlachter Felsenklotz, der, ich weiß nicht in welcher geologischen Periode, am Eingange des Firth of Forth ins Meer gepoltert ist und seither wie ein riesiges Schiffszeichen dasteht, ein paar englische Meilen von der Küste, dem hochromantischen Felsenschloß Tantallon gegenüber. Das liebe dicke Ungeheuer hat etwa eine englische Meile im Umfang, fällt fast nach allen Seiten schroff senkrecht ins Meer ab und beherbergt niemanden als „viele tausend friedlicher Vögel", denen es hier sehr wohl ergeht. Sie sind nahe genug an der Küste, um ihr Diebswesen zu treiben, weit genug entfernt, um wenig gestört zu werden. Schon eine Stunde weit voraus kündigten sie uns den Baß Rock an. Sie wurden immer häufiger, je näher wir kamen, bis sie endlich in zahllosen Schwärmen das wunderliche Felsennest selbst in rastlosem,

scheuem Flug umflatterten. Der Vogel gehört zu den Ruderfüßlern und heißt Sula — sula alba oder nach dem Baß-Felsen auch sula bassana —, deutsch Tölpel oder auch Seerabe. Dem Tölpel-Namen macht er alle Ehre, wenn er sitzt oder zu watscheln versucht. Er sieht dann recht unbehilflich aus; der große, bläuliche Stoßschnabel ist viel zu stark für den kurzen Hals, und die ganze plumpe Figur weiß sich auf den patschigen, grünen Schwimmfüßen kaum zu halten, während das gelbe Auge allzeit mehr Appetit als Genie verräth. Er soll auch, wenn man auf ihn schießt und der Schuß nicht trifft, ruhig sitzen bleiben und einen zweiten Schuß abwarten, ebenso sich gar nicht stören lassen, wenn man ihm seine Eier wegnimmt, sondern ruhig weiter brüten, nach abgelaufener Brutzeit Futter holen, sich ans Nest setzen und den nicht vorhandenen Jungen vormachen, wie man die Nahrung hinunterwürgt. Es war ein sonderbares, auf die Dauer sehr einförmiges Ballet, das diese weißen Seeraben aufführten, indem sie sich bald einen Flügelschlag gaben und pfeilschnell weiterschossen, bald sich wieder drehten und in weiten Krümmungen umherkreisten, bald hart das Meer streiften und in ebenso weiten Bogen emporflogen, mit viel Gewandtheit, aber nicht eigentlich graziös.

Es wurde über 5 Uhr, bis wir Inch Keith erreichten, eine kleine Insel, die ungefähr mitten im Firth of Forth liegt und mit ihrem Leuchtthurm die ganze weite Bucht beherrscht. Außer etwas Moos und spärlichem Gras hat sie fast keine Vegetation. Ueber die dunkeln Felsen laufen kleine weiße Mauern hin, zum Theil mit Kanonen besetzt. Das weiße Lighthouse hob sich sehr scharf von der mit viel Dunst gesättigten, graublauen Atmosphäre ab. Der Ausblick war schön und wurde immer schöner, indem dunkles Gewölk sich am Himmel durcheinander wälzte, abwechselnd etwas lichtete und dann wieder verdüsterte, wieder aufhellte, bis endlich ein schwacher Wind der Abendsonne langsam zum Siege verhalf und die letzten Wolkentrümmer in langen, glühendrothen Schichten sich am Rande des Horizontes ausbreiteten, ein Rest aber wie ein fernes Gebirge hinter den Salisbury Craigs sich niederließ. — Nachdem das malerische Edinburgh eine Zeit lang sich deutlich den Blicken entrollt hatte, verschwanden seine Thürme wieder hinter den Gebäuden des nähern Leith. Da aber Ebbe war, wurde auf der Rhede Anker geworfen, und erst spät um 12 Uhr öffneten sich die Hafenthore und brachte ein Lootse uns in den eigentlichen Hafen hinein.

Die Zeit bis dahin ließen wir uns nicht lange werden. Wir baten die Isländer, uns einmal ein isländisches Lied zum Besten zu geben. Sie gingen freundlich auf diese Bitte ein, beriethen alsbald, was sie singen wollten, gruppirten sich in der Nähe der Kajütenthüre im Kreise und am Schiffsgeländer herum und begannen ihren Sang. Herr Jónsson ging auf und ab und schlug den Takt mit Händen und Füßen. Das erste Lied war in Moll und hatte einen schwermüthigen Charakter. Das zweite war ein

patriotisches auf die Melodie „Heil dir im Siegerkranz", auf welche bekanntlich auch Engländer und Schweizer ihrem Patriotismus huldigen und die sich eines Tages am besten zu einem pangermanischen Universallied eignen wird. Der isländische Text, von Bjarni Thórarensen, lautet also:

Uraltes Isafold,
Heimat so traut und hold,
Bergkönigin:
So lang die Sonne glüht,
Meer um die Länder zieht,
Liebe im Herzen blüht,
Denkt dein mein Sinn.

Ach, aus des Hafens Qualm
Sehn' ich mich heim zur Alm,
Heimat, zu dir.
Denn in der Stadt Gewühl
Lockt uns der Thoren Spiel,
Sind wir des Spottes Ziel,
Fremdlinge hier.

Land ohne Bergeshang,
Machest mich krank und bang
Mit Nebelhauch.
Nie schmückt dich Zauberlicht,
Hast ja gar kein Gesicht,
Hast eine Nase nicht,
Auge fehlt auch.

Ganz anders siehst du aus,
Schimmerndes Bergeshaus,
Hoch in der Luft.
Leuchtender Sonnenstrahl
Blitzt in dem Fluß zu Thal,
Flammt hin am Gletschersaal
Durch Fels und Kluft.

Uraltes Isafold,
Heimat so treu und hold,
Bergkönigin:
Freude und Heil sei dir,
Beten von Herzen wir,
Solang des Weltalls Zier
Nicht sinkt dahin.

Mit der Bergkönigin Ísafold ist natürlich Island gemeint, mit dem Hafen Kopenhagen, und mit dem Land, das, personificirt gedacht, weder Auge, noch Nase, überhaupt kein Gesicht hat, Dänemark. Das ist schon etwas boshaft gedichtet; aber man muß es den Isländern zu gute halten. Kein Volk in Europa, selbst die Schweizer nicht, sind so begeistert für ihr Land, wie die Isländer für ihre Bergeseinsamkeit im nördlichen Meere. Auf

den Wunsch der Isländer sangen wir übrigens auch deutsche Lieder; einer der Passagiere holte eine Zither herbei; Gesang und Musik lockte nach und nach die ganze Schiffsgesellschaft zusammen; von einer Barke aus wurden die Lieder der Isländer mit englischen Liedern erwiedert, und so entwickelte sich in der Abenddämmerung ein ganz gemüthliches internationales Concert, während zahllose Flammen von Schiffen und Booten, von Hafen und Stadt aus das anmuthige Seebild erleuchteten.

20. Juni.

Da es erst gegen Mitternacht auf dem Schiffe ruhig wurde, so war es früh für uns, daß wir schon bald nach Sechs unsere Kojen verließen und uns an Deck begaben. Nur vereinzelte Hafenarbeiter ließen sich sehen, um allmählich das Ein- und Auspacken vorzunehmen. Sonst war es seltsam still in dem weiten Hafen mit seinen vielen Bassins, Schiffen, Masten, Dampfröhren, Magazinen und Krahnen. Als wir durch das Labyrinth des geschäftigen Hafens endlich in die Stadt gekommen waren, war hier weder ein Tram noch eine Droschke aufzutreiben. Nach der langen Seefahrt that übrigens ein kleiner Morgenspaziergang gut. Eine ungeheuer lange Straße, fast so breit wie ein Platz, führt ziemlich gerade und mit erträglicher Steigung durch Leith nach Edinburgh hinauf und mündet bei dem stattlichen Postgebäude auf die prächtige Princesstreet, eine der schönsten von Europa. Ich war ganz selig, statt des fremden Dänischen wieder angelsächsische Civilisation um mich zu haben. Die prächtige Häuserzeile, Walter Scotts Denkmal, das majestätische Felsenschloß, der Park zu seinen Füßen, die Tempelhalle der Nationalgalerie und die Royal Institution — die romantische Altstadt dahinter — alles, alles war mir so heimisch — nur schien mir das bekannte Bild noch schöner geworden. Edinburgh ist lange nicht so groß wie Hamburg und Kopenhagen; aber es hat etwas Poetisches, Königliches, Majestätisches. Stolz ragt es auf seinen Hügeln über das Meer empor; Schloß und Kirchen aus vorreformatorischer Zeit krönen das bunte Stadtbild, das die folgenden Jahrhunderte aneinander gereiht.

Nachdem wir die heilige Messe gelesen, P. von Geyr bei unsern Patres in Lauriston Street, ich in einem Klösterchen, sorgten wir zunächst für unsere Correspondenz. Denn von Edinburgh an hörte für uns die tägliche Post auf, welche wie ein unaufhaltsames Lauffeuer sonst das ganze civilisirte Europa verbindet. Nach Reykjavik kommt nur alle Monate einmal ein regelmäßiger Postdampfer, auf andere Schiffe ist nicht sicher zu rechnen, und ein Spaßvogel wollte sogar wissen, ein hoher Herr in Reykjavik hebe sich alle Zeitungen bis zum Schlusse des Jahres auf, um sie dann im folgenden, Tag für Tag, regelmäßig und ohne Unterbrechung lesen zu können. Genug, wir hielten es für das Sicherste, für ein paar Wochen vom übrigen Europa Abschied zu nehmen und uns höchstens allenfalls nach Reykjavik einen Brief zu bestellen. Zu meiner nicht geringen Freude traf ich bei unsern Patres

den P. Provinzial von England, der früher mein Oberer in Stonyhurst gewesen war, und einen Missionär aus Calcutta, so daß wir auf dem Wege nach Island zugleich das Neueste aus England und Indien vernehmen konnten.

Edinburgh will ich nicht weiter beschreiben; ich habe das schon früher ausführlich gethan und fand meine früheren Eindrücke bestätigt. Es war gerade der Tag der Thronbesteigung Ihrer Majestät der Königin Victoria. God save the Queen! Schon seit 1837 ist sie am Regieren und hat den Katholiken nie etwas Böses, wohl aber viel Gutes gethan! Zu ihrer Ehre waren viele Gebäude beflaggt. Bei prächtigstem Wetter sah die Stadt von selbst festtäglich herrlich drein. Alles wimmelte von Leuten und Wagen. Unterwegs trafen wir mit einigen Isländern von unserer Schiffsgesellschaft zusammen, welche die Stadt noch nicht näher kannten. Sie schlossen sich uns an, und gerne übernahm ich das Amt eines Cicerone in der mir wohlbekannten Stadt.

Ich führte meine Freunde zunächst in die Gärten an Princesstreet, dann an der Bank vorbei hinauf aufs Schloß, dann durch Highstreet und Canongate hinab nach Holyrood und von da nach Calton Hill, zum Nationalmonument. Auf dem Schloß standen und liefen viele Soldaten von einem Hochländer-Regiment herum in ihrer bunt-phantastischen Tracht mit bloßen Knieen. In der Altstadt begegnete uns mehr Proletariat und zerlumptes Volk, als man in Kopenhagen zu sehen gewohnt ist, und doch hielten wir uns auf der größten Verkehrsader, ohne in die wunderlichen Seiten- und Winkelgassen des alten Häusergewirrs hineinzudringen. Auf einem Green bei Holyrood wurde Cricket gespielt. Auf Calton Hill ließ sich eine Regimentsmusik zu Ehren des Festtages vernehmen. Es war ein herrlicher Abend Eine Menge Volk lagerte sich über den weiten Hügelrücken hin. Die Musik spielte wacker, und die zahlreichen Kinder fingen von selbst zu tanzen an. Nach der einen Seite hat man die ebenso glänzende als merkwürdige Stadt zu Füßen, nach der andern Leith, den breiten Fjord und das majestätische Meer im Strahl der Abendsonne. Einem gewaltigen Leuchtthurm gleich ragt Nelsons Monument in den goldigen Himmel; geisterhaft, wie ein Traum aus „Child Harolds Pilgrimage", starren daneben die trümmerhaften Säulen des Nationalmonuments; riesige Schlöte aus weiten Fabrikrevieren heraus, dampfende Schienenwagen und gewaltige Schiffe verkünden die Triumphe modernen Erfindungsgeistes, und ritterlich poetisch wie ein alter Balladenkönig thront das imposante Felsenschloß über dem glänzenden Luxus der Neuzeit.

Gern wäre ich noch bis in die Nacht hinein auf dem Hügel geblieben; aber mit dem Kapitän war nicht zu spaßen. Wir kehrten also zum „Romny" zurück, wo wir die bisherige Gesellschaft um einige neue Mitglieder vermehrt antrafen. Es war uns dann noch ein ganz angenehmer Abendspaziergang auf den Docks beschieden. Gegen 11 Uhr erst wurde das Schiff langsam in die Rhede hinausbugsirt.

21. Juni.

St. Andrew's Bay war längst passirt, als ich meinen Sonnenaufgang hielt, wobei aber die eigentliche Sonne nicht recht herauskam. Wir fuhren ziemlich nahe der schottischen Küste entlang, an der zahlreiche Lastschiffe und Fischerboote herumsegelten. Streckenweis läuft eine Bahn hart längs des Gestades. Man konnte die Züge fahren sehen. Hinter den Hügeln des Strandes zeigten sich in der Ferne die Grampians. Der ganze Küstenstrich ist nicht besonders interessant. Der großen Stadt Aberdeen kamen wir nicht nahe genug, um ihre merkwürdigen Bauten genau unterscheiden zu können. Eine Reihe dampfender Schlöte bezeichneten eine große Fabrikstadt, ein Wald von Masten den nicht unbedeutenden Hafen. Mit dem Feldstecher konnte man einzelne Thürme und Gebäude der „Granitstadt" nothdürftig unterscheiden.

Gegen 5 Uhr kamen wir in die Nähe von Peterhead. Dann öffnete sich der weite Eingang zum Moray Firth. Dunkel und melancholisch stiegen die Berge von Sutherland und Caithneß aus dem Meere auf. Es wurde gegen 11 Uhr abends, bis wir am Pentland Firth die Nordspitze von Schottland erreichten. Die Küste ist hier wild, felsig, zerklüftet. Da das Meer außerordentlich ruhig war, beschloß der Kapitän, nicht an den Orkney-Inseln vorbeizufahren, sondern die zwischen ihnen und dem Festland liegende enge Pentlandsstraße zu durchschiffen. Wegen der starken Meeresströmung, die sich von Westen her in diesen Kanal drängt, ist diese Fahrt sonst gefährlich. Links hatten wir die schroffen Felsen von Dunkansby Head und die Insel Stroma, rechts die Inseln South Ronaldsha, Swona und Hoy, sämmtlich niedrig, kahl, mit verwetterten Klippen und spärlichem Grün, zu dem Abend von gestern ein merkwürdiges Gegenbild. Der prachtvolle Sonnenuntergang dauerte lange, das Abendroth wollte kein Ende nehmen; erst um 11 Uhr herum begann es zu dunkeln. Die Luft war mehr kalt als frisch. Es war alles schon ziemlich nordisch.

Nach einigen soll in der Pentlandsstraße das Meer „versalzen" worden sein. Denn also berichtet ein Skaldenlied:

„Skjöld hieß ein Sohn Odins, von dem die Skjöldunger stammen. Er hatte Sitz und Herrschaft in den Landen, die nun Dänemark heißen; aber damals hießen sie Gotland. Skjöld hatte einen Sohn, Fridleif genannt, der nach ihm die Lande beherrschte. Fridleifs Sohn hieß Frodi, der nach seinem Vater das Königthum überkam. Das war in der Zeit, da Kaiser Augustus in der ganzen Welt Frieden stiftete und Christus geboren ward, und weil Frodi der mächtigste aller Könige in den Nordlanden war, ward ihm dieser Friede in der dänischen Zunge beigelegt und nannten ihn die Nordmänner Frodi's Frieden. Niemand beschädigte da den andern, wenn er auch seines Vaters oder Bruders Mörder getroffen hätte, los oder gebunden. Da war auch kein Dieb oder Räuber, so daß ein Goldring lange Zeit unberührt auf Jalangers Heide lag. König Frodi sandte Boten nach Switjod

zu dem Könige, der Fjölnir hieß, und ließ da zwei Mägde kaufen, die Fenja und Menja hießen und sehr groß und stark waren. In dieser Zeit gab es in Dänemark zwei so große Mühlsteine, daß niemand stark genug war, sie umzudrehen. Diese Mühlsteine hatten die Eigenschaft, daß sie mahlten, was der Müller wollte. Die Mühle hieß Grotti, der Mann aber, der dem König Frodi die Mühle gab, ward Hengikjöpter genannt. König Frodi ließ die Mägde in die Mühle führen und gebot ihnen, ihm Gold, Frieden und Frodi's Glück zu mahlen. Er verstattete ihnen nicht längere Ruhe, als so lange der Hahn schwieg oder ein Lied gesungen werden mochte. Da sollen sie das Lied gesungen haben, das Grottengesang heißt, und ehe sie von dem Gesange ließen, mahlten sie dem König ein Heer, so daß in der Nacht ein Seekönig kam, Mysingr genannt, welcher den Frodi tödtete und große Beute machte. Damit war Frodi's Frieden zu Ende. Mysingr nahm die Mühle mit sich, und so auch Fenja und Menja, und befahl ihnen, Salz zu mahlen. Und um Mitternacht fragten sie Mysingr, ob er Salz genug habe, und er gebot ihnen, fortzumahlen. Sie mahlten noch eine kurze Frist, da sank das Schiff unter. Im Meer aber entstand nun ein Schlund, da wo die See durch das Mühlsteinloch fällt. Auch ist die See seitdem gesalzen.

Die Mägde mahlten
Aus aller Macht:
Die Jungen waren in Jotenzorn.
Die Mahlstange brach,
Die Mühle riß,
Der mächtige Mühlstein
Fuhr mitten entzwei.

Die Bergriesen-
Bräute sprachen:
‚Nun finden wir, Frodi,
Wohl Feierabend,
Genug gemahlen
Haben wir Mägde.‘

22. Juni.

Zum erstenmal in meinem Leben hatte ich die volle Einsamkeit des Atlantischen Meeres vor mir. Sie ist wirklich grandios, wenn die Phantasie dabei auch etwas mitspielt. Die See war ruhig, das Wetter prächtig. Eine Zeit lang war eine dänische Brigg in Sicht; am Nachmittag kamen drei Walfische ziemlich nahe und kündigten sich durch die Spritzbrunnen an, die sie aus ihren Spritzlöchern über den tiefblauen Ocean emporsandten. Indem ich die Kajüte mied, befand ich mich erträglich wohl und fing an, mich mit Vater Ocean auszusöhnen. Gegen Abend überzog sich indes der Himmel, das Meer ward sehr unruhig und schien mir sich zu einem Sturme vorbereiten zu wollen.

Als wir etwa um 10 Uhr abends uns den Faröern näherten, stellte sich heraus, daß der Kapitän zu weit westlich hatte steuern lassen. Es

mußte etwas gedreht und ein anderer Kurs eingeschlagen werden. Das bot den Vortheil, daß wir die erste Vorburg der Inselgruppe ziemlich lange im Auge behielten. Es ist das der Mönch („Munken“), ein einsames, gewaltiges Felsenriff, das dunkel aus haushoher Brandung emporstarrt, von kleineren Riffen wie mit Trümmern eines Walles umgeben, so daß weit herum milchweißer Schaum aus den dunkeln Wogen aufzischt. Ein Mahlstrom von Westen nach Osten hält die zürnende Flut in beständiger Bewegung. Im Dunkel der hereinbrechenden Dämmerung sah das prachtvoll aus, wie eine Scene aus dem gewaltigsten Meeressturm. Es war, als müßte das wettergepeitschte Riff dem Andrang erliegen — einsam, schutzlos, der ganzen Wuth des Atlantischen Oceans und aller seiner Stürme preisgegeben; aber ruhig schüttelte es jede neue Woge ab. Es wird sonst auch „Sumbö Steinar“ oder „Sunnböar Steinur“ genannt, und ist unter diesem Namen auf den Karten verzeichnet. Heute ist jedoch nichts mehr davon zu sehen. Es ist seither dem Meere geglückt, den Felsen vollständig zu unterwühlen und für immer in den Wogen zu begraben.

23. Juni.

Wie die alten Mönche hatten wir diesmal eine kurze Nacht. Um 11 Uhr zu Bett, um 3 Uhr schon wieder auf. Man warf die Anker ziemlich weit vom Strand der Insel Strömö, und ein paar schrille Signale verkündeten dem einsamen Städtchen Thorshavn unsere Ankunft. Wir kleideten uns rasch an und rüsteten den Koffer, der unsere Paramente enthielt. Denn es kam alles darauf an, heute noch den wenigen Katholiken auf den Faröern die heiligen Sacramente spenden zu können. Sonst blieb nichts übrig, als bis zum nächsten Schiff, d. h. etwa 14 Tage, auf diesen traurigen Felsinseln zu verweilen. Im Dämmerlicht eines trüben Morgens, ohne Bäume und Busch, aus knorrigen Felsmassen geballt, wie man sie künstlich an den Weihnachtskrippen nachmacht, sah die Küste von Strömö schrecklich öde aus, die gegenüberliegende, nur spärlich bewohnte Insel Naalsö noch trauriger. Die meisten Dächer von Thorshavn sind mit Gras überwachsen, und die Ortschaft sieht deshalb mehr einem Alpendorf als einem Städtchen gleich. Nur die Kirche, das Haus des Amtmanns, einige andere Häuser und der Flaggenstock einer kleinen Befestigung geben dem Ganzen etwas Ansehen.

Auf das Schiffssignal kam ein Nachen heran mit drei Färingern, einem Alten und zwei jungen Burschen. Der Alte, Zacharias mit Namen, war ein Seebär von echtem Schrot und Korn. Er dient seit langen Jahren als Lootse und Postgehilfe. Mit seinem wettergebräunten Gesicht, den scharfen Zügen, dem dunklen Haar und Vollbart konnte er wohl einen Vikinger vorstellen, die beiden Burschen aber das Romantische der Saga übernehmen. Alle drei trugen kurze, graubraune Jacken, Kniehosen derselben Farbe, Wollstrümpfe ebenso, sandalenartige Schuhe von Schafleder. Die Charakteristik aber gab die Färingerkappe, eine spitze hohe Mütze von blau und roth ge-

Der „Mönch“.

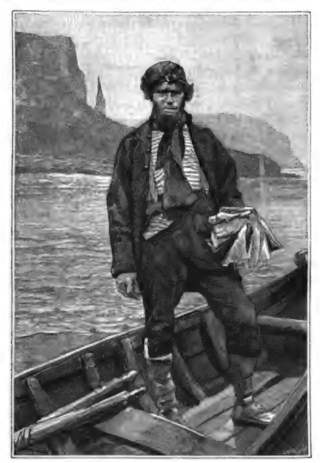
streiftem Wollzeug, nach Art einer Freiheitsmütze vorn umgebogen. Sie steht ganz keck, republikanisch.

Zacharias kannte den P. von Geyr schon und schüttelte deshalb ihm und uns gleich treuherzig die Hände, sorgte für unsern Koffer und ruderte uns mit seinen munteren Gesellen ans Land. Es waren prächtige Burschen, schlank, gut gewachsen, urkräftig, ohne Schuletikette und Culturfirniß; doch hatten sie im Gesicht etwas Pfiffig-Verschmitztes, was mir nicht recht gefallen wollte. Sie ruderten uns in der feierlichen Morgenstille in den kleinen Hafen hinein, dessen dunkles Felsgestein arg von den Wogen zerpeitscht, zerklüftet und abgeplättet war. An einem Vorsprung ward gehalten. Er heißt Thingnäs — Dingnase. Da wurden in alten Zeiten die Volksversammlungen gehalten. Jetzt lag alles voll ausgeweideter Dorsche — Köpfe und Eingeweide ohne viel Umstände daneben und drum herum. Ein kleiner Pfad führte uns an die Bretterhäuser einer ansehnlichen Factorei. Sie gehört einem Hamburger Kaufmann, Namens Hansen, der den P. von Geyr schon zweimal gastlich beherbergt hatte. Es war etwas früh, Besuch zu machen, noch keine fünf Uhr. Allein Noth bricht Eisen, und mit der Etikette nimmt man's im Norden nicht so genau. Frau Hansen hatte uns pochen gehört und kam selbst im Morgenanzug, uns die Thüre aufzumachen, uns einen Kahn mit Ruderern nach Hvidenäs zu bestellen und uns selbst als liebevolle Martha ein Frühstück zu bereiten. Da P. von Geyr sich unwohl fühlte, verzichtete ich auf das Frühstück, um die heilige Messe zu lesen. Zeit war nicht viel übrig; denn nach Hvidenäs war es zu Wasser wenigstens eine Stunde und der Kapitän hatte unsern Termin auf neun Uhr gestellt.

Also gleich wieder ins Boot. Zwei Burschen von etwa 20 Jahren und ein Mann von etwa 30 ruderten uns mit einer Kraft und Gewandtheit, wie sie nur solche Insulaner besitzen, zum Hafen hinaus und hart längs der brandenden Küste eine Stunde weit nördlich nach Hvidenäs. In dem kleinen Nachen nimmt sich das Meer viel großartiger aus, als vom Dampfer. Eine einzige Woge spielt mit dem winzigen Ding wie mit einer Nußschale. In einiger Entfernung vom Strand schäumte weißer Gischt an kleineren und größeren Klippen auf und bezeichnete mit seinem Tosen auch verborgene Riffe, während der Küste entlang dasselbe Schauspiel sich in allen erdenklichen Variationen wiederholte.

Auf diesen von Wind und Wellen gepeitschten Inseln, die einst ganz katholisch waren, wohnten unter 11 000 Menschen verlassen und einsam drei arme Katholiken, ein Schmied und ein Fischer mit seiner Frau. Paul Jensen, der Fischer, war einst ein so fanatischer Lutheraner, daß er, als er von einem katholischen Missionsversuch hörte, laut drohte, den ersten katholischen Priester niederzumachen, der ihm begegnete. Als indes ein schweres Augenleiden ihn nöthigte, gerade bei dem katholischen Priester Hilfe zu suchen, da zerrann seine Wuth, und die treue Liebe des Missionärs brachte ihn auf

ganz andere Gedanken. Er, seine Frau und Jakob der Schmied überzeugten sich von der Wahrheit des katholischen Glaubens und traten mit heldenmüthiger Hinopferung aller irdischen Interessen zur einen Kirche Christi zurück. Ein wahrer Sturm, eine Art Christenverfolgung brach gegen sie los. Eine Zeit lang waren sie kaum ihres Lebens sicher, und als die ärgste Aufregung der Protestanten verraucht war, sahen sie sich von allen ihren



Färinger in seiner Barke.

Landsleuten excommunicirt. Die Frau des Schmiedes Jakob und seine zwölf Kinder verließen ihren Gatten und Vater; der bereits bejahrte Mann sah sich von da an genöthigt, selbst zu kochen und alle Hausgeschäfte zu besorgen. Auch von Paul und seiner Frau zogen sich Freunde und Angehörige grollend zurück. Alle drei hielten indes muthig aus und blieben der Kirche auch dann noch treu, als die Mission aufgegeben, Missionshaus und Kirche

Digitized by Google

verkauft, der Missionär abberufen wurde und künftig höchstens einmal im Jahr ein katholischer Priester hinkommen konnte, ihnen die heiligen Sacramente zu spenden.

Es rührte mich tief, als Gesandter der katholischen Kirche zu diesen armen Verlassenen gehen zu dürfen, um ihnen in ihrer Armuth einen Festtag zu bereiten. Es rührte mich nicht weniger, bei diesem Besuche zwei Sprößlinge hoher und vornehmer Geschlechter in jene armen Hütten zu begleiten. Die katholische Kirche allein gleicht alle Verschiedenheit der Stände und Völker aus, ohne sie zu zerstören.

In einer öden Felsenbucht landeten wir; unten am Strand deckten ein paar Strohhütten die langen Fischerkähne. Da hingen auch Rochen, Klippfische und andere Fische zum Trocknen aus. An den Hügeln herum klebten etwa zwölf arme Hütten, ärmer als die ärmsten, die man in den Alpen sieht. Zu einer derselben führte uns unser Bootsmann. Da wohnte Paul; er war krank und lag zu Bette. Seine Frau wies uns aus dem Mittelraum, der zugleich Küche und Stube vorstellte, in ein kleines Stübchen, das der frühere Missionär nothdürftig tapeziert und zum Kapellchen eingerichtet hatte. Während P. von Geyr die ihm schon bekannten Leute begrüßte und dann Beicht hörte, bereiteten Graf Wolfegg und ich alles zur heiligen Messe vor. In keinem Dome und in keiner noch so andächtigen Kapelle habe ich das heilige Opfer je mit solcher innigen Rührung dargebracht, wie in diesem armen Stübchen, das an die Verlassenheit von Bethlehem erinnerte. Der alte Jakob und die Frau Pauls communicirten am Altare; dem kranken Paul mußte ich die heilige Communion an sein Schmerzenslager bringen. Es sollte für ihn die letzte sein. Alle empfingen die heilige Speise mit der herzlichsten Andacht, und die Protestanten, die sich außer den Bootsleuten noch eingefunden hatten, wohnten dem Gottesdienste mit ernster Ehrerbietung bei. Während wir uns nach vollendeter Messe sofort wieder zur Abreise rüsteten, hielt P. von Geyr im Mittelraum der Hütte noch eine kleine dänische Predigt; dann stellte er uns den guten Leuten vor, die uns die Hände gar nicht mehr loslassen wollten und uns in unerschöpflichen Ausdrücken ihrer Herzensfreude dankten. „Das war ein Festtag!“ sagte der alte Jakob; „o wenn Sie nur bei uns bleiben könnten. Wann kommt wieder ein Priester, der bei uns bleibt?“

Es that uns ordentlich weh, von den guten Leuten so rasch wieder Abschied nehmen zu müssen. Unser Auftrag war indes erfüllt, und wir mußten eilen, um rechtzeitig wieder auf dem Dampfer zu sein.

Thorshavn.

Digitized by Google

3. Von Thorshavn nach Reykjavik.

23. Juni.

Als wir auf das Schiff zurückkehrten, war es bedeutend lebendiger darauf, als am Morgen. Kaufleute, Lastträger, Bootsleute waren noch mit Ein- und Ausladen beschäftigt. Manche Leute vom Strand waren da, um bei einem Gläschen Aquavit das Neueste aus Dänemark zu vernehmen. Die Bucht war durch viele Kähne belebt. Der Himmel hatte sich etwas aufgeheitert, und helle Lichtstreifen glitzerten über das dunkle Meer dahin. Nur über den Inselbergen lastete noch schweres Gewölke und ballte sich in weißen Cumuli hoch in den Himmel hinauf.

Auch bei dieser günstigern Beleuchtung sah Thorshavn nicht viel besser aus, als ein ärmliches Alpendorf aus einer öden Berggegend, wo die Wiesenzone aufhört und der kahle Fels beginnt. Während man aber in den Alpen unter solchen Felsregionen gewöhnlich Wald, Wiesen und freundlichere Landschaft trifft, fängt hier unmittelbar daran das unfruchtbare Meer an und peitscht mit seinen Wogen das einförmige Gestade. Das Städtchen liegt an einer ziemlich weiten Bucht, welche durch eine hügelige Landzunge in zwei Theile geschieden ist. Der kleinere nach Norden beherbergt eine Menge von Kähnen, Fischerbarken und geringeren Fahrzeugen, während der größere — südlich — sich zur offenen Rhede entwickelt. Gegen die gewaltigen Stürme im Winter bietet weder die äußere Bucht noch der innere Hafen mit seinen natürlichen Felsenmauern genügenden Schutz. Mit Thränen in den Augen erzählte uns Frau Hansen, wie der Sturm ihnen während des vorigen Winters eines ihrer besten Handelsschiffe in dem innern Hafen vor ihren Augen zertrümmerte. Ja, die Häuser unten am Strand sind selbst kaum vor der Wuth des Sturmes sicher. Von ihm gepeitscht, dringen die Wogen hoch über die Klippen des Gestades herein und überschütten das Grasdach mit ihrem schäumenden Gischt. Es muß ein schrecklicher Winter sein. Der Tag dauert kaum etliche Stunden; dann stürmt und wettert es noch wochenlang, und wenn der Sturm ausgetobt hat, lagern sich trübe Nebel bis herab an die Küste und hüllen oft auch diese in ihren grauen Mantel ein. Die feuchte Luft durchdringt alles, und kaum im Innern der Häuser kann man sich gegen die frostige Nässe schirmen.

Das Vorgebirge, das die zwei Buchten trennt, ist ganz mit Häuschen und Hütten überkrustet, zwischen denen enge, winkelige Gäßchen nur kleinen Zwischenraum lassen. Keines dieser Gäßchen ist eben; schon das nächste Haus steht wieder etwas höher oder tiefer auf dem knorrigen Felsengrund,

der, noch von keinem Ingenieur oder Mineur in seiner phantastischen Willkür gestört, sich möglichst unregelmäßig zum Hügel erhebt. Unten roh, mit Felsstücken und Rasen verbarrikadirt, auf den Dächern mit Gras und Moos bewachsen, sehen diese kleinen Häuschen mit ihren winzigen, spärlichen Luken und Fenstern fast wie Nester aus, die, aus dem Felsen hervorgewachsen, sich am liebsten ganz darin verbergen möchten, um gegen das Ungemach des Meeres und der Atmosphäre Schutz bieten zu können. Nur die besseren sind mit getheerten, zum Theil auch weiß angestrichenen Brettern bekleidet, die man weit aus Norwegen, Schottland oder Dänemark kommen lassen muß, weil auf der ganzen Inselgruppe kein Wald ist und die spärlichen einzelnen Bäume sich nur kümmerlich entwickeln.

Ueber diesem Gewimmel von armen Hütten und Häuschen, das sich vom Strand der beiden Buchten die Hügel hinan entwickelt, erhebt sich ungefähr in der Mitte, wie ein Wesen aus einer andern Culturwelt, eine Kirche und ein Kirchthurm, weiß, mit goldenem Gockel darauf, in höchst einfachem Stil, kaum größer als die Kirche eines kleinen Bergdorfes. Rechts davon, etwas höher, hat sich der Staat in einem stattlichen Steingebäude seine Wohnung errichtet. Es ist der einzige Bau, der einigermaßen an eine Stadt erinnert. Da haust Sr. Dänischen Majestät Diener und Stellvertreter, der Amtmann (amtsmaðr), der, zugleich Commandant, mit dem Landvogt und Sorenskriver zusammen das Colonialregiment in den Faröern führt. Die geistliche Obrigkeit, der Pastor, wohnt nach dem südlichen Ende der Ortschaft hin, in einem für diese Gegend netten, geräumigen Hofe. Unfern davon deutet ein Thürmchen eine zweite Kirche an, mit einem kleinen Bauernhaus daneben. Hier hatte sich einst ein deutscher Missionär niedergelassen und eine katholische Mission gegründet, aber nach mehreren Jahren entbehrungsreicher Thätigkeit sich genöthigt gesehen, dieselbe wieder aufzugeben. Wo wir hinkamen, fanden wir ihn noch in bestem Andenken. Er war als gebildeter, wissenschaftlicher, wohlthätiger und allseitig tüchtiger Mann überall wohl gelitten. Wenn er nur kein Priester gewesen wäre! Aber vom Katholischwerden wollten die Färinger, ein paar arme, gute Leute abgerechnet, nichts wissen. Das war ihnen zu verwickelt. Der Lutheranismus war einfacher und stellte geringere Anforderungen. Halbe Naturmenschen und zähe am Alten haftend, bewiesen sich die armen Fischer und Schiffer dem Missionär gegenüber so widerhaarig, wie nur ausgelernte Positivisten und Darwinisten. Auf katholische Ansiedler von anderswoher war keine Aussicht, und so wurde denn der Missionsversuch vorläufig aufgegeben, d. h. auf bessere Zeiten verschoben.

Am andern Ende von Thorshavn, nördlich, erhebt sich auf einem felsigen Hügelvorsprung ein kleines Fort, dessen Kanönchen jedoch einem ordentlichen Panzerschiffe wohl nicht lange Trotz bieten könnten. Auf hohem Flaggenstab wehte der Danebrog, die dänische Flagge, weißes Kreuz auf rothem Grunde, die einzige Erscheinung, welche, auf unserem Schiffe und am Strande in

noch einigen Exemplaren sich wiederholend, etwas Farbe in das sonst todte, graublaue, dunkle Seebild brachte. Es fröhlich zu gestalten, vermochte selbst die liebe Sonne nicht. Denn baumlos und trostlos stiegen hinter dem Städtchen in mehreren Wellenlinien, ohne scharf markirte Zacken, die Hügel der Insel Strömö empor, bis sie oben in phantastischen Wolkengestalten verschwanden, und je kräftiger die Sonne leuchtete, desto schärfer stach der todte Fels von seinem dünnen Mooskleide und dem niedrigen Heidekraut ab, das den Färingern als Buschwerk gilt. Doch haben die Faröer immerhin noch eine reichere Vegetation, als der Fernblick von der Rhede aus gewahren läßt. Zwischen den Hecken, welche sich an den Hügeln hinziehen, ist mancher kleine Garten und manches Stückchen Feld mit schwerer Mühe dem magern Boden abgewonnen, und da und dort mildert eine Wiese die eintönige Felslandschaft. Fels und Meer behalten aber entschieden die Oberhand. Zwischen Fischen und Seevögeln wohnend, theilt der Mensch einigermaßen das unstäte Loos dieser Geschöpfe; bald mit dem Ungemach der See, bald mit dem Widerstand der rauhen Felsen ringend, härtet er sich im Kampfe mit beiden ab, begnügt sich mit wenigem und freut sich königlich, wenn es um sein ärmliches Gehöft herum recht stark nach Fischen duftet. Denn Fische sind seine Hauptnahrung, Fische der hauptsächliche Handelsartikel, Fische sein Hauptstudium. Mit Fischen werden die Wiesen gedüngt, und selbst die Hausthiere, Katze und Hund, Schwein und Kuh, bekommen mit von den Fischen.

Es wurde halb Zehn, bis der „Romny“ seine Handelsgeschäfte bereinigt hatte und endlich abfahren konnte. Zu meiner Erheiterung kam der Lootse Zacharias wieder und übernahm, anstatt des Kapitäns, die Leitung des Schiffes. Er war indes ein gemüthlicher Regent und konnte, wie der große Cajus Julius Cäsar, mehreres zugleich treiben: er rauchte sein Pfeifchen, nahm sein Prieschen, plauderte mit Kapitän und Passagieren und hielt dabei beständig auf den Curs Acht, commandirte dem Steuermann bald mit Gesticulationen, bald mit abgerissenem Zuruf, und führte uns sichern Blickes an den Gestaden der Inseln Strömö und Oesterö entlang in die Meerstraße hinein, welche letztere Insel von Bordö trennt. Lootsenführung ist in diesen engen Straßen der Inselgruppe unerläßlich, sowohl wegen des häufigen und dichten Nebels, der sich oft ganz unerwartet von den Bergen herabsenkt, als wegen der verschiedenen Strömungen und Klippen, die sie unsicher machen, und wegen der oft plötzlich einbrechenden Stürme, welche fast jedes Jahr Unglücksfälle anzurichten pflegen. Für Barken und Kähne ist der Verkehr zwischen den einzelnen Inseln vielfach von bestimmten Strömen bedingt und wird zu anderer Zeit oder bei Gegenstrom und Sturm geradezu gefahrvoll. Der wettergebräunte Zacharias hatte manchen solchen Sturm mitgemacht; zufrieden mit Wind und Wetter, schaute er jetzt so behaglich aufs Meer hinaus, als ob es ihm gehörte. Zwischen den prosaischen Figuren der Reise-

gesellschaft sah er so originell drein, daß ich der Versuchung nicht widerstehen konnte, ihn in mein Notizbuch zu skizziren. Die Skizze ging von Hand zu Hand und kam zuletzt auch an ihn. Er guckte mich zuerst ganz verwundert an: „Soll ich das sein? Ist das Ernst oder Spaß?“ Im ganzen gefiel es ihm aber, abconterfeit zu sein, und er schüttelte mir treuherzig die Hand. Weit mehr freute es mich aber an dem wackern Seebären, daß er beim Abschied von meinem Reisegefährten ein Crucifix, das dieser ihm schenkte, mit dem Ausdruck der herzlichsten Freude und Dankbarkeit entgegennahm. Wie ein Kind, das ein Geschenk erhalten, kam er auch zu Graf Wolfegg und mir, um uns die Hand zu drücken und zu danken. Im rauhen Kampfe mit den Elementen so oft ernster Lebensgefahr ausgesetzt, freute sich der schlichte, brave Mann, etwas zu haben, das ihn an den Erlöser und an Gottes Beistand erinnerte. Es ist viel Gutherzigkeit und vielleicht auch noch viel Glauben bei diesen einfachen Menschen.

Die ganze Inselgruppe, einen Flächenraum von 1333 qkm umfassend (also etwa so groß, wie einer der mittleren Schweizerkantone, Aargau oder Luzern), zählt 17 größere und etliche kleinere Inseln, und zerfällt in drei kleinere Gruppen. Die südliche bildet heute nur mehr die längliche Insel Suderö. Die mittlere besteht aus der größern Insel Sandö und den kleineren Store Dimon, Lille Dimon, Koltir und Hestur (letztere beiden Namen bedeuten „das Füllen“ und „das Pferd“). Die eigentliche Hauptgruppe liegt im Norden und bildet eine Art von zusammenhängendem Gebirge, dessen Spitzen und Bergrücken durch neun Meeresarme in die Inseln Mygenäs, Vaagö, Strömö, Oesterö, Kalsö, Kunö, Bordö, Vidö, Svinö und Fuglö getrennt sind, während die Südspitze von Strömö entlang die schmale Insel Naalsö gleichsam eine Fortsetzung zu Oesterö bildet.

Wie die Hauptbergzüge der Insel, laufen auch die neun Kanäle, wenn auch nicht ganz gleich, von Südost nach Nordwest, ungefähr nach Island hin[1].

Die Flut vom Atlantischen Meere her bringt in diesen Meerstraßen eine regelmäßige Strömung und Gegenströmung hervor, „Vald" genannt, welche die Einwohner genau kennen und zu ihren Fahrten, besonders zum Fischfang benützen. Der eine Strom von West nach Ost dauert 6 Stunden 12 Minuten. Doch mehrt der Strom bei Sturm und Unwetter bedeutend die Fährlichkeit, und das Zusammentreffen des Stromes mit anderen kleineren Meeresströmungen erfordert bei den Inselfahrten viel Geschick, Kenntniß und Erfahrung. Durch Sturm, Wirbelwind und Nebel wird die Verbindung zwischen den einzelnen, weiter auseinander liegenden Inseln oft wochenlang unterbrochen, namentlich im Winter.

Sonst ist der Winter milde, so daß man die Schafe fast immer im Freien weiden läßt, oft auch die Pferde. Dagegen ist der Sommer kurz und feucht. Man rechnet im Jahre etwa 267 Regentage, also kaum 100 schöne, freundliche Tage.

Wir hatten das Glück, einen dieser guten Tage zu treffen. Im vollen Sonnenschein war das Meer herrlich blau. Während wir an den Inseln Strömö und Oesterö vorüberfuhren, kochte und arbeitete es unaufhörlich in den gewaltigen Wolkenmassen, die wie ein zweites Gebirge über dem Felskern der Inseln lasteten. Oben von der Sonne erhellt, warfen die weißen und leichtgrauen Wolkenballen tiefe, phantastische Schatten auf die röthlichen Felsterrassen, welche sich einsam und trotzig aus dem milchweißen Saum der Brandung erhoben. Zwischen Thorshavn und der großentheils nur von Vögeln bewohnten Insel Naalsö befanden wir uns erst in einem seeartigen Sunde. Zwischen den pyramidenförmigen Vorgebirgen der Inseln Strömö und Oesterö that sich links allgemach der schmale Kollafjördjur auf, der aber rasch in einem Felsenlabyrinth sich zu verlieren schien, rechts das hohe Meer in freudigem Sonnenglanz. Es war ein höchst malerischer Gegensatz: das düstere Felsenschloß, das sich langsam aus seiner grauen Nebelhülle hervorkämpfte, und das weite, offene Meer, das, anscheinend in den schmalen Felsenstraßen gefangen, sich gigantisch nach dem fernen Horizont erweiterte,

[1] Da die Isländer, die Färinger und die Dänen fast jeden der Namen anders schreiben, in Dänemark selbst keine einheitliche Orthographie herrscht, so ist es hier unmöglich, alle diese kleinen Namensverschiedenheiten zu berücksichtigen. So heißt z. B. die Insel Vidö (dänische Schreibart) auf einer von einem Färinger entworfenen Karte Viboyj, auf der trefflichen Seekarte des Capitän Born (von 1806), nach welcher unser Schiff fuhr, Wideröe; früher hieß sie wahrscheinlich Videy (altnordische Schreibart), was „Weideninsel" (englisch withy) oder „Nebeninsel" (vom isländischen við) bedeuten kann. Viö gibt das Kärtchen des Färingers P. A. Holm an. „Nolsö" und „Naalsö" sind verschieden dänische Schreibarten. — Das Kärtchen gibt die meisten Namen doppelt: erst in der ältern Schreibweise der Färinger, darunter in Parenthese dänisch.

um von Nord und Süd das ganze Bergschloß zu umringen. Dort die nordischen Götter in Wolken auf ihrem Felsensaal, hier der unermeßliche Kampfplatz der Vikinger und ihrer stolzen Schiffe.

Eine zweite Meerstraße führte uns zwischen die Inseln Oesterö und Bordö hinein. Unmittelbar vor uns schien die Südspitze von Kalsö, eine kahle Felspyramide, den Weiterweg zu versperren. Aber Zacharias ließ sich nicht beirren. Er verordnete dem Steuermann eine tüchtige Wendung nach Osten. Bald war uns die Aussicht nach dem offenen Meere ganz entschwunden und wir dampften in eine öde Bucht der Insel Bordö hinein. Weit und breit kein Haus, kein Stall, kein Baum; nur Felsen und Gestrüpp, Meer und Wolken — eine großartige Einsamkeit. Im Innern der Bucht indessen that sich ein gemüthlicher, kleiner Handelsplatz auf, und der Danebrog grüßte uns von mehreren Schiffen und Häusern.

Die Bevölkerung der Faröer ist seit dem vorigen Jahrhundert beständig im Steigen. Sie betrug:

1769 . . .	4 775,
1801 . . .	5 265,
1834 . . .	6 928,
1860 . . .	8 922,
1870 . . .	9 992,
1880 . . .	11 221.

Auf 1 qkm Landes kommen nur 8 Menschen. Da es den Inseln gänzlich an Wald und Bäumen fehlt, die Vegetation auch sonst dürftig ist, so tritt die Felsgestalt der Inseln fast überall in ihrer nackten Ursprünglichkeit zu Tage. Vielfach zerklüftet, steigen die röthlichen Trapplager meist jäh zu einer Durchschnittshöhe von etwa 300 m auf. Bald ragen sie als ziemlich regelmäßige Kegel oder Pyramiden ins Meer hinaus; bald bilden sie eine langgestreckte Mauer, die in scharfen Absätzen nach dem Meere abfällt; bald umschließen sie kesselförmige Thalmulden, in deren geschütztem Grunde einzelne Wohnungen, oder mehrere Höfe, oder wenigstens kleinere Weidegründe sich zeigen. Immer aber bauen sich die Felsen in terrassenförmigen Absätzen auf, in welchen Trapp, besonders Trapp-Porphyr, mit weicheren Trappsandsteinlagern wechselt. Dieser verwittert leicht, und wenn das geschieht, stürzen die oberen Massen herunter und bilden die sogen. Urdar — kleine Bergstürze. Die Terrassen werden Hamrar (d. h. Hämmer) genannt, die schrägen Abhänge Fjall pl. Fjöll, die Bergspitzen Tindar. Der höchste Punkt auf Oesterö, der Slattaratindur, erreicht 882 m, der höchste auf Strömö, der Skjalings-Fjeld, 763 m. Da sich indes die Vorgebirge zu 300 m und darüber erheben, so hat man in den nördlichen Inseln immer eine gewaltige Felsenburg vor sich, nach unten von mattem Grün belebt, nach oben meist kahl und öde. Doch stechen die röthlichen Felsen-

töne schön von dem Grün der kümmerlichen Weiden ab und von dem tiefblauen Meere. Bis hinauf in die schroffsten Felsregionen klettern Schafe ihrem kümmerlichen Futter nach. Die älteren Ansiedlungen sind keine eigentlichen Dörfer, sondern nach altem Normannenbrauch nur Gruppen näherstehender Höfe, in deren Mitte gewöhnlich eine Kirche errichtet ist. Im ganzen sind auf den Inseln 41 solcher Kirchspiele, aber nur 7 Pastorate. Beim Ausfahren von Thorshavn begegnete uns ein Nachen, auf dem eben ein Pastor nach einer entlegeneren Kirche fuhr, um dort folgenden Tages Gottesdienst zu halten. Die neueren Handelsplätze entwickeln sich mehr nach

Färinger mit Schafen.

Art eigentlicher Dörfer, indem die Häuser näher beisammen stehen und schöner und wohnlicher gebaut sind.

Die zahlreichen Buchten, Straßen, Vorgebirge und Einschnitte gewähren dem Vorüberfahrenden zwar stets ähnliche Bilder mit derselben Färbung, aber doch einen steten Wechsel der Zeichnung. In der Station Klacksvik war das offene Meer dem Blicke völlig entzogen. Man glaubte in einem ruhigen Landsee zu sein, der seine Arme in ein wildes Gebirge hinein ästen ließ. Am Ende der Bucht, wo zwei Bergausläufer sich zu einer Landenge vereinigten, stand eine kleine Holzkirche, frisch mit weißer Farbe getüncht. Am

Strande erhoben sich einige größere Factoreien, dann, übereinander den Hügel hinan, etliche 30 Häuser und Hütten, alle mit Gras bedeckt.

Auffällig war eine Wohnung, die zwischen schlichten Bretterhäusern sich wie ein artiges Schweizerhäuschen ausnahm, unten mit weißgetünchter Mauer, oben mit braunen Bretterwänden, darüber ein stumpfes Grasdach.

Die Ankunft eines Schiffes ist für die einsamen Insulaner, welche sich den nöthigen Verkehr zwischen den Inseln schon oft genug durch Sturm und Wogen erkämpfen müssen, immer ein Ereigniß. Eine Menge Männer, Burschen, Knaben und Kinder drängte sich an den Strand; auch neugierige Weiber kamen aus den Häusern hervor, um sich die Passagiere anzusehen. Die Männer, sämmtlich in der schon beschriebenen Tracht, sahen bärtig und ziemlich wild drein. Nur mit Fischfang, Vogelfang und Schafzucht beschäftigt, in stetem hartem Ringen mit Wetter und Meer, haben sie ein beschwerliches, mühseliges Leben. Jedes Jahr kommen viele bei ihren unvermeidlichen See- und Felsabenteuern um; dafür erreichen die anderen durchschnittlich ein schönes Alter. Man findet viele Leute über die 60 und 70 hinaus, nach der alten Erfahrung, daß Strapazen die Gesundheit weniger aufreiben, als Wohlleben und Luxus. Daß das Trinken eine der Hauptsünden der Färinger ist, davon bekamen wir gleich beim Landen ein Pröbchen. Einer der Männer, die an der Landungsbrücke standen, war so benebelt, daß er Brücke und Luft nicht mehr unterschied, sondern jäh zwischen ein paar Nachen herabtaumelte. Unter großem Humor der Umstehenden ward er von anderen Fischern, die ihn gehörig schimpften, aus seinem ernüchternden Bade herausgezogen und ans Land geschafft.

Graf Wolfegg hatte seine Jagdflinte mitgenommen, hatte aber nur Patronenhülsen, kein Pulver. Wir suchten also einen Laden auf und wurden in eine große Butike gewiesen, wo, wie in guter alter Zeit, Lebensmittel, Kleider, Holz, Eisenwaaren — einfach alles zu haben war. Wie am Strande, gafften uns die Leute mit sehr brummigen Gesichtern an. Dagegen nahm uns der Sysselman (Kreispräsident), den wir um Jagderlaubniß fragen wollten, sehr wohlwollend auf und bot uns sogar Cigarren an, was zum Patronenstopfen nicht eben sehr paßte. Die ganze Inselgruppe ist in sechs Syssel getheilt, hat also sechs solcher „Sysselmänd“, welche unter Leitung des „Amtmanns“ sowohl die laufenden Regierungsgeschäfte als auch das Richteramt verwalten. Der Sysselman wohnte bescheiden, aber nicht ohne die gewöhnliche europäische Ausstattung von Haus und Zimmer. Er erwähnte mit viel Liebe und Hochachtung des katholischen Missionärs, Herrn Bauer, der früher in Thorshavn gewohnt hatte.

Die Jagderlaubniß nützte indes nicht viel. Die Seeschwalben, Seepapageien und Austernfischer hielten sich vor dem kleinen Hinterlader in ehrfurchtsvoller Entfernung und waren, wenn sie auch neckend in die Nähe kamen, in rascher Wendung wieder entflohen. Mich freute es vor allem, wieder

auf festem Boden spazieren zu können. Wir gingen zu der kleinen Kirche, an der nichts Merkwürdiges zu sehen war — eine gut geschnittene, gut genagelte und sauber angestrichene Bretterbude mit etlichen Fenstern rechts und links und einem kleinen Thürmchen auf dem Giebel über der Thüre. Rund herum lagen ein paar armselige Wohnungen. Die Aussicht aber war schön, sowohl nach dem kleinen Fjord hin, durch den wir von Norden her gekommen waren, als auch nach einem zweiten, der sich südlich aufthut.

Am Strande lagen Schädel und Gerippe von Grindwalen herum.

Als wir zurückgingen, folgten uns zwei Färinger dicht auf den Fersen, horchten uns zu und beobachteten uns mit nicht eben freundlichen Geberden. Wir wandten uns endlich um und fragten, was sie wollten. Da fragten sie uns, ob wir Dänen seien. „Nei, vi ere Tydskere.“ Darauf waren sie zufrieden, schüttelten uns gemüthlich die Hände und schlugen einen andern Pfad ein. Es war offenbar bloße Neugier gewesen. Wir klommen den steilen Hammer hinan, um eine weitere Aussicht zu erlangen. Hinter einem der obersten Häuschen fanden wir ein ganz kleines Grundstück mit einer Hecke von Walfischköpfen umzäunt. Es waren deren sicher mehrere hundert; ein sonderbarer Anblick, aber ganz charakteristisch, da der Grindfang hier eine große Rolle spielt. Auf den mageren Wiesen weidete einiges Vieh, oben Schafe.

Das Panorama, das sich von der Höhe darbot, hatte eine gewisse melancholische Großartigkeit. In zwei großen, seeartigen Buchten drängte sich der Ocean in die Insel Bordö hinein, deren Bergrücken und Bergspitzen in monotoner Perspective sich coulissenartig hintereinander aufzackten. Nach Norden verlor sich der eine Fjord in größeren Doppelarmen zwischen den Felscoulissen — über den höheren lagerten weiße, dichte Wolkenknäuel, bloß auf die Gelegenheit wartend, Sonne, Meer und Fels in trüben Nebelschleier einzuhüllen. Alles war einsam und todt. Nur die stets feuchten Bergwiesen an den Abhängen grünten freundlich, und aus ihren Grasbüscheln schauten traulich die Blüten des gewöhnlichen Fettkrautes (Pinguicula vulgaris) und einer Art Wiesenraute (Thalictrum alpinum) hervor. Ehe wir den Grat völlig erreichen konnten, in dessen Nähe meine Freunde ein paar schöne Stücke Chalcedon fanden, sandte uns der dicke Kapitän West seine Polizeiordre in Form eines schrillen Pfiffs an die Felsen hinauf, und wir beeilten uns, seinem Machtgebot zu entsprechen.

Die weitere Fahrt durch die enge Straße zwischen den Inseln Kalsö und Kunö dauerte, da die Maschine nur mit halber Kraft arbeitete, etwa vier Stunden, von 3 bis 7 Uhr. Bei so schönem Wetter war sie ein wahrer Genuß. Stets thaten sich rechts und links neue Scenen auf, wilde Thäler, Vorgebirge, Buchten, gewaltige Felsenburgen, stille Weidegründe, kleine Dörfchen, phantastische Bergzacken und darüber drohendes Gewölke. Die schönste Sicht bot aber unstreitig der Ausgang selbst, als nach und nach

die ganze nördliche Inselgruppe zu Tage trat, mit ihren steil absteigenden Uferklippen, den zahllosen Buchten, Einschnitten und Kanälen, ihren Alpen und Bergen, besonders dem schneebedeckten Slattaratindur. Was auf der Weltkarte sich nur wie ein paar kleine Punkte ausnimmt, das war hier eine großartige Berglandschaft, die in der ganzen Länge des südlichen Horizonts erst in mattem Farbenwechsel, dann wie ein dunkles Wolkenschloß aus dem Gold und Purpur des Abendhimmels aufragte, während der Ocean nach West und Nord sich unermeßlich aufthat.

24. Juni.

Wir waren nun so weit auf dem Atlantischen Meere draußen, daß ich nicht ungern noch weiter hinüber bis New-York gefahren wäre. Wir bekamen den ganzen Tag kein Land in Sicht, und vom Sonntag hatten wir nichts als ein sonntägliches, helles, ruhiges Wetter. Zum Messelesen wäre nirgends ein geziemender Platz gewesen; wir mußten also darauf verzichten.

Herr Z. gab mir allerlei Notizen über Island. Er gestand, was ich ihm als einem dänischen Kaufmann nicht gering anrechnen muß, daß das Land durch das frühere dänische Handelsmonopol tief herabgedrückt worden sei; in diesem Jahrhundert sei es allmählich etwas besser geworden, doch lasteten die Folgen jener Zustände noch immer auf dem Land. Der lange und harte Winter voriges Jahr habe eine drückende Hungersnoth und große Bedrängniß hervorgerufen. Dem Mangel an dem nöthigen Futter seien viele Schafe und Pferde erlegen — ein harter Verlust für Leute, deren Hauptreichthum in diesen Thieren besteht. Rasche Hilfe sei jedoch alsbald von England und Dänemark zugeflossen. Ein Comité unter dem Vorsitze des Mayors von London habe für 5000 Pfd. Sterl. Lebensmittel beschafft, und diese seien sofort vertheilt worden. Dänemark habe 230 000 Kroner gespendet. Davon seien noch 180 000 in der Kasse geblieben. Neben dem drückenden Mangel traten auch die Masern auf, von denen das Land seit 1846 ziemlich verschont geblieben, und verbreiteten sich über die ganze Insel.

Die isländische Sprache, mit deren Studium ich mich unterwegs beschäftigte, nähert sich am meisten dem Dänischen und dem Schwedischen, welches sich im spätern Mittelalter aus demselben herausbildete, hat aber doch auch vielfache Berührungspunkte mit dem Englischen und Deutschen. Als Sprachprobe will ich das „Vaterunser" hierher setzen und zwar zugleich in dänischer und schwedischer Uebersetzung, so daß man sich von den Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten der drei Sprachen einen annähernden Begriff machen kann.

Isländisch.	**Faðir vor, þú**	**sem ert á**	**himnum,**	**helgist**
Dänisch.	*Fader vor, Du*	*som er i*	*Himlene,*	*helliget vorde*
Schwedisch.	Fader vår,	som är i	himmelen,	helgadt varde
Deutsch.	Vater unser, du	der bist in den	Himmeln,	geheiliget werde

þitt nafn. Til komi þitt riki. Verði þinn vili, svo á
dit Navn. Til os komme dit Rige. Ské din Vilje, saa og paa
ditt namn. Tillkomme oss ditt rike. ske din vilja, så ock på
dein Name. Zukomme uns dein Reich. Es geschehe dein Wille, so auf

jörðu sem á himni. Gef oss i dag vort daglegt brauð.
Jorden som i Himlene[1]. *Giv os i Dag vort daglige Bröd.*
jorden såsom i himmelen. Gif oss i dag vårt dagliga bröd,
Erden wie in den Himmeln. Gieb uns heute unser tägliches Brod.

Fyrirgef oss vorar skuldir, svo sem vjer og fyrirgefum vorum
Forlad os vor Skyld, som og vi forlade vore
och förlåt oss våra skulder, såsom och vi förlåta dem oss
Vergieb uns unsere Schulden, so wie wir auch vergeben unsern

skuldunautum. Og eigi leið þú oss í freistni, heldur frelsa oss frá
Skyldnere. Led os ikke udi Fristelse, men frels os fra det
skyldiga äro, och inled oss icke i frestelse, utan fräls oss ifrån
Schuldigern, und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem

illu. [þviað þitt er rikið, mátturinn og dýrðin að eilífu[2]**.] Amen.**
Onde. [Thi dit er Riget, Magten og Æren i Evighed.] Amen.
ondo. [Ty dit är riket, makten och äran, i evighet.] Amen.
Uebel. [Denn dein ist das Reich, die Macht und die Herrlichkeit in Ewigkeit.] Amen.

Eine recht charakteristische Probe ist aber im Grunde das „Vaterunser“ nicht. Es muß zu dem Gedanken führen, daß das Isländische eigentlich sehr nahe noch mit dem Deutschen zusammentreffe und deshalb leicht zu lernen sei. Das ist aber nicht der Fall. Da das Zeichen ð ein sanftes englisches th, þ ein starkes th vorstellt, á immer wie au, ae wie ei, au wie äu, ll wie tl u. s. w. gesprochen wird, so ergeben sich schon für die Aussprache ganz ähnliche Schwierigkeiten wie im Englischen. Außer dem gemeinsamen Wortschatz hat das Isländische aber eine Menge von eigenen altskandinavischen Stammworten, welche ein Deutscher höchstens mit Hilfe des Englischen und Dänischen oder auch dann noch kaum entziffern kann, wie sveinn der Knabe, baugr der Ring, draugr das Gespenst, eldr das Feuer, geigr der

[1] Im Dänischen wie im Schwedischen werden die beiden Glieder umgestellt: som i Himlene, saa og paa Jorden und ebenso såsom i himmelen, så ock på jorden.

[2] Ein „Graduale“ oder „Messasaungs-Bók (15. Auflage, gedruckt zu Hólar im Hjaltedal anno Domini 1749 und eingebunden zu dem Preis von „30 Stück Fisch“ zu haben) hat den Zusatz dieser Lobpreisung zum ‚Vater Unser‘ noch nicht. Wann derselbe eingeführt wurde, habe ich nicht ermitteln können. Er stammt unzweifelhaft aus Deutschland.

Schaden, hreppr die Pfarrgemeinde, skegg der Bart, kyn das Geschlecht, ostr der Käse, refr der Fuchs, vargr der Wolf, hugr der Geist, jökull der Eisberg, laeknir der Arzt, tár die Thräne, kjöt das Fleisch, geisli der Strahl, þjóð das Volk, baer der Bauernhof, bragr das Gedicht, þvá waschen, hrjóta springen, daema richten, þrjóta fehlen, blanda mischen, elska lieben, þola erdulden, þora wagen, hyggja meinen. In noch weit zahlreicheren Worten läßt sich die germanische Verwandtschaft noch erkennen, aber doch nur schwer, weil bald die Bedeutung des Stammes sich verändert hat, bald die Form eine fast völlig fremde geworden ist. Wer wird z. B. in yrkja unser wirken, in ríta das englische write, in hylja unser hehlen, in vígja unser weihen, in hlaeja unser lachen gleich auf den ersten Blick wieder erkennen? Was aber die Sprache am schwierigsten macht, ist die staunenswerthe Formenfülle in den Flexionen des Hauptwortes, des Beiwortes, des Zeitwortes und der syntaktischen Construction, besonders die zwar gesetzmäßige, aber wegen des vielen Lautwechsels anfänglich verwirrende Durchführung des Umlauts. Nehmen wir als Beispiel der Declination:

björn der Bär,	birnir die Bären,
bjarnar des Bären,	bjarna der Bären,
birni dem Bären,	birnum den Bären,
björn den Bären.	björnu (birni) die Bären.

Als Beispiel der Conjugation:

að gjóta gießen,	að búa wohnen,
ek gýt ich gieße,	ek bý ich wohne,
ek gaut ich goß,	ek bjó ich wohnte,
vjer gutum wir gossen,	vjer bjoggum wir wohnten,
gotinn gegossen.	búinn gewohnt.

25. Juni.

Ein großer Jubel herrschte auf dem Schiffe, als es am Morgen hieß: Island in Sicht! Alle beeilten sich, möglichst rasch auf Deck zu kommen. So kurz eigentlich die Seereise war, freute sich jedermann, schon am Ziele oder wenigstens so nahe daran zu sein.

Der erste Eindruck war trotz aller Spannung ein überraschender, großartiger, gewaltiger. Weder Zeichnung noch Malerei können das Stimmungsbild völlig wiedergeben. Ich stand vor einer mir ganz neuen, fremdartigen Welt. Die Luft war kalt, spätherbstlich, fast winterlich. Der Himmel war hell, wolkenlos, und doch hatte er kein freudiges Blau. Nach Süden, Osten und Westen dehnte sich noch, wie gestern, das unermeßliche Meer, in der Nähe grünlich, nach der Ferne sich in ein todtes Stahlgrau abstufend. Die „Kühlung" vom vorigen Tag hatte etwas nachgelassen; doch konnte das Schiff noch immer die Segel brauchen, und der Wind kräuselte die mächtigen Wogen mit weißem Silberschaum. Nach Norden hatte sich indes

die Scene verändert. Da tauchte die seltsamste Winterlandschaft auf, die ich noch je gesehen — eine graublaue, fast ins Schwärzliche spielende Felsmauer erhob sich meilenweit aus dem Meer, darüber unmittelbar eine ebenso lange Kette von Schneebergen, von Osten her langsam gegen Westen ansteigend, wo mehrere gigantische Eis- und Schneepyramiden theils unmittelbar in den viel dunkleren Himmel hineinragten, theils, von leichtem Gewölk umflort, noch eine bedeutendere Höhe vermuthen ließen. Nirgends ein Zeichen von Vegetation — nur Felsen, Lavafelder, Eis, Schnee und Meer. Als wir der Küste näher kamen, sahen wir durchs Fernrohr und bald auch mit bloßem Auge deutlich, wie der Fels auf weite Strecken unvermittelt dem Meer entsteigt und ebenso unvermittelt in den Gletscherfeldern verschwindet, während da und dort die Eisfelder bis fast ans Meer herabzusteigen scheinen, wo uns auf zackigen und wildzerrissenen Vorgebirgen phantastische Klippengebilde schwarz und gespenstisch entgegenstarrten. Von der Thierwelt zeigte sich nichts in dem starren, melancholischen Winterbilde, als dann und wann eine Heerde von Walen, die in einiger Entfernung vom Schiff ihre Spritzübungen hielt, und zahllose Schwärme von Seevögeln, meist Möven und Seeschwalben, deren schneeweißes Gefieder erst recht fühlbar machte, wie trüb und düster das ganze Bild war.

Welch ein Gegensatz zu den lebensvollen Bildern, die in den letzten drei Wochen an mir vorübergeeilt — die von tausend Gasflammen erhellten Alsterseen zu Hamburg, das bunte Schiffsgewühl an der Elbe, der herrliche Schattenwald des Dyrehaven zu Kopenhagen, die von Schiffen aller Flaggen belebte Rhede von Leith, das stolze Edinburgh am Krönungstage der Königin! — Ueberall Lärm und Lustigkeit, Menschengewühl und Leben, Sang und Klang, frisches Grün und Farbenpracht, sommerlicher Glanz und Freude — — und hier eine Einsamkeit, stiller als die der Thebais — die noch ungebändigte, unerforschte und der Kunst des Menschen trotzende Natur, isolirt von allem Leben — die Urkräfte und Urgestalten, die alles organische Leben bedingen, bedrohen, zerstören und wieder aufrichten, Eis und Feuer, Fels und Ocean, titanisch groß in ihrer gewaltigen Ursprünglichkeit — ein Eispalast, den der Schöpfer spielend durch Feuersglut aus der Tiefe des Oceans emporsteigen ließ, um dem stolzen Ameisenschwarm des Menschengeschlechtes zu sagen: Bis hierher und nicht weiter! Je länger man diesen Eispalast ansieht, desto großartiger scheint er zu werden, und desto leichter begreift man, wie die Isländer sich wirklich in ihre Heimat verlieben und darauf stolz sein mögen.

Ganz anders siehst du aus,
Schimmerndes Bergeshaus
Hoch in der Luft.
Leuchtender Sonnenstrahl
Blitzt in dem Fluß zu Thal,
Flammt hin am Gletschersaal
Durch Fels und Kluft.

Was wir von Island zuerst zu Gesichte bekamen, war ungefähr die Mitte der Südküste, in der Nähe von Cap Portland. Das Schiff hatte also ziemlich den kürzesten Weg genommen. Von den Bergen des noch fast unerforschten Vatna Jökull, den ausgedehntesten Gletschergefilden und den höchsten Spitzen der Insel, bekamen wir nichts zu sehen. „Jökull" bezeichnet einen Schneeberg, Gletscher, im Gegensatz zu „Fjall" und „Fell", was einen Berg ohne ewigen Schnee bedeutet. Die altnordischen Ausdrücke für Bergspitzen, wie „Gnúpr", „Hnúkr", „Nipa", „Gnipa", „Tindr" &c., finden sich auch in Norwegen wieder. Hügel heißt „Hóll" (Hotl), „Holt" bedeutet einen Steinhügel, „Háls" den Bergrücken, „Brekka" den Bergabhang, „Drangur" die Klippe.

Das Schiff steuerte gerade auf Cap Portland los, um von da dann westlich der Küste entlang zu fahren. Cap Portland, das auf isländisch Dyrhólarey (Thorhügelinsel) heißt, ist, wie der Name sagt, eine Felsinsel, in welcher sich ein Hügelvorsprung der Hauptinsel nach Süden hin fortsetzt. Den andern Theil seines Namens dankt das Cap zwei gewaltigen natürlichen Felsthoren, unter deren Bogen das Meer majestätisch dahinwogt. Unter dem größeren, schien mir, hätte wohl unser Dampfer bequem durchkommen können; aber die tosende Brandung, welche viele Meter hoch an den schwarzen, zerklüfteten Felsen emporschäumt und donnernd ins Meer zurücksinkt, verbietet dergleichen Kunststücke. Wir kamen indes nahe genug, um einige Zeit durch das phantastische Felsenthor hindurchblicken zu können. In einiger Entfernung davon zeigten sich drei andere Ungethüme, die Reynisdrangar genannt, d. h. drei vielzackige, schwarze Felsenriffe, die so stehen, daß sie wie zwei umgestülpte, riesige Backenzähne mit ihren fürchterlichen Wurzeln aus dem Meer herausstarren. Sie sehen recht gespensterhaft aus, und man wundert sich nicht, daß die Volkssage einen Kobold nebst Frau Gemahlin und Sohn daraus gemacht hat, obwohl sich keine eigentliche menschliche Figur aus denselben herausphantasiren läßt. Es sind vollendete Gespenster.

Da der Kapitän zum erstenmal nach Island fuhr, der erste Steuermann trotz seiner polemischen Neigungen ein sehr schlechter Geograph war, die Passagiere einander selbst um Orientirung fragten, so war ich ziemlich auf meine Karte angewiesen und glaubte nichts, was nicht ungefähr damit stimmte. Das nächste große Schneegebirge vor uns mußte der Myrdalsjökull sein; östlich davon wurden einige Schneegipfel, die halb in den Wolken steckten, als Katla oder Kötlugjájökull bezeichnet, etwas westlich vom Myrdal sollte der Godalandsjökull sichtbar sein. Ich kann nicht sagen, daß ich dieselben genau von dem Myrdalsjökull unterscheiden konnte; aber einen klaren und unvergeßlichen Eindruck gewann ich von der langgestreckten Schneepyramide des Eyjafjallajökulls (Inselbergs), der so verschieden von seinem sachsen-weimarischen Namensvetter war, wie Island überhaupt von Thüringen. Er nähert sich der Küste am meisten; wir fuhren wohl etwa zwei Stunden

oder länger seinem Fuß entlang, an dem man deutlich einen Streifen graugrünen Flachlandes wahrnehmen konnte, während oben nach der Spitze hin zahlreiche basaltische Felswände und schwarze Riffe das im Sonnenglanz blitzende Schneefeld unterbrachen. Die Spitze ist kraterartig abgestumpft, d. h. zwischen einem etwas höhern westlichen Gipfel und zwei anderen nach Osten liegt ein ziemlich langer Sattel, von dessen Abhängen nach dem Myrdal hinüber ein gewaltiger Gletscher sich ausbreitet. Nachdem wir etwas weiter gefahren, sollte sich auch endlich meine lebhafteste Erwartung befriedigen. Denn in wessen Phantasie schmilzt nicht die Vorstellung von Island mit

Reynisdrangar.

jener des Hekla und mit den Bildern dieses Vulkans zusammen, der neben Vesuv und Aetna der populärste Schul-Vulkan der Erde ist? Da erschien er endlich in bedeutender Entfernung links hinter dem Eyafjalla, ein ehrwürdiges, majestätisches Schneehaupt über einem ganzen Gewirre kleinerer Berge und Hügel. In dem Panorama der übrigen Schneeberge nahm er sich freilich nur wie eine Größe zweiten Ranges aus, und man durfte ihn jetzt, wenn man wissenschaftlich sein wollte, nicht einmal mehr „den“ Hekla nennen, sondern „die“ Hekla, weil das Wort feminin ist und „die Kapuze“ oder einen „Kapuzenmantel“ bedeutet. Allein als alter Jugendtraum, als

ein Ding, das ich seiner Ferne halber nie zu schauen gehofft hatte, war mir der Berg doch für den Augenblick noch der merkwürdigste von allen, und ich wünschte nur das Eine, daß er doch ein klein wenig Feuer speien möchte. „Liebes Löwlein, brülle doch noch einmal!“ Doch dem Heklaberg war es nicht ums Feuerspeien, er rauchte nicht einmal, sondern starrte eisigkalt, wie seine Gesellen, in den melancholischen Winterhimmel hinein.

Eine Abwechslung in diese zuletzt etwas einförmige Berg- und Küstenschau brachten die Westmanna-Eyjar oder Westmänner-Inseln, eine Gruppe von 14 kleinen Felsinseln, welche unfern, etwa eine Meile von der Südküste Islands, ziemlich nahe beisammen liegen. Sie heißen so, weil sie zuerst — noch vor dem eigentlichen Island — von Irland aus bevölkert, die Irländer aber bei den Norwegern Westmänner genannt wurden. Die Ufer dieser Felsennester fallen meist schroff ins Meer ab. Nur die größte der Inseln, Heimaey (Heim-Insel), ist von Menschen bewohnt, die anderen — Suðurey, Erlendsey, Álsey, Bjarnarey, Hellirey, Súlnasker und Geldingasker (Südinsel, Irländerinsel, Seilinsel, Bäreninsel, Höhleninsel, Tölpelschere und Hammelschere) sind nur Weideplätze für Schafe und der Tummelplatz zahlloser Seevögel. Die erste, der wir uns näherten, sah wie ein großes Wrack aus, das seinen Schnabel der Küste von Island zudrehte; die zweite war ein runder, pfeilartiger Felsenklotz, oben mit einer grünen Calotte bekleidet; die dritte war endlich die Hauptinsel Heimaey, ein vielzackiger Berggipfel, der sich aus dem Schoße des Oceans erhebt. Die höchste Spitze, der Heimaklettr (287 m), ist ein erloschener Vulkan; fast ebenso hoch sind der Helgafell und Dalfell im Süden der Insel, die im ganzen etwa eine halbe □Meile mißt. Zwischen den Bergen liegt eine breite und tiefe Thalmulde, so daß ich die Insel von ferne anfänglich für zwei getrennte Inseln hielt. Erst als wir näher kamen, gewahrte ich, daß die Bergabhänge sich unten verbanden und als grünes Thal eine kleineren Schiffen zugängliche Bucht umgaben. Ein größeres Holzhaus und einige kleinere, mit Gras bewachsene Hütten bekundeten das Vorhandensein menschlicher Cultur; doch dicht daneben zeigte sich die Natur wieder in ihrer ganzen Ursprünglichkeit. Ein Theil des nördlichen Strandes fiel in schroffen Felsmassen steil nach dem Meere ab und war durch die Wogen in ein ganzes Labyrinth von Höhlen verarbeitet. Weiter oben am Grate des Berges weideten ansehnliche Heerden von schwarzen und weißen Schafen.

Als der „Romny“ plötzlich innehielt und ein schrilles Dampfsignal gab, blieb es still in Kaupstaðr, dem Hauptort der „Westmänner“; aber in den benachbarten Höhlen brachte der Pfiff eine ähnliche Sensation hervor, wie eine recht tüchtige Zeitungsaufschneiderei in der gebildeten Welt von Europa. Zahllose Schaaren friedlicher Vögel flogen auf und flatterten im buntesten Gewimmel um ihre Felsnester herum. Ich habe nie einen solchen gefiederten Pöbel beisammen gesehen. Die Seevögel-Bassins unserer zoologischen Gärten,

die Vogelversammlungen auf alten Thürmen im Herbste — all das war Kinderspiel gegen diese riesige Menagerie.

Es war, als ob die Vogelwelt von ganz Island hier zusammengeströmt wäre, um ungestört ihr Unwesen zu treiben. Der munterste und frechste der befiederten Gesellen schien der Lund oder Seepapagei (Mormon artica oder fratercula), der bei den Shetländern Tommin oder Tom Noddy, in Schottland Priest, in Cornwall Pope heißt. Dazu besitzt er noch über ein Dutzend wissenschaftliche und unwissenschaftliche Namen. Weiß mit rothen und schwarzen Flecken, hätte er sich zum norddeutschen Bundesvogel geeignet. In betäubendem Gewimmel umflatterte er den Felsenstrand und das Meer bis weit zu den anderen Inseln und zu unserem Schiff. Plötzlich senkte sich die ganze Sippschaft aufs Meer hernieder und schwamm hier vorzüglich wie junge Enten; ebenso plötzlich flog das ganze Gesindel wieder auf und schlug eine andere Richtung ein. Zahlreich waren auch die schon erwähnten Sulas, dann die sogen. Seeschwalbe (Sterna macroura), die Trottellumme (Uria troile, auch Alca troile, Lomvia troile, Colymbus troile genannt), die arktische Skua (Lestris catarrhactes, Larus catarr., Catarrhactes Skua, Megalestris catarr., Stercorarius), von den Isländern nach ihrem Geschrei Kjói, von den Färingern Tjövi (der Dieb) genannt, die Eidergans und verschiedene Möven und Alken.

„Es gibt doch schlechte Menschen!“ sagte Kapitän West auf deutsch, nachdem er in langen Zwischenräumen den Insulanern bereits das vierte Dampfsignal gegeben hatte und noch immer in Kaupstadr sich niemand rührte. Endlich, endlich nach wohl einer Viertelstunde ward es lebendig am Strand. Man sah Leute an einem Nachen. Der Nachen stieß ab und ruderte langsam auf unser Schiff zu. Er hatte hart mit den großen Wogen zu ringen. Nach langer Geduldprobe legte er endlich mit Hilfe von ein paar Stricken, auf den Wellen tanzend, am Schiffe an. Die bequeme Schiffstreppe wurde nicht herabgelassen. Die Leute im Nachen mußten an ein paar Eisenstäben an der Schiffswand emporturnen. Ein paar Matrosen packten sie oben bei den Armen; ein handfester Kerl half von unten nach, und dank ihrer guten, elastischen Constitution hat sich niemand dabei die Glieder verrenkt. Die glücklichen Opfer dieser postamtlichen Beförderung waren der „Praestr“, d. h. lutherischer Prediger von Kaupstadr, der „Althingsmann“, d. h. der Repräsentant der Westmänner-Inseln beim isländischen Parlament, das nächstens eröffnet werden sollte, und eine „Stúlka“, d. h. ein ziemlich handfestes Mädchen, welches bei seiner postalischen Turnübung von zwei munteren Burschen unterstützt ward. Nachdem so der Personenverkehr besorgt war, tauschten Schiff und Nachen etliche 20 bis 30 Pakete, Säcke und Kisten aus, und dann fuhr der „Romny“ weiter.

Das Westfräulein, oder wie man die Stúlka von Kaupstadr benamsen soll, trug die alltägliche isländische Volkstracht, d. h. das Haar in kleinen

Zöpfen um den Kopf herumhängend, auf dem Hinterkopf die Húfa, eine kleine, schwarze Calotte, mit Nadeln im Haar befestigt, von der eine schwere, schwarze Quaste mit etwas Silberschmuck auf die eine Schulter herniederhing. Dieser Kopfputz ist auf das reiche blonde Haar berechnet, das die Insulanerinnen gewöhnlich auszeichnet. Die übrige Figur war in einen langen, schweren, grauen Wollshawl eingemummt. Der Praestr, schwarz gekleidet, sah ungefähr wie ein Dorfbürgermeister oder Landmagister aus. Der Althingsmann war ein einfacher Bauer, etwas sonntäglich gekleidet; sein wohlrasirtes Gesicht war vom Hals aus mit einem schmalen rothen Bart umrahmt und hatte einen gutmüthigen Ausdruck, gemischt mit bäuerlicher Pfiffigkeit.

Die Isländer müssen den Praestr auf uns aufmerksam gemacht haben. Denn er postirte sich in unserer Nähe und sah uns forschend mit der größten Neugier an. Ich machte es wie Benjamin Franklin, sagte ihm: „Ich heiße so und so, komme von Kopenhagen, reise nach Reykjavík, bin katholischer Praestr, führe aber nichts Böses im Schilde u. s. w. Nun sagen Sie mir, wie es auf den Westmänner-Inseln zugeht.“ Er war, wie ich die Isländer meistens fand, zurückhaltend und beantwortete jede Frage nur so knapp als möglich. Die Einwohnerzahl gab er auf 550 an. Sie bilden einen eigenen politischen District — Syssel, der im Althing durch einen Abgeordneten vertreten ist. Das Schulwesen ist noch in primitiven Anfängen. Die Hauptsache lernen die meisten bei Mutter und Vater. Ein Europamüder könnte da, wenn er etwas Frost ertragen kann, eine passende Einsiedelei finden; er könnte Fische fangen und sie am Gestade trocknen; er könnte gegen den Sommer hin die Schafe auf die mager bewachsenen Felsklippen treiben; er könnte sich an Stricken in die großen Vogelhöhlen herablassen und unter verschiedenen Turnkünsten die Nester visitiren; er könnte zwölfmal im Jahr das dänische Postschiff kommen sehen, pfeifen hören, warten lassen und auslachen — kurz, von Hypercivilisation hätte er nichts zu leiden.

Preyer und Zirkel erzählen in ihrem Reisebericht von 1860, daß auf den Westmänner-Inseln fast alle Kinder bald nach der Geburt stürben, daß man deshalb die Kinder spätestens drei Tage nach der Geburt nach Island bringe, daß aber dieser Vorsicht unerachtet die Bevölkerung auf Heimaey beständig im Abnehmen sei. Ich fragte den Praestr nach dieser Sterblichkeit. Er schüttelte den Kopf und bedachte sich. Dann sagte er, es hätten wohl früher dergleichen Krankheiten geherrscht; ein Arzt in Kopenhagen hätte aber ein Heilmittel dagegen gefunden, ein Oel, womit die Neugeborenen eingerieben würden, und seither habe jene Sterblichkeit aufgehört.

Von den Westmänner-Inseln wurde die Fahrt längs der Südküste etwas eintöniger. Das Schönste waren die schneebedeckten Vulkane, die wir noch ziemlich lange im Gesicht behielten. Nachdem wir die Mündung der großen Flüsse Þjórsá (Thorsau) und Oelfusá (Oelfusau) passirt hatten, wurde das Küstenbild flacher. Statt hoher Schneeberge stieg über das öde,

gelblich-graue Ufer nur eine Reihe kahler Felsberge von ähnlicher Farbe empor. Nach Süden im offenen Meer trieben noch immer Walfische ihr Spiel; Schiffe begegneten uns nicht. Den ganzen Nachmittag fuhren wir mit voller Kraft, dazu noch vom Winde begünstigt, in der stillen Einsamkeit dahin. Einige Namen von Küstenplätzen: Eyrarbakki, Strandarkirkja, Stadr, wurden genannt und auf der Karte gesucht. Es war indes nicht viel zu

Isländerin in der alltäglichen Volkstracht.

sehen. Kirchthürme u. dgl. gibt es auf ganz Island nicht. Von Strandarkirkja sah man nur ein paar ärmliche Hütten. Die ganze Südküste hat keinen guten Hafen und ist deshalb in ihrer Entwicklung hinter den anderen Theilen der Insel zurückgeblieben. In Sicilien ist, wie bekannt, dasselbe der Fall.

Zwischen 7 und 8 Uhr abends erreichten wir endlich die südwestliche Spitze von Island — Reykjanes (Rauchnase oder Rauchcap) — und die

Digitized by Google

davorliegenden Fuglaeyjar (Vogelinseln). Einen ungestalteten Felsenklotz, der, mit Guano decorirt und von Schaaren von Seevögeln umflattert, etwas weiter von der Küste ablag, nannte mir einer der dänischen Herren als den „Mehlsack“. Mehr nach der Küste hin lag ein viel phantastischeres Riff, der „Karl“ geheißen, aus dem man sich mit einiger Phantasiearbeit einen versteinerten nordischen Seekönig auf seinem Throne zurechtdenken konnte — ein Seitenstück zu den riesigen sitzenden Pharaonenstatuen in Aegypten. Unfern des „Karl“ zeigte sich auf einer steil abfallenden Lavafelswand des Vorgebirges ein kleiner, weißer Leuchtthurm, das einzige Institut dieser Art auf der ganzen Insel. Im Budget für 1880 und 1881 waren dafür (Til vitans á Reykjanesi) 5000 Kronen angesetzt; Unterhalt und Dienst kosteten aber nur 4652 Kronen 4 Oere. Es ist eigentlich kein Thurm, sondern nur ein kleines Lighthouse, das aber vermöge seiner Lage ganz den Dienst eines Thurmes thut. Die Klippen sind etwa 100 m hoch. Elektricität hat hier das Gas noch nicht verdrängt, weil das Gas noch nicht eingeführt ist. Die Beleuchtung geschieht mittelst Paraffinlampen und parabolischen Reflectoren.

Nachdem wir Cap Reykjanes umfahren, bot sich uns ein unerwartet herrliches Schauspiel dar. Nach Norden entstieg nämlich dem dunkelblauen, nur stellenweise von der Sonne erhellten Meere ein gewaltiger Schneekegel, breitschulterig, oben in zwei Spitzen verlaufend, die einen Krater dazwischen verriethen, aber schimmernd weiß und so majestätisch wie die Schneekuppen der berühmten ecuadorianischen Vulkane. Das war der Snaefellsjökull, einer der älteren Vulkane der Insel und einer ihrer imposantesten Berge, obwohl nur 1750 m hoch. Das Vorgebirge, auf dem er steht, theilt die Westküste in zwei große Buchten, die südliche Faxa-Bucht und die nördliche Breidi-Bucht.

Da die Küste des Vorgebirges mit ihren Felsgestaden und mit ihren Hraunen (Lavafeldern) auf die weite Entfernung nicht sichtbar ist, so scheint der grandiose Schneeberg unmittelbar aus dem Meere aufzutauchen. Es wehte eine winterlich kalte Brise; die Nordküste von Island war noch ganz mit Polareis blokirt, so daß kein Schiff die Rundfahrt um die Insel machen kann. Bei der durchsichtig reinen Luft sah der Snaefell wie ein Gebilde von ewigem Eise aus. In der That hat seine Spitze noch kein sterblicher Fuß betreten. Alle, die hinauf wollten, wurden durch die eisige Kälte, Schneestürme, undurchdringliche Nebel, unübersteigliche Eisspalten und Eisabhänge aufgehalten. Nur um anderthalb Grad vom Polarkreis entfernt, in nächster Nachbarschaft der unwirthlichen Schneefelder von Grönland, hat der ausgebrannte Vulkan einen entschieden arktischen Charakter. Ich wurde nicht müde, den schneeweißen Eremiten anzusehen, und er prägte sich mir ebenso unvergeßlich ein, wie einst Mönch, Jungfrau und Schreckhorn im Berner Oberland. Den poetischen Eindruck hat ein neu-isländischer Dichter, Steingrímr Thorsteinsson, in einem sehr schönen Gedichte geschildert, dessen nordische Eigenthümlichkeit aber eine deutsche Uebersetzung nicht wiedergeben kann.

Der Snaefellsjökull.

Ueber dunkeln Lavasteppen,
Riffen, Klippen, Berg und Kluft,
Wo gleich wie am Strom der Todten
Braust des Nordsturms rauhe Luft,
Ragt an eisigkaltem Strande
Stolz des Snaefell Felsenhaus,
Starrt in ew'gem Schneegewande
Himmelhoch ins Meer hinaus.

In den nächtlich schwarzen Lüften
Klagend schwebt der Möven Heer,
Höllenglut dräut in den Klüften,
Mit dem Berge ringt das Meer.
Jüten gleich, zu Stein geworden
Mitten in dem Siegeslauf,
Ragen düstre Felsenklippen
Starr und todt zum Himmel auf.

Hei, wie an dem Felspalaste
Grollend wühlt die grimme See,
Schaum emporzischt zu den Mauern,
Reiner als der reinste Schnee!
Schimmernd in des Mondes Silber,
Zischt ihn weg des Berges Wuth.
Unbesieglich kämpfst du weiter,
Schreckensvolle Meeresflut.

Keine Schwäne hört man singen,
Einsam nur der Rabe krächzt,
Traurig schreit der See Gevögel,
Und nach Raub die Füchsin lechzt.
Doch an schönem Sommerabend
Klingt am buschumsäumten Moor
Wohl auch froher Lerchentriller
In der Einsamkeit ans Ohr.

Schön ist's dann, emporzuschauen
In des Himmels Blau hinein.
Zu des Snaefell Eisgefilden,
Silberschimmernd, licht und rein,
Immer heller, immer klarer,
Bis empor zum höchsten Grat.
Alles wächst an Licht und Reinheit,
Wenn es sich dem Himmel naht.

Da wir geraume Zeit geradeaus nach Norden steuerten, so konnten wir uns lange der Sicht auf den majestätischen Eisvulkan erfreuen. Dann drehte das Schiff östlich nach dem südlichsten Innern des Faxa-Fjördr hinein, ziemlich nahe an der fast flachen, breiten Landzunge, welche den südwestlichen Ausläufer des Insellandes bildet. Wie auf den Faröern, sah man sich umsonst nach Baum und Strauch um. Nur ein spärlicher Moos- oder Grasteppich bekleidete da und dort das gelblich-graue Felsufer. Doch zeigten

sich häufiger kleine Häuschen und Gehöfte, aber durchweg einstöckig, von armen Fischer- oder Bauernhütten kaum zu unterscheiden. Alles war sehr einsam und todt; doch strahlte die Abendsonne so freundlich, daß die Landschaft einen durchaus gewinnenden Eindruck machte. Das sparsame Grün erhielt einen fetten, kräftigen Ton, und in den Felsen zeichnete das Licht so viele kräftige Schatten, daß die einförmigen Hauptumrisse Leben und Gestalt erhielten. Das war besonders nach dem Innern der Bucht hin der Fall, wo sich das Esju-Gebirge wie eine mächtige Burg erhob. Sein oberster Grat trug etwas Schnee; rechts und links davon zeigten sich mehrere beschneite Spitzen. Nach Norden hin aber lief von der Esja ein nur da und dort unterbrochener Kranz von Bergen und Hügeln, der, sich zusehends verjüngend, den weiten Golf umschloß. Mit dem Glas sah man deutlich, wie ein niedriger Küstengürtel dann weiter zum Snaefell hinüberreichte, der, einer stolzen Seewarte gleich, das ganze Bild beherrschte. Bezaubernd wurde der Anblick, als die Sonne, scheinbar wachsend an Glanz und Größe, der schimmernden Fläche des Oceans sich näherte, langsam in sie hinabtauchte und endlich in Purpurglut verschwand. Wohl eine Stunde lang glühte das ganze Ufer in einem stets wachsenden, rosigen Schein, der mich über die trostlose Oede der Landschaft völlig hinwegtäuschte. Es war, wie das Alpenglühen, ein wahres Licht der Verklärung. Island kam mir nicht bloß großartig, sondern auch bezaubernd schön vor, wie das Hochgebirge, wenn die letzten Sonnenstrahlen darauf leuchten. Als der Vordergrund der Scenerie seine warme Beleuchtung verlor, schimmerte die Esja und die ferne Kuppe des Snaefell in zauberhaftem Lichte, und nur langsam verlor sich die herrliche Vision in jener magischen Dämmerung, welche die Mitternachtssonne begleitet.

Während der „Romny“ in die Bucht hineindampfte, wurde es munter auf dem Schiff. Der Schiffsraum wurde geöffnet und die meisten Passagiere ließen sich ihr Gepäck heraufholen und stellten es mit ihren anderen Habseligkeiten zusammen, die schon auf Deck waren. Großes Bedauern flößte mir der eine der Rechtscandidaten ein, der von Kopenhagen wohl ein Dutzend Blumentöpfe mit beliebten Zierpflanzen mitgebracht und sie unterwegs sorglich begossen und verpflegt hatte. Die salzige Meerluft hatte die meisten verdorben, und es schien sehr fraglich, ob sie wieder aufkommen könnten. Sehr fröhlich kam es mir dagegen vor, als eine junge Isländerin, die bis dahin als moderne Dame mit einem feinen, befiederten Modehütchen auf dem Verdeck spaziert war, sich einen echten Bauernkoffer aus dem Schiffsraum heraufkommen ließ, ihn öffnete, einen Haufen Kleider herausnahm, fortging, nach einiger Zeit in isländischer Volkstracht wieder aus der Kajüte emportauchte und ihre moderne Kopenhagener Civilisation: Hütchen, Mantille und Stoffstiefelchen, nunmehr in dem besagten bäuerlichen Koffer verpackte. „Es ist doch schwer, eine Dame zu werden!“ sagt die westfälische Pensionärin in ihrem berühmten Briefe. Die Isländerin sah aber so viel besser aus.

Nachdem alle Welt, jeder in seiner Façon, Toilette gemacht — das Abendessen war längst vorüber —, fingen die Isländer wieder zu singen an, lauter neu-isländische Lieder, zum Theil auf nordische, zum Theil auch auf bekannte deutsche Melodien, wie z. B.: „Seht, wie die Sonne schon sinket.“ Im Anblick des Snaefellsjökull mußte auch jeder ihre patriotische Begeisterung gerechtfertigt finden:

Uraltes Isafold,
Heimat so traut und hold,
Bergkönigin!

Vor uns dampfte ein französisches Kriegsschiff, der „Allier“, in die Bucht hinein, die sich in der Nähe der Esja verengerte, in kleinere Buchten auszackte und durch mehrere Inseln (Akrey, Engey, Videy, Lundey u. a.) in kleinere Sunde getheilt wird. Der südlichste derselben, zwischen den kleinen Eiländern Akrey, Engey, Videy und dem Vorgebirge Laugarnes, bildet die Rhede von Reykjavik (Rauch-Bucht). Die Stadt, Islands heutige Metropole, liegt an dem nördlichen Abhang einer niedrigen, schmalen Landzunge, die von der Insel aus nach Nordwesten, nach dem Snaefell hinläuft. Auf der Rhede lagen außer dem eben angekommenen „Allier“ noch ein zweites, größeres französisches Kriegsschiff, der „Dupleix“, und ein kleineres dänisches, die „Diana“, vor Anker, alle ziemlich nahe um ein altes, abgetakeltes und plumpes Wrack, das gegenwärtig als Kohlenmagazin dient. Rund herum lagen einige dänische Kauffahrer- und Fischerbarken, während eine Menge Kähne von und zu den Schiffen fuhren. Da von allen Schiffen Flaggen wehten, auch an den Factoreien am Ufer die dänische, englische, schwedisch-norwegische, französische und isländische Flagge aufgezogen war, so sah die ganze Scene recht lebendig aus. Man war nach der langen Meeresöde wieder unter Menschen der verschiedensten Nationalitäten und Stände. Man hatte einen Hafen vor sich und etwas wie eine Stadt.

(Nach einer Skizze des Verfassers.)

Den Eindruck einer eigentlichen europäischen Stadt macht Reykjavik vom Meere aus entschieden nicht. Die gewöhnlich cursirenden Bilder sind

von der Höhe der Landzunge aus aufgenommen, von wo aus Reykjavík sich noch am stattlichsten ausnimmt. Von der Rhede aus würde man es auf den ersten Blick für ein Fischerdorf taxiren. Kein Molo, kein Leuchtthurm, keine Befestigung, kein eigentlich imposantes Gebäude. Die Stelle eines Hafens vertreten eine Reihe von höchst einfachen Landungsbrücken, die von dem stellenweise felsigen, stellenweise flachen Uferrande ins Meer vorspringen. Einige derselben münden in Waarenlager und Magazine der einfachsten Bauart hinein. Zwischen diesen stehen Häuser und Factoreien, meist einstöckig — nur da und dort erhebt sich ein zweistöckiger Bau dazwischen.

Wir kamen von Nordwesten her, hatten also den östlichen Theil der Stadt zur Linken, den westlichen zur Rechten. Die bedeutendste Factorei links ist im Besitze eines Kaufmanns aus Hamburg; dann kam das „Hotel Alexandra", das einem Dänen gehört; dann das „französische Consulat", das „schwedische Consulat", eine Reihe Privathäuser, die Factorei des Herrn Großhändlers Fischer aus Kopenhagen, der mit uns auf dem Schiff war; dann das „englische Consulat", und von da ab nach rechts fast nur Fischerhütten zwischen Felsen den ganzen Strand entlang. Das war die unterste Häuserlinie. Von der zweiten und dritten sah man bloß die Dächer, nur links zeigte sich ein stattliches, langes, weißes Haus, mit Flaggenstock davor, das Haus des dänischen Gouverneurs — und rechts am andern Ende der Stadt eine größere Factorei, „Glasgow-Huset" genannt, deren Besitzer, Herr W. Briem, ebenfalls mit uns fuhr. Zwischen beiden, etwas höher — unzweifelhaft der stattlichste sichtbare Bau — war die lange, zweistöckige Lateinschule, das Gymnasium von Reykjavík. Ueber den Dächern in der Mitte deutete ein kleines Thürmchen die Domkirche von Reykjavík an; ein Dach daneben deckte das Parlaments- oder Althingshaus. Links schloß das Stadtbild mit einer Windmühle auf einem Hügel — rechts mit einem Bauernhaus, das mir als die frühere katholische Mission bezeichnet wurde.

Kaum hatte der „Romny" Anker geworfen, da ward er schon von wenigstens zwölf Kähnen umschwärmt, während am Ufer sich noch mehrere in Bereitschaft setzten. Denn die Ankunft jedes Schiffes ist ein Ereigniß für das einsame Reykjavík. Unten an der Schiffstreppe und oben auf Deck entstand ein Gedränge und Spektakel, wie an einer großen Station. Beamte, Verwandte, Bekannte, Hotelbediente, Gepäckträger, Geschäftsleute, Neugierige kamen herauf, während unten die Ruderer sich um den besten Platz an der Treppe zankten, andere Boote ungeduldig warteten, französische und dänische Matrosen neugierig um das Schiff herumruderten, der Schiffsrestaurateur aber — als praktischer Mann — gleich zu fischen anfing und mit jedem Zug seiner Leine einen Fisch heraufzog. Alle, die irgendwie konnten und mochten, ließen sich ans Land rudern. Nur ein paar vereinzelte Passagiere blieben zurück. Wir wollten anfänglich auch ans Land; doch der deutsche Kaufmann, Herr U., an den wir empfohlen waren und der an Bord ge-

kommen war, rieth uns davon ab. Er versprach uns, früh des Morgens sein Boot zu schicken.

So blieben wir denn auf dem „Romny", mit dem wir recht zufrieden sein konnten; denn er hatte, allerdings von Wind und Wetter begünstigt, die gewöhnliche Fahrzeit fast um einen Tag gekürzt. Mitternacht nahte bereits heran, als es endlich auf dem Schiffe ruhig war — und noch war es so gut wie Tag. Ich konnte den kleinsten Druck noch lesen. Wir waren zwar nicht im Lande der Mitternachtssonne, aber sehr nahe daran. Dieser Mittelzustand zwischen Tag und Dämmerung kam mir wie ein Traum vor. Tegnér hat ihn sehr treffend in den Versen geschildert:

„Mitternachtsschein auf den Bergen lag,
Blutroth anzuschauen;
Es war nicht Nacht, es war nicht Tag,
Es war ein eigen Grauen."

4. Reykjavik.

26. Juni.

Der Morgen brachte eine traurige Enttäuschung. Die ganze Vision vom vorigen Abend war dahingeschwunden. Der Faxa-Fjördr, das Meer, der Eispalast des Snaefellsjökull, die dunkle Burg des Esja-Gebirges, das flache Ufer nach Reykjanes hin — Stadt und Land lagen unter einem dichten, dunkeln Mantel von Regenwolken. Ein feiner Regen durchnäßte alles. Es war ungemüthlich kalt. Das versprochene Boot ließ uns eine, zwei Stunden warten. Als es endlich kam, konnten wir uns trotz unserer Regenmäntel nicht ordentlich schützen. Das Gepäck und wir wurden naß. Auf der Landungsbrücke mußte man alle Vorsicht anwenden, um nicht auszugleiten. Sie führte in ein großes, dunkles Waarenlager hinein, in dem ganze Berge von getrockneten Fischen an einen giorno magro erinnerten. Die Bootsleute stellten unsere Koffer zu den Fischen. Arbeiter gafften uns an. Nach langem Hin- und Herfragen wurden wir endlich über einen Hof in einen Kramladen geführt, in welchem alles Erdenkliche feilgeboten wurde, dann durch ein Magazin und zwei kleine Comptoirs in einen Hausgang und einen kleinen Salon. Das einzige Tröstliche, was ich sah, war eine ziemlich grobe Caricatur in dem einen Comptoir, über dem Pult befestigt, ein Farbendruck, der eine komische Bureau-Scene darstellte, mit der großgedruckten Inschrift: „Mensch, ärjere dir nich!“

Endlich erschien Herr U., der uns ob seiner Geschäftssorgen ganz vergessen hatte, schickte nach Packträgern, da Wagen hier unbekannt und Schiebkarren eine Seltenheit sind. Dann ging es im Regen durch die kleine Stadt, den Hügel hinauf zu dem ehemaligen Missionshaus, das anderswo etwa für ein schlichtes Bauernhaus gelten könnte. Unten fünf kleine Zimmer und eine Küche (zugleich Hausflur) zu ebener Erde und darüber ein paar Dachkammern. An das Haus stieß ein niedriger, mit Bretterwänden bekleideter Schuppen, der eine Kapelle vorstellte. Die Fensterchen waren etwa $1^1/_2$ Fuß hoch und 1 Fuß breit. Ein kleiner Hof trennte die Kapelle von dem aus Brettern gezimmerten Kuhstalle. Etwas weiter standen Trümmer eines kleinen Gebäudes; ich glaube, es war eine Windmühle gewesen. Die seit vielen Jahren unbenützte Kapelle hatte von Wind und Wetter hart gelitten. Wir mußten noch am selben Tage einen Zimmermann kommen lassen, um sie durch die nothdürftigsten Reparaturen gegen den Einsturz sicherzustellen.

Es regnete an mehreren Orten hinein. Zum Glück war der Altar und der kleine Chor noch in Sicherheit. Der im Bauernzopfstil gehaltene Altar war mit gemachten Blumen und Leuchtern geschmückt. Nur der Altarstein und die Altartücher fehlten. Letztere fanden sich nebst vielen Paramenten in der anstoßenden Sakristei, d. h. einer höchst primitiven Bretterkammer. Es wurde halb 12 Uhr, bis endlich alles bereit war und ich die heilige Messe lesen konnte, die erste, die seit langer Zeit in Island gelesen worden ist, und meines Wissens die erste, die ein Jesuit in Island celebrirt hat. Ich opferte sie für die Bewohner der großen Insel auf und empfahl dem hl. Wilhelm, dessen Fest wir feierten, von Herzen all die guten Leute, die ohne ihre Schuld durch schnöde Politik vor drei Jahrhunderten um das Erbtheil des katholischen Glaubens betrogen worden sind, und zwar so gründlich, daß später die vieljährigen Bemühungen eines französischen Missionärs anscheinend fast fruchtlos geblieben sind.

Island trat erst sehr spät (im Jahre 1000) in die Reihe der christlichen Völker ein. Es blieb nur fünf und ein halbes Jahrhundert katholisch. Mit der Enthauptung des letzten katholischen Bischofs von Skálholt, Jón Arason, den 7. November 1550, vollendete der Protestantismus nach kurzem Kampfe seinen Sieg. Drei Jahrhunderte lang fand kein Missionsversuch mehr statt, da durch die Lutheranisirung der skandinavischen Reiche Dänemark, Norwegen und Schweden jeder Anknüpfungspunkt abgeschnitten war. Erst unter Pius IX. tauchte 1854 der Plan auf, das katholische Missionswerk gleichzeitig an mehreren Punkten des skandinavischen Nordens (Island, Faröer, Lappland) in Angriff zu nehmen. Zwei französische Missionäre, die Abbés Bernard (später Apostol. Präfect in Christiania) und Baudoin gingen nach Island und gründeten nicht ohne große Schwierigkeit das Missionshaus in Reykjavik. Abbé Bernard kehrte bald nach Norwegen zurück. Abbé Baudoin blieb bis zum Jahre 1876, wo Kränklichkeit ihn nöthigte, seine Heimat aufzusuchen. Da erst 1874 Religionsfreiheit in Island zugestanden wurde, war die Thätigkeit des Missionärs auf ein Minimum beschränkt. Nur alljährlich im Frühjahr, wenn 70 bis 100 französische Fischerbarken eintrafen, um ein paar Monate in der Nähe der Insel zu fischen, bekam er einige pastorale Thätigkeit. Die langen Winter verwandte er auf das Studium der isländischen Sprache, Geschichte und Literatur und erwarb sich darin solche Kenntnisse, daß er im Stande war, einen sehr gewandt stilisirten Abriß der katholischen Apologetik herauszugeben. Einige der tüchtigsten isländischen Gelehrten betrachteten dies indes als eine Herausforderung und traten als Kämpen des Lutheranismus gegen ihn auf. Als die neue Verfassung 1874 endlich Religionsfreiheit brachte, war die Gesundheit des seeleneifrigen Priesters schon sehr erschüttert. Da er nach Frankreich reiste, hoffte er offenbar, bald wieder genesen auf seinen harten Missionsposten zurückzukehren. Allein der liebe Gott rief ihn zu sich, ehe diese Hoffnung sich erfüllte.

Leider fand sich bei seinem Tode niemand, der seinen Posten übernehmen wollte oder konnte. Kapelle und Haus und der kleine Grundbesitz, der sie umgibt, nebst zwei Kühen wurden einem dänischen Kaufmann zur Beaufsichtigung übergeben. Die Wittwe eines isländischen Beamten wohnte mit ihren Kindern in der verlassenen Wohnung und hielt alles recht erträglich in Ordnung. Das Studirzimmer des Missionärs fanden wir, wie er es verlassen hatte, für Island recht freundlich, aber klein und sehr bescheiden möblirt. Crucifix, Heiligenbilder, ein Porträt Pius' IX. verkündeten gleich eine katholische Wohnung. Ueber dem verschlissenen Sopha hing die große isländische Karte von Gunnlaugsson. Gegenüber stand der Trost des langjährigen Einsiedlers, eine recht ansehnliche Bibliothek, zur Hälfte französisch, zur Hälfte isländisch. Jene umfaßte eine gute Auswahl ascetischer, theologischer, apologetischer und homiletischer Werke; diese bot die wichtigsten alten Sagas und die verschiedenartigsten Werke älterer und neuerer isländischer Literatur. Auch das große Studirpult war bis oben zur Decke mit Büchern vollgepfropft. Alles wies darauf hin, daß Herr Baudoin ein sehr frommer, thätiger und wissenschaftlich gebildeter Mann war. So traurig es mich anmuthete, in die Hinterlassenschaft eines Priesters hinein versetzt zu sein, dessen unermüdliche, rastlose Thätigkeit gerade da vom Tode unterbrochen wurde, wo dieselbe nach mühsamen Vorbereitungen endlich eine freudige Ernte versprach: so freundlich sahen doch die Bilder Christi und seiner lieben Mutter in das niedrige, enge Stübchen hinein, und eine Tabelle sämmtlicher Päpste mahnte daran, daß das Leben des einzelnen Missionärs und Priesters allerdings fast spurlos und anscheinend fruchtlos wie eine Einzelwelle im weiten Ocean verschwinden mag, daß es aber im lebendigen Zusammenhang mit der Kirche kostbar in den Augen Gottes und des schönsten Erfolges gewiß ist. Und so ward ich bald heimisch in dem kleinen Studirzimmerchen, das mein unbekannter Vorgänger mir hinterlassen, und suchte mich in die fremdartige Literatur hineinzufinden, welche auf seinen Büchergestellen vor mir stand. Meine beiden Gefährten untersuchten inzwischen Kapelle und Sakristei, fanden reichen Vorrath an Paramenten und ordneten alles so schön, daß wir schon am dritten Tage eine bischöfliche Visitation hätten bestehen können.

Die Haushälterin und ihre zwei Kinder, sowie die Magd, welche Ragnhildr hieß — sämmtlich Protestanten —, waren zuerst außer sich vor Verwunderung und Bestürzung, als wir, unangemeldet, das Haus als „unser" requirirten, und noch mehr, als nicht nur von Prästr, sondern von Graf und Baron die Rede war. Die Haushälterin erklärte es geradezu für unmöglich, solchen Herrschaften ein würdiges Mittagessen zu bereiten. Einen Kaffee für den Morgen und einen Thee für den Abend hoffte sie allenfalls zu Stande bringen zu können. — An Platz fehlte es nicht. Jeder erhielt sein eigenes, wenn auch enges und niedriges Stübchen, und außer der Bibliothek, wo wir speisten, fand sich auch noch eine kleine Stube als Salon. Der

Digitized by Google

Schrecken verlor sich bald, als wir uns als gutmüthige, christliche Germanen zeigten, mit wenigem vorlieb nahmen, für jeden kleinen Dienst freundlich dankten und niemand belästigten. Nachdem wir einige Tage im „Alexandra-Hotel“ (einem zweistöckigen Wirthshause unten an der Rhede) dinirt hatten, hatte die Haushälterin schon so viel Muth gefaßt, daß sie von selbst ein versuchsweises Mittagessen zu Hause anbot. Alle Zimmer rochen den ganzen Morgen von den Schollen und dem magern Stück Lamm, das sie uns briet. Sie hatte sogar einige kleine Kartoffeln aufgetrieben, und so war denn für die Folge unsere häusliche pfarramtliche Einrichtung nach der ökonomischen Seite hin gesichert. Lucullisch war sie nicht; derselbe Braten mußte drei Tage lang herhalten, und außer dem Freitag verordnete uns die alte Jacobine noch wenigstens zwei bis drei Abstinenztage per Woche. Das Regime schlug uns allen jedoch recht gut an, und durch die Gunst einer Verwandten der Haushälterin, die ein kleines Gärtchen hatte, erhielten wir sogar einigemal einen Salat — d. h. zwei bis drei Blätter Grünes per Mann bei friedlicher Theilung, wobei der Jüngste das Residuum bekam, das sich nicht glatt dividiren ließ.

Auf dem Gipfel einer Anhöhe zwischen dem Skerja-Fjord und der Rhede von Reykjavík gelegen, bot das kleine Haus eines der schönsten Panoramen, die man in der isländischen Hauptstadt genießen kann. Nordenskjöld, der etwa zwölf Tage vor uns auf seiner letzten Grönlandfahrt in Reykjavík Station machte, ließ die Stadt von da aus photographiren [1]. Man hat alle bedeutenden Gebäude vor sich, dahinter die Rhede und das Esja-Gebirge, links die Faxa-Bucht bis zum Snaefell, rechts eine Reihe kleinerer Berge. Zunächst um das Haus lag ein ansehnliches Stück recht guter Wiese, von Steinmauern umfriedigt. Daran stieß eine noch bessere, die einem gewissen Herrn Geir Zoëga gehörte und worauf einige Kühe weideten. Was man am meisten vermißt, das sind die Bäume. Je länger man in die Landschaft hineinschaut, desto empfindlicher wird dieser Mangel. Schön und großartig an dem Bilde ist eigentlich nur der ferne Snaefell. Es ist merkwürdig, wie man sich in einen solchen Eiszapfen verlieben kann; aber es ist mir wirklich gelungen.

27. Juni.

Reykjavík gehört zu den ältesten Ansiedelungen auf Island. Nach dem Landnámabók (der alten Chronik, welche über die Ansiedelung berichtet) ließ sich Ingólfr Arnarson, der berühmteste aller „Landnáma“-Männer, um 874 n. Chr. daselbst nieder und besetzte alles umliegende Land. Da die ganze Südküste keine guten Ankerplätze bietet, war die Bucht der Haupt-

[1] Der Güte des Photographen, der ihn begleitete, und den ich später zu Stockholm kennen lernte, danke ich die Aufnahme, welche der vorstehenden Ansicht als Vorlage diente.

zugang nach dem südwestlichen und südlichen Theile der Insel hin. Geschichtliche Bedeutung erlangte der Platz nicht. Den politischen Mittelpunkt bildete das Thingfeld (þingvellir) am Thingvalla-See, die Mittelpunkte des kirchlichen Lebens waren bis an das Ende des vorigen Jahrhunderts die Bischofssitze Hólar und Skálholt. Noch im Anfang unseres Jahrhunderts hatte Reykjavik eine Bevölkerung von nur 300 Seelen. Erst seither wurde es eigentlich Hauptstadt der ganzen Insel, indem außer dem dänischen Gouverneur (Landshöfding) nach Verschmelzung der beiden Bisthümer auch der lutherische Bischof sich daselbst niederließ, die ehemalige bischöfliche Schule zu Skálholt erst nach Bessastaðir und dann nach Reykjavik übersiedelte, und endlich Dampfschiffahrt und Handel daselbst ihre Hauptstation erkoren. Das heutige Reykjavik ist also nicht älter als die größeren Städte des amerikanischen Westens und hat zur Zeit etwa 3000 Einwohner.

Verirren kann man sich nicht leicht in dieser Metropole, man müßte denn ein zerstreuter Professor sein. Dem Strand entlang läuft die Hafenstraße (Hafnarstraeti), die längste Verkehrsader. An ihr liegen die Consulate, die meisten Kaufläden und die wenigen Wirthshäuser, die sich Hotels nennen. Nach Westen läuft sie in ein Quartier von Fischerhütten aus, nach Osten nähert sie sich dem Hause des Gouverneurs, in dessen Nähe auch der Byfógeti (Bürgermeister), der Landfógeti (Finanzdirector) und der Bischof wohnt; dann steigt sie einen Hügel hinan und verläuft ebenfalls in ein ärmliches Fischerquartier. Von der Hafenstraße führen drei kurze Gassen nach dem Innern der Stadt, die östliche zum Spital und Hauptbrunnen, die westliche zu dem stattlichen Gymnasium, der sogenannten Lateinschule, die mittlere zum Hauptplatze, dem Austurvöllur, d. h. Ostfelde, einem mit Gras bewachsenen Square, in dessen Mitte sich ein Standbild des Bildhauers Thorwaldsen erhebt; denn dieser berühmte Bildner südlicher Götter gehört seiner Abstammung nach Island an. Sein Vater Gottskálk war zwar Schiffsbildhauer in Kopenhagen, aber sein Großvater noch lutherischer Praestr in Miklibaer am Skaga-Fjörðr in Island. Unter seinen Ahnen aber zählt er Saemundr Sigfússon den „Weisen", den Sammler der älteren Edda (gest. 1133), Jón Loptsson, den Schwiegersohn des norwegischen Königs Magnús Berfaettr, und Thorgerðr, eine Tochter des Snorri Sturluson; ja sein Stammbaum reicht zu Rafn, einem der ersten norwegischen Ansiedler, und durch diesen bis zu König Harald Hilditönn hinauf.

Am Austurvöllur liegen die zwei Hauptgebäude der Stadt, welche friedlich nebeneinander Kirche und Staat von Island repräsentiren, die Domkirche nämlich und das Althingshaus. Die gegenüberliegende Seite des Platzes zeigt leider keine entsprechenden Gebäude, an der dritten steht die Post und an der vierten das nette Haus des städtischen Apothekers. Von dem Hauptplatze führt eine kurze Straße nach dem Stadtspital hinüber. An derselben liegt die Buchhandlung, und dem Spital gegenüber an einem ansehnlichen

Kaufladen in Reykjavik.

Digitized by Google

Rasenplatz baute sich eben der „Landslaeknir", der Oberarzt und Sanitätsdirector von ganz Island, ein neues Haus. Nahe daran, an der Adalsstraeti, liegt die eine Druckerei, in welcher die Zeitung „þióðólfr" gedruckt wird. Eine andere Druckerei — zugleich Verlag und Expedition der Zeitung „Isafold" — befindet sich in der Nachbarschaft des Landshöfdings.

Nach den weiten Ausdehnungen von Hamburg und Kopenhagen, in welchen das einzelne gemeine Menschenkind zwischen der königlichen Herrlichkeit der Juden und ihrer christlichen Geldgenossen förmlich ertrinkt, machte mir die Kleinstädterei von Reykjavik einen unsäglich wohligen Eindruck. In zwei Stunden wußte ich die ganze Stadt auswendig, und in ein paar Tagen kannte uns jedermann. Ueberall wurde freundlich gegrüßt; man war gleich wie zu Hause.

Statt der Etagenhäuser, in denen man mit Treppensteigen die abscheulichen Wucherzinse herausschlagen helfen muß, welche die Kapitalisten von jedem noch so schmalen Bauplatz heischen, hatten wir hier fast lauter einstöckige Häuser vor uns, die Wohnzimmer zu ebener Erde, die Fenster von innen mit Blumen verziert, alles von einfachster Bauart wie in einem Dorfe. Im untern Theile der Stadt schauen fast alle Häuserfronten nach der Rhede hin, im obern bei der Lateinschule ungefähr rechtwinklig zu dieser Richtung. Die Häuser sind meist aus Holz gezimmert, mit doppelten wohlausgefütterten Bretterwänden, oder aus Riegelwerk, innen warm getäfelt. Weil die Kälte lange dauert und das Holz theuer ist, benutzt man jedes Plätzchen. Die Hausfluren sind klein, die Zimmer eng und niedrig. Alles auf sparsame Ausbeutung der Wärme berechnet. Vor manchen Häusern befindet sich ein Grasplatz, auch wohl ein Gärtchen mit etwas Gemüse, Blumen und Fruchtsträuchen. Wegen des kalten Frühjahrs wächst alles sehr spät, und manches arme Pflanzenseelchen stirbt dahin, ohne es zu etwas Nützlichem gebracht zu haben. Die Bretterbekleidung der Häuser ist meist weiß oder sonst hell angestrichen, bisweilen auch getheert; da und dort trifft man auch eine einfache Hütte. So möchte denn Reykjavik allenfalls einem schlichten größern Dorfe bei uns gleichen, wenn es nicht seine Eigenartigkeiten hätte; das sind zuvörderst seine Kramläden, dann seine Fischereien, seine Pferde, seine Hunde, seine Bewohner. Das zusammen verleiht ihm eine ganz andere Eigenart.

Was die Kramläden betrifft, so ist wohl ein Goldschmied da und noch etliche Specialisten; aber das Handwerk ist im ganzen schwach vertreten und die Kaufleute bieten meist alles, alles feil: Oel und Kerzen, Tabak und Pfeifen, Speck und Pomade, Zuckersachen und Blechwaaren, Wolltücher und Leinwand, Handschuhe und Schuhe, Brillen und Kaffee, Schuhnägel und Muskatnuß, Schnaps und Angelruthen, Uhren und Kaffeelöffel, Stühle und Kartoffeln, kurz alles Eßbare, Trinkbare, Ausziehbare, Anziehbare, Persönliche und Häusliche, Oekonomische und Industrielle, auf verhältnißmäßig engem Raume, in buntestem Durcheinander. Ein jeder dieser Läden

ist ein wahrer Bauernjahrmarkt; ich konnte mich nicht satt daran sehen, besonders wenn Bauern oder Bäuerinnen am Kaufen waren und sich aus fast allen aristotelischen Kategorien etwas aussuchten. Da wird dänisch und isländisch durcheinander gesprochen; denn die meisten dieser Bazare gehören Dänen und Engländern, fremden Kaufleuten und Consuln. Es gibt in Island fast so viele Consuln, als in Weimar Geheimräthe. Als ich den französischen Consul aufsuchte, an den ich empfohlen war, wurde ich zu meiner nicht geringen Heiterkeit in einen solchen Allerweltsladen gewiesen. Der glückliche Besitzer desselben war ein Kaufmann aus Kopenhagen, Däne, nicht Franzose. Er führte mich in seine anstoßende Wohnung, die von außen sehr schlicht aussah. Aber der kleine Salon, in den er mich führte, bot

Isländischer Hund.

im Kleinen allen Comfort von Kopenhagen dar: feine Vorhänge und Teppiche, die elegantesten Möbel und Sessel, Klavier und Mahagonitisch, Gemälde und Nippsächelchen von allen Arten. Seine junge Frau, der er mich vorstellte, war eine vollendete Kopenhagenerin, ganz fein und modisch gekleidet, und versicherte mich, daß es in Reykjavík, auch bei Winterszeit, recht artig zu leben sei.

Da es keine Wagen gibt und die Leute — Mann, Weib und Kind — nicht ans Fußgehen, wohl aber ans Reiten gewohnt sind, so trifft man vor den Kramläden, Wirthshäusern und oft auch vor den Privathäusern zwei, drei, auch wohl mehrere der kleinen isländischen Pferde angebunden, die in merkwürdiger philosophischer Geduld und Ruhe ihres Herrn warten. Kaum je habe ich eines dieser Thiere stampfen gesehen. Sie sehen selten Hafer,

Digitized by Google

und auch das Gras oder Heu, das sie bekommen, ist nicht vom besten. Sie haben große Köpfe und starke Mähnen; letztere wird oft gestutzt, so daß sie borstenartig kurz in die Höhe steht. Gestriegelt werden sie kaum; überhaupt wird wenig Pflege auf sie verwendet, und doch ersetzen sie nicht nur Wagen und Eisenbahn, sondern auch Fähre, Brücke, Lastträger, Schiebkarren — selbst den Leichenträger. Das ganze häusliche Leben ist auf sie angewiesen und selbst den Sarg des todten Isländers müssen sie zum Grabe tragen. Es sind höchst merkwürdige Wesen, die kleinen lieben Thiere!

Wären die Pferde und Pferdekarawanen nicht, so wäre es in Reykjavik außerordentlich still und ruhig. Wenn sie ihren Ritt gethan, sitzen die Isländer gern zu Hause. Die Kinder schreien nicht viel, die Erwachsenen lärmen nicht viel und die Hunde bellen kaum. Ganze Stunden lang waren die Straßen oft wie ausgestorben. Die Hunde haben etwas von der Physiognomie eines Fuchses, die Größe eines anständigen Spitzes, sind aber die gutmüthigsten Hundethiere, die mir noch begegnet sind. Während in Holländisch-Limburg jeder noch so kleine Köter es für seine Pflicht hält, jedem Vorübergehenden fünf Minuten nachzukläffen, scheint der isländische Hund fast jedes polemische Bedürfniß verloren zu haben, er geht still seinen Berufsgeschäften nach und frißt das wenige auf, was das kärgliche häusliche Leben ihm gewährt.

Isländischer Schuh.
(Etwas karrikirt, nach einer englischen Skizze.)

Regeres Leben ist nur den Strand entlang — das Leben eines Fischerdorfes. Barken fahren ab und kommen an. Fische werden gefangen, ausgeladen, ausgeweidet, getrocknet, in die Magazine gebracht oder auf Pferde aufgepackt. Netze werden geflickt, zum Trocknen ausgehängt oder zu Schiffe getragen. Ein großer Theil des felsigen Gestades ist weit hinaus mit Fischen belegt (meist Dorschen), welche an der Luft getrocknet werden.

Die Tracht der Frauen habe ich schon erwähnt. Die Männer haben keine eigentliche Volkstracht. Kamisol, Wams, Weste, Beinkleider, alles ist gewöhnlich von demselben ziemlich rohen, aber dichten Wollstoff, „Vaðmál" genannt, meist schwarz oder dunkel gefärbt. Das einzige Eigenthümliche ist

der isländische Schuh, „Skór“, d. h. ein weit ausgeschnittener Pantoffel aus ungegerbtem Lammfell, wie Sandalen mit langen Schnüren an den Beinen befestigt. In feiner Ausführung macht er sich ganz schmuck, aber im rauhen Alltagsleben nimmt er bisweilen eine ebenso wunderliche als unschöne Gestalt an. Zum Reiten ziehen die Leute gewöhnlich eine zweite Hose über die andere an, so daß diese geschont bleibt.

Ein klein Halbstündchen östlich von der Stadt liegen die warmen, rauchenden Quellen, von denen sie ihren Namen — Rauchbucht — hat. Da sieht es nun schon etwas trauriger aus. Die Vorstadt nach dieser Seite hin — vielleicht einer der ältesten Theile der Stadt und etwas höher gelegen — besteht aus einer dichten Gruppe sehr ärmlicher Hütten, unten von Stein und Rasen gebaut, oben mit kleinen Holzfensterrahmen, darüber ein Rasendach. Manche sehen fast wie Erdhütten oder Wigwams aus. Der weite Strand war völlig kahl. Nach dem Land hinein wuchs Gras, aber die Fläche war von einer Menge kleiner Pfade durchschnitten, welche die Pferde sich zurechtgestampft hatten. Denn nach dieser Richtung hin liegen die Pferdeweiden für die Stadt. Haben die Gäule ihre Pflicht gethan, so werden sie da hinausgetrieben, die Vorderfüße mit kräftigen Stricken aneinander gebunden, so daß sie nur ein wenig hüpfen, nicht ordentlich gehen können. So dürfen sie sich ihr Futter selbst suchen; fett werden sie davon nicht werden. Will man reiten, so schickt man einen Jungen oder Knecht in die Weide hinaus, um das Thier zu holen.

Wir begegneten einer Menge solcher Pferde. Etwas reichlicher wuchs das Gras nach den warmen Quellen hin, die sich nahe an einem kleinen Flüßchen befinden. Eine der Quellen war siedend heiß, andere sehr warm. In dichten Wolken qualmte der Rauch empor. Etwa 40 bis 50 Weiber, alte und junge, waren am Waschen; denn diese Quellen sind die große Waschküche von Reykjavik. Es war eine drollige Scene, diese ganze Wäscherinnengesellschaft in allen nur erdenklichen Stellungen ihres Handwerks. Einige ehrwürdige Mütter kochten sich in der heißesten Quelle ihren Kaffee, andere hielten schon ein Kaffeekränzchen im Grase, während stämmige Mägde die Wäsche ausrangen oder an Steinen klopften. Die Pferde kamen so nah als möglich heran, als ob sie mit zu der Kaffeegesellschaft gehörten. Ein paar Männer standen mit Packgäulen bereit, um die erledigte Wäsche in die Stadt zurückzubringen. Schwätzen und schnattern können die Wäscherinnen von Reykjavik natürlich so gut wie ihre Schwestern über beiden Meeren.

Quando conveniunt Maria, Camilla, Sibylla —
Sermonem faciunt et ab hoc et ab hac et ab illa.

Das Wasser des Baches, in dem die gebrühte Wäsche ihre zweite Behandlung fand, war eiskalt, während die Quelle hart daneben eine Hitze von 86° C. besitzt. Die äußersten Gegensätze berühren sich hier wirklich.

Besuch auf dem „Dupleix".

28. Juni.

Zu unserem großen Leidwesen vernahmen wir, daß sich zwar schon im Mai etwa 70 bis 80 französische Fischerbarken in der Rhede von Reykjavik eingefunden, aber gleich darauf an verschiedene Striche der Küste vertheilt hätten, um daselbst dem Fischfang obzuliegen. Ein armer Mann war in Reykjavik selbst erkrankt und ohne Priester und Sacramente gestorben. An der Küste dürfen die Franzosen sich sonst nicht niederlassen, aber nach alten Rechtsgewohnheiten und Verträgen ist ihnen der Fischfang eine Meile ab von der Küste völlig frei gestattet. Da sie mit großen, wohlausgerüsteten Fahrzeugen kommen, mit den besten Vorrichtungen versehen sind und die Fischabfälle als Lockspeise gebrauchen, während die Isländer die Fische zur Thranbereitung ganz nach Hause nehmen, so erleidet der Fischfang der Isländer selbst durch diesen alljährlichen Besuch eine bedeutende Einbuße, ohne daß irgend ein Gegenvortheil sie aufwiegt. Zum Schutz und zur Beaufsichtigung der Fischerbarken schickt die französische Regierung im Frühjahr zwei kleine Kriegsdampfer nach Island, die zeitweilig in der Rhede von Reykjavik ankern, zeitweilig um die Insel die Runde machen. Die zwei eben anwesenden Schiffe, „Dupleix" (Capitän de B.) und „Allier" (Lieutenant Jaquemire), waren schöne Panzer, der erstere mit 200 Mann.

Da es uns nicht möglich war, ein eigenes Schiff zu miethen und die Fischer an ihren verschiedenen Ankerplätzen aufzusuchen, so blieb nichts übrig, als allenfalls der Schiffsmannschaft der beiden Boote Gelegenheit zu bieten, unsern Gottesdienst zu besuchen. Ich schickte deshalb dem Commandanten de B. das Empfehlungsschreiben, das uns der französische Gesandte in Kopenhagen ausgestellt hatte, und ließ mich dann zum „Dupleix" hinrudern. Ein prächtiges Schiff mit den schönsten neuen Stahlkanonen. Die Mannschaft — gegen die Skandinavier meist kleine Leute, aber flink und gewandt, nach französischer Art von fein soldatischer Haltung — war eben am Exerciren. Ein Lieutenant empfing mich an der Treppe und unterhielt mich, bis ich beim Commandanten gemeldet war. Ich wurde in einen geräumigen Schiffssalon geführt, der mit feinen Möbeln, Sopha, Fauteuils aufs eleganteste ausgestattet war. Der Commandant war eine herrliche, wahrhaft martialische Erscheinung: ich hätte ihn fast „Herr Admiral" genannt. Er begrüßte mich mit einer Grazie und Höflichkeit, wie man sie nur bei Franzosen findet. Das Empfehlungsschreiben lag auf dem Tisch. Der Capitän überflog es noch einmal und eröffnete dann die Conversation.

„Sie sind Herr Baron von Geyr?"

„Verzeihung, Herr Commandant, ich bin der andere der in dem Briefe erwähnten Priester."

„Sie sind Deutscher?"

„Mein Name ist zwar deutsch, aber von Geburt bin ich Schweizer. Ich bin mit Herrn von Geyr hierher gekommen, um nach dem katholischen Missionshaus zu sehen, das sich hier befindet."

„Ein katholisches Missionshaus hier? Das ist mir neu.“

„Wirklich? Ich dachte, das wäre in Frankreich bekannt. Zwei französische Priester haben es gegründet, und da sie sich hauptsächlich der Seelsorge der französischen Fischer widmeten, so nannte man das Haus die ‚französische Mission‘. Es ist eine Kapelle da und ein Priesterhaus.“

„Das ist mir völlig neu. Eine Kapelle?“

„Ja, der letzte Missionär, Abbé Baudoin, ist erkrankt und in Rheims gestorben — es muß 1876 oder 1877 gewesen sein. Seither stand alles leer, und nun sind wir gekommen, um einmal danach zu sehen.“

„Und was wünschen Sie nun?

„Ich wollte Ihnen melden, daß Ihre Schiffsmannschaft an den nächsten Sonntagen in der Kapelle der heiligen Messe beiwohnen kann — auch einer kleinen Predigt, wenn Sie wünschen —, und wollte ergebenst fragen, welche Zeit Ihnen am gelegensten ist. Von morgens Sechs bis Mittag stehen wir Ihnen zu Diensten.“

„C'est impossible! Bedaure sehr! Es ist unmöglich. Ich kann Ihr Anerbieten nicht annehmen.“

„Aber, Herr Commandant, das liegt doch wohl ganz in Ihrer Hand?“

„Vergebung, wir haben Inspection des ganzen Schiffes.“

„Nun, dann können die Soldaten doch wohl vor oder nach der Inspection kommen.“

„Impossible! Die Dienstordnung erlaubt es nicht.“

„Wir können ja mit der heiligen Messe bis Mittag warten.“

„Geht nicht, geht nicht. Die Inspection dauert bis Mittag.“

„Alle Sonntage?“

„Alle Sonntage. Das ist Reglement.“

„Läßt sich denn gar keine Aenderung treffen?“

„Thut mir leid, nein! — Uebrigens sehen Sie, ich bin durchaus nicht antiklerikal. Ich würde sehr gerne selbst kommen, ich würde sehr gerne meine Soldaten zum Gottesdienst commandiren. Aber Sie begreifen, unser Kriegsminister, der hat das Reglement aufgestellt — unsere Regierung hat die Militärgeistlichen abgeschafft, bei der Flotte wie bei der Landarmee; nur auf den Admiralsschiffen befinden sich noch Aumoniers. Ich kann nun doch nicht indirect wieder den Dienst eines Aumonier annehmen.“

„Ich begreife Ihre Lage. Ich möchte mich Ihnen durchaus nicht aufdrängen, noch Ihnen Schwierigkeiten bereiten; aber als Priester hatte ich die Pflicht, Ihren Leuten die Gelegenheit anzubieten, der Sonntagspflicht zu entsprechen.“

„Ich begreife vollkommen. Ich würde außerordentlich gern Ihren Wünschen entgegenkommen, aber das Reglement! — Es geht nicht. — Glauben Sie mir, ich würde Sie am liebsten auf das Schiff selbst einladen, um uns hier Gottesdienst zu halten; aber das Reglement — —“

„Nun, was sagen Sie dann zu dieser Idee? Sie lassen die Soldaten in kleineren Abtheilungen — wenigstens diejenigen, die wollen — an Werktagen ans Land kommen, damit sie wenigstens wieder einmal eine heilige Messe hören. Der liebe Gott wird Sie dafür segnen.“

„Das geht nicht. Den Dienst abgerechnet, lasse ich die Mannschaft nie ans Land. Es ist der Disciplin wegen. Wenn sie ans Land kommen, dann betrinken sie sich, machen Unsinn, und ich muß sie strafen (ils se grisent, ils font des bêtises — et alors il faut les punir). Ich komme lieber allen Ausschreitungen dadurch zuvor, daß ich sie ein- für allemal nicht ans Land lasse.“

„Aber Sie könnten doch den Leuten sagen lassen, daß Priester hier sind. Sie könnten mich ja an Bord kommen lassen, um etwas mit ihnen zu plaudern. Da hören sie doch wieder etwas von Religion, und wenn etwa einer beichten wollte — —“

„O, daran denken Sie nur nicht! Soweit ich die Leute kenne, möchte ich Ihnen das nicht rathen. Unsere Leute — —“

Der Commandant vollendete den Satz nicht; aber sein verständnißinniges, halb mitleidiges Lächeln sollte wohl so viel bedeuten, daß die Schiffsmannschaft den Standpunkt der Regierung theile und daß also nichts mit ihr anzufangen sei. Durch die Frage des Commandanten, wie lange ich schon der dänischen Mission angehöre, erhielt das Gespräch plötzlich eine andere Wendung. Nachdem sich nämlich die Unmöglichkeit herausgestellt hatte, etwas für die Soldaten zu thun, stand ich auch nicht länger an, den Schleier des Halb-Incognito wegzureißen, der noch über uns waltete, und sagte dem Herrn rund heraus, ich sei Jesuit. Das brachte aber gerade die entgegengesetzte Wirkung hervor, als ich erwartet hatte. Der Commandant fand das nämlich ganz charmant, ging aus seiner bisherigen Reserve in den freundlichsten Ton über. Er kannte unsere Patres in Moulins, in Paris. Seine drei Knaben hatten in unseren Collegien daselbst studirt. Seine Frau hatte ihm eben von Paris aus geschrieben, daß mehrere unserer Patres in den letzten Tagen wieder daselbst eingetroffen und von der Polizei nicht belästigt worden seien. Er fragte mich nach P. du Lac, dem frühern Rector von Rue des Postes, den ich leider nicht kannte. Dagegen fanden wir einen gemeinsamen Bekannten in P. Billet, der sowohl Rector in Moulins als auch früher in Feldkirch gewesen war. Das stimmte mich ganz gemüthlich, und ich meinte schon, an dem martialischen Seeofficier einen guten Freund gefunden zu haben, erzählte ihm von unserer Vertreibung und klagte, wie traurig es sei, daß man uns alle unsere schönen Collegien in Frankreich genommen habe. Da sprang der elastische Herr plötzlich wieder in einen anderen Ton über.

„Ja, die Aufhebung Ihrer Collegien in Frankreich war denn doch wohl motivirt.“

„Wie? motivirt? Ich verstehe nicht —“

„Ja, da sind denn doch Geschichten vorgekommen, daß die Regierung einschreiten mußte.“

„Davon weiß ich nichts; aber das weiß ich, daß die ‚Revue des Deux-Mondes‘ noch jüngst eine Parallele zwischen unseren Collegien und Ihren Lyceen gezogen hat, die gar nicht zum Vortheil der letzteren ausschlug. Ich habe auch solche Lyceisten persönlich gekannt und mich über die Verhältnisse an diesen Lyceen sehr genau zu unterrichten gesucht. Sie stehen auf derselben Stufe, wie die in Belgien. Uebrigens werden wir zwei die französische Unterrichtsfrage nicht lösen, und darum wollen wir dieses Thema nicht weiter besprechen.“

Hiermit stand ich auf und empfahl mich. Als ich oben auf dem Verdeck ankam, waren die Soldaten noch immer am Exerciren. Ich mußte ihre Front passiren. Während ich vorbeiging, wurden sie commandirt, mit den Flinten anzulegen. Ob der Officier hiermit einen wohlfeilen Scherz an dem Allemand machen wollte, weiß ich nicht. Jedenfalls ein bezeichnender symbolischer Abschiedsgruß an den Priester, der sie zum Gottesdienst einladen wollte.

Vom „Dupleix“ ließ ich mich zur „Laura“ hinüberrudern, einem dänischen Passagierschiff, das am Abend vorher angekommen war und in der Nähe vor Anker lag. Ich traf hier wieder mit meinen Reisebegleitern zusammen, und der Capitän nahm uns ungemein zuvorkommend auf. Das Schiff war noch ganz neu und vortrefflich eingerichtet. Es sollte versuchen, die Insel von Westen her zu umfahren, was, des Eises wegen, dieses Jahr noch keinem Dampfer gelungen war. Eben war die Nachricht gekommen, der „Camoëns“, ein englisches Schiff, sei an der Westküste im Eise gestrandet, die Passagiere — etwa 60 — hätten mit Mühe die Küste erreicht, aber an einem ganz unwirthlichen Punkte, wo weder Proviant, noch Obdach, noch Pferde zur Rückreise zu haben waren. Dem Capitän der „Laura“ schien es sehr zweifelhaft, ob er durchkommen würde, ja ob wir unsern Plan ausführen könnten, Ende Juli oder Anfang August um die Insel herumzufahren. Denn die ganze nordwestliche Küste war gegen das Eismeer hin blokirt.

Da die allerchristlichsten Franzosen nichts von uns wissen wollten und sonst keine Katholiken in Reykjavík waren, so kam nun unser secundärer Reisezweck zur Geltung, nämlich Land und Leute kennen zu lernen und allenfalls nebenher den isländischen Lutheranern etwas den Schrecken zu benehmen, den fast jeder Protestant vor katholischen Priestern und vor der Kirche überhaupt hat.

Am meisten war über unsern Besuch wohl der lutherische Bischof erstaunt, Herr Pjetur Pjetursson, ein freundlicher Greis von etwa 70 Jahren, als Fortsetzer der Kirchengeschichte Finnr Jónssons in der Gelehrtenwelt bekannt. Mit seinem weißen Haar und seinem englischen Backenbärtchen sah er in seiner schwarzen, gefältelten Soutane wie ein anglikanischer Prälat aus. Seine jüngere Tochter, welche uns zuerst empfing, sprach auch englisch

und hatte ihre Erziehung theilweise in Schottland erhalten. Als der Bischof kam, ging die Conversation ins Dänische über, das die haute-volée von Reykjavík ebenso gut wie ihre Muttersprache spricht. Die meisten wissen auch entweder etwas Englisch oder Französisch, einige wenige auch ein bischen Deutsch. Der Bischof und seine Familie schienen über unsern Besuch anfänglich fast etwas bestürzt und verlegen zu sein; doch faßten sie sich bald, und wir unterhielten uns ganz gemüthlich. Der gelehrte Kirchenhistoriker und Rechtskenner zeigte sich dabei nicht nur als ein vielseitig gebildeter, sondern auch sehr gewinnender, anspruchsloser Mann. Ein Sohn des Bischofs stellte

Bischof Pjetur Pjetursson.

sich uns als Arzt vor; er wohnt und prakticirt in der Nähe der Hekla. Die andere Tochter des Bischofs ist mit dem Landshöfding oder Gouverneur vermählt — der einfachste modus vivendi zwischen Kirche und Staat. Das Wohnhaus des Prälaten ist eines der besseren Häuser der Stadt: das Empfangszimmer war klein, aber comfortabel ausgestattet. Als Teppich unter dem Tisch lag ein Eisbärenfell. „Ein Landsmann!“ sagte der Bischof, der uns darauf aufmerksam machte.

Wie die anglikanischen Bischöfe, steht Bischof Pjetursson durch Titel und Amt noch in einigem Zusammenhang mit Islands früherer kirchlicher

Digitized by Google

Ordnung. Nach Einführung des Christenthums im Jahre 1000 wurde zuerst 1056 der Bischofssitz Skálholt für das südliche Island, 1106 der Bischofssitz Hólar für das nördliche Island gegründet. Beide Diöcesen wurden dem Erzbischof von Throndhjem (Nidarós) unterstellt. Neunundzwanzig Bischöfe folgten dem ersten Bischof von Skálholt, Isleifr Teitsson († 1080), dreiundzwanzig dem ersten Oberhirten von Hólar, Jón Oegmundarson († 1121), in ununterbrochener Reihenfolge. Der letzte katholische Bischof von Skálholt trat sein Amt im Jahre 1522 an, ging später nach Dänemark und starb in der Fremde. Der letzte katholische Bischof von Hólar, Jón Arason, ein hervorragender Staatsmann und Dichter, standhafter Vertheidiger des katholischen Glaubens zugleich und der nationalen Unabhängigkeit gegen den dänischen Cäsareopapismus, fiel nach hartem Kampfe 1550 seinen Gegnern in die Hände und wurde — unzweifelhaft in odium fidei — enthauptet.

Hólar und Skálholt blieben auch nach Einführung der sogen. Reformation die Mittelpunkte des religiösen und wissenschaftlichen Lebens. Die Dänen wiesen officiell einen Theil des eingesackten Kirchengutes kirchlichen Zwecken, einen andern Schulzwecken zu; doch klagen die protestantischen Historiker selbst über traurige Verschleuderung des säcularisirten Kirchengutes. Es war dieselbe Geschichte, wie in Deutschland. „Das steht fest," sagt Bischof Pjetursson selbst in seiner Kirchengeschichte (S. 311), „die große Freigebigkeit, welche zuvor gegen die Kirchen und ihre Diener herrschte, schwand nach der Reformation dahin, und die Lage der isländischen Geistlichen ward von dieser Zeit an eine überaus elende." Die beiden Bisthümer vegetirten als lutherische Staatsbisthümer fort; doch schon 1746 mahnte die dänische Regierung die Bischöfe, sich auf ihren Visitationen einzuschränken; 1789 wurde es ihr zu theuer, die Bischöfe nach Kopenhagen reisen und dort weihen zu lassen; 1801 aber wurde das Bisthum Hólar abgeschafft und ganz Island unter demjenigen von Skálholt vereinigt. Dem einen Bischof wurde in Laugarnes (bei Reykjavík) eine kleine Residenz gebaut, die Güter von Skálholt aber verkauft, der Bischof später nach Reykjavík versetzt und ihm, wie jedem andern Beamten, ein Jahresgehalt ausgeworfen. Im Jahre 1865 betrug dasselbe 3400 Riksdaler (6800 Kroner), im Jahre 1868 nur noch 3000 Riksdaler. Im Budget für die Jahre 1884 und 1885 fand ich dasselbe nicht specificirt. „Für die Bedürfnisse des geistlichen Standes" waren für jedes dieser Jahre 30000 Kroner angesetzt (wovon auf Besoldungen 8432 kommen), für die theologische Schule in Reykjavík 12900 Kroner. Vielleicht wird auch diese Ausgabe eines Tages dem Staate zu kostspielig werden.

Viel geräumiger und glänzender als der Bischof wohnte der Landshöfding, Herr Berg Ólafsson Thorberg, Ritter des Danebrogordens und Danebrogsmand, Amtmann des Süd- und Westbezirkes von Island. Das lange Haus war früher Armenhaus; der vorige Gouverneur, Herr Finnson,

setzte einen zweiten Stock darauf und ließ es weiß aufputzen. Es liegt an einer kleinen Hügelhalde und ist mit etwas Garten und Grasplatz umgeben. Der Landshöfding ist unbedingt der erste Mann auf Island. Zwar versuchte gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der gelehrte Bischof Finnr Jónsson diese Stelle sich zu wahren; allein der Gouverneur von Levetzow wollte das nicht dulden, und der darüber erhobene Streit endigte damit, daß die Gouverneure nicht bloß über allen Staatsbeamten stehen, sondern auch die Synode oder das Consistorium präsidiren. Wir trafen den „ersten Mann“ von Island auf seinem Bureau, wo eben ein anderer Staatsmann sich von ihm verabschiedete. Er führte uns in einen schönen Salon hinüber, das höchste Zimmer, das ich bis dahin in Island gesehen. Es war mit Geschmack möblirt. Ueber dem Sopha hing zwischen anderen Bildern am Ehrenplatz in der Mitte Rafaels Madonna della Sedia. Der Vorgänger des Gouverneurs, Herr Finnson, war es eigentlich gewesen, der den ersten Anstoß zu unserer Reise gegeben hatte. Er hatte P. von Geyr auf den Faröern kennen gelernt und ihn aufgefordert, doch nach Island zu kommen und für katholischen Gottesdienst (sowohl für die französischen Fischer als andere etwaige Fremde) daselbst zu sorgen. Herr Berg Ólafsson, bischöflicher Schwiegersohn, empfing uns zwar mit Höflichkeit, ging aber darüber nicht hinaus, und that und sagte nichts, was irgendwie der katholischen Kirche zum Vortheil hätte gereichen können. Weder er noch der Bischof erwiederten unsern Besuch, obwohl die Isländer in ihrer Einsamkeit sich sonst gern eine solche Abwechslung gönnen.

Bis tief ins vorige Jahrhundert hinein wurde Island von den Dänen ungefähr wie ein Stück eroberten Landes behandelt, mehr ausgesogen als verwaltet. Die armen Leute mußten hart dafür büßen, daß sie den milden Krummstab der Bischöfe zerbrochen und die Reste davon dem König von Dänemark übergeben hatten. Die Dänen machten einen Polizeistock daraus, um aus dem wenig begüterten Lande so viel Gewinn herauszuschlagen, als durch ein strenges Handelsmonopol zu erschwingen war. Die Gouverneure kamen meist nicht einmal nach Island hinüber, sondern verzehrten ihr Gehalt in Kopenhagen. Vom Ende des vorigen Jahrhunderts an wurde es etwas besser. Sie kamen wenigstens nach Island hinüber und sahen sich ihre Provinz etwas an. Doch gewöhnlich, wenn sie ordentlich isländisch gelernt und sich in die Verhältnisse hineingearbeitet hatten, wollten sie avanciren, erhielten Orden und Kammerherrnschlüssel und wurden auf einen „bessern“ Posten nach Dänemark versetzt. Bis fast in die letzte Zeit herab waren sie Dänen, wie schon die Namen: Graf Rantzau, Baron Pröeck, von Levetzow, Graf Trampe, Graf Moltke u. s. w., besagen. Nur von 1790 bis 1806 gelangte einmal ein isländischer Vertrauensmann, Olafr Stephánsson, zeitweilig zu dieser Würde. Die letzten Gouverneure waren zwar von Geburt Isländer, aber ihrer Erziehung und Richtung nach halbe Dänen. Daß sich

die Verhältnisse für die Insel etwas gebessert haben, danken die Bewohner nicht den königlichen Statthaltern, sondern ihrer eigenen wiedererwachten Regsamkeit und besonders dem wackern Patrioten Jón Sigurdsson, dem isländischen O'Connell.

28. Juni.

Den lutherischen Stadtpfarrer, den wir ebenfalls besuchen wollten, trafen wir leider nicht zu Hause. Sonst lernten wir nach und nach die meisten Honoratioren von Reykjavik kennen, den Landvogt Thorsteinson, den Byvogt (Stadtbürgermeister) Jonasson, den Postmeister Finnson, den Oberarzt von ganz Island Dr. Schierbeck, den Districtsarzt Dr. Jonasson, den Gymnasialdirector Thorkelson, den gelehrten Bibliothekar Jón Árnason, den Lector Páll Melsteð, mehrere Mitglieder des Althing, Kaufleute u. s. w. Von mehreren Seiten wurde unser Besuch aufs artigste erwiedert, wir erhielten mehrfache Einladungen, und mit einigen Familien entspann sich ein recht gemüthlicher Verkehr.

Es fällt mir nicht ein, alle Stuben von Reykjavik beschreiben zu wollen, in welche wir Eintritt fanden. Der allgemeine Charakter der Wohnungen ist derjenige kleinstädtischer Gemüthlichkeit. Das Klima zwingt die Leute, eng und niedrig zu bauen, wie die Aelpler in den Bergen. Bei all dem bleibt der Winter und das lange, kalte Frühjahr noch sehr hart und beschwerlich. Frau U., eine geborene Hamburgerin, sagte mir, sie hätte im vorigen Winter mit allem Heizen die kleine Wohnung oft tagelang kaum warm bekommen können; trotz Holz- und Schieferbekleidung der Häuser sei der eisigkalte Wind durch alle Zimmer gedrungen, und nur unmittelbar am Ofen selbst habe man sich der Kälte erwehren können. Frau Dr. S., eine Kopenhagenerin, bezeugte mir dasselbe: der erste Winter in Reykjavik sei ihr der schrecklichste Winter in ihrem ganzen Leben gewesen. Die geborenen Isländer sind an das Ungemach schon mehr gewöhnt, machen sich aus etwas Husten nicht viel, liegen lange zu Bette, und zwar in warmen Eiderdunen, die hier unmittelbar von den zahlreichen Eidergänsen bezogen werden, trinken viel Kaffee, die Männer auch Aquavit, und mummen sich und ihr Haus so gut ein, als sie können.

Die Stuben der wohlhabenderen Leute sehen recht freundlich aus. Meist ist der ganze Boden mit Teppichen belegt, darüber liegen noch kleinere Teppiche unter dem Tisch und vor dem Sopha. Ueberall findet man gute Möbel, aus England oder Kopenhagen. An den Fenstern, auf Seitentischchen und auf kleinen Wandaufsätzen prangen das ganze Jahr frische Blumen und Zierpflanzen — ein Ersatz für die draußen fast gänzlich mangelnde Vegetation. Fast in jedem Haus trifft man ein Piano oder Pianino, auf welchem die höheren Töchter clavizimbeln, bis sie einen Mann gefunden und Kinder zu wiegen haben. Die Wände sind immer stark mit Bildern, Landschaften, Familienporträts u. s. w. geschmückt, oft überladen. Wiederholt traf

ich zu meiner großen Freude ein Madonnenbild. Man will gern etwas Schönes haben — und siehe, es ist etwas Katholisches! So ist die Madonna in Göthe's „Faust" gekommen, und so ziert Rafael die kleinen Stuben von Reykjavik.

Statt der „oberen Zehntausend", die England regieren, sind es in Reykjavik etwa zehn bis zwanzig Familien, die Island vorstellen. Diese sind fast sämmtlich untereinander verwandt oder verschwägert, und so ist die haute-volée eigentlich eine Art Clan, der durch Heiraten der Söhne und Töchter nach kleineren Ortschaften hin einigen Einfluß über die ganze Insel, besonders nach Süd- und Westland hin, ausübt. Er hat auch seine Sippen in Kopenhagen und steht durch seine Hauptrepräsentanten mit der Regierung auf gutem Fuß. Für das sociale Leben bringt diese Zusammengehörigkeit vieles Angenehme mit sich. Im Winter kürzt man sich die Zeit mit Kränzchen, Gesellschaften, Bällen und Liebhabertheater; im Sommer werden gemeinschaftliche Vergnügungsritte und Picknicks unternommen. Tracht, Einrichtung und Sitte ist in diesen Familien meistens schon ganz modern. Auf den Salontischen trifft man dänische und englische, auch wohl französische Romane in Uebersetzung. Bei einzelnen waltet dänischer, bei anderen englischer Einfluß vor; doch trafen wir auch Familien, in denen sich das eigentlich isländische Element noch fast ohne Beleckung durch modernes Modewesen in seiner anspruchslosen Bürgerlichkeit erhalten hatte.

Von Haus aus sind die Isländer stille, bescheidene, gemüthliche Leute; sie haben mehr das Beschauliche und Gemüthvolle der Deutschen, als das Energische, Thätige der Engländer, noch viel weniger spanische Grandezza oder das Leichtfüßige und Bewegliche der Franzosen. Den Fremden gegenüber fühlen sie sich gedrückt. Das Land ist arm, auf allen Gebieten des materiellen Fortschritts noch weit zurück, unter fremder Hoheit, zu klein, um etwas für sich zu bedeuten. Das Klima ist rauh, die Natur karg, das Leben des gemeinen Mannes eine Kette von Entbehrungen. Und doch ist der alte patriotische Geist nicht erstorben. Kaum trifft man irgendwo ein Volk, das so gut in seiner alten Geschichte, seinen Sagen und Ueberlieferungen zu Hause ist. Während das Nibelungenlied für uns ein Zweig des gelehrten Studiums geworden ist, leben die älteren isländischen Sagas noch lebendig im Volke fort. Das Volk liest sie, die Mutter erzählt den Kindern davon, und diese müssen daraus auswendig lernen. Die Bauern kennen ihre Genealogie bis in die Zeit der ersten Ansiedlung hinauf; unscheinbare Bauernhöfe haben ihre Geschichte, wie bei uns nur Rathshäuser oder Burgen. Unter dem Eindruck der großen einsamen Natur werden die meisten Isländer poetische, träumerische Gesellen, hangen zähe und stolz an dem alten Ruhme ihres Landes, schwärmen für seine alte Literatur und Geschichte. Gastfreundschaft gehört zu ihren alten Ueberlieferungen, doch sind sie nicht fröhlich zutraulich, sondern zurückhaltend und eher etwas scheu, bis sie näher mit den Leuten bekannt geworden.

In früherer Zeit war es allgemeiner Brauch, daß alle Gäste mit Küssen begrüßt und verabschiedet wurden, und zwar von der ganzen Familie. Noch Lord Dufferin macht seine Witze darüber in seinen Letters from High Latitudes (1858), daß er die ganze Familie, Kinder, Vater, Mutter und Großmutter, der Reihe nach küssen mußte. In Reykjavík ist diese Sitte ganz, im Lande großentheils abgekommen. Nur unter Bekannten wird noch, wie ehedem, geküßt, und in der neuern lyrischen Poesie ist des Küssens kein Ende. Geschnupft wird dagegen noch sehr allgemein und auch das noch weniger anmuthige Tabakkauen ist stark im Schwange.

Die alte isländische Volkstracht ist bei den Vornehmen in Reykjavík im Abnehmen. Die jüngeren Damen kleiden sich nach neuester Mode, während die älteren Frauen nicht selten noch die alte Tracht beibehalten, und da diese etwas Jugendliches, Kleidsames hat, so wirkt der Gegensatz nicht selten etwas komisch: die modernen Töchterchen sehen altklug aus, die Mütter dagegen noch jugendlich und poetisch.

Zeitungen gibt es drei in Reykjavík: der Þjóðólfur, der seit 1848 besteht und von Jón Ólafsson redigirt wird; die Ísafold, die seit 1874 herauskommt und die unser Reisegefährte Björn Jónsson leitete; und Suðri, von Gestur Pálsson redigirt, besteht erst seit 1883. Zwei andere Zeitungen, von welchen die eine, Fróði, ihre Thätigkeit 1880 begann, erscheinen in Akureyri (Nordland). Alle kommen, vier mäßige Seiten stark, einmal wöchentlich heraus und haben eine Auflage von etwa 1000 bis 2000 Exemplaren. Die Ausstattung ist gut. Außer diesen Blättern lernte ich noch vier andere kennen: Tíminn (seit 1872), Víkverji (seit 1873), Skuld (seit 1878), Norðanfari (seit 1862). Die ersteren drei wurden in Reykjavík ausgegeben, die vierte in Akureyri. Ob sie noch bestehen, weiß ich nicht. Jedenfalls ist und war große publicistische Regsamkeit vorhanden.

Theater, Casinos, Irrenhäuser, Kasernen und andere dergleichen Culturgewächse gibt es noch nicht; ein Gefängniß ist da, aber meistens leer, weil die Leute noch brav und ehrlich sind. Der Mangel alles und jeden Militarismus ließ mir Island als eines der glücklichsten Länder der Erde erscheinen. Kein Cadet, kein Unteroffizier, kein Lieutenant, kein General, keine Kaserne, kein Kriegsminister, kein Einjährigendienst, keine Landwehrübungen, kein Militärbudget, keine Invaliden, keine Offizierswittwen, keine Siegesdenkmäler! Und Island kann existiren? Ja wohl! Und in dieser Hinsicht befindet es sich sogar sehr zufrieden.

---

5. Die Almannagjá und Thingvellir.

Von den Tagen der ersten Ansiedlung an bis zum Jahre 1272 war Island ein Freistaat. Die freien Männer der ganzen Insel versammelten sich einmal jährlich auf der Ebene von Thingvellir, um zugleich die höchste gesetzgeberische und richterliche Gewalt auszuüben. Die lange Reihe der „Lögsögumenn“ (Gesetzsprecher), welche im Namen des Thing, der Volksversammlung, die Gesetze verkündigten, ist von 927 bis 1272 genau bekannt. Dann fiel Island den norwegischen Königen anheim; an die Stelle der „Lögsögumenn“ traten die „Lögmenn“ (Gesetzesmänner), welche nicht mehr im Namen des souveränen Volkes, sondern in königlichem Auftrage Gesetze proclamirten und Rechtsfälle erledigten. Die Volksversammlungen dauerten fort und genossen mächtigen Einflusses auf die Schicksale des Landes. Erst nach der sogen. Reformation, unter dänischer Herrschaft, sank das Althing zum bloßen Schattenbilde herab und wurde schließlich nicht mehr gehalten, bis es dem wackern Patrioten Jón Sigurdsson gelang, eine nationale Bewegung ins Leben zu rufen und der dänischen Regierung 1874 eine Verfassung abzuringen, welche dem Volke von Island wieder einige Selbständigkeit oder wenigstens einigen Einfluß auf die Regierung des Landes gewährt.

Das neue Althing besteht aus 36 Abgeordneten, von welchen 6 der König, 30 das Volk erwählt. Sie versammeln sich alle zwei Jahre in der ersten Woche des Juli, nicht wie ehedem bei den Zelten von Thingvellir, sondern in dem massiv gebauten, schönen Althingshaus oder Parlamentsgebäude zu Reykjavik, berathen das von der Regierung auf zwei Jahre vorgelegte Budget und alle von der Regierung, von der Versammlung oder von Einzelnen eingebrachten Vorlagen, fassen nach Stimmenmehrheit darüber Beschlüsse und legen dieselben zur Bestätigung dem König vor. Während so die gesetzgeberische Gewalt (indirect auch die Finanzverwaltung) zwischen König und Althing getheilt ist, wird die vollziehende ausschließlich vom König ausgeübt, das Justizwesen aber von beiden Theilen zusammen gesetzlich geregelt.

Die Berathungen des Althing geschehen in zwei Abtheilungen (Efri Deild und Nedri Deild). Das Oberhaus hat außer den 6 vom König gewählten Senatoren noch 6 vom Volke gekorene. Die anderen 24 Mitglieder bilden das Unterhaus; alle 36 aber müssen geborene Isländer sein.

So ist das heutige Althing denn eine constitutionelle Doppelkammer, welche nur in ihrem Namen und Geist an die alte republikanische Verfassung von Island erinnert. Doch ist dem Lande aus dem Wiedererwachen des alten selbständigen Nationalgeistes schon ein großer Vortheil erwachsen. Ueberall regt sich Leben und Thätigkeit, materieller Aufschwung und geistiger Fortschritt; und wie lutherischer Cäsareopapismus einst die isländische Freiheit zu Grabe trug, so hat die neue Verfassung unter ihren kostbarsten Errungenschaften diejenige der Religionsfreiheit aufzuweisen. Zwar ist in § 45 der Verfassung der „evangelisch-lutherischen" Kirche als „Nationalkirche" noch ein specieller Schutz des Staates garantirt; aber der folgende § 46 stellt es allen Isländern anheim, „Gott nach ihrem Gewissen zu dienen" und also auch zu der alten römisch-katholischen Kirche zurückzukehren, unter deren civilisatorischem Einflusse die Republik Island zugleich die Glanzperiode ihrer Staatsentwicklung und ihrer Literatur erlebte.

Ungemein glücklich traf es sich, daß wir an zwei aufeinander folgenden Tagen der Eröffnung des Althing in Reykjavik beiwohnen und dann das merkwürdige Thingfeld besuchen konnten, auf welchem sich einst die freien Männer Islands selbst ihre Gesetze gaben. Es war ein sehr merkwürdiger Gegensatz.

2. Juli.

Nachdem wir Sonntag (1. Juli) in großer Stille zugebracht, etwas betrübt, daß niemand von den 3000 Einwohnern unsern Gottesdienst besuchte, waren wir am folgenden Morgen nicht wenig erstaunt, die ganze Stadt und sogar die sämmtlichen Schiffe auf der Rhede festlich beflaggt zu sehen. Besonders zeichnete sich der „Dupleix" aus. Nicht bloß die Masten waren mit flatternden Wimpeln geschmückt, auch an den Seilen, die zu den Mastspitzen hinaufgingen, wehte eine Unzahl bunter kleiner Fahnen. Ueber dem Hause des Landshöfding strahlte ein großer Danebrog, über Glasgowhuset die Flagge Jung-Islands, ein weißer Falke auf blauem Felde. Noch nie hatte die Stadt so fröhlich ausgesehen. Da wir ganz den Abgeordneten von den Westmänner-Inseln vergessen hatten, so wußten wir nicht, was es bedeuten sollte. Herr Björn Jónsson, der Redacteur der „Ísafold", hatte indes die Güte, schon früh am Morgen uns aufzusuchen und uns zur Eröffnung des Althing einzuladen: er wolle uns einen guten Platz in der Kirche und im Althingshaus verschaffen. Er erklärte uns kurz die Hauptzüge der neuen Verfassung und des constitutionellen Geschäftsganges. Als ich ihn fragte, ob sie denn in Island auch Whigs und Tories, eine Höire und Venstre (Rechte und Linke) hätten, wollte er nicht recht mit der Sprache heraus, wahrscheinlich um selbst dabei kein genaueres politisches Glaubensbekenntniß abzulegen. Eine schroff ausgeprägte Partei-Organisation scheint wirklich nicht vorhanden zu sein. Als Hauptverhandlungs-Gegenstände bezeichnete er außer dem Budget die beabsichtigte Errichtung einer Creditbank,

Vorschläge zur Hebung des Landbaues, sowohl durch Prämien an tüchtige Landwirthe, als durch Unterstützung größerer wirthschaftlicher Projecte u. a. dergl.

Bis es Zeit zur Sitzung war, hielten wir drei auch ein kleines Althing ab, ob wir nämlich das gute Wetter benützen und morgen schon einen kleinen Ausflug ins Innere der Insel machen oder aber hiermit noch warten wollten. Der erstere Vorschlag siegte und wir gingen alsbald zu Herrn Geir Zoëga, um uns Führer, Pferde und Proviant zu bestellen. Dieser Mann wird in mehreren älteren Reisebeschreibungen als kundiger Hekla-Führer erwähnt. Er hat einer Menge von Engländern die Hauptwunder seiner Heimat gezeigt. Damit verdiente er so viel, daß er sich ein selbständiges Geschäft einrichten und eine Art Extrapost für Touristen nach dem Innern organisiren konnte. Er hält stets Führer und Pferde bereit und hat außerdem ein Handelsgeschäft. Sein Haus ist eins der schöneren von Reykjavik; ein großer, stattlicher Mann, gut gekleidet, sah er mit seinem rothen Backenbart eher wie ein Engländer als wie ein Isländer aus. In dem englischen Murray (Bädeker) für Dänemark und Island wurde er ganz Albion als Universal-Reisedirector anempfohlen, und ich muß sagen, er hat recht gut für uns gesorgt.

Um 12 Uhr gingen wir zur Kathedrale, wo uns Herr Jónsson erwartete. Die „Dómkirkja" ist natürlich das größte Gotteshaus der Insel und entspricht im ganzen mit einiger Würde der übrigen Architektur der Stadt. Wenn man indessen bedenkt, welche Prachtbauten das katholische Mittelalter in Elgin (Nordschottland), auf den Orkney-Inseln, besonders aber in Throndhjem hervorgebracht hat, so muß sie, obwohl neu, theils aus Haustein, theils aus Backstein gebaut und an der Front mit einem romanischen Vorbau und ein paar Rundbogenfenstern geschmückt, doch mit ihren zwei Reihen kleiner Fenster übereinander, ihrem gelben Anwurf und dem kleinen Dachthurme, eher den Eindruck einer Dorfkirche als einer Kathedrale machen. Im Innern ist sie durch zwei Tribünen in drei Längentheile geschieden, die aber kurz und schmal sind. Eine Kanzel, ein einfacher, schmaler Altar und ein von Thorwaldsen gemeißelter Taufstein sind ihr einziger Schmuck.

Vorn am Altare saßen die 36 Mitglieder des Althing. Die übrige Kirche war schwach besetzt, meist mit Frauen und neugierigen „Stulken", deren Kopfputz so in Reih und Glied sich von hinten in der Kirche sehr heiter ausnahm. Auf der Kanzel stand ein Prediger in schwarzem Talar, mit einem großen, weißen, feingefältelten Tellerkragen, wie man ihn auf holländischen Familienbildern aus der glorreichen Zeit der niederländischen Republik sieht. Mit seinem kurzgestutzten Vollbart sah er eher etwas bürgermeisterlich als reformatorisch aus. Er las den größern Theil seines Vortrages ab, nur dann und wann befreite er einen Satz aus dem Geschriebenen und gab ihm einen langsamen, eintönigen Gestus mit auf den Weg.

Der Vortrag war mehr einschläfernd monoton, als anregend, und hatte jene immer sich wiederholenden unnatürlich pathetischen Cadenzen, die man den „Predigerton" zu nennen pflegt. Die Stulken wurden auch bald unruhig und guckten nach allen Seiten herum. Es wurde viel gehustet, geräuspert und gespuckt. Ganz hinten in der Kirche stand der Polizist von Reykjavík, ein Graubart von etwa 50 Jahren, wohl einer der gutmüthigsten und geschwätzigsten Menschen der Hauptstadt, ungefähr wie ein englischer Constabler uniformirt. Da er keine Spitzbuben zu überwachen hatte, so glotzte er unaufhörlich mich an. Daß römische Geistliche da waren, wußte die ganze Stadt, und wahrscheinlich hatte man ihm bedeutet, auf uns Acht zu haben.

Nachdem der Gottesdienst vorüber war, postirten wir uns am Eingang des Althingshauses, um das Parlament an uns vorbeidefiliren zu sehen. Der Polizist machte sich wichtig, so gut er konnte, obwohl eigentlich kein Gedränge war. Bald erschien die Procession, an ihrer Spitze der Landshöfding in großer Uniform mit mehreren Orden, dann der Bischof in schwarzem Ueberwurf, gleichfalls mit Orden, einige Beamte in militärischer Uniform, einige Praestr und dann die übrigen, schwarz gekleidet, zum Theil feine moderne Herren, zum Theil kräftige Gestalten vom Lande.

Das Althingshaus, aus dunklem, fast schwärzlichem Basalt gebaut, gut gezeichnet — etwa im Stile einer bescheidenen, continentalen Höhern Bürgerschule —, zeigt, daß sich mit Geld und gutem Willen auch in Island ein ganz stattliches Haus bauen läßt. Es hat etwa 100 000 Kroner gekostet. Ebener Erde ist die Stadtbibliothek von Reykjavík, eine an isländischen Sachen sehr reichhaltige, an fremden noch ansehnliche Bücherei. In der „schönen" Etage sind die Sitzungssäle für das Althing, dessen Commissionen und Angestellte; im obern Stock ist das archäologische und historisch-ethnographische Museum. Die Steintreppen sind breit, der Sitzungssaal des Althing hell, geräumig, mit allem modernen Comfort ausgestattet, obwohl nicht luxuriös. Er könnte ganz gut in Kopenhagen stehen. Aus schweren Goldrahmen schaut ein lebensgroßes Oelbild Jón Sigurdssons auf die Versammlung herab, des größten Isländers dieses Jahrhunderts. Als Sohn eines armen Predigers 17. Juni 1811 in Nordwest-Island geboren, mußte er sich als Commis und Schreiber die Mittel verdienen, um höhere Studien treiben zu können, bestand das Examen in Kopenhagen, ward 1835 Bibliothekar an der Arna-Magnäischen Sammlung daselbst, 1840 Secretär und 1851 Präsident der isländischen Literatur-Gesellschaft (Bókmenta-Fjelag). Durch unermüdliche Thätigkeit auf dem Gebiete der Geschichte und Literatur, volkswirthschaftlicher Statistik und Politik gelang es ihm, in seinen Landsleuten, besonders in der isländischen Jugend, die Erinnerung an die große Vergangenheit neu zu beleben und sie für die Wiederherstellung der nationalen Unabhängigkeit zu begeistern. Durch ebenso energische als gesetzliche Agitation rang er den

Dänen ein Zugeständniß um das andere ab. Den höchsten Triumph aber feierte der überzeugungsvolle und thatkräftige Vaterlandsfreund, als er 1873 eine große Volksversammlung in Thingvellir zusammenrief, als Führer einer Deputation die Beschlüsse derselben selbst nach Kopenhagen brachte und die ersehnte Genehmigung vom König erlangte. Im folgenden Jahre erschien der König selbst, um auf dem Felde von Thingvellir die neue Constitution zu proclamiren und darin Island die ersehnte Unabhängigkeit vom dänischen Parlament zu gewähren. Es war das erste Mal, daß ein Dänenkönig nach seinem Lande Island kam. Nur um fünf Jahre überlebte der wackere isländische Home-Ruler diesen geschichtlich denkwürdigen Erfolg. Er starb am 7. December 1879 in Kopenhagen als anspruchsloser Privatmann und Gelehrter. Die Ausstattung seines Sterbezimmers wird pietätsvoll in einer Stube des Althingshauses aufbewahrt. Seine Ziele und Bestrebungen leben in mehreren tüchtigen, talentvollen Männern weiter, unter denen jedoch bis dahin keiner den Ruf und Einfluß des Dahingeschiedenen erreicht hat.

Die Versammlung und der Lauf ihrer Verhandlungen spiegelte einigermaßen das jetzige Verhältniß Islands zu Dänemark. Alle waren Isländer; aber während die eigentlichen Volksrepräsentanten, Gutsbesitzer oder Bauern, mit ihren kräftig markirten Gesichtern und ihren schlichten schwarzen Anzügen sehr zurücktraten, strahlten die vom König ernannten, meistens Beamte, in bunter Gala-Uniform mit verschiedenen Orden grell hervor und waren schon durch ihre Plätze ausgezeichnet. Zur Seite des Präsidentenstuhls war ein eigener für den Landshöfding. Dann folgte als zweiter der Bischof und darauf die übrigen zur Rechten des Präsidenten. Der Landshöfding sah in seiner Uniform wie ein General aus. Nachdem alles Platz genommen, erhob er sich und las stehend die „Allerhöchste Botschaft“:

„Christian der Neunte, von Gottes Gnade König von Dänemark, der Wenden und Goten, Herzog in Schleswig, Holstein, Stormarn, Dithmarschen, Lauenburg und Oldenburg (Christian hinn Niundi, af guðs náð Danmerkur konungur, Vinda og Gauta, hertogi i Sljesvik, Holtsetalandi, Stórmaeri, Þjettmerski, Laenborg og Aldinborg).

Vora konunglegu Kvedju!
Unsern königlichen Gruß!

Mit Bekümmerniß sind Wir den Berichten gefolgt, welche voriges Jahr aus Island einliefen über die daselbst eingetroffenen ungünstigen Naturereignisse und die dadurch unter der Bevölkerung verursachte Noth und Bedrängniß. Wie aber die Regierung es sich angelegen sein ließ, sobald sie Kundschaft von dem gefahrdrohenden Zustand erhalten hatte, der augenblicklichen Noth abzuhelfen, so hat die Bereitwilligkeit, der bedrängten Bevölkerung zu Hilfe zu kommen, die sich in so reichlichem Maße durch Privatwohlthätigkeit sowohl hier als anderwärts zeigte, es möglich gemacht, nicht

bloß der augenblicklichen Noth abzuhelfen, sondern zugleich auch die Gefahren abzuwehren, von denen man befürchtete, daß sie später als Folge des Mißjahres eintreten möchten. Glücklicherweise verkünden nun die aus Island eingetroffenen Berichte, daß eine erfreuliche Veränderung im Zustand eingetreten ist, so daß man hoffen darf, das Land werde bald wieder zu Kräften kommen und sich allmählich von dem erlittenen Schaden erholen.

Die Regierung hat es deshalb nicht an der Zeit erachtet, mit einem Vorschlag hervorzutreten, um in der betreffenden Hinsicht außerordentliche Veranstaltungen zu treffen, während sie denn doch den Landshöfding ermächtigte, nach Berathung mit dem Althing in Erwägung zu ziehen, ob Grund vorliege, aus den allgemeinen Fonds weitere Unterstützungen an die Beschädigten zu ertheilen oder allenfalls die hierzu nöthige Bewilligung durch Finanzgesetz nachzusuchen.

Es ist selbstverständlich, daß die große Abnahme im Viehstand, welche im verwichenen Jahre stattgefunden hat, einen wesentlichen Einfluß auf das Budget ausüben wird. Da man indes doch nach einem Ueberschlag, der sich jetzt schon machen läßt, annehmen muß, daß die gewöhnlichen Einnahmen nicht bloß hinreichen werden, die Ausgaben zu decken, sondern auch einen, wenn auch nicht bedeutenden Ueberschuß abzuwerfen, so hat die Regierung sich nicht veranlaßt gefunden, mit einem Vorschlag auf Zustandekommen neuer Einnahmen hervorzutreten, besonders, da eine Vermehrung der Steuerlast unter dem waltenden Zustand doppelt drückend sein würde.

Mit Zufriedenheit haben Wir wahrgenommen, wie das Althing durch jährliche Bewilligungen kraft Finanzgesetzes das Aufblühen der Nahrungsquellen des Landes zu bewirken sucht. Die hierauf bezüglichen Unterstützungen sind jedoch bis dahin vorzüglich dem Landbau zu gute gekommen. Die Entwicklung der andern Haupternährungsquelle, des Fischfanges, dürfte inzwischen von nicht geringerer Bedeutung sein, und da dieser wichtige Gegenstand in letzter Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat und da das Interesse dafür auch in Island erwacht zu sein scheint, so hat die Regierung ihrerseits geglaubt, zur Förderung derselben beitragen zu sollen, indem sie den Zugang zur Ausübung der inländischen Fischerei so sehr als nur möglich erleichterte, und deshalb werden einige hierauf zielende Gesetzesvorschläge dem Althing vorgelegt werden.

In Verbindung hiermit steht ein anderer Gegenstand, der Uns sehr am Herzen liegt, nämlich die Erneuerung des im letzten Spätjahr abgelaufenen Handelsvertrages mit Spanien. Die hierüber mit der spanischen Regierung geführten Unterhandlungen haben bis dahin noch zu keinem Ergebniß geführt; aber die Bestrebungen Unserer Regierung werden fürder, nicht zuwenigst mit Rücksicht auf Islands Interessen, darauf gerichtet sein, eine Uebereinkunft mit der spanischen Regierung zu treffen, selbst mit bedeutenden

Opfern an Zolleinnahmen, welche bis dahin der Staatskasse von spanischen Fahrzeugen zuflossen.

Schließlich müssen Wir dem Althing mittheilen, daß Unser bisheriger Landshöfding über Island, der eine lange Reihe von Jahren dieses Amt bekleidet hat und gleichzeitig Repräsentant der Regierung auf dem Althing war, diesen Platz nicht länger einnehmen kann, da er zu einem wichtigen, verantwortungsschweren Amte hier im Lande berufen ist; aber Wir hegen die Hoffnung, daß der Mann, welchem die Verwaltung des Landshöfdings-Amtes und die damit in Verbindung stehende Ausübung der genannten Aufgabe als Regierungs-Repräsentant beim Althing anvertraut ist, beim Thing demselben Wohlwollen und Vertrauen begegnen wird, das seinem Vorgänger zu theil ward.

Indem Wir den innigsten Wunsch beifügen, daß die Wirksamkeit des Althings in bevorstehender Versammlung dem Lande zu Heil und Glück gedeihe, bleiben Wir Unserem treuen Althing in königlichen Gnaden wohlgewogen.

Ritað á Amaliuborg, 26. Maí 1883.
Geschrieben zu Amalienburg, 26. Mai.

Undir Vorri konunglegu hendi og innsigli
Unter Unser königlichen Handschrift und Insiegel
Christian R.
(L. S.) J. Nellemann."

Nellemann, ein Däne von Geburt, ist der „Minister für Island", der in Kopenhagen die Angelegenheiten der Insel beim König vertritt. Nach Verlesung der Botschaft brachte der Höfding ein neunfaches Hoch auf den König aus. Die Herren in den Uniformen riefen es sehr laut, die Landleute etwas gemäßigter, was die Ersteren veranlaßte, crescendo noch lauter zu rufen. Der Höfding trat dann an seinen Platz zurück.

Als Alterspräsident erhob sich nun der Bischof Pjetursson, in schwarzem Seidentalar mit breitem Sammetaufschlag. Er trug den geistlichen Tellerkragen, ein großes Ordenskreuz und dazu noch einen Orden. Nachdem er mit ziemlich schwacher Stimme einige Worte an die Versammlung gerichtet, nahm er die nöthigen Wahlen vor. Es wurden zwei Stimmenzähler und Secretäre gewählt, dann der Präsident des vereinigten Althing. Die Namen wurden auf Zettel geschrieben, durch die Stimmenzähler (einer davon war der Gymnasialprofessor Haldór Kr. Fridriksson) eingesammelt, vom Bischof laut verlesen und dann das Resultat proclamirt. Zu Secretären wählte sich die Versammlung zwei Volksabgeordnete, Eiríkur Briem und Eiríkur Kuld, zum Präsidenten des Gesammt-Althings Magnús Stephensen.

Die Namen der Mitglieder waren folgende:

Efri deild (Oberhaus).

1. Pjetur Pjetursson, Erster vom König gewählter Abgeordneter, Präsident.
2. Magnús Stephensen, Vierter vom König gewählter Abgeordneter, Secretär.
3. Sigurður Melsteð, Sechster vom König gewählter Abgeordneter, Secretär.
4. Árni Thorsteinson, Fünfter vom König gewählter Abgeordneter, Vicepräsident.
5. Ásgeir Einarsson, Abgeordneter von Strandasýsla (Nord-Island).
6. Bergur Thorberg, Zweiter vom König gewählter Abgeordneter.
7. Benidikt Kristjánsson, Abgeordneter von Norður-þingeyingarsýsla (Nord-Island).
8. Einar Ásmundsson, Zweiter Abgeordneter von Eyjafjarðarsýsla (Nord-Island).
9. Jón Pjetursson, Dritter vom König gewählter Abgeordneter.
10. Sighvatur Árnason, Erster Abgeordneter von Rángárvallasýsla (Süd-Island).
11. Skúli þorvarðarson, Zweiter Abgeordneter von Rángárvallasýsla (Süd-Island).
12. Stefán Eiríksson, Abgeordneter von Austur-Skaptafellssýsla (Süd-Island).

Neðri deild (Unterhaus).

1. Jón Sigurðsson, Abgeordneter von Suður-þingeyingarsýsla, Präsident.
2. Halldór Kr. Friðriksson, Abgeordneter von Reykjavik, Secretär.
3. Magnús Andrjesson, Zweiter Abgeordneter von Árnessýsla, Secretär.
4. Arnljótur Ólafsson, Erster Abgeordneter von Eyjafjarðarsýsla.
5. Benidikt Sveinsson, Zweiter Abgeordneter von Norður-Múlasýsla.
6. Egill Egilsson, Abgeordneter von Mýrasýsla.
7. Eiríkur Briem, Zweiter Abgeordneter von Húnavatnssýsla.
8. Eiríkur Kúld, Abgeordneter von Barðastrandarsýsla
9. Friðrik Stefánsson, Erster Abgeordneter von Skagafjarðarsýsla.
10. Grímur Thomsen, Abgeordneter von Borgarfjarðarsýsla.
11. Gunnlaugur Briem, Zweiter Abgeordneter von Skagafjarðarsýsla.
12. Holgeir Clausen, Abgeordneter von Snaefellsnessýsla.
13. Jakob Guðmundsson, Abgeordneter von Dalasýsla.
14. Jón Ólafsson, Zweiter Abgeordneter von Suður-Múlasýsla.
15. Lárus Blöndal, Erster Abgeordneter von Húnavatnssýsla.
16. Ólafur Pálsson, Abgeordneter von Vestur-Skaptfellssýsla.
17. Tryggvi Gunnarsson, Erster Abgeordneter von Suður-Múlasýsla, Vicepräsident.
18. þórarinn Böðvarsson, Erster Abgeordneter von Gullbringu- und Kjósarsýsla.
19. þórður Magnússon, Zweiter Abgeordneter von Ísafjarðarsýsla.
20. þorkell Bjarnason, Zweiter Abgeordneter von Gullbringu- und Kjósarsýsla.
21. þorlákur Guðmundsson, Erster Abgeordneter von Árnessýsla.
22. þorsteinn Jónsson, Abgeordneter von Vestmannaeyjasýsla.
23. þorsteinn Thorsteinsen, Erster Abgeordneter von Ísafjarðarsýsla.
24. þorvarður Kjerulf, Erster Abgeordneter von Norður-Múlasýsla.

Im Oberhause war also die dänische Verwaltung oder wenigstens der dänische Einfluß durch 6, Nord-Island durch 3, Süd-Island durch 3 Abgeordnete vertreten.

Von den 30 „Volks"-Abgeordneten oder eigentlichen „Thingmännern" (þingmadur) des gesammten Althing gehören 11 den sechs Bezirken (sysla) des „Südamtes", 7 den sechs Bezirken des „Westamtes" und 12 den sechs Bezirken des „Nord- und Ostamtes" an.

Die Tribüne, dem Präsidentenstuhl gegenüber, war dicht mit Leuten besetzt. Uns hatte der Herr Redacteur in eine Art Seitenloge geführt, wo außer der Tochter des Bischofs noch ein paar Damen saßen. Vier Fremde, die sich außer uns noch einfanden, waren sämmtlich Deutsche: ein Herr Dr. Ph. Schweitzer mit seiner Frau aus Jena und zwei junge Naturforscher, Dr. Keilhak und Dr. Schmidt aus Berlin. Die letzteren kamen eben von der Hekla zurück und wollten nun zu Pferde West-Island durchstreifen.

Nachdem das Althing friedlich, ohne jeden Parteikampf, immer mit großer Mehrheit sich seine Beamten erkoren hatte und die weitere Verhandlung nichts besonders Merkwürdiges versprach, schlossen wir uns den beiden Berliner Herren an und suchten aus ihren Erfahrungen praktische Fingerzeige für unsern eigenen Ausflug zu gewinnen. Sie hatten 110 Photographien aufgenommen und etwa 200 Species isländischer Pflanzen gesammelt. Dr. Keilhak, der uns sein Herbarium zeigte, versicherte, daß Preyer in seinem Buche zu viele Pflanzenarten angebe; dagegen wollte er eine neue Orchidee aufgefunden haben, die Preyer nicht gekannt hätte.

Der Abend war wunderbar schön — ein Alpenglühen, das wegen seiner längeren Dauer und seiner Intensität dasjenige in den Alpen übertrifft. Ein freudiges Omen für die Weiterreise!

3. Juli.

Wir lasen früh Messe. Dann warfen wir uns in unser Reisecostüm: wasserdichte Filzkappen, warme Wollkleider, Reithosen, Reitstiefel bis an die Kniee. Um 8 Uhr brachten uns die Führer ein paar rohe Holzkasten, wie man sie in Island den Packgäulen anhängt. Wir packten das Allernöthigste hinein. Der eine der Führer, Eyvindr Jónsson, war ein schon älterer Mann mit einer außerordentlich langen Hakennase; der andere, Sigurdr Sigurdsson, war ein noch junger Bursche. Beide konnten bloß ein paar Worte dänisch, sonst keine Sprache, als die ihrer Heimat. Wir folgten ihnen zum Hofe des Herrn Geir Zoëga, wo unsere Pferde bereit standen: zwei für jeden von uns, vier Packgäule und je zwei Pferde für die beiden Führer, also eine Karawane von 14 Pferden. Graf Wolfegg hatte sich möglichst wilde Pferde bestellt, ich möglichst sanftmüthige. Bis alle gesattelt und bepackt, Proviant, Zelte und Reitzeug in Ordnung waren, dauerte es ziemlich lange, und ich hatte Zeit, alle Lebensgefahren und Schrecknisse zu überdenken, welche nunmehr vor mir standen. Denn es galt nun wirklich,

der ganzen civilisirten Welt Lebewohl zu sagen. Keine Straßen, keine Brücken, keine Hotels oder Wirthshäuser, keine Polizei, keine Schutzmänner, keine Bibliotheken, kein Studierzimmer, kein moderner Comfort mehr! Nichts als Natur! Wir hatten sogar unser dänisches Papiergeld in Silberkroner umwechseln müssen, weil man im Innern des Landes noch nicht daran gewöhnt ist, dem aus Lumpen geborenen Papier den Werth von Edelmetallen beizumessen. Den nöthigsten Proviant in Blechdosen mußten wir selbst mit uns führen, weil nicht überall auf Verköstigung zu rechnen war. Auch ein Zelt war nicht zu vermissen, wenn wir in die Berge wollten. Kam ordentlicher Regen oder Schnee, so konnten uns freilich die dünnen Wände desselben wenig Schutz gewähren. Ueber die Flüsse mußten wir reiten — es war kein Zweifel; ich hatte das in illustrirten Büchern gelesen und abgebildet gesehen. Das Wasser ging den Pferden bis an den Bauch und darüber. An der Brúará mußte ein solcher Fluß unmittelbar oberhalb eines Wasserfalles passirt werden. Ich hatte das Bild gesehen. In der Mitte des Flusses soll noch ein Abgrund gähnen, über den, im Wasser, nur eine Holzbrücke führt. Wenn mein Pferd nun diese verfehlte? Lieber Himmel! Auch Lavafelsen, Abgründe, Schneeabhänge sah ich vor mir. Das Schlimmste aber war das Reiten selbst. Ein gutgeschulter Reiter kann sich das stille Grauen unmöglich vorstellen, das ich bei dem Gedanken empfand, auf dem Schimmel, der nun leibhaftig vor mir stand, durch die ganze Stadt Reykjavik reiten zu müssen, vielleicht vor den 3000 Einwohnern herunterzupurzeln, und falls ich dieses überlebte, ganz sicher diesen Tag sieben bis acht Stunden weiter reiten zu müssen, ohne festen Halt unter mir, ohne eine Lehne für meinen müden Rücken. Um meinen Schrecken voll zu machen, schwang sich Graf Wolfegg behend auf seinen grauen Hengst — ein entschieden wildes Thier mit einer großen dichten Mähne. Er zog es rechts und links und ließ es alle erdenklichen Capriolen machen. Dadurch wurden auch die anderen Thiere unruhig, die bis dahin in phlegmatischer Unbeweglichkeit ihres Looses gewartet hatten. Ich konnte meine Angst jetzt nicht mehr bergen, sondern hub also an:

„Ums Himmels willen, Herr Graf! Fangen Sie mir keine solche Geschichten an. Bei allem, was Ihnen theuer ist im Himmel und auf Erden, bedenken Sie, daß ich schon doppelt so alt bin als Sie, und daß ich nicht reiten gelernt habe. Ich muß Sie bitten, ich beschwöre Sie, ja ich gebiete Ihnen, soweit ich Ihnen kraft mitgetheilter Autorität etwas gebieten kann, ich bitte Sie aber, thun Sie es aus Menschlichkeit, aus Rücksicht, aus Liebe — schlagen Sie durch die Stadt keinen Galopp an, auch keinen Trab. Reiten Sie Schritt! Dann kann ich hoffen, wenigstens heil und lebendig durch die Stadt zu kommen. Schlagen Sie auch nachher, ich bitte Sie, keinen Trab an, auch keinen Galopp. Denn sehen Sie, wenn Sie galoppiren, dann fängt nothwendig auch die andere Gesellschaft zu galoppiren an.

Ich falle herunter. Ich falle todt, oder wenn ich nicht das Genick breche, so breche ich Arm oder Bein, bleibe im Steigbügel hängen und werde vom Pferde weiter geschleift, wie Hektor an Troja's Mauern. Was haben Sie dann von der ganzen Reise? Ich bitte Sie — wenn Sie mich todt oder verstümmelt nach Reykjavik zurückschleppen müssen! Bedenken Sie das! Ich verspreche Ihnen dafür: Sobald ich etwas an den Schritt gewöhnt bin und der Weg es erlaubt, selbst einen Trab zu versuchen, und hernach auch einen Galopp. Dann bleiben wir alle am Leben und Sie werden an Ihrem Schüler ebenso viel Freude erleben, als ein einziger Unfall Ihnen Verdruß bereiten kann!"

Nachdem ich — unter vielen Unterbrechungen durch den Grafen, die Führer und die Ponies — diese Rede zu Stande gebracht, erklärte ich zu größerer Sicherheit auch noch den Führern, daß sie unbedingt mir zu gehorchen hätten, und daß sie keinen Trab oder Galopp anschlagen dürften, bis ich selbst es verlangte. Dann stieg ich auf meinen Schimmel und machte mich auf alle Schläge des Schicksals gefaßt. Sigurdr ritt voraus, dann die Reserve- und Packgäule, dann Eyvindr und wir. Zu meiner Beruhigung war die Straße fast leer, obwohl es schon 10 Uhr war. Kein Mensch und kein Hund beunruhigte unsere Pferde. Ich athmete auf. Der Anblick der Karawane erheiterte mich. In dem ungewohnten Aufzug kam ich mir wie ein Don Quijote vor, der auf Abenteuer auszieht. Wir gelangten ohne Unfall durch die Straßen der Stadt. Das einzige Unheil war, daß die anderen mich beständig mit Commandos belästigten: daß ich aufrechter sitzen, die Zügel strammer halten, die Finger vom Sattelknopf lassen sollte. Mir war es viel wichtiger, wieder in die Steigbügel hineinzukommen, die ich etliche Male verlor. So gelangten wir glücklich zu der Windmühle und zu dem sogen. Observatorium hinauf, einem thurmähnlichen Bau, der aber leer und unbenützt steht. Dort hat man eine herrliche Aussicht auf die Rhede. Von da zieht sich eine erträgliche Straße, ganz neu, etwa eine Viertelstunde bolzgerade nach dem Flüßchen Ellida-ár hin. Da alles bis dahin gut gegangen, konnte Graf Wolfegg, dem unser Schneckengang entschieden langweilig geworden, der Versuchung nicht länger widerstehen. Er hieb mit dem spanischen Rohr kräftig auf sein Grauchen ein — die Führer folgten seinem Beispiel und in sausendem Hurrah fing die ganze Karawane an, zu galoppiren. Ehe ich mich's versah, war auch mein Schimmel am Galoppiren. In meinem Schrecken vergaß ich ganz das einzig wirksame Hilfsmittel, nämlich die Zügel anzuziehen, und schrie wie ein Kind nur abwechselnd Prr! Prr! und Halt! Es hätte nun wirklich ein Unheil geben können; denn in meiner Verwirrung kam mir der eine Fuß aus dem Steigbügel heraus und ich suchte umsonst, ihn wieder zu gewinnen, während mein Schimmel, in fröhlichen Sprüngen den anderen nachsetzend, mich mit jedem Stoß in die Höhe warf. Ich blieb indes glücklich im Sattel; wir kamen ein gutes Stück

voran, und als die anderen die Karawane zum Stehen brachten, da war auch mein schlimmster Schrecken überwunden. Ich begann selbst einzusehen, daß wir nicht den ganzen Tag Schritt reiten konnten, wenn wir zur Hekla kommen wollten, und war im Grunde froh, daß ich ohne Unfall auf ebenem Terrain die erste Probe bestanden hatte. Gern willigte ich ein, daß Trab geritten werden sollte, wenigstens bis zur Ellida-ár. Als wir da ankamen, tappten die Thiere sofort in den zwar breiten, aber nicht tiefen Bach. Auch das erste Flußexperiment war gemacht.

An den Hügeln jenseits stiegen wir zum erstenmale ab, um die Thiere grasen zu lassen. Es sind drollige Geschöpfe. Die unbelasteten Reservepferde begannen sich gleich zu wälzen, und die Packpferde machten, noch bevor man ihnen die Kasten abgenommen, den Versuch, ein gleiches zu thun. Dann erst gingen sie an das dünne, büschelweise wachsende Gras. Einige Stellen abgerechnet, ist die ganze Gegend um Reykjavik ein paar Stunden weit eine ganz trostlose Wüste, ein sogen. Hraun, d. h. ein altes Lavafeld, das in Jahrhunderten noch kaum verwittert war und darum nur die kümmerlichste Vegetation angesetzt hatte. Kahle Hügel, vollständig ohne Strauch und Baum, entzogen uns bald den Anblick des Meeres, von dem wir bis dahin nach rückwärts ein Stück hatten sehen können, und wir befanden uns in der vollständigsten Einsamkeit. Das einzige, was sie störte, war der melancholische Schrei zahlreicher Brachvögel, die, weit entfernt, scheu zu sein, uns ganz nahe flogen und uns von kleinen Erderhöhungen aus anpiepten. Rundum heideartige oder auch ganz kahle Felsenhügel, zwischen denen mitunter ein Sumpf oder kleiner See lag. Nachdem wir etwa drei Stunden geritten, hielten wir Mittagsrast am Rande eines Sumpfes. Eyvindr hatte den Platz als einen „guten" ausgewählt. Ein Nebelregen nöthigte uns, die Regenmäntel anzuziehen, und hätte uns wahrscheinlich ziemlich melancholisch gestimmt, wenn nicht meine Reiterei viel Stoff zum Lachen geliefert hätte. So nahmen wir sehr fröhlich unser kaltes Mittagsmahl, während sich die Pferde das Gras am Sumpfe trefflich munden ließen. Als wir wieder aufstiegen, vertauschte ich meinen Schimmel gegen einen andern Pony, der besser zugeritten war und auf dem ich mich viel behaglicher fühlte.

Zu unserem nicht geringen Troste ließ der Regen bald nach. Umsonst aber hatte ich jetzt den tapfern Entschluß gefaßt, so viel als möglich Trab zu reiten. Denn wir kamen auf Mosfellsheidi, ein mehrere Stunden weites Lavafeld, das so mit Steinen und Felstrümmern übersäet war, daß an einen Trab gar nicht zu denken war. Ja, es war hier gar kein Weg mehr zu erkennen. Nur schwarze Steinhaufen, in weiten Entfernungen voneinander aufgeschichtet, deuteten denselben an. Das Mitleid, das ich bisher selbstsüchtig auf mich allein verwandt hatte, ging allmählich auf mein Reitthier über, ein allerliebstes Füchslein, das sich anfangs als Paßgänger erwiesen hatte, aber zwischen dem Geröll und Gestein holperte und stolperte, daß es

ein Jammer war. Trotz meinem Mitleide aber mußte ich schließlich nach dem Beispiele der anderen das spanische Rohr in Anwendung bringen, um das Thier nur in ordentlichem Schritt zu erhalten. Die Steinwüste wollte gar kein Ende nehmen. Eine Stunde — zwei Stunden — drei Stunden ging es über Stock und Stein. Nie bin ich so vom Kopf zum Fuß durcheinander gerüttelt worden. Endlich, als wir eine neue Hügelwelle des ungeheuern Feldes erreicht hatten, that sich vor uns die Spiegelfläche eines einsamen Sees auf, von langen Hügel- und Bergzügen umsäumt, deren höchste Schnee trugen. Es war ein düsterer, aber doch in seiner Art schöner Anblick. Umsonst suchte ich irgendwo ein Dorf. Nirgends zeigte sich menschliches Leben. Wenn unser Gespräch ins Stocken kam, herrschte überall die feierlichste Stille. Wir näherten uns dem See und ritten geraume Zeit an seinem westlichen Ufer entlang. Ueber sieben Stunden waren wir nun schon zu Pferd. Ich hatte meine Reitübungen in Kopenhagen nie über eine halbe Stunde ausgedehnt und meinte jetzt vor Müdigkeit vom Pferde sinken zu müssen. Da commandirte uns Eyvindr endlich, an einigen niedrigen Felshügeln Halt zu machen. Er und Sigurdr nahmen ihre Pferde beim Zaum und führten sie zwischen ein paar Felsen hinein. Wir folgten. Aber welche Ueberraschung!

Vor uns führte ein steile, natürliche Felsentreppe in eine der gewaltigsten Schluchten hinab, die ich je gesehen, ein wahres Höllenthal, ein Stieg in die Unterwelt, ganz in Dante's Stil erdacht und ausgeführt. Keine grüne Tanne, kein fröhliches Buschwerk verkündet hier, wie etwa in der Via Mala oder am Gotthard, den Sieg fruchtbaren Lebens über den starren Fels und die unheimlichen Kräfte der Tiefe. Wie die Wälle einer urweltlichen Riesenburg thürmen sich rechts und links, etwa 50—100 Fuß auseinander, zwei senkrechte Felsmauern auf, nur an ihren Spalten oder Absätzen dürftig mit Moos und kargen kleinen Büschen bewachsen. Ueber eine Stunde weit zieht sich diese doppelte Felsmauer am nördlichen Ufer des Thingvalla-Sees entlang, nach Preyer und Paykull eine geographische Meile, die nördliche von 100—150 Fuß hoch, die südliche durchschnittlich etwa 50—60 Fuß. In Zinnen, Thürmchen, Spitzen, Zacken, Brustwehren, Erkern, überhängenden Bogen, wildzerrissenen Klippen, gespenstischen Fratzengestalten entwickelte die knorrige, dunkle Lava am obern Rande der beiden Wälle, besonders des nördlichen, eine unerschöpfliche Phantastik. Bald möchte man glauben, eine wirkliche mittelalterliche Burg vor sich zu haben, bald einen Adlerhorst aus dem Hochgebirge, bald ein Hexennest der alten Sage, die Scenerie zu einer Walpurgisnacht. Die Sohle der Gjá (Gjau) oder Schlucht ist mit spärlichem Gras bewachsen, meist mit kleineren und größeren Felstrümmern besäet. Die südliche Mauer steigt an einzelnen Stellen terrassenförmig auf; an anderen kann man deutlicher sehen, daß sie einst mit der nördlichen zusammenhing und wohl mit ihr eine einzige feuerflüssige Masse bildete, welche im Erkalten auseinander barst und diese seltsame Felsenspalte zurückließ.

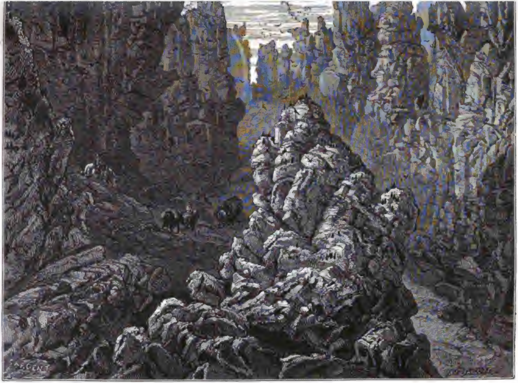
Alle Müdigkeit, alle Anstrengung des Tages war vergessen, als ich mein Füchslein die Felsentreppe hinabführte und jeden Augenblick innehielt, um die wunderlichen Felsgestalten anzustaunen. Die Ueberraschung war zu groß. Ich begreife völlig, wie Lord Dufferin schreiben konnte, es sei der Mühe werth, nach Island zu reisen, bloß um die Almannagjá zu sehen. Die Schweiz, Norwegen, Tirol und andere Bergländer haben unzweifelhaft viel tiefere, malerischere, schönere und großartigere Felsschluchten aufzuweisen, aber so eigenartig gespenstisch wie diese wird man kaum eine zweite finden. Als wir unten an der Felstreppe angekommen waren, schien sie mir wirklich wie ein Traum. Gerade da erhebt sich auch die Südmauer steil senkrecht zu einer gewaltigen Bastei — man meint, es müßte da einst ein Felsenschloß wie in Stirling oder Edinburgh gestanden haben. Unten im Grunde der Schlucht war es melancholisch düster, dazu unendlich einsam und still. Mensch und Thier sind aber in Island so gemüthlich, daß einem auch die Natur gar kein Grauen einflößen kann. Groß und gewaltig ist sie, aber sie hat hier keine Kunstwerke der Menschen, keine Städte zerstört. Der Mensch ist erst gekommen, als eisige Kälte der Revolution des Feuers ein Ziel gesetzt. Friedlich wie wir, stiegen vor mehr als einem Jahrtausend die freien Männer Islands diese Felsentreppe hinab, um unten am See ihre Zelte aufzuschlagen und über Wohl und Wehe ihrer Heimat zu berathen. Ueber ein Jahrtausend dauerte diese jährliche Fahrt nach Thingvellir fort. Darum heißt die Schlucht mit Recht die Almannagjá, die „Schlucht aller Männer".

Als wir wieder aufsaßen, da hatte das Reiten seine Don-Quijoterie für mich verloren; ich dachte nur an die einstigen isländischen Thingmänner, wie sie zur Versammlung ritten. Die alten Heldengestalten der Saga stiegen vor mir auf, Snorri Godi und Thórhallr Ásgrímsson, Árni Kolsson und Hallbjörn der Starke, Hjalti Skeggjason und Gizur der Weiße, dann all die Lögsögumenn, unter ihnen Islands Herodot und Thukydides, der gewaltige Snorri Sturluson, endlich die Bischöfe und Aebte Islands, welche in dem nordischen Freistaat eine ebenso gesegnete Thätigkeit entfalteten, wie ihre Amtsbrüder bei den anderen germanischen Stämmen.

Etwa zehn Minuten mochten wir geritten sein, da rauschte vernehmlich das Tosen eines Wasserfalls an unser Ohr. Es war der zweite Fall der Öxará (Axtfluß), die, von Norden kommend, sich erst über die höhere Felsmauer der Almannagjá stürzt, dann eine Strecke weit durch die wilde Schlucht fließt und endlich in einem zweiten Wasserfall in die Ebene von Thingvellir hinausschäumt. Hier erweitert sie sich zum seichten Strome, bildet einige Inseln und mündet dann in den stillen Thingvalla-See.

In der Nähe des zweiten Falles führte ein breiter Spalt aus der Kluft heraus, wir hatten Thingfeld und See vor uns; an einer der seichteren Stellen, wo der Fluß eine Sandbank bildete, ritten wir durch und waren nun in Thingvellir. Der Karte nach hatte ich hier eine Ortschaft erwartet;

Digitized by Google



Almannagjá.

Digitized by Google

es war aber nichts zu sehen, als eine schlichte, von außen getheerte Holzkirche, und ein großes einstöckiges Bauerngehöft, die Wohnung des Pfarrers. In einem mit Lavastein umzäunten Hofe saßen die Führer ab. Ein Mann in bräunlichen Wollkleidern, mit isländischen Schuhen empfing uns. Es war Sira Pálsson, der lutherische Pastor von Thingvellir.

Was ich nicht für möglich gehalten, das war nun geglückt. Ich war acht Stunden zu Pferde gesessen und hatte Schritt, Trab und Galopp durchgemacht, ohne herunterzufallen. Zudem war ich auf das Thing geritten und war glücklich auf dem merkwürdigsten historischen Platz des ganzen Nordens angelangt. Dabei befand ich mich trotz aller Müdigkeit recht wohl und hatte mehr Freude, als mitten in all den Herrlichkeiten von Kopenhagen.

Der Pfarrer von Thingvellir ist schon an Besuche gewöhnt und darauf eingerichtet. Er konnte uns nicht nur in einem Bretteranbau seines Gehöftes ein nettes Speisezimmer anweisen, sondern auch zwei ganz gute Stübchen mit Betten zum Schlafen. Zum Abendessen erhielten wir außer Butterbrod und Thee noch geräucherten Lachs und treffliche kleine Lachsforellen, die im See gefischt worden. Alles war ganz sauber und nett. Eine Schwester des Pfarrers deckte den Tisch und bediente uns, ohne viele Complimente, aber ganz sorgfältig und aufmerksam. Ich notire das, weil viele Reisende unerschöpflich in Klagen über die Unreinlichkeit der Isländer sind. Es ist der alte Jammer verwöhnter Stadtleute, die den ganzen Tag an Teint, Toilette, Waschen, Bürsten, Spiegel, weiße Händchen und blanke Stiefelettchen zu denken gewohnt sind, gegen schlichte Landleute, die über ernster Arbeit keine Zeit für solche kosmetische Künste haben.

Den Pfarrer schien es zu interessiren, einmal römische Geistliche bei sich zu haben. Anfangs etwas scheu und zurückhaltend, thaute er bald auf und nahm gemüthlich an unserer Unterhaltung theil. Er sprach nicht nur dänisch, sondern auch englisch und sogar ein wenig deutsch, und wußte über Island gut Bescheid. Seine Pfarrei umfaßt 18 Höfe, bezw. Familien und zählt 150 Seelen. Die fernsten Höfe liegen ungefähr vier Meilen auseinander. Im Winter nimmt der Praestr etwa zehn Kinder zu sich ins Haus und unterrichtet sie; im Frühjahr kehren sie zu den Eltern zurück, sei es um Vieh zu hüten oder sonst den Ihrigen behilflich zu sein. Eigentliche Dorfschulen gibt es nicht, und doch können die meisten Landleute besser lesen und schreiben, und wissen weit mehr von ihrer alten Sprache, Sage und Geschichte, als anderswo. Den Winter über wird viel gelesen, und die Leute wissen eine Menge Gedichte und Historien auswendig.

Während wir uns ausruhten, wurden die Pferde von den schönen, umzäunten Wiesen ums Pfarrhaus an ein Stück mageres Grasland über die Öxará getrieben. Dort wurden ihnen die Vorderbeine mit Stricken gefesselt, und dann blieben sie ihrem Schicksal überlassen. Ich hätte den kleinen „lieben Thieren" (so wurden sie künftig immer genannt) eigentlich ein besseres

Schicksal gegönnt. Sie hatten überaus viel Klugheit, Sicherheit und Ausdauer bewährt. Sie sind indes an dieses Loos gewöhnt. Wir selbst erfreuten uns nach dem langen Ritt des köstlichsten Schlummers.

4. Juli.

Da Thingvellir einfachhin die interessanteste Stätte von ganz Island ist, wurde beschlossen, einen Tag daselbst zuzubringen. Es ist zwar keine Burg, keine Kirche, kein Denkmal, keine Straße, gar nichts von Menschenhand, was an die geschichtliche Bedeutung des Platzes erinnerte. Aber auch das ist merkwürdig. Unter allem erdenklichen philosophischen Gerede von Natur und Entwicklung und Menschheit und Menschlichkeit hat das civilisirte Wirbelthier der darwinistischen Weltanschauung eigentlich alles hinweggeräumt, was einfach, natürlich und menschlich ist: den schlichten, kindlichen Glauben an Gott, den patriarchalischen Zusammenhang der Familie, die geschichtlichen Staatsentwicklungen und Staatsformen, selbst die Eigenthümlichkeit der Einzelvölker in Sitte, Gewohnheit, Tracht, Bauart, Lebensweise. Dafür hat es die Welt mit jenen poesielosen Gebilden seiner mechanischen Cultur überkrustet, welche in dem Wirrwarr unserer Großstädte ihren Ausdruck findet: geschmacklose Prunkgebäude, zum Nutzen einiger wenigen von dem Gelde der vielen erbaut; ebenso schwer verschuldete als pomphafte Theater und Opernhäuser, reicher und prächtiger, als man einst die Kirchen baute; Denkmäler von Leuten, die sich auf Kosten der anderen Ruhm und Geld erworben haben; Tempel von wenigstens zwanzig verschiedenen Religionen, von denen nur eine die wahre sein kann und die wenigsten ernstlich geübt werden; riesige Gefängnisse, Irrenhäuser, Spitäler und daneben zahllose Belustigungsorte, um sich einen Platz in jenen Instituten zu verdienen; zahllose, ungeheure Fabriken, welche dem Fleiße des einzelnen sein tägliches Brod hinwegdampfen, ihn selbst zur Maschine machen, um einigen Millionären schöne Villen bauen zu helfen; Hunderte von Kunstwerken aus ihrem natürlichen Boden hinweggerissen und zu wohlnumerirten Museen zusammengestapelt, um der eiteln Neugier des Publikums zu dienen; die Mythologie aller Völker abermals zum Pantheon versammelt, um den Menschen in all seinen Verirrungen als Gott zu feiern, und daneben die Fauna und Flora aller Welttheile mühsam zusammengestellt, um dem irdischen Gott seinen Platz unter den Wirbelthieren anzuweisen; endlich riesige Schulpaläste, Elementarschulen, Mittelschulen, Hochschulen, um Jahre lang über alles schwätzen zu lernen und am Ende mit dem demüthig-hochmüthigen Faust sich als skeptische Nichtswisser zu bekennen und Gott und Welt für ein Schattenbild von Erdenlust und Erdenruhm zu verpuffen! — — Gewiß hat die moderne Cultur auch ihre großen, herrlichen, glänzenden Seiten aufzuweisen! Jeder kennt sie, jeder staunt sie an. Doch abgetrennt von den Ideen des Christenthums, abgelöst von Gott, dem Quell der ewigen Liebe,

und von Christus, dem Ideal der Menschheit, wo führt dieser ganze äußerlich schimmernde Fortschritt hin? — —

Wie athmete ich auf in dem stillen Thingvellir! Der ärmliche Pfarrhof, halb Bretterhaus, halb Erdhütte, und das ärmliche Kirchlein verschwanden gegen die weite, ungestörte Einsamkeit. Kein Nachen, kein Segel belebte die Spiegelfläche des Thingvalla-Sees; nur Rauchsäulen am fernen Ufer bekundeten, daß Feuersgewalt die wild zerklüfteten Berge rundum zum Kranze gereiht hatte. Schnee auf einzelnen Felsenzinnen verkündete den Sieg arktischer Kälte über die Glut der Tiefe, und feierlich rauschte der Wasserfall in der allgemeinen Stille. Wie ein langgestrecktes, unheimliches Festungswerk dehnte sich dem Nordgestade des Sees entlang die Almannagjá; darüber erheben sich dunkle, kahle Berge. Zwischen der Almannagjá und längs dem See hin zieht sich eine weite niedere Fläche, felsig, aber nicht viel höher als der See, von langen Klüften durchfurcht. Nur in der Nähe siegt das Grün einiger Wiesen und die spärliche Felsvegetation über die Kahlheit des Felsens. Weiterhin ist alles starr und todt, eine wahre Thebais. Und doch waltete über dieser Einsamkeit der Odem majestätischer Größe, glücklicher Freiheit und lebenskräftigen Volksthums. Thingvellir ist Islands Rütli und Olympia. Könige sind hier nicht begraben, Fürsten gab es hier nie; aber minder ehrwürdig ist deshalb diese einsame Stätte nicht, als die Königsgräber zu Roeskilde oder Westminster; ein kräftiges, germanisches Volk hat sich hier über ein Jahrtausend einen Rest seiner alten Freiheit gewahrt und die heiligen Erinnerungen seiner Vergangenheit erneuert.

Heute, wo Hegels absolute Staatsmaschine sich so schön verwirklicht hat, daß uns nur ein heiliger Synod und eine ausschließliche Staatsreligion fehlt, sollte man eigentlich kaum glauben, daß die germanischen Stämme einst ganz unbändig freiheitsliebende Männer waren und sich anfänglich gar nicht an Könige gewöhnen konnten. Und doch ist es so. Thingvellir wird ewig ein Denkmal des Freiheitssinnes bleiben, der sie belebte. Nachdem der norwegische Viking Naddodr 860 zuerst Island etwas erforscht, Flóki Vilgerdarson dann einen Winter auf der Insel zugebracht hatte, dachte weder der eine noch der andere an eine bleibende Niederlassung daselbst. Der eine nannte es Schneeland, der andere Eisland. Das waren keine verlockenden Namen; obwohl Flóki's Leute die Fischerei und die Grasplätze an den Flüssen und Bergen lobten, ja sogar von Wäldern redeten, so kam der Winter doch selbst diesen abgehärteten Abenteurern streng vor. Norwegen mit seinen Bergen und Gletschern, seinen Fjorden und Landseen, seinen herrlichen Birkenwäldern und Alpenwiesen, seinen Inseln und Bergthälern, seinen fischreichen Flüssen und Wasserfällen, seiner kräftigen Vegetation und seinem gemäßigten Klima ist ein so wunderbar schönes Berg- und Küstenland, daß man nicht begreift, wie jemand dieses Land mit dem rauhen, öden Island vertauschen mochte. Und doch, nur zwölf Jahre nach Naddodr fanden schon norwegische

Massenauswanderungen nach Island statt, wie heute in die Vereinigten Staaten. Die ganze Bergherrlichkeit Norwegens verblich in den Augen dieser freien Männer, als König Harald Schönhaar die bisherige Verfassung des Landes antastete, die unabhängigen kleinen Volks- und Gaukönige ihrer Macht beraubte, die alten Jarlsfamilien sich dienstbar machte, die zahllosen von ihnen geleiteten kleinen Gemeinwesen oder Kleinstaaten auflöste und alle Macht und alles Recht in seinen Scepter zu vereinigen strebte. Da war diesen Söhnen der Freiheit Norwegen keine Heimat mehr. Da verzichteten sie auf Wald und Feld, auf ihre herrlichen Buchten und Inseln. Islands Lavaklippen und unfruchtbaren Gletscher schienen ihnen eine schönere Heimat zu bieten. Denn Island war noch frei. Dort konnte jeder Mann frei nach der Väter Sitte leben, sich verbünden mit wem er wollte, sich Recht sprechen lassen nach althergebrachter Gewohnheit. Dort drohte kein Usurpator die patriarchalische Gewalt des einzelnen zu verschlingen. Mit Weib und Kind, mit Hörigen und Habe zogen sie auf ihren Schiffen hin übers Weltmeer zu der ihnen noch unbekannten Insel. So verursachte die Herrschsucht des Königs Haraldr Hárfagr die Gründung der isländischen Republik.

Mit ihrer Familien- und freien Staatsverfassung retteten die Auswanderer die Religion, die Sage, die Sitte, die Sprache und das Recht des alten Skandinavien hinüber auf die schwer zugängliche Felsenburg. Da sollte Alt-Skandinavien unverändert fortleben, während das civilisirte Europa Königsthrone baute und umwarf, Verfassungen errichtete und wieder zerstörte, zur höchsten harmonischen Geistescultur emporstieg und sie dann gegen das Linsenmus des materiellen Fortschritts vertauschte. Kein Land Europa's hat so viele Reste und Trümmer seines älteren, einfachen Culturlebens bewahrt, wie die freien Bauern und Fischer, welche in Island die Erbschaft der Vikinger übernahmen.

Nach alter Ueberlieferung kamen schon im ersten Jahre der Einwanderung, 874, die freien Männer und Gutsbesitzer (einen Adel gab es nie) zur Volksversammlung zusammen. Im Jahre 927 tritt der erste Gesetzessprecher (Lögsögumadr), Namens Úlfjótr, auf. Er ging in diesem Jahre nach Norwegen, um mit Hilfe seines Ohms Thorleifur hinn Spaki nach dem Vorbild des altskandinavischen Grundrechtes (Gulaþingslög) ein eigenes Landrecht für Island auszuarbeiten. Dieses Recht, nach dem Verfasser Úlfjótslög genannt, die Grundlage aller spätern Gesetzgebung, wurde schon 930 eingeführt. Ein Pflegebruder Úlfjótrs, Grímr Geitskór, mußte die ganze Insel bereisen, um eine gute Thingstätte ausfindig zu machen. Außer dem Althing, das alljährlich am Donnerstag der 10. Sommerwoche eröffnet wurde, fand noch ein Thing im Frühjahr, ein anderes im Herbste statt.

Der Ritt zum Thing (þingför oder þingreið) war für die Isländer eines der wichtigsten jährlichen Geschäfte. Meistens wurde er gemeinsam in größeren Schaaren gemacht. Reiche Höfdinge kamen mit einem Gefolge von

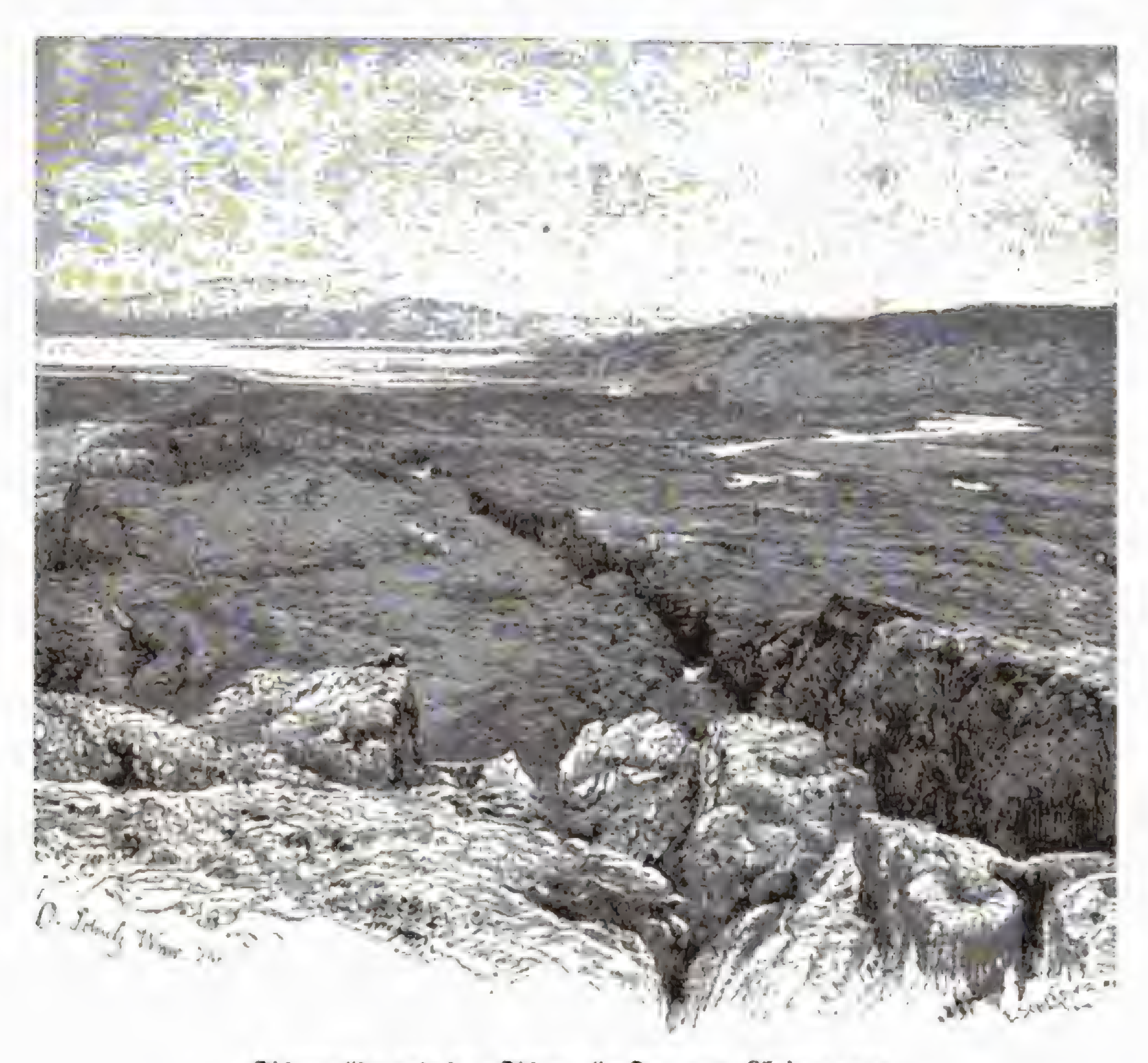
50 bis 70 Mann, die einen zwei bis drei, andere acht bis zehn Tagreisen weit, andere noch weiter. Der Ausdruck þingmannaleið, d. h. Tagreise auf der Thingfahrt, ist bis zum heutigen Tag eine Art Zeitbestimmung geblieben und bedeutet die Entfernung, die man, ohne Ueberanstrengung, bei längerer Reise an einem Tage reiten kann, wie ungefähr von Reykjavik nach Thingvellir. Proviant und Brennmaterial, Bretter und Tücher mußte jeder selbst mit sich führen, um für die wenigstens vierzehntägige Sitzung sich seine Zelte (Buðir) aufschlagen und sich beköstigen zu können. Auch Handwerker, besonders Schuster und Schwertfeger, Spielleute und Biersieder, schlugen neben den gesetzeskundigen Staatsmännern ihre Buden auf. Denn das parlamentarische Leben erzeugt Durst, das Lederzeug litt bei dem vielen Reiten, und zum Schwerte mußte in jenen thatkräftigen Zeiten öfter gegriffen werden, als in unserem Jahrhundert der Federfuchserei. Da ward es lebendig in Thingvellir. Bude stand an Bude, nach Bezirken und Gemeinden geordnet. Hundert Feuer loderten zwischen den Zelten empor; ganze Schaaren von Pferden weideten in der weiten Ebene bis in die Almannagjá hinauf und die sie begrenzenden Berge. Zwischen den Versammlungen fanden zur Erholung Ringspiele, Ballspiele, Pferderennen statt. Alte Helden erzählten ihre Kämpfe zu Land und Wasser, und die Jungmannschaft horchte ihnen mit thatendurstigem Eifer zu. Am mächtigsten pulsirte indes der kräftige Volksgeist in den Verhandlungen selbst.

Nichts lag dem germanischen Wesen ferner, als jene atomistische und abstracte Auffassung des Einzelmenschen, auf welcher seit Rousseau alle revolutionären Systeme das Staatswesen aufbauen. Nicht alle waren gleich und nicht alle gleich frei. Es gab Knechte und Hörige. Ueber ihnen standen die freien, selbständigen Männer, meist Bauern oder kleine Gutsbesitzer, je nach Besitz, Talent und Einfluß sehr verschieden. Diese selbst aber hatten sich schon bei Besitzergreifung des Landes zu kleinen, gemeindeartigen Staatswesen zusammengethan, die in der heidnischen Zeit ihren eigenen Tempel hatten und so, religiös geeinigt, auch politisch zusammenstanden. Der Erbauer des Tempels und sein Erbe ward nicht nur Priester, sondern auch politischer Vorsteher der Tempelgemeinde. Goði nannte man ihn. Das Wort weist unmittelbar auf Gott und Gottesdienst hin; er hieß aber auch Häuptling (Höfðingi), Uebermann (Yfirmaðr) oder Vormann (Fyrirmaðr). Wie er die vorgeschriebenen Opfer darbrachte, so leitete er die Versammlungen der Gemeinde, sorgte für Frieden und Recht, beaufsichtigte Handel und Wandel, kurz, vollzog alle Amtsverrichtungen eines patriarchalischen Oberhauptes. Er war weder König noch Volksvertreter, sondern das erbliche Haupt freier, selbständiger Männer. Solcher Goden zählte man 39 auf Island. Nebst dem Präsidenten oder Lögsögumaðr (und später den beiden Bischöfen von Skálholt und Hólar) waren sie die einzigen entscheidenden Stimmberechtigten beim Thing; auf ihrem geschichtlich und religiös ge-

heiligten Senat ruhte die Fülle der bürgerlichen Gewalt. Jeder von ihnen durfte zwei Beisitzer ernennen, die aber nur berathende Stimmen hatten. Durch sie und noch andere vom Gesetz bestimmte Mitglieder wuchs die gesetzgebende Versammlung, die sogen. Lögrétta, auf 144 Mitglieder an. Sie tagte auf abgegrenztem Raum, am Gesetzesfelsen (Lögberg, Lögbergi), den während der Sitzung niemand betreten durfte, ohne von dem Vorsitzenden ermächtigt zu sein. Ein eigentlicher Berg ist dieser „Lögberg" durchaus nicht, sondern nur eine felsige Landzunge, etwa 30 m breit und 120 m lang, nur wenig über das Thingfeld erhaben, von tiefen, weiten Felsspalten begrenzt, die mit ungemein hellem Wasser gefüllt sind. Die sehr unebene Fläche ist mit kurzem Gestrüpp und Gras bewachsen. Eine kleine natürliche Felsbrücke führt von der Seite der Kirche auf dieselbe hinüber. Vom Lögberg aus wurden dem Volke die gefaßten Beschlüsse, Gesetze, Rechtsregeln, Verwilligungen, Entscheide verkündet. Von hier aus gab der Lögsögumadr über die verschiedensten Fragen, Geschäfte, Bekanntmachungen officiellen Bescheid. Hier wurde „Gesetz" gesprochen.

Das merkwürdigste und tiefgreifendste von allen diesen Althingen war wohl das vom Jahre 1000. Schon seit mehreren Jahren war das Christenthum, erst durch ausländische Glaubensboten, dann durch bekehrte Isländer, auf der Insel verbreitet worden. Mehrere Goden hatten es angenommen. Zum erstenmal erschienen die Christen mit dem Zeichen des Kreuzes und mit Weihrauchfässern am Lögberg. Ein Priester, Thormódr, las Messe am Fuße der Almannagjá, bei den Zelten der Westmänner. Unter den Heiden waren viele wankend geworden und glaubten nicht mehr an der Götter Macht, sondern nur an die Kraft und das Siegesglück des eigenen Armes. Doch hingen andere noch zähe am alten Götzenthum. Ein ernster Kampf drohte sich zu entspinnen und den furchtbarsten Religions- und Bürgerkrieg heraufzubeschwören, als der Vorsitzende der Versammlung, Thorgeir Godi Thorkelsson (Lögsögumadr von 985—1001), eines der sonderbarsten Compromisse vorschlug, die in der Weltgeschichte vorkommen. „Wir müssen ein Gesetz und eine Sitte haben," so sagte er, „denn das muß wahr sein: slitist lögin, slitst ok fridurinn; ist das Gesetz zerrissen (zerschlitzt), so ist auch zerrissen der Friede." Um mit der religiösen Einheit auch die politische zu retten, beantragte der kluge Heide, daß alle Isländer das Christenthum annehmen, sich taufen lassen und an einen Gott glauben sollten. Dafür sollten aber zu Gunsten des Heidenthums die gesetzliche alte Erlaubniß, Pferdefleisch zu essen und Kinder auszusetzen, beibehalten werden. Das Althing ging auf diesen Vorschlag ein, und im Laufe des Sommers empfing die ganze Thingwelt (þingheimur) das Bad der Wiedergeburt. Christen geworden, verzichteten die Isländer aber von selbst hinterher auf die geforderten Zugeständnisse. In weniger als einem Jahrhundert blühte durch ganz Island hin christliches Leben und christliche Cultur.

Nicht ohne Rührung betrat ich die Stätte, wo alter Ueberlieferung zufolge jene weittragende Verhandlung stattgefunden hat. Herr Pálsson führte uns zur Lögrétta und zum Lögberg, dann über den Fluß an die beiden Wasserfälle der Almannagjá. Am Nachmittag fuhren wir auf einem Kahn auf dem stillen Thingvalla-See herum und sangen die Muttergotteslieder von Maria-Laach. Gegen Abend stiegen wir in den westlichen Theil der Almannagjá hinauf. Dort überließ ich mich meinen Träumen, für die ich später in einer isländischen Elegie den besten Ausdruck fand:



Thingvellir und der Thingvalla-See vom Lögberg aus.

Island, mein seliges Heim, schneeschimmernde, glückliche Mutter!
  Wohin entschwand dir dein Ruhm, Freiheit und männliche Kraft?
Alles, ach! wechselt auf Erden, und deine ruhmreichen Tage
  Leuchten wie nächtlicher Blitz fern aus entlegener Zeit.
Herrlich war einst das Land; es strahlten die Spitzen der Gletscher
  Schneeweiß auf himmlischem Blau, schimmernd darunter das Meer.
Freudig schifften die Väter, der Freiheit rühmliche Helden,
  Fern von Osten daher zu der Glückseligkeit Land.
Haus erhob sich und Hof im blühenden Schoße der Thäler;
  Glücklich durch Kunst und durch Ruhm, jeder das Seine genoß.

Elegie am Lögberg.

Wo von dem steinigen Hraun der Beilfluß tosend herabstürzt
  In die Almannagjá, tagten die Väter des Things.
Thorgeir führte das Wort, als das Volk sich zum Glauben bekehrte,
  Gizur und Geirr erschien, Gunnar, Hjeđinn und Niáll.
Helden ritten durchs Land und herrlich gerüstete Schiffe
  Brachten, von Siegern geführt, reichliche Frachten ans Land.
Schwer ist's, stille zu steh'n; die Menschen bewegen sich immer
  Vorwärts oder zurück; Säumen entfernt schon vom Ziel.
Sechs Jahrhunderte floh'n; was hat unser Wirken gefruchtet?
  Strebten zum Guten empor wir auf dem richtigen Pfad?
Herrlich ist noch das Land; es strahlen die Spitzen der Gletscher
  Schneeweiß auf himmlischem Blau, schimmernd darunter das Meer.
Doch wo vom steinigen Hraun der Beilfluß tosend herabstürzt
  Tief in die Almannagjá, taget schon lange kein Thing.
Snorri's Zelt ward zur Hürde den Schafen, am heiligen Lögberg
  Wuchern die Beeren am Strauch, Raben und Kindern zur Lust.
Ist es, ihr Jünglinge, wahr, Islands vollmündige Söhne,
  Ist unser einstiger Ruhm gänzlich verschollen und todt?

---

6. Die Geysir in Haukadalr.

5. Juli.

Von ganz Island ist, außer der Hekla, nichts so genau allen deutschen Schulkindern bekannt, als der große Geysir. Wir mußten dahin, wenn wir etwas von Island gesehen haben wollten, obwohl ich eigentlich lieber noch ein wenig in Thingvellir geblieben wäre. Wir setzten uns also wieder zu Pferd und ritten am Thingfelde und am Thingvalla-See vorbei, der uns wohl zwei bis drei Stunden in Sicht blieb, nach der Hrafnagjá (Rabenschlucht), einer ähnlichen Felsenschlucht wie die Almannagjá, aber nicht so lang wie diese. Sie zieht sich am nordöstlichen Seeufer ungefähr in derselben Richtung hin. Am Seestrande trafen wir zuerst etwas von dem, was der Isländer „Wald" nennt, d. h. sehr niedriges, krüppliges Birkengebüsch, das aber immerhin mit seinen zierlichen, beweglichen Blättern die Gegend etwas belebte und recht angenehm duftete. Die Schlucht war wild-romantisch. Auf einer Art Felsentreppe mußten wir bis in ihre Tiefe hinab und dann ebenso steil hinauf. Wir hatten dabei Gelegenheit, wieder die Klugheit und Sicherheit der kleinen Pferde zu bewundern, die wie Saumthiere in diesen Felsen ganz zu Hause sind, vorsichtig und doch ohne alle Scheu den Weg prüfen und die steilsten Abhänge hinaufklettern fast wie Ziegen. Wo es gar zu steil ist, führt man sie am Zaum.

Wenn man einmal an die isländische Landschaft gewöhnt ist, so macht sie eher einen ernsten und großartigen, als einen melancholischen Eindruck. Man glaubt ein früheres Stück der Erdbildung vor sich zu haben, noch ohne Vegetation, das rohe Skelett, das später mit allem Zauber des Lebens umgeben werden soll. Alles ist starr, aber groß, urwüchsig, seltsam. Man fühlt sich Gott näher, wenn man so ganz aus allem menschlichen Treiben heraus ist. In der ungetrübten Fläche des Sees spiegelt sich, wie in einer gottvereinten Seele, nur der Himmel wieder. Nach Süden thürmen sich höhere Berge auf und verwehren den Blick nach dem nicht sehr fernen, vielleicht sonst dem Auge erreichbaren Meere.

Die Höhen, an denen wir emporritten, waren nicht viel fruchtbarer als Mosfellsheidi. An ihrer östlichen Abdachung gelangten wir in eine kleine Hochebene, das fast völlige Wüste war. Nach Norden zeigten sich einige ungeschlachte Felskolosse mit öden Thalschlünden dazwischen. Unser Weg führte am Abhang der Felsen hin und war sehr holperig. Denn der Abhang war

steil und bestand aus lauter Schutt. Nachdem wir in weiter Biegung um den Fuß des kahlen Reydarbarnir herumgeritten, zeigten sich im Grunde eines Thales die steil aufragenden Zacken des Kálfstindur, die sich in weitem Felsenkranz zu dem genannten Vorberge herabsenken. Während der Kálfstindur nun ziemlich lange die Landschaft beherrschte, wurde nach Osten hin der Apavatn (Affensee) sichtbar und das breite Thal, an welchem die vier Flüsse Brúará, Tungufljót, Hvitá und Laxá zusammentreffen, ein wahres Mesopotamien, aber ohne Palmen und Kalifenburgen, voller Moorgründe und wenig angebaut. Unsere Mittagsrast hielten wir nach vierstündigem Ritt an einem andern See, Laugarvatn („der See an den warmen Quellen"), so genannt von einigen heißen Schwefelquellen, die hart am Rande des eiskalten Wassers beständig dichte Rauchwolken gen Himmel senden. An dem Abhang nach dem See hin fanden die Pony's erträgliches Gras. Wir kochten unsern Fleischextract in einer der heißen Quellen und erhielten damit zugleich Suppe und Rindfleisch. Den zweiten Gang unseres Mittagsmahles bildete Käs und Butterbrod, und nachdem ein Mädchen aus einem nahen Gehöfte uns trefflichen Rahm gebracht, erhielten wir zum Schlusse einen ganz prächtigen Kaffee. Wie Zigeuner lagerten wir in niedrigem Gestrüpp zwischen dem See und den Quellen, deren warmen Odem uns der Wind bisweilen herüberwehte.

Die Landschaft wurde jetzt etwas freundlicher und selbst malerischer. An den nördlichen Bergabhängen lagerten sich, von der Mittagssonne beschienen, weite Alpenwiesen, die ziemlich weit hinaufreichten; dazwischen lagen zerstreute Höfe, von der Ferne aus allerdings mehr Maulwurfshaufen oder Erdhütten gleich, aber doch immer menschliche Wohnungen, Steinumfriedigungen um die Wiesen und in der Mitte eine kleine Holzkapelle. Das war die Pfarrgemeinde Middalr. Eigentliche Dörfer nach unserem Begriff gibt es nicht. Die Höfe liegen immer zehn Minuten, eine Viertelstunde oder weiter auseinander, so daß jeder Bauer mehr oder weniger sein eigener Herr und Meister ist, Bürgermeister und König für die Seinen. Wir blieben unten im Thal und mußten einen mehrarmigen Fluß passiren, der schon tiefer war als die Öxará. Die Pferde machten beim Durchwaten viel mehr Schabernack, als nöthig war, und verspritzten uns gehörig. Doch begann mir diese Art zu reisen immer mehr zu gefallen. Sie ist viel heiterer, als alle Eisenbahnen, Posten und Dampfschiffe. Man kann nicht sagen, daß die „lieben Thiere" wild sind, sie sind auch nicht störrisch, wie die bedeutend kleineren Esel. Aber eine eigentliche feinere Erziehung haben sie nicht. Sie sind ganz an ihren Instinct gewiesen und an die Ordnungsrufe, die ihnen dann und wann der Führer oder Reiter ertheilt. Geht man gegen ihren Instinct an, will man sie z. B. zu einem Wege zwingen, der ihnen schlechter scheint, so werden sie geradezu störrisch; sonst sind sie gutgeartete Naturkinder, in der ersten und zweiten Stunde recht lebendig, in der dritten schon

etwas schlaff, in der vierten faul. Sie haben auch ihre kleinen Mucken und Launen. Die freien Reservepferde benützten jede sich bietende Gelegenheit, um rechts und links am Wege zu botanisiren, liefen auch, wenn man nicht Acht gab, vom Wege ab, und die Packgäule, trotz ihrer Kasten, hinter ihnen drein; ja auch die Reitpferde wurden dann unruhig. Hatte aber das vordere Gesindel von Eyvindr oder Sigurðr ein paar ordentliche Peitschenhiebe bezogen, dann trotteten sie wieder munter voran; und wurde vorne galoppirt, so schlug gewöhnlich die ganze Sippschaft Galopp an. Auch an felsigen Abhängen sprengten die Führer auf und ab, daß es eine Freude

Die heißen Quellen am Laugarvatn als Kochherd für Reisende.

war. War ein Pferd etwas weit ab, dann holten sie weiter aus und trieben es zurück auf den Weg, ohne daß nur eine Minute verloren wurde. So ging es den ganzen Tag wie in einer Schule von gutherzigen, aber recht ungezogenen Jungen. Denn so ungefähr sind die „lieben Thiere" geartet. Sie wurden mir stündlich lieber. Nur eine ihrer Ungezogenheiten war mir wirklich unbequem. Sobald es nämlich einen Abhang hinabging, er mochte so steil sein wie er wollte, und führte er auch nach einem steinigen Bach, nach Felswänden oder einem See hinab, so begannen sie regelmäßig zu springen und waren kaum mit der größten Anstrengung zurückzuhalten.

Sonst zeigten sie viel philosophisches Phlegma, dann und wann mit offenbarer Trägheit untermischt.

Von dem kleineren Fluß bei Middalr mußten wir zu dem größeren, der Brúará, mit dem er sich später vereinigt. Zwischen beiden lag ein ansehnlicher Paß. Wir hatten wohl eine Stunde bergauf zu reiten. Der Weg war aber der schönste, den wir bis dahin getroffen hatten. Denn er führte durch isländischen Wald. Die Birken und Weiden wuchsen ganz dicht und reichten mitunter dem Reiter, wenigstens aber immer dem Pferde bis an den Kopf. Nach all den kahlen Heiden war das ein wahres Paradies, so schön und grün und duftig.

Ich weiß nicht mehr, woher ich die Vorstellung geschöpft hatte, Island hätte einst ein viel milderes Klima, eine viel reichere Vegetation und vor allem schöne, hohe Waldungen besessen. Genug, ich hatte diese Vorstellung und suchte ihr auf den Grund zu kommen. In Island wußte indes niemand von einer so merkwürdigen Umgestaltung der klimatischen Verhältnisse. Ich traf in Reykjavík einen hierüber sehr wohl unterrichteten Herrn, Thorvaldr Thoroddsen, den besten Geologen, den Island gegenwärtig hat, und der eben im Auftrag der Regierung topographische Studien im Süden der Insel machte. Er schien meine Frage als eine längst gelöste zu betrachten. Wie er mir versicherte, findet sich nirgends eine Spur von einer solchen Umwandlung in geschichtlicher Zeit, d. h. seit der ersten Einwanderung. Das Innere der Insel war, wie heute, nie eigentlich angebaut, sondern eine gewaltige Wüste, die theils aus Gletschern und Schneefeldern, theils aus ebenso unfruchtbaren Lava- und Steinfeldern von ungeheuern Ausdehnungen bestand. Dazwischen trieben gewaltige Vulkane ihr Zerstörungswerk und häuften immer neue Trümmer auf. Vom Eismeer sammelte sich das Treibeis alljährlich in ungeheurer Masse in den nördlichen Buchten und blieb da oft tief in den Sommer, ja bis in den Herbst hinein. Die Ausdehnung der Gletscher hat sich nur unbedeutend verändert, keinenfalls so, daß sie eine völlige Aenderung der Temperatur zur Folge haben konnte. Nur einzelne Küstenstriche und die Flußthäler waren von alters her bebaut.

Der Priester Ari Fródi (der Weise) erzählt zwar in seiner Chronik, dem Íslendingabók, die Insel sei zur Zeit der Einwanderung von den Fjelden bis zu den Fjorden, d. h. von den Bergen bis zum Meere, bewaldet gewesen: Í þann tíð vas Ísland viði vaxit miðli fjalls ok fjöru. Auch aus den alten Sögur ist anzunehmen, daß es früher auf Island mehr Wald gab; denn es ist darin viel von Wäldern und Waldbränden die Rede; so in der Svarfdaelasaga, der Vápnfirðingasaga und der Njálssaga. Nach diesen Erzählungen gingen die alten Isländer ganz barbarisch mit ihren Wäldern um und brannten ohne Bedenken weite Strecken nieder. Im Landámabók aber wird eines so großen Waldes (stór Skógur) gedacht, daß man aus seinen Bäumen ein Seeschiff bauen konnte. Doch ist das die einzige Er-

wähnung dieser Art. Weder aus naturwissenschaftlichen Anzeichen noch aus historischen Zeugnissen ist zu erweisen, daß Island eigentlichen Hochwald besaß; vielmehr berechtigt alles zu der Annahme, daß jene ausgedehnteren Wälder ganz den Zwergcharakter der heutigen trugen. So behaupten wenigstens die besten Kenner isländischer Natur und Geschichte, und großes Gewicht verleiht ihrer Behauptung das Zeugniß des Abtes Arngrímr von Thingeyrar, der in seiner kurzen Beschreibung Islands vom Jahre 1350 ausdrücklich sagt: „Wald gibt es da nicht, außer Birken, und auch diese nur geringen Wuchses. Getreide wächst an einigen Stellen im Süden des Landes, jedoch bloß Gerste.“

Als wir von Thingvellir ausritten, konnte ich mich einer gewissen Besorgniß nicht ganz entschlagen. Wir näherten uns der schon erwähnten Brúará. Ihr Bild war dasjenige eines sehr breiten Stromes, der, von einer höchst romantischen Felsscenerie umgeben, von wilden Riffen in mehrere Arme getheilt, wenigstens 20 bis 30 Fuß über steile Felswände heruntertoste. Unmittelbar darüber war eine Karawane gezeichnet, welche über den Fluß ritt, jeden Augenblick von der Gefahr bedroht, in den tosenden Strudel hinabgerissen zu werden. Dazu mitten im Flußbett eine Felsspalte, eine kleine Hrafnagjá oder Almannagjá, jedenfalls eine Gjá, in welche sich das Wasser tobend hinabstürzte. Ueber diese Gjá aber führte nur eine Holzbrücke im Flusse selbst, dem Auge nur durch Felsblöcke erkenntlich, welche sie am Rande des Schlundes befestigten. Von dieser Brücke (Brú) hat der Fluß seinen Namen Brúará, d. i. Brückenfluß. Eyvindr, den ich darnach fragte, schien sich aus dem Flußübergang rein nichts zu machen und bemerkte nur, daß wir die Brúará im Laufe des Nachmittags passiren müßten. In dem isländischen Walde wurde mir inzwischen so wohlig zu Muthe und wir hielten eine so gemüthliche Rast, daß ich der Brúará ganz vergaß, bis wir, aus dem kleinen Birkengebüsch heraus, den Fluß aus den Bergen daherströmen sahen und bald auch das Tosen des Wasserfalles hörten, der hinter Felsen und kleinem Gebüsch verborgen lag. Aller Schrecken war weg, als wir nun Scylla und Charybdis wirklich vor uns hatten. Ohne Aufenthalt tappten die „lieben Thiere“ in den Fluß hinein, wie wenn er programmmäßig auch zur Poststraße gehörte; bald waren sie bis an den Bauch im Wasser und benützten die Gelegenheit, sich einen Trunk zu nehmen; ebenso instinctiv zog ich die Beine so hoch als möglich am Sattel hinauf; die Pferde stemmten sich tapfer gegen die ziemlich starke Strömung. Ohne daß wir irgendwelche Reitkünste anzuwenden brauchten, fanden sie die Holzbrücke. Da schäumte und zischte ein paar Augenblicke die donnernde Wassermasse unter uns, daß es eine Freude war, und dann ging es ebenso gemüthlich über den andern Theil des Flusses. Nur der jähe Uferrand machte einige Schwierigkeit. Denn die Ponies mochten den Augenblick kaum erwarten, aus dem Wasser zu kommen, und kletterten so hurtig den Abhang hinauf,

daß ich fast das Gleichgewicht verloren hätte. Dann schüttelte sich die ganze Sippe, so gut sie konnte, spritzte uns von allen Seiten an, und der ganze ungefährliche Schrecken lag hinter uns. Auch von der Seite her bot der Wasserfall einen recht malerischen Anblick dar. Der Fluß schäumt tapfer zwischen den beiden dunkeln, zerklüfteten Riffen. Der Birkenwald am andern Ufer sieht wie ein träumerisches Stück Heide aus, und phantastische Bergzacken bilden einen romantischen Hintergrund.

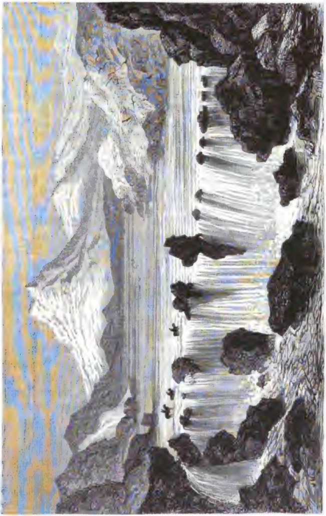
Wirkliche Gefahr bietet der Uebergang nicht, es müßte denn der Wasserstand ungewöhnlich hoch sein und das Pferd ausgleiten, stürzen oder scheu werden. Bei niederem Wasserstand tritt die Brücke zu Tage und kann deshalb so oft als nöthig ausgebessert werden. Immerhin ist indes im civilisirten Europa nicht gerade jedermann an eine solche Art von Flußübergang gewöhnt und man braucht nicht eben am Delirium tremens zu leiden, wie Burton meint, um dabei allenfalls etwas ängstlich zu werden.

Geschichtlich berühmt ist der Platz durch die Ermordung des Bischofs Jón Gerreksson, eines ebenso unglücklichen als unwürdigen Prälaten dänischer Abkunft, welcher durch Ränke aller Art 1409 auf den erzbischöflichen Stuhl von Upsala gelangt war, aber um verschiedener Verbrechen willen von Papst Martin V. 1421 feierlich seiner kirchlichen Würde entkleidet wurde. Nachdem er sich als Flüchtling lange in England herumgetrieben, fand er 1430 in Island gastliche Aufnahme und wußte sich des bischöflichen Sitzes von Skálholt zu bemächtigen, der damals über zehn Jahre verwaist war. Bald zeigte er jedoch die frühere Gewaltthätigkeit und rief die Rache des Volkes gegen sich wach. Am 18. Juli 1433 wurde er von schwerbeleidigten Männern in seiner Kirche überfallen, der kirchlichen Gewänder entkleidet, vom Altare weg an die Brúará geschleppt, dort in einen Sack gesteckt und, an ein gewaltiges Felsstück gebunden, in den tosenden Strom hinabgestürzt. Die Geschichte lautet in ihren Einzelheiten wie der furchtbarste Roman, zeigt aber nur, wie verhängnißvoll das große abendländische Schisma bis hinüber in das entlegene Inselland gewirkt hat.

Der Ritt wurde von da ab wieder weniger angenehm. Er führte durch den Uthlidarhraun, ein ähnliches Steinfeld wie die Mosfellsheidi. Von der trostlosen Höhe herab sahen wir bald wieder in das weite Thal hinab, wo die Brúará und der Tungufljót der größeren Hvitá zuströmt, von dieser nur durch schwache Bodenerhöhungen getrennt. Südlich war das Thal von lang gestreckten Bergrücken begrenzt, über welchen sich in der Ferne das schneeige Haupt der Hekla zeigte. Ihrem Namen entsprechend — Kapuzen- oder Mantelberg — war sie zum Theil in Wolken gehüllt, die sie aber nur ehrwürdiger machten.

Der Karte nach zu urtheilen, hatten wir eigentlich einen gehörigen Umweg gemacht, in die Höhen hinauf, die nördlich das Thal begrenzen, anstatt unten ihren Saum entlang. Doch diese Umwege waren nicht bloß

nöthig, um an der richtigen Furt durch die Flüsse zu kommen, sondern auch, um nicht in das Moorland zu gerathen, das unten am Saume der


Uebergang über die Brúará.

Berge beginnt. Ungefähr in derselben Höhe wie Middalr sahen wir wieder eine kleine Holzkirche und ein paar Höfe vor uns, die Uthlid heißen. Während

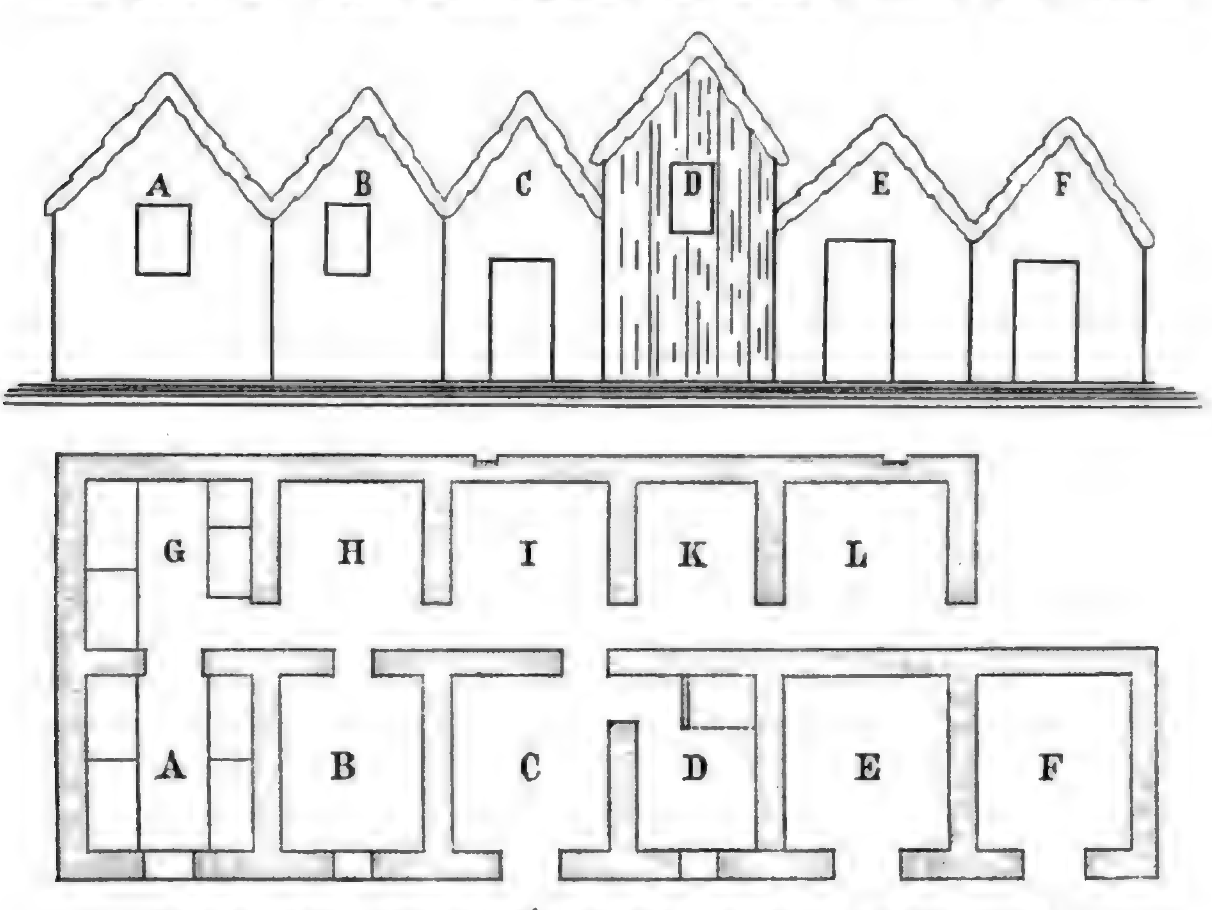
Digitized by Google

Graf Wolfegg bei der Karawane blieb, ritt ich mit P. von Geyr zu der Kirche. Es wohnte kein Praestr da; der Gottesdienst wird gelegentlich von einer Nachbarpfarre aus besorgt. Voreilig ließen wir uns durch Eyvindr etwas Milch bestellen. Ich sollte indes diesmal in meiner lebhaften Parteinahme für die Isländer gegen die ungünstigen Berichte der Reisenden ein wenig ernüchtert werden. Denn die Männer, Weiber und Kinder, welche aus dem ärmlichen Gehöfte hervorkamen und uns neugierig umdrängten, sahen nichts weniger als reinlich aus, und als uns die Milch vollends in einem unsaubern Waschbecken kredenzt wurde, da bedauerten wir entschieden, sie bestellt zu haben. „Muth und Augen zu!" sagte ich meinem lieben Gefährten, und that desgleichen, als die Reihe an mich kam. Wir mußten für die Bescheerung zusammen einen halben Kroner (56 Pf.) zahlen. Die Männer brachten ein paar weiße Fuchsbälge herbei, die indes sämmtlich etwas verletzt waren. Für den besten forderten sie 4 Kroner, was meinem naturwissenschaftlichen Freund denn doch viel zu theuer schien. Unten am Bergessaum vereinigten wir uns wieder mit den anderen und ritten am Fuß des Bjarnarfell zu dem Hofe Múli, den uns der Pastor von Thingvellir zur Nachtrast angerathen hatte. Wir hätten zwar in einer guten Stunde noch den großen Geysir erreichen können; aber nach achtstündigem Ritt wollten wir wenigstens im Frieden noch unser Brevier beten.

Während unsere Führer sich auf dem Marsche als sehr praktische, dienstfertige und gutmütige Burschen erwiesen, leisteten sie uns dagegen an den Plätzen, wo wir Halt machten, keineswegs die erwünschten diplomatischen Etikette-Dienste. Sie wußten nicht „einzuführen" oder wollten nicht. Meistens grüßten die Leute kaum, gingen weg oder waren schweigsam und mürrisch. P. von Geyr meinte, das komme von den reisenden Engländern her, welche die guten Leute nicht freundlich genug behandelten. Ich neige mich weit mehr der Vermuthung zu, daß die beiden Schlingel uns gleich als „römische Priester" ankündigten, und daß die Leute, in sehr beschränkten lutherischen Ideen aufgewachsen, vor so ungewohnten Gästen scheu wurden. Schon nach einer Stunde löste sich gewöhnlich diese Scheu; aber wenn wir weiterkamen, mußten wir uns immer wieder von neuem selbst „einführen". Von vornherein zutraulich, heiter, aufgeräumt, wie meistens Schweizer oder Tiroler, sind die Isländer überhaupt nicht.

Das Gehöft Múli lag sehr gut, einige 30 oder 40 Fuß über dem weiten Thale, an der Abdachung des Bjarnarfell, vor dem Nordwinde geschützt, die Hauptfront nach Süden, mit schöner Aussicht auf das Thal, nach dem Geysir und der Hekla hin. Vor dem Haupthaus befand sich ein ziemlich großer Garten, mit kleinen Steinmauern umfriedigt, hinter dem Haupthaus fünf bis sechs kleinere Häuser und Ställe, alles wieder mit Steinmauern eingefaßt, wie auch die guten Wiesen zu beiden Seiten und an den Hügel hinauf. Alles verkündigte behäbige und arbeitsame Leute. Das Haus

selbst aber war im echten isländischen Stil gebaut, d. h. ein Conglomerat von sechs einstöckigen Hütten, die, durch kleine Mauern miteinander verbunden, eine lange niedrige Front mit sechs Giebeln bildeten. Drei Giebel waren mit kleinen Fenstern, der dritte, fünfte und sechste mit Thüren versehen, von denen die mittlere ins Haus, die beiden anderen in eine Remise und einen Waarenschuppen führten. Die Rückseite der sechs Hütten war zum Theil an dem Hügelabhang ausgegraben, so daß die hintere Mauer nicht die Höhe der Front erreichte. Sämmtliche Mauern waren aus unbehauenen Lavasteinen, Rasen und Erde aufgeschichtet, sehr dick und fest, die sechs Dächer mit dichtem Rasen gedeckt, auf welchem starkes Gras wuchs.



Plan des Hauses (baer) in Múli. (Nach einer Skizze des Verfassers.)

A G Schlafkammern (badstofa). B Stube. C Hausflur. D Gaststube. E Kammer für Reitzeug und Hausgeräth. F Waarenschuppen. H Raum für Torf und Spähne. I Küche. K Speise- und Vorrathskammer (búr). L Milchkammer (búr).

Das Ganze hätte fast wie ein Kasemattenbau ausgesehen, wenn nicht die sehr gemüthlichen Giebel den bäuerlichen Charakter gerettet hätten.

Im Innern bildeten die sechs Hütten, trotz der dicken Zwischenräume, ein einheitliches Ganze. Fünf längere oder, wenn man will, Doppelhütten zerfielen je in zwei Räume; die sechste, nach Osten hin, diente als Proviant- und Waarenschuppen. Die hinteren fünf Räume waren eine Schlafkammer, eine große leere Flur, die Küche, die Speisekammer, die Milchkammer; die fünf vorderen Räume eine Schlafkammer, eine Stube, die Hausflur, ein Fremdenzimmer und die Remise. Die Hausthür, so niedrig, daß man sich

bücken mußte, um den Kopf nicht anzustoßen, führte in eine Hausflur, so eng und so mit Geräthen vollgepfropft, daß man nur einzeln durchkommen konnte; von ihr ging es geradeaus in die sehr niedrige und primitive, wenn auch ganz reinliche Küche. Rechts von der Hausflur wurden wir in ein freundliches Stübchen hineingewiesen, das getäfelt, oben lila und unten grün angestrichen war. Ein kleiner Tisch und einige alte Schränke ließen gerade so viel Platz übrig, daß wir drei nach einer wohlthuenden Waschung unseren müden Gebeinen die schwer verdiente Ruhe gönnen konnten. In kleinen schwarzen Rahmen hingen einige Porträts, ein Herr Willard Fisker, von dem ich nichts Näheres weiß, ein Herr V. Thorarensen, „Cancelliráð, Sysselmaðr in Rángáthingi", der geistliche Liederdichter Hallgrímr Pjetursson, der die innig frommen Psalmen auf das Leiden Christi verfaßt hat — und endlich mitten dazwischen ein Bild des hl. Joseph mit dem Jesukind — in Lithographie von Mai & Wirsing in Frankfurt a. M. Es freute mich inniglich, in diesem entlegenen Gehöfte eines lutherischen Landes diese freundliche Erinnerung an katholisches Leben zu finden.

Die Hausfrau, eine brave Isländerin von altem Schrot und Korn, zwischen den Vierzigen und Fünfzigen, übernahm selbst die Bewirthung, deckte den Tisch und holte alles selbst in der Küche. Nach der gestrigen Abstinenz that uns etwas Lammsbraten recht gut. Der Butter und dem Käse von Múli, so gut und sauber sie servirt wurden, konnte ich keinen Geschmack abgewinnen; dagegen schmeckten mir die dünnen frischen Brodkuchen in ihrer homerischen Einfachheit ganz vorzüglich. Nach unserer Mahlzeit gingen wir ins Freie, um unser Brevier zu beten. Die Hekla war umwölkt; in der Richtung der Geysir aber dampfte es gen Himmel wie von einem großen Brand. Die Leute beobachteten uns von ferne, was wir wohl alles in unsern Büchern zu lispeln fänden.

Laudate Dominum de terra, dracones et omnes abyssi.
Ignis, grando, nix, glacies, spiritus procellarum, quae faciunt verbum ejus.
Montes et omnes colles.

Während wir still in der einsamen Landschaft psallirten, räumte die gute Mama alle Möbeln aus dem kleinen Stübchen weg und machte uns, theils auf dem Boden, theils in einem kleinen, dumpfigen Alkoven, an dessen Bretterwänden ihr Sonntagsstaat hing, drei ganz anständige Betten zurecht, welche aber nicht mehr viel Platz übrig ließen. Die Tücher waren musterhaft sauber, die Federdecken und Kissen so anständig, wie man sie in einem schlichten Bauernhaus nicht besser erwarten konnte. Wer aber über die Isländer sich lustig machen will, der baue ihnen erst andere Häuser, d. h. er bringe sie dem Aequator näher, kürze ihnen den Winter, lasse ihnen tropische oder „gemäßigte" Wälder wachsen und kaufe ihnen Sempers gesammelte Werke! Wir waren müde genug, um bis in den Morgen zu schlafen wie die Bären.

Zum Großen Geysir.

6. Juli.

Um 9 Uhr ward gesattelt und aufgebrochen. Die Geysir hätten wir in directer Linie wohl in einer halben Stunde erreichen können. Aber das kann thatsächlich auch der beste Reiter nicht. Denn es liegt ein ungeheures Moor dazwischen, in dem die „lieben Thiere" versinken würden. Wir ritten also in einer großen Biegung um das Moor herum, kreuzten zwei Bäche und kamen dann in einer guten Stunde bei dem Fuß des Laugarfjall an, an welchem die merkwürdigen Quellen dampften. Als wir an die ersten derselben kamen, zeigten einige der kleinen Pferde zum erstenmal etwas Scheu und Nervosität. Der Boden war unheimlich warm; das schien sie zu beunruhigen. Die heiße Stelle war indes bald passirt, und in etwa 7 Minuten hielten wir in der Nähe des Großen Geysir, ließen abpacken und richteten uns mit den Pferdekasten ein kleines Lager zurecht, ohne indes das Zelt aufzuschlagen. Die Hekla war noch immer umwölkt, das Wetter trüb und schwankend. Die Eruptionen des Großen Geysir sind nicht mehr so häufig, wie früher. Für den Fall, daß uns bald eine zu theil würde, wollten wir weiterziehen; sonst allenfalls einen oder andern Tag warten, wie es die Reisenden meist zu thun pflegen.

In alten Reisebeschreibungen wird der Große Geysir wie eines der sieben Weltwunder gefeiert. Aus ihnen ist die Beschreibung in die populären Jugendschriften übergegangen. Es ist kaum jemand, der das Bild nicht kennt und nicht mit stillem Grauen die Schilderung gelesen hätte, wie Wasserfluten der gewaltigen Quelle sich plötzlich unter donnerndem Getöse hundert Fuß in die Luft ergießen und einen Springbrunnen bilden, der alle Wasserkünste zu Schanden macht. Schillers Taucher reicht mit seinem ganzen Farbenkasten nicht aus, das seltsame Naturschauspiel für Aug' und Ohr zu malen. Neuere Reisebeschreiber, wie Capitän Burton, verfallen in ein entgegengesetztes Extrem. Die moderne Vielreiserei übersättigt sie und macht sie blasirt. Nichts bietet ihnen mehr ein wirklich tiefes Interesse. Beschreiben sie Dänemark, so drücken sie es mit finnischen Reminiscenzen herunter; sind sie in Finnland, so kommt ihnen Norwegen viel bedeutender vor; besuchen sie Island, so denken sie an Arabien. An der Hekla beschreiben sie den Aetna, und am Geysir schildern sie heiße Quellen aus Neuseeland. Es ist das eine von den krankhaften Eigenthümlichkeiten der modernen Welt: Ueberfütterung! Von einer Reise um die Welt bringen solche Leute nicht so viel Anregung und wahre Freude mit nach Hause, als ein armer, gemüthlicher Künstler oder Kunstdilettant von einem Ausflug in die Nachbarschaft.

Die Wahrheit in Bezug auf den Geysir liegt wohl zwischen den beiden Anschauungsweisen, wie fast immer — in der Mitte. Er ist nicht ein in seiner Art einzig dastehendes Weltphänomen, aber er ist eine Merkwürdigkeit, die es sich schon lohnt anzusehen, wenn man in Island ist.

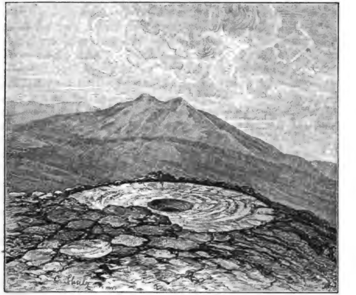
Die Geysir gehören dem Flußgebiete der Hvitá (des Weißen Flusses) an, eines der Hauptströme der Insel. Die Hvitá entspringt am Fuße des langgestreckten Lángjökull, der, ungefähr in der Mitte der Insel, etwas mehr nach Westen hin, ein Gletscherfeld von 1431 qkm umfaßt. Die Abflüsse seiner Eis- und Schneemassen sammeln sich zum Theil in einem größern Bergsee, Hvitárvatn, aus welchem der Fluß dann, an dem dunkeln Berge Bláfell vorbei, erst südlich, dann südwestlich dem Meere zufließt. Westlich vom Bláfell strömt ihm von dem Geitlandsjökull ein etwas kleinerer Fluß, der Tungufljót, zu, nähert sich ihm auf eine halbe Stunde Wegs, entfernt sich wieder, fließt einige Zeit fast parallel zu ihm und bildet so die weite schon erwähnte Thalfläche, die etwa zwei Meilen breit sein mag. Am nördlichen Rande derselben springt ein großer, kahler Hügel, der Laugafell, etwas nach dem Thale vor. Sein letzter Absatz erweitert sich zu einem geräumigen Plateau, und hier dampfen die Geysir.

Viel Farbe ist in dem Bilde nicht. Zwischen den dampfenden Rauchsäulen der Quellen hat man das weite grüne, ins Gelbliche schimmernde Thal vor sich, von den Armen des öfter sich theilenden Tungufljót wie von Silberfäden durchzogen; dahinter niedrige graue Hügelzüge, langen Basteien gleich, hinter welchen wieder ähnliche sich erheben; endlich die Hekla, meist in Wolken. Nördlich von den Quellen thürmen sich kahl und trostlos die rothgelben und gelblichen Felsmassen des Laugafell auf, mit sehr spärlicher Vegetation. Im Vordergrund herrschen gelblichgraue Farbtöne vor, an den ferneren Bergen dunkelblaugraue, fast schwärzliche Tinten.

Die Aufmerksamkeit wendet sich von selbst dem allenthalben dampfenden Boden zu. Eine feuchtwarme Luft, wie der Dampf eines heißen Bades, weht beständig über die kleine Hochebene hin. Der Boden ist stellenweise sehr warm und in einiger Entfernung um die Quellen gut bewachsen. Sehr üppig wuchs außer dem gewöhnlichen Feldquendel (Thymus serpyllum) auch Mauerpfeffer (Sedum villosum), Ackerspark (Spergula arvensis), Gänsekraut (Potentilla anserina) und im kurzen Gebüsche eine kleine Orchidee (Coeloglossum viride).

Genau gezählt habe ich die Quellen nicht; aber im Umkreis einer halben Stunde mögen ihrer etwa 50 sein. Die Isländer unterscheiden vier Arten derselben. Die ersten bilden die „Hverar“, wörtlich Kessel, d. h. die warmen Springquellen, die unter dem Namen „Geysir“ am berühmtesten geworden sind. Die zweite bilden die „Laugar“, d. h. einfache warme Quellen; die dritte die „Ölkeldur“, wörtlich „Bierquellen“, womit aber in diesem Falle die Sauerbrunnen bezeichnet werden; die vierte endlich die „Brennisteinsnámur“ oder einfach „Námur“, d. h. Schwefelquellen. Der Name „Reykir“ endlich bezeichnet keine besondere Art, sondern alle warmen und deshalb rauchenden Quellen zusammen.

An der nordöstlichen Ecke des Plateau, durch Höhe und Größe bemerklich, liegt der Große Geysir — in ruhigem Zustande ein krystallhelles Springbrunnenbecken von etwa 17 m Durchmesser, von aschgrauem Kieselsinter eingefaßt, dessen knorriges Geäder und Geäste an mehr verwitterten Stellen ins Weiße und Gelbliche spielt, gestützt und getragen von einem fast regelmäßigen, sehr stumpfen Kegel desselben Stoffes und derselben Farbe, ebenso klüftig und knorrig, von kleinen Rinnen und Löchern durchzogen. Nach Norden hat sich eine tiefere Rinne gebildet, die sich um den Kegel herum nach Osten wendet und bei Eruptionen die Hauptmasse des Wassers



Das Becken des Großen Geysir. (Nach einer Skizze des Verfassers.)

nach dem Tungufljót hinabführt. Schon an dieser Rinne und dann weit im Umkreis spielt der trachytische Lehmboden in den verschiedensten Farben, hier röthlich, dann rothgelb, gelbweiß, schneeweiß, bläulich, blaugrün, karminroth, lila, violett, je nach der verschiedenen Beimischung von Schwefel, Eisen, Alaun und anderen Stoffen. Da und dort hatte sich der Kiesel zu den wunderlichsten korallenartigen Phantasiefiguren gestaltet. Ein seltsames Laboratorium, das rastlos weiter arbeitet, zersetzt und verbindet und nach festen Formeln und Gesetzen alle diese Form- und Farbenspiele hervorbringt.

Nach Bunsens Untersuchungen 1846 geht ungefähr von der Mitte des schönen, seegrünen Beckens eine senkrechte Röhre, 24,3 m tief, nach dem

Innern der Erde hinab. Dort theilte sie sich und konnte nicht weiter beobachtet werden. Sartorius von Waltershausen gibt die Temperatur an der Oberfläche auf 82° C. an. Nach Bunsen beträgt sie an der Oberfläche 85° C., in der Tiefe von 20 m 124° C. Nach Angaben der Royal Society von Edinburgh (April 1875) wuchs die Hitze des Wassers von 86,1° C. an der Oberfläche bis zu 125° C. am tiefsten Punkte der zugänglichen Röhre (24,3 m) vom Niveau. Ich besaß weder die nöthigen Fachkenntnisse, noch Mittel, diese Angaben zu prüfen, und überlasse sie darum ihrem wissenschaftlichen Schicksal. Der heiße Qualm, welcher beständig über die Spiegelfläche dahindampfte, vertrieb einem die Lust, die Hand in den weiten Kochtopf zu stecken, in dessen Nähe es immer behaglich warm war.

Wohl eine Stunde lag, saß und lief ich um den Kegel des Großen Geysir herum und hoffte auf das weltberühmte Phänomen; aber er „war nicht in der Laune", wie König Richard III. sagt. Nur ein- oder zweimal glaubte ich ein gewisses Knurren oder Brummen zu vernehmen: Bum — bum — brr — brr — brr — bum. Andante affettuoso — piano, poco crescendo, decrescendo, pianissimo. Die Fläche hob sich ein wenig, nach allen Seiten rieselten kleine Bächlein heißen Wassers den Sinterkegel hinab, und das Unheil drohende Gebrumme endete still und friedlich mit kleinen neuen Schwefelablagerungen.

Der Name Geysir kommt von dem Zeitwort geysa, welches, auf Meer oder Fluten bezogen, deren „Strömen", „Wüthen", „Anstürmen" bezeichnet; er ist im Isländischen eigentlich nicht der Gattungsname für heiße Quellen überhaupt (diese wurden hver oder laug genannt), sondern ein Eigenname, der aber mehreren solchen Quellen beigelegt wurde. Der Große Geysir von Haukadalr ist den älteren isländischen Schriftstellern unbekannt; er und die benachbarten Quellen scheinen sich erst während der vulkanischen Ausbrüche des Jahres 1294 gebildet zu haben. Durch Fremde ging später der Name dieser Quellen auf andere ähnliche Quellen über.

Etwas höher als der Große Geysir, ungefähr 60 Schritte am Hügel hinan, lagen zwei andere heiße Quellen. Die Führer nannten sie „Blesi". So heißt der weiße Fleck, den manche Pferde auf der Stirne haben und in abgeleiteter Bedeutung auch so gezeichnete Pferde. Es waren zwei ovale Teiche, etwa ein Drittel so groß als der Geysir, nebeneinander und durch einen schmalen Kanal verbunden. Ihr grünlicher Spiegel hebt sich sehr schön von dem röthlichweißen, phantastisch gezackten Sinter ab, der sie wie ein seltsames Blumengewinde umkränzt. Das Becken bricht sich nach innen in einen steiler abfallenden Trichter und dieser in eine unregelmäßige Röhre. Sie dampfen stark, sind aber stets ruhig. Eyvindr kochte uns darin ein Stück Schinken zum Mittagsmahl.

Viel interessanter als diese ruhige Quelle, die den Reisenden gewöhnlich als Küche dient, ist der mehr nach Süd-Südwesten, 130 m vom Großen

Geysir gelegene „Strokkr". Das Wort bedeutet das gewöhnliche Handbutterfaß, dessen Stößel mit der Hand auf und nieder bewegt wird. Stiege nicht beständig etwas Rauch davon auf, so würde man die Quelle auf einige Entfernung kaum beachten; denn sie hat sich keine kegelförmige Einfassung gebaut. Bloß ein niedriger, kreisförmiger Wulst deutet eine Cisterne von etwa 2,4 m Durchmesser an, die sich nach unten etwas verengt. Die Wand der Cisterne, die sich ein paar Decimeter hoch und breit über die umgrenzende Bodenfläche erhebt, ist von dunkelrothem und braunem Sinter, wulstartig in die Runde geknetet, nach unten dunkler und mehr abgeglättet. In einer Tiefe von etwa 4,3 m siedet und brodelt dieser Hexenkessel unaufhörlich den ganzen Tag. Von Zeit zu Zeit schien sich die Hexensuppe setzen zu wollen und zeigte sich als eine schmutziggelbe Brühe; aber im Nu fing sie wieder an zu sieden, stieg in schneeweißem Schaum ein paar Decimeter aufwärts und wallte und kochte wie Milch, die eben zur Pfanne hinaus will. Einigemal meinte ich wirklich, der revolutionäre Kuckuck, oder was darinnen steckt, wolle heraus und sich in einer ordentlichen Eruption Luft machen; aber plötzlich brach der Schaum zusammen und die trübe Wassermasse fing wirbelnd ihr erfolgloses Siedegeschäft von vorne an. Nach Bunsen erreicht das Senkblei eine Tiefe von 13,5 m; schon in einer Tiefe von 8,3 m hat die Röhre aber nur mehr 0,26 m Durchmesser, weshalb er sie mit der Blüte eines Convolvulus vergleicht. Dem Auge bleibt aber diese Construction verborgen; man sieht nur das rothbraune Butterfaß und unten die schäumende Suppe. Auch der Strokkr erhörte übrigens meine Wünsche und Zusprüche nicht, einmal loszugehen; vergeblich harrte ich wohl eine halbe Stunde an seinem Rande.

Ungefähr ebenso weit vom Strokkr als der Große Geysir, aber nach Südwesten hin, liegt der sogenannte Kleine Geysir, und noch etwas weiter in derselben Richtung der Kleine Strokkr, wie der Name besagt, kleinere Ausgaben der beiden größeren Formationen. Glaubt man hier endlich ein Ende der großen unterirdischen Küche erreicht zu haben, so dampfen nach dem Thale wieder andere Rauchwolken empor und verkünden Wiederholungen derselben Erscheinung. Während man dann von der einen Quelle zur andern geht, hört man es mehr als einmal zwischen dem kleinen Gesträuch quirlen und tosen und förmlich schnalzen und grunzen, als ob irgend ein wunderliches Thier in einer Fallgrube verborgen säße. Das sind die Schlammquellen, welche Burton jedenfalls nicht ganz richtig „Thikkuhverar" nennt; eine Art der Schwefelquellen oder Brennisteinsnámur, welche in ähnlichen, aber kleineren Kesseln, wie der Strokkr, den ganzen Tag kochenden Thonbrei emporgurgeln und unter jenem sonderbaren, schnalzenden Geräusch die graue Masse umknetend und umwälzend weder eine Revolution zu Stande bringen, noch zur Ruhe gelangen können. Andere Brunnen stoßen in ähnlicher Weise helles warmes Wasser auf, andere rothe und braune Flüssigkeit; wieder andere

senden nur Gasblasen empor, während der sonst helle oder grüne Spiegel, nur unmerklich wachsend, ebenso unmerklich Abfluß sucht. Die kleinen Bächlein lagern nach allen Seiten hin Kieselsinter ab, der meist dünne, wellenförmig geränderte Schichten übereinander bildet. Etwa einen Kilometer weit ist das ganze Plateau mit solcher Masse überkrustet; auf den Reitwegen ist sie meist zu weißgelbem Sand zerstampft; aber beständig bilden sich neue solche Lager. Die Menge und Verschiedenheit der Quellen, der Dampf, der an so vielen Quellen zugleich der Erde entströmt, die feuchtwarme Luft, die sonderbaren Geräusche der unaufhaltsam arbeitenden Tiefenkräfte, bringen im Verein mit der sonst einsamen Landschaft weit mehr den Eindruck des Seltsamen hervor, als es eine einzelne Eruption thun könnte. Alles ist unterhöhlt. Alles kocht und brodelt und rumort im Innern der Erde. Bis hoch hinauf am Laugarfjall finden sich Spuren solcher Quellen, die aber nicht mehr arbeiten. Man denkt unwillkürlich an Erdbeben und vulkanische Ausbrüche und würde sich kaum wundern, wenn sich irgendwo ein Krater öffnete. Auch beim zweiten und dritten Rundgang blieb mir das sonderbare Schauspiel immer noch interessant; doch überzeugte ich mich dabei, daß die Thätigkeit des gesammten Quellensystems offenbar im Rückschritt begriffen ist. Früher spie der Große Geysir alle Tage — nach dem Mittelmaß der verschiedenen Berichte 25 bis 30 m hoch. Auch der Kleine Geysir und andere Quellen hatten häufige Ausbrüche. Der Strokkr ging von selbst los, und andere Quellen, die jetzt versiegt sind, sprudelten oder dampften wenigstens den ganzen Tag. Jetzt wurde es Mittag, Nachmittag, und noch immer harrten wir umsonst auf das donnerähnliche Getöse, das einem Ausbruch des Großen Geysir voranzugehen pflegt.

Gegen Mittag waren zwei Schiffsoffiziere des österreichischen Dampfers Pola angekommen, die sich auf der Reise nach Jan Mayen befanden und ein paar Rasttage in Reykjavik benützten, um die Geysir zu sehen. Der eine war ein Wiener, der andere ein Tiroler. Sie schlugen gleich neben unserem Lagerplatz in der Nähe des Großen Geysir ihr Zelt auf. Wir wurden rasch miteinander bekannt und befreundet und streiften gemeinsam an den Quellen herum. Nachdem wir aber schon sehr lange auf eine Eruption gewartet, beschlossen wir, wie es die Reisenden gewöhnlich thun, den Strokkr zu „reizen". Das könnte eigentlich jedermann selbst thun; allein es ist durch die Touristen allgemeiner Brauch geworden, daß der Bauer am Geysir herbeigeholt wird und für einen Kroner die Sache besorgt. Sie besteht darin, daß er einige zwanzig gute Stücke Rasen sticht und in den Kessel wirft. Auch Steine sind portofrei. Der Strokkr ist aber längst kein Heißsporn mehr. Es verging eine Viertelstunde, 20 Minuten und noch immer begnügte er sich mit seiner gewöhnlichen Kocherei. Wir standen ruhig an seinem Rande und warfen von Zeit zu Zeit noch ein Stück Rasen hinein. Dann erst fing er an, plötzlich etwas höher aufzuwallen und stärker zu

brausen. Jetzt war's Zeit. Wir stoben auseinander und gelangten richtig außer Schußweite, als der ganze Kessel in einer gewaltigen Garbe, unter donnerndem Getöse, wohl etwa 20 m emporschoß, im Emporschießen sich theilte und mit mächtiger Gewalt, Dampfwolken aufwirbelnd, die Rasenstücke empor und dann zur Seite schleuderte.

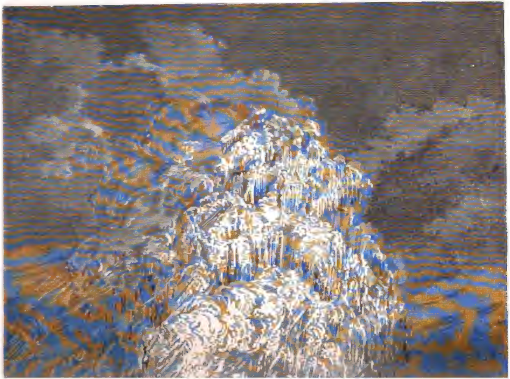
Alles ging so rasch, unerwartet und stürmisch, daß es mir nicht gelang, gleich ein scharf bestimmtes Bild aufzufassen, das ich hätte zeichnen können. Wenn ich mich nicht irre, schoß ein großer Hauptstrahl in der Mitte bolzgerade empor und warf ein Stück Rasen wirbelnd mit auf. Dampf unterbrach aber für das Auge sofort die vertikale Säule, während nach rechts und links Seitenbündel unter kleinem Winkel auseinanderzischten, Rauchwolken bildeten, über dieselben hinausfuhren und in prasselnder Cascade zu Boden stürzten. Knallend trieben indes neue Wasserstöße andere Rasenstücke in die Luft und durchschnitten den Dampf zugleich und das fallende Wasser. Das wiederholte sich etwa zehnmal unter gewaltigem Knall und Rauschen. Das Ganze kam sehr der Vorstellung nahe, welche ich mir nach Bildern von einem Geysirausbruch gemacht hatte; nur war das Wasser theilweise schmutzig. An stürmischer Wuth ließ der Ausbruch dagegen nichts zu wünschen übrig. Er gab ein sehr packendes Bild von der ungeheuren Spannkraft, die sich in diesen unterirdischen Röhren aufspeichert, und von dem seltsamen Spiel, das sie einst von selbst trieb, auch jetzt noch treibt, wenn eine längere Regenzeit die unterirdischen Kanäle stärker gespeist hat.

Was die Ursache der Erscheinung betrifft, so hat Mackenzie sie früher durch unterirdische Hohlräume, eine Art Dampfkessel, zu erklären versucht, welche, wie er meinte, fortwährend von unten mit Dampf, von oben mit Wasser gespeist würden, bis endlich der Dampf so viel Spannkraft erlangte, um das unter ihm liegende Wasser durch eine mit dem Kessel verbundene Röhre emporzutreiben. Seit den sorgfältigen Untersuchungen Bunsens im Jahre 1846 ist jedoch diese Erklärungsweise aufgegeben. Nach ihm liegt die Ursache der ziemlich regelmäßig wiederkehrenden Ausbrüche in den Temperaturverhältnissen der Wassersäule selbst, welche in der verticalen Hauptröhre der Geysire durch fortwährenden Wasserzufluß beständig erhalten wird. Die Temperatur dieser Wassersäule nimmt nach oben ab, nach unten zu; in der Mitte ungefähr nähert sich dieselbe dem gewöhnlichen Siedepunkte. Sie ist aber nicht constant, sondern, von einer Eruption zur andern, in allen Schichten beständig am Wachsen, so daß z. B. eine Schichte, welche bei der Eruption 89° C. aufwiese, zwei Stunden später auf 90° C. steigt. Unten in der Tiefe ist das Wasser weit über den gewöhnlichen Siedepunkt erhitzt, durch den Druck der auf ihm lastenden Säule jedoch am Sieden verhindert. Indem aus diesen überhitzten Schichten aber immer mehr Wärme nach den mittleren vordringt, wird hier der Druck endlich überwunden; eine Wasserschicht verwandelt sich in Dampf und dieser treibt die oberen Schichten

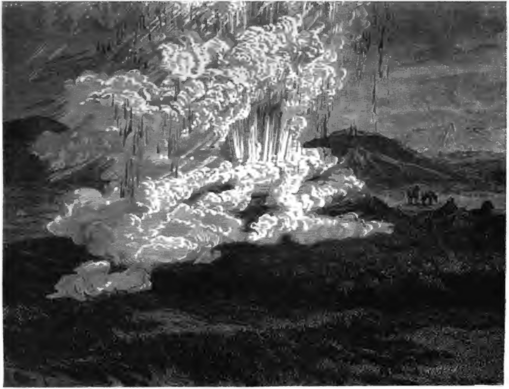
donnernd in die Höhe, die nächste tiefere Schicht wird ebenfalls des Druckes Meister und treibt, in Dampf verwandelt, einen zweiten Wasserstrahl empor, und so folgt Stoß auf Stoß, bis endlich das in der Luft abgekühlte und zurückfallende Wasser einen Ausgleich herbeiführt und die unteren Schichten nicht mehr im Stande sind, den Druck der oberen Säule sofort wieder zu überwinden. Nur nach längerer Zwischenzeit erlangen die mittleren Schichten der Röhre abermals die nöthige Temperatur, welche die Entwicklung neuen Dampfes und hiermit eine abermalige Eruption ermöglicht.

Den Ausbrüchen des Großen Geysir pflegt wiederholtes Getöse und mehrmaliges Steigen der ganzen Bassinfläche voranzugehen. „Nach einiger Zeit“, so beschreibt Sartorius von Waltershausen den Vorgang, „vernimmt man unterirdisches Donnern, das, wenn auch viel weniger laut, dem durchaus ähnlich ist, welches die Vulkane während ihrer Ausbrüche von sich geben. Die Oberfläche des Geysirkegels wird dabei in eine zitternde Bewegung versetzt. Während diese Erscheinung einige Secunden fortdauert, dann zuweilen momentan nachläßt, um um so stärker zu beginnen, schwillt das Wasser im Becken, es wird nach oben convex gewölbt und zu gleicher Zeit steigen große Dampfblasen hervor, welche an der Oberfläche zerplatzen und das siedende Wasser einige Meter emporschleudern. Darauf wird es still; dichter weißer Dampf, der schon von einem leichten Winde über die Ebene fortgetrieben wird, umhüllt für kurze Zeit das Bassin. In sehr regelmäßigen Zwischenräumen von einer Stunde und 20 bis 30 Minuten wiederholt sich dieselbe Erscheinung einen Tag und auch wohl länger ohne Unterbrechung, bis sie plötzlich einen etwas verschiedenen Charakter annimmt. Dann wird stärkeres Donnern aus der Tiefe vernommen; das Wasser schwillt im Bassin, schlägt hohe Wellen und wirbelt umher; in der Mitte erheben sich gewaltige Dampfblasen, und nach wenigen Augenblicken schießt ein Wasserstrahl, in feinen, blendend weißen Staub gelöst, in die Luft; er hat kaum eine Höhe von 80 bis 100 Fuß erreicht und seine einzelnen Perlen sind noch nicht im Zurückfallen begriffen, so folgt ein zweiter und dritter höher emporsteigender dem ersten nach. Größere und kleinere Strahlen verbreiten sich nun in allen Richtungen; einige sprühen seitwärts, kürzeren Bogen folgend, andere schießen aber senkrecht empor mit sausendem Zischen, wie die Raketen bei einem Feuerwerk; ungeheure Dampfwolken wälzen sich übereinander und verhüllen zum Theil die Wassergarbe; nur noch ein Stoß, ein dumpfer Schlag aus der Tiefe, dem ein spitziger, alle anderen an Höhe überragender Strahl, auch wohl von Steinen begleitet, nachfolgt, und die ganze Erscheinung stürzt, nachdem sie nur wenige Minuten gedauert, in sich zusammen, so wie eine phantastische Traumgestalt beim Einbrechen des Morgens.“

Der Große Geysir ist jedoch nicht mehr jugendlich spielerisch; er ist schon ältlich geworden und hat seine Schrullen. Obwohl Christian IX. von Dänemark sein Landesherr und zudem der erste König war, der ihn besuchte,



Digitized by Google



Ausbruch des Großen Geysir.

Digitized by Google

so wollte er ihm zu Ehren anno 1874 nicht springen. So hat er's schon manchen hohen Herren, Doctoren, Professoren und Rentiers gemacht. Armen Hirtenjungen und Stúlken aber gibt er ungesucht die schönsten Gratis-Vorstellungen.

Anstatt mit einer solchen erfreut zu werden, wurden wir gegen Abend mit einem feinen Nebelregen bedacht, der bald in einen höchst gemeinen Landregen überzugehen drohte. Erkältet wie ich war, so daß ich vor Heiserkeit kaum mehr reden konnte, wagte ich nicht, die voraussichtlich kalte Nacht im Zelt zu bivouakiren. Wir ritten also in strömendem Regen nach Múli zurück, wo uns die gute Mama sehr freundlich aufnahm und mit den Resten des frühern Lammsbratens bewirthete.

7. Juli.

Mein Zweck wurde völlig erreicht. Mit etwas Thee, Wärme und gutem Schlaf wich meine Erkältung, und ich konnte nun allenfalls ein Bivouak aushalten, jedenfalls ohne Sorge weiterreisen. Die Isländerin zeigte uns auf unsern Wunsch alle Räumlichkeiten ihres Gehöftes: die bei aller Einfachheit anständige Küche, eine saubere Speisekammer und einen ebenso anständigen Milchkeller, ja auch die Schlafkammer, in welcher zwei Männer noch zu Bette lagen und behaglich schnarchten.

Beim Abschied ließ P. von Geyr die gute Frau sich aus einigen Düsseldorfer Bildchen eines zum Andenken wählen: es war ein Christusbild, ein Bild des guten Hirten, eine Madonna mit dem Christkind und ein Schutzengel. Die Frau sah sich alle genau an und wählte dann sofort die Madonna. Wir waren erstaunt. P. von Geyr fragte sie, warum sie denn dieses wähle. Da erwiederte sie: „Nun, da habe ich ja beide zusammen." Als P. von Geyr nun weiter fragte, ob sie denn auch Maria verehrte, da antwortete sie ganz kindlich fromm: „Gewiß, sie ist ja die Mutter unseres lieben Herrn!" Das rührte mich sehr und bestärkte mich abermals in der Ueberzeugung, daß Hunderte und Tausende braver Menschen sehr leicht wieder katholisch werden könnten, wenn man die alten Märchen von Madonnen-Anbetung, Papst-Tyrannei u. s. w. endlich einmal fallen ließe. Aber manche können es heute noch nicht begreifen, daß das Märchen sind.

Etwas nach 10 Uhr waren wir wieder an dem Geysir. Wir hatten nichts verloren. Der Große Geysir hatte während der Nacht dreimal gebrummt und unsere Oesterreicher aus dem Zelte aufgescheucht, doch nur um sie zu täuschen. Am Morgen hatte der Kleine Geysir eine kleine Vorstellung gegeben. Eine solche sollte jedoch auch uns nicht entgehen. Während mir Herr Schiffslieutenant B. von Spanien, Irland, Norwegen, Lappland und Jan Mayen erzählte, fing der Kleine Geysir plötzlich zu springen an. Dreimal wiederholte sich das artige Schauspiel in ziemlich kurzen Zwischenpausen. Der Wasserstrahl war etwa 8 m hoch, eine herrlich glitzernde Garbe, von qualmenden Dampfwirbeln umströmt, in perlendem Staub zurückrieselnd,

wie Silber funkelnd und blitzend im hellen Sonnenlicht. Das anmuthige Spiel dauerte mehrere Minuten, so daß wir Zeit hatten, ganz in die Nähe zu laufen und da seine Wiederholung zu schauen.

Schon durch Herrn Geir Zoëga in Reykjavik hatten wir erfahren, daß ein bedeutender Wasserfall in der Nähe sei, der Gullfoß (Goldfall). Die beiden Officiere erinnerten uns wieder daran. Sie wollten denselben besuchen, auch auf die Gefahr hin, einer Eruption des Großen Geysir verlustig zu gehen. Wir folgten ihrem Beispiel und ließen nach einer halben Stunde ebenfalls satteln.

Der Ritt zu dem Wasserfall dauerte zwei Stunden. Er war sehr unangenehm, lohnte sich aber reichlich. Wir mußten über das weite Moor, welches der Tungufljót in acht Armen durchströmt. Dazu mußten wir vorher durch zwei andere Bäche reiten, welche dem Tungufljót zufließen. Einige der Wasser waren ziemlich breit und tief, die Strömung stark, der Boden wegen des Gerölles sehr uneben, so daß die Pferde keinen sichern Schritt mehr hatten. Ich dachte an den französischen Gesandten in Kopenhagen, der mir die Situation auf dem Kanapee vorgemacht hatte. Mitten im Fluß nahm sie sich doch anders aus. Alle Versuche, die Reitstiefel über Wasser zu halten, waren umsonst, wenn man in den Steigbügeln bleiben wollte. Denn selbst die Schafsfelle, die uns als Satteldecke dienten, geriethen theilweise ins Wasser. Die Pferde stolperten wiederholt, und man mußte fest in die Zügel greifen. Das war mir erst unbehaglich. Als die Geschichte sich jedoch das dritte und vierte Mal wiederholte, kam sie mir eher komisch als romantisch vor, und ich freute mich wie die Bauernjungen, wenn sie Pferde in die Schwemme reiten. Der eine der Herren Officiere wollte indes von dieser Komik nichts wissen. Sein Pferdchen war ihm mitten in starker Strömung in die Kniee gesunken, und nur mit Mühe gelang es ihm, es wieder aufzureißen. Er bekam dabei ein ziemlich kaltes Bad.

Viel unangenehmer war der Ritt über das weite Moor, in welchem die „lieben Thiere“ bis fast an die Kniee einsanken, worüber sie recht mißmuthig waren, links und rechts andere Pfade versuchten, enttäuscht auf den alten zurücktrabten und schließlich vieler Hiebe bedurften, um voranzukommen. Dafür wurden wir zweimal durch eine wirklich großartige Sicht entschädigt, die sich längere Zeit uns darbot. Die erste genossen wir auf dem Hügelrücken, welcher sich zwischen dem Tungufljót und der Hvitá hinzieht. Ueber den Hügeln im Norden ward nämlich allmählich der Lángjökull seiner ganzen Länge nach sichtbar, ein ununterbrochenes Gletscherfeld von vielen Stunden, fast horizontal, majestätisch in der Sonne schimmernd, einem riesigen Tempel gleich, auf den die nordischen Götter sich unnahbar zurückgezogen haben. Wir hatten da wirklich das Innere der Insel vor uns, die jahrtausendalten Firnen, die den Kern des Landes bilden, die furchtbare, großartige Einöde, die, obwohl gänzlich unfruchtbar und unbewohnbar, doch wegen ihrer impo-

Der Gullfoß. (Nach einer Skizze des Verfassers.)

Digitized by Google

santen Erhabenheit das Herz des isländischen Patrioten lebhafter schlagen läßt und im fernen, prächtigen Kopenhagen Heimweh einflößt.

Niemals wird die Sonne tagen,
Da ich nicht gedenke dein,
Hehre, schöne Asentochter,
Mit dem Brauthelm licht und rein,
Mit dem Schleier, zart gewoben
Aus Krystall und weißem Schnee,
Feuersglut im tiefen Busen,
Trotz der eisumwogten See!

Gigantischen Sphinxen und Pyramiden gleich ragten da und dort von dem unabsehbaren Eisfelde der Bláfell und andere gewaltige Felsberge auf, mit ihren blaugrauen, dunkeln Abhängen scharf sich abhebend von dem schimmernden Schnee — die finsteren, hünenartigen Burgwächter der Jungfrau Isafold.

Nachdem wir einige Zeit von grünen Weiden aus diese Fels- und Schneeherrlichkeit betrachtet hatten, verlor sich unser Pfad wieder in einer hügeligen Steinregion, die sich bis an die Ufer der Hvitá hinzieht. Den Fluß selbst konnten wir nicht sehen, da er hier geraume Zeit zwischen hohen, langgestreckten Felsmauern aus Tuff dahinstürmt. Eyvindr führte uns an den Abhängen der einen so hinauf, daß der untere Lauf des Flusses uns verdeckt blieb, bis wir plötzlich wie auf einen Zauberschlag den Wasserfall und den obern Lauf des Flusses vor uns hatten. Es war ein prachtvoller Anblick!

Eine Wassermasse, wohl eben so ansehnlich wie diejenige des Rheines bei Laufen, vielleicht nicht so tief, aber eher breiter, wälzte sich mit starker Strömung von Nordosten daher. Der obere Flußlauf sah fast einem kleinen See gleich. Eingezwängt zwischen kahlen, steilen Felsufern, die in burgartigen Vorsprüngen wie Coulissen in das Flußbett hereinragen, drehte sich der breite Strom in weiter Krümmung erst etwas südwärts, warf sich, von wilden Riffen unterbrochen, seiner ganzen Breite nach über eine etwa 8 bis 10 m hohe Felsterrasse hinab, beschrieb tosend wieder eine kleine Curve nach Westen hin, schoß in verstärktem Lauf über eine schwach geneigte Felsplatte weg und stürzte sich dann schäumend und rauschend in einen senkrechten Abgrund hinunter, dessen Tiefe ich von meinem Standort aus nicht bemessen konnte. Riesige Wolken von Wasserstaub wirbelten beständig aus dem Abgrund empor und umschleierten den untern Theil des Falles, während ein glänzender Regenbogen völlig kreisrund mit seinem Farbenspiel das sonst trübe, farbenarme Bild verklärte. Schön grün war nur der alpenartige Hügelabhang, auf dem wir standen; an den ferneren Hügeln war das Grün schon matt, ins Gelbliche oder Bläuliche sich abstufend, die ferneren Flußufer waren dunkelbläulich, an den schroffen Uferwänden mischten sich graue und röthliche Töne, während die gewaltigen Riffe und Felsplatten

mitten im Strome sich fast schwarz gegen den weißen Schaum und die gelblichen Fluten desselben abhoben. Durch hervorspringende Riffe sind die zwei Hauptabsätze des Falles wieder in mehrere kleine Cascaden getheilt, deren Strahlen bald auseinanderstieben, bald stürmend aufeinanderplatzen, bald nebeneinander in glattem Bogen hinuntergleiten. Der Wasserfall selbst schien mir dem Rheinfall von Schaffhausen an Größe und Schönheit wenig nachzustehen, die Zeichnung der Wassermassen reicher, der Sturz gewaltiger. Die Umgebung des Gullfoß läßt sich gar nicht damit vergleichen. Kein Wald, kein Busch, kein Schloß, keine menschlichen Wohnungen mildern die öde Felsscenerie. Nur dann und wann erfreut sich ein Hirt des großartigen Naturschauspiels; die meisten Reisenden ließen bis jetzt den Wasserfall links oder rechts liegen, um nicht das traurige Moor durchkreuzen zu müssen. Wir hielten uns indes für die kleine Strapaze reichlich belohnt, und die abenteuerliche Cavalcade durch Fluß und Moor fing an, mir wirklich Spaß zu machen.

Um 6 Uhr trafen wir wieder am Großen Geysir ein und nahmen da unser bescheidenes Mittagsmahl. Dann ließen wir das Zelt aufschlagen. Es war ein herrlicher Abend, und ein Bivouak konnte nicht schaden, ja ich freute mich fast darauf, diesen Zug des Zigeunerlebens auch einmal mitzumachen. Korkmatten hatten wir keine und wären deshalb bei Regen in schöne Verlegenheit gerathen; aber mit Reitzeug, Wolldecken und Ueberröcken konnte sich doch jeder ein nothdürftiges Lager herrichten. Da es gar nicht dunkel werden wollte, so kam fast Mitternacht heran, ehe jemand sich zu legen dachte. Wir „reizten“ den Strokkr noch einmal. Er sprang wenigstens so hoch wie gestern, unter denselben Detonationen. Dann streiften wir in dem übrigen Revier herum. Während meine Freunde noch immer an den Quellen herum botanisirten, ging ich endlich ins Zelt und wickelte mich ein. Aber o Schreck! Durch die dünne Zwischenwand des Zeltes stieß mein Kopf an etwas, das auch hart und rund wie ein Menschenschädel war, und dieses Runde musicirte ein wunderbares Baßgeigen-Solo. Es war Eyvindr. Halb ärgerlich stieß ich mit dem Kopf auf ihn los; aber das hatte nur ein plötzliches Staccato zur Folge; dann schnarchte er legato ruhig weiter. Unter zahllosen Acten von Geduld und Ergebung suchte ich einzuschlummern und war auch endlich vor Müdigkeit nahe daran; da kam P. von Geyr, legte sich neben mir nieder, hörte Eyvindrs Schnarchen, seufzte, sprang entsetzt wieder auf, bettete sein ganzes Lager um und verschaffte mir dabei so viele Anregung, daß an ein Schlafen nicht zu denken war. Als er endlich unter verzweifelten Klagen über Eyvindr sich zur Ruhe gelegt hatte, stürmte auf einer andern Seite Graf Wolfegg in das Zelt hinein. Die Komödie fing von vorne an. Eyvindr erhielt zu den bürgerlichen und freiherrlichen auch noch gräfliche Püffe, die er aber mit eherner Geduld ertrug. Seine Baßgeige spielte ruhig weiter, während wir abwechselnd ein verzweiflungs-

volles Adagio dazu knurrten. Eigentlich Nacht war es nicht, nicht einmal im Zelte, sondern nur eine tiefe Dämmerung. Dazu kam es mir etwas kalt vor. Doch duselte ich halbwach und ruhte wenigstens, als plötzlich der Geysir donnerte wie ein ferner Kanonenschuß. Graf Wolfegg sprang auf, zum Zelte hinaus, ich ihm nach. Das Getöse wiederholte sich ein paarmal. Auch die Oesterreicher sprangen aus ihrem Zelt heraus. Das Becken des Geysir dampfte stärker als sonst, das Wasser stieg auf dem ganzen Becken, wölbte sich etwas und plätscherte dann langsam durch seine gewohnten Rinnen herunter. Umsonst warteten wir eine Viertelstunde. Der Große Geysir kam nach einigen Minuten wieder völlig zur Ruhe. Noch gespenstischer nahm sich in dem dämmernden Halbdunkel die weithin dampfende Hügelfläche aus. In ihren Wirbeln und Wolken aber glaubte ich nur die mephistophelische Nase Eyvindrs zu sehen. Die furchtbaren Stabreime seiner Wagner'schen Musik lullten mich indes, als wir ins Zelt zurückgekehrt waren, in eine Art Halbschlummer. Ich werde diese Nacht am Großen Geysir nicht vergessen!

---

7. Vom Großen Geysir zur Hekla.

8. Juli.

Vom Geysir zur Hekla kann ein guter Reiter bequem in einem Tage, d. h. in etwa 13 bis 14 Stunden reiten. Das ist aber fast das Doppelte eines „Thingmannaleið", eine regelrechte Strapaze. Nach der Attischen Nacht oder Götterdämmerung, die wir unter Eyvindrs musikalischer Begleitung am Großen Geysir zugebracht, waren wir alle noch etwas müde und verlangten vor allem ein vernünftiges Quartier auf den Abend, von dem wir dann des andern Tages die Hekla ohne große Anstrengung erreichen könnten.

Schon vor 4 Uhr hatte uns der Große Geysir durch eine kräftige Detonation aufgescheucht; er begnügte sich aber, wie in der Nacht, etwa eine Spanne hoch zu steigen und das überströmende Wasser friedlich den Kegel hinabfließen zu lassen. Gegen 8 Uhr erfolgte eine ähnliche Entladung. Sigurðr hatte unterdessen die Pferde herbeigeholt, die bei Haukadalr weideten. Eines, das sich verlaufen hatte, wurde von einem Mädchen nachgebracht, das mit fliegenden Haaren, rittlings, ohne Sattel auf dem Thiere saß, eine recht derbe kleine Amazone. Wir verabschiedeten uns von den beiden Oesterreichern, welche noch einen Tag am Geysir warten wollten, und ritten hinab nach dem Tungufljót. Wir kreuzten denselben an einer andern Furt. Von den acht Armen waren vier so tief, daß das Wasser den Pferden bis über den Bauch hinaufging. Wir ritten dann am linken Ufer des Flusses hinab, ziemlich nahe an die Hvitá hinüber, die uns jedoch durch langgestreckte Felsbänke verdeckt blieb. Nach rückwärts zeigte sich wieder die lange Schneemauer des Lángjökull. Sonst war die Landschaft recht prosaisch — Moorgrund, dürftige Schafweide, Hraun, d. h. Stein- oder Sandfeld. Eine geraume Strecke galoppirte die ganze Karawane auf röthlichem Sande einher und wirbelte ungeheure Wolken auf. Schön ist diese Flußlandschaft nicht. Wir begegneten nur einigen wenigen Höfen. Um diese herum waren, wie überall, bessere Wiesen mit Steinmauern eingedämmt. Unsere „lieben Thiere" durften aber nicht in diese hinein, sondern mußten sich mit dem Moorgras begnügen, das vor den Steinwällen wuchs.

Den Thieren zu lieb wurde fast alle Stunde einmal ein kurzer Halt gemacht, den ich jeweilen benützte, um ein Stück Brevier zu beten. Der dritte Halt wurde bei Braedratunga gemacht, einem artigen Bauernhof, an dessen Wiesen die beiden Flüsse sich ziemlich nahe kommen. Man kann indes

keinen sehen. Beide sind von langen, einförmigen Felsenmauern verdeckt. Eyvindr ritt nach dem Hofe und holte den Bauer herbei, der uns ziemlich lange warten ließ, dann endlich mit angeritten kam. Die echten Isländer tragen weder Reitstiefel, Sporen, Gerte noch Peitsche. Sie ziehen zum Reiten nur eine wasserdichte Hose über ihre warmen Wollkleider und die sandalenartigen Lederstrümpfe; dann schwingen sie sich hinauf und lassen nun beständig beide Beine gegen den Leib des Pferdes schlagen, je nach dem Tempo, das sie wünschen, rascher oder langsamer. Sie können dabei eine ungeheure Raschheit entwickeln, und die Pferde gehorchen darauf fast besser, als auf Sporen und Gerte. Der kurzgewachsene Bauer, der in gestrecktem Galopp auf uns zuritt, war wie ein kleiner Centaur. Pferd und Mann schienen eins zu sein, und alles zappelte an dem Doppelwesen. Der Bauer führte uns an dem Hügel links empor, und da sahen wir bald, was er eigentlich sollte und wollte.

Zu unseren Füßen lag die Hvitá, eine stattliche Wassermasse, durch gelbe Sandbänke in dreizehn Arme getheilt, von denen die tieferen sichtlich starke Strömung hatten. Der Fluß ist auch nicht an jeder Stelle zu passiren. Deshalb mußte der Bauer mit, der die richtige Furt ganz genau kennt. Es ging einen steilen Abhang hinunter; die Pferdchen waren kaum in Rand und Band zu halten. Indem ich an das unfreiwillige Bad dachte, das der österreichische Officier im Tungufljót bekommen, wurde mir im Anblick des mächtigen Stromes schon etwas romantisch unheimlich zu Muthe. Doch kam mir jetzt auch wieder ein Stück Komik zu Hilfe. Eyvindr und Sigurðr banden nämlich sämmtliche Pferde mit Ausnahme der freien Reservegäule aneinander, jedes an den Schwanz des vorausgehenden. Eyvindr stellte sich an die Spitze, Sigurðr an den Schluß, und so ging es in den ersten Flußarm hinein. Das sah nun so drollig aus, daß ich unwillkürlich laut auflachen mußte. Bald hatte ich nur die Köpfe und Rücken der Pferde vor mir, welche nach allen Seiten hin Wasser aufspritzten. Die Packkasten geriethen zum Theil ins Wasser, und die Reiter mochten turnen wie sie wollten, das Wasser stieg an den Stiefelrohren empor. Die Ponies mußten alle Kraft einsetzen, um der Strömung standzuhalten, und mir kam es vor, als ob der Strom uns mit sich risse. In einigen Minuten war indes glücklich die erste Sandbank erreicht, und Mensch und Thier konnten sich das Wasser abschütteln. Die freien Reservegäule, die zuerst nicht ins Wasser wollten, sondern nur unter langem Winken, Zuruf und Hieben des Bauern in den Fluß tappten, hatten sich von der Strömung bedeutend weiter hinabreißen lassen und kamen schwimmend bei einer andern Sandbank an. Da hatten sie nun nichts Eiligeres zu thun, als sich in dem gelben Sande zu wälzen. Es sah urkomisch aus, wie sie auf dem Rücken lagen und gen Himmel zappelten. Umsonst wurde ihnen zugewinkt und zugeschrieen. Der Bauer mußte zu ihnen hinab und sie über die Sandbank in den zweiten

Flußarm treiben. Dreizehnmal wiederholte sich diese sonderbare Komödie. Fünf Arme des Flusses waren so tief, daß man gerade durchkommen konnte. Hätte es gestern geregnet, meinte Eyvindr, so hätten wir uns auf dem Boot übersetzen lassen müssen. Ein solches fand sich in einer kleinen Bucht des jenseitigen steilen Felsufers; der Bauer benützte es, um nach Hause zu fahren, nachdem er uns alle glücklich über den Fluß gebracht. Die anderen acht Flußarme waren seichter und hatten weniger raschen Strom; doch war das Ganze immerhin ein Abenteuer, wie ich es noch nie erlebt hatte. Ein Fehltritt des Pferdes mitten im Fluß konnte, wenn nicht gefährlich, doch höchst unangenehm werden. Man athmet doch fröhlich auf, wenn man wieder auf festem Grund und Boden ist, und ich hätte fast etwas triumphirendes Heldengefühl empfunden, wenn nicht eben mein Pferd vom Schwanze des vordern hätte losgebunden werden müssen.

Wir hatten noch etwa ein Halbstündchen die Hügel hinanzureiten, bis wir einen guten „Bóndabaer" d. h. Bauernhof trafen und unser kleines Mittagsmahl halten konnten. Da wir alle etwas von der Hvitá mit in die Stiefel bekommen, waren wir schon zufrieden, uns zu wärmen und zu trocknen. Ein junger Mann empfing uns freundlich. „Seilir!" Seid gesegnet! so lautet der Gruß an Männer, „Seilar!" an Weiber. Wir wurden in ein enges, aber ganz behagliches Stübchen geführt. Leisten, Lederrollen und Werkzeuge bedeuteten, daß es zugleich Wohn- und Arbeitszimmer eines Schusters war. Ein Paar massiver, aber gut gearbeiteter Stiefel stand eben vollendet da, zum Preise von 26 Kroner zu haben. Sie schienen musterhaft. Der Mann hatte übrigens eine Maschine. Da stand sie, ein Kind der modernen Zeit, ganz neu und schön polirt zwischen dem alten Hausrath. Kein Zweifel, der Schuster war auch ein studirter Mann. Er holte gleich einen Atlas herbei und suchte darin Köln, Württemberg und die Schweiz. Besonders schien er sich für letztere zu interessiren, der Berge wegen. In einer Ecke befand sich zwischen dem Schustergeräth ein Büchergestell, mehrere Bretter dicht gefüllt. Es befanden sich darunter die „Biskupa Sögur", das heißt zwei starke Bände urkundlicher Quellengeschichte der beiden Bisthümer Hólar und Skálholt, und Homers Odyssee in der isländischen Uebersetzung von Sveinbjörn Egilsson und Benedikt Gröndal.

Dem Beispiel des wackern Helden folgend, der auch nicht in Eilmärschen nach Ithaka fuhr, ließen wir es uns bei dem Schuster gemüthlich sein und ritten am Nachmittag bloß noch nach Hruni. Die Gegend gefiel mir hier besser. Sie hatte etwas Alpenartiges, ganz nette Wiesen zwischen dem Moorgrund im Thal und den mit Heidekraut bewachsenen Hügeln. Wäre etwas mehr Busch da gewesen, so hätte man an einzelne Partien im schottischen Hochland denken mögen. Zwischen den Hügelkuppen und längergestreckten Hügelkämmen lagerten sich kleine artige Thälchen. Flüsse hatten wir keine mehr zu passiren, außer der „Minni Laxá" — dem kleinen Salm-Fluß, einem

Nebenfluß der Hvitá, nach dem Flußübergang vom Morgen ein bloßer Spaß. Schon gegen 5 Uhr trafen wir in Hruni ein, dem Mittelpunkt der gleichnamigen Pfarrgemeinde. Die schwarzgetheerte Kirche und ein großer Hof lagen nebeneinander auf einer Hügelterrasse, die nach dem Thal der Hvitá hin freie Aussicht bot und nach Norden hin von einer Reihe steiler Hügel geschützt war. Einer derselben bot das Profil eines bärtigen Männerkopfes. Die Kirche war wie gewöhnlich; alles schwarz angestrichen, nur Fenster- und Thüreinfassungen weiß, die Fenster niedrig und eng. In einer Höhe von 8 bis 10 Fuß fing das Dach an, von einem kleinen hölzernen Dachreiter überragt. Das Gehöft war unbedingt das größte und schönste, was wir bis dahin gesehen. Ein Complex von gut gehaltenen Hütten bildete Stallungen und Schober, ein anderer das Wohnhaus, ein dritter Scheune und Vorrathsräume. Vor dem Haus lag ein Garten mit Kartoffeln und einigen Küchengemüsen. Rundum waren große Wiesen gut eingefriedigt, die Einfriedigung sauber und wohl besorgt, die Wiesen fetter und besser, als wir sie noch gesehen.

Den Pfarrer Jakob Briem, dessen in mehreren isländischen Reisebeschreibungen sehr lobend und dankbar gedacht wird, trafen wir noch am Leben. Er war aber keine so „herkulische Erscheinung", wie ihn Preyer schildert; nach dem isländischen Durchschnittsmaß immerhin ein großer, stattlicher Greis, von seinen 70 Jahren noch kaum gebeugt, ein recht freundlicher und lieber Alter. Er hat den Titel Propst (prófastr), scheint aber in Ruhestand versetzt. „Prestr" oder Pfarrer von Hruni ist wenigstens jetzt sein Sohn, ein Herr von dreißig Jahren. Er empfing uns zuerst, ziemlich bäuerlich gekleidet und etwas scheu, da wir, wie immer, als „römische Priester" angemeldet waren. Wir wurden aber über alles Erwarten gut logirt und erhielten sogar zwei Zimmer. Das eine war ganz wie ein kleiner Salon möblirt. Da war ein Sopha und ein feiner Tisch; an den Wänden hingen Familienporträts und sogar Photographien der Almannagjá, der Brúará, des Gullfoß und des Skógafoß. Die Frau Pfarrerin, aus Reykjavik gebürtig, war die Freundlichkeit und Dienstfertigkeit selbst und brachte zum Thee wenigstens ein Dutzend verschiedene Sachen und Sächelchen, mehrere Fischsorten, Schinken, Wurst, verschiedene Arten Käse, Kuchen, Bonbons, alles fein und nett servirt, wie man es in einem Stadthotel nicht besser haben könnte. Man hätte gar nicht mehr gedacht, mitten in Island zu sein. Der Pfarrer, der uns Gesellschaft leistete, thaute allmählich ein wenig auf und verlor den ersten Schrecken über die römische Invasion. Sein Vater, der Propst, kam von der eigenen Wohnung herüber, die an jene seines Sohnes angebaut war, begrüßte uns sehr freundlich und zeigte uns die Kirche. Sie war gut im Stande, sauber gehalten. Ein Gemälde des letzten Abendmahles und ein schmaler Altar erinnerte daran, daß die Lutheraner von der eucharistischen Lehre sich doch etwas mehr bewahrt haben, als die Zwinglianer und Calviner. Vom Dach herab hingen zwei Kronleuchter mit

Flitterglas. Die Stelle der Orgel vertrat ein gutes, kleines Harmonium. Das Merkwürdigste in dem Kirchlein war ein metallenes Taufbecken, deutschen Ursprungs, sicher noch aus katholischer Zeit, mit einer Darstellung der „Verkündigung Mariä" geziert. Am äußern wie am innern Rande war eine Inschrift viermal wiederholt. Die äußere hieß:

ICH · BART · GELVK ALZEIT.

Die innere lautete:

RAHE · WISKNBI.

Der Herr Propst brachte einen Band der Antiquariske Tidskrift (1846—1848; S. 167) herbei, worin die beiden Inschriften besprochen wurden; ich habe mir jedoch die Erklärung leider nicht notirt. Die erste Inschrift heißt wohl: „Ich brachte Glück allzeit"; die zweite dürfte Name und Wohnort des Künstlers bezeichnen.

In einem der beiden Zimmer, die uns angewiesen waren, traf ich zu meiner Freude das Millenialbild, das 1874 zum Andenken an Islands tausendjährigen Bestand gedruckt wurde. Das Ganze ist von einem Steinbogen umrahmt, der auf zwei Säulen ruht. In der Mitte ist ein gewaltiger Jökull über dem Meer; aus dem dunkeln Himmel glänzen die beiden Zahlen 874 und 1874. Auf dem Gipfel des Bogens thront Island, als allegorische Heldenjungfrau aufgefaßt, ihr Haar umkränzt mit Feuerflammen und Eiskrystallen. Auf ihrer rechten Schulter sitzt Odins Rabe, über ihrem Haupt flammt der Stern der nordischen Göttersage. Ihre Rechte lehnt an einem gewaltigen Schlachtschwert, die Linke trägt eine Pergamentrolle mit Runen. Unten am Berge steht eine lateinische Inschrift, die auf deutsch etwa so lauten dürfte:

Zehn Jahrhunderte hast du, siegreiche Thule, bestanden;
Mutter! gewähre dir Gott noch ein Jahrtausend dazu.
Zum Allmächtigen fleh'n wir, er möge mit Freiheit dich krönen,
Dich von Uebeln befrei'n, enden auf immer dein Leid!

Unter dieser allegorischen Darstellung ist eine kleine Karte von Island angebracht, umgeben von den mythologischen Gestalten eines Drachen, eines Riesen, eines Vogels und eines Stieres, wie sie, alter Sage zufolge, einst die Seemacht des Königs Haraldr Hárfagr von der Insel abwehrten. Um die Karte steht die erste Strophe von Bjarni Thórarensens Nationallied:

Uraltes Isafold,
Heimat, so traut und hold,
Bergkönigin:
Solang die Sonne glüht,
Meer um die Länder zieht,
Liebe im Herzen blüht,
Denkt dein mein Sinn!

Als charakteristische Vignetten befinden sich unter der Karte die vier Hauptnaturwunder Islands angedeutet; ein Schneeberg, ein Wasserfall, ein

Geysir und ein Vulkan — die beiden letzteren natürlich Geysir und Hekla. Die zugehörige isländische Inschrift sagt:

Ewig, eisumhülltes Island,
Altes, liebes Heimatland,
Bleibe uns das Wunderschauspiel,
Das dein erster Bürger fand.

Ein altes Vikingerschiff mit dem Namen Ingólfr und Thorleifr erinnert an die ersten Ansiedler; gegenüber links ist das Symbol des überwundenen Dämonenthums: eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt. — Rechts oben ist die Entdeckung Grönlands durch Eiríkr hinn Rauði (982), links diejenige Amerika's (Vinlands, 1000) angedeutet, dazwischen Harfe, Buch und Waffen. Auf Spruchbändern rundum sind 142 Namen der berühmtesten Isländer, darunter derjenige des Patrioten Jón Sigurðsson und des Geographen Björn Gunnlaugsson, verzeichnet, während über den Seitendecorationen je ein Adler schwebt, der Vogel, der nach den Sögur „viele Dinge weiß". Auch 34 Namen der ersten Kolonisten sind auf der Tafel angebracht, so daß man darauf ziemlich den ganzen Ruhm Islands beisammen hat. Nur die katholische Zeit, ihre großen Bischöfe, Civilisatoren, Geschichtschreiber, Dichter, Gelehrte, Staatsmänner, ihre Bischofssitze und Klöster, kurz das beste und schönste Blatt isländischer Geschichte ist darauf vergessen. Man sollte wirklich denken, Odins Rabe hätte das Festbild dictirt, und Fräulein Ísafold wäre heute noch ungetauft, was doch sicher nicht der Fall ist. Denn wir waren ja im Hause eines Propstes.

Wie die Landbewohner im Innern überhaupt, so machte mir auch die Pfarrfamilie von Hruni einen sehr vortheilhaften Eindruck. Es waren so schlichte, herzensgute Leute, an ein im Grunde entbehrungsreiches Leben gewöhnt, damit zufrieden, arbeitsam, still, durch Familienüberlieferung in der Uebung christlichen Glaubens erhalten. Wenn den jungen Theologen nicht in Reykjavik und Kopenhagen immer wieder von neuem eingetrichtert würde, daß Martin Luther das vergessene „Evangelium" unter der Bank hervorgezogen habe, so würde das wahre und volle Christenthum, Islands alter Glaube, bei diesem braven Volke unzweifelhaft sehr leicht Eingang finden. Alte, katholische Erinnerungen, Gebete, Andachten, Gebräuche haben sich, wenn auch nicht ungetrübt, vielerorts erhalten. So stehen z. B. im Kalender nebst den Festen des Herrn auch noch die alten Marien- und Heiligenfeste: Þrettándi (der dreizehnte, entsprechend dem englischen Twelfth Day = Epiphanie), Braeðramessa (Fest der hll. Fabian und Sebastian, 20 Jan.), Agnesarmessa (21. Jan.), Pálsmessa (25. Jan.), Kyndilmessa (Candlemass, Lichtmeß), Blasiusmessa (3. Febr.), Pjetrsmessa (22. Febr.), Jónsmessa Hólabiskups (Fest des hl. Bischofs Johann von Hólar, 3. März), Boðunardagr Maríu (Mariä Verkündigung), Magnúsmessa (Fest des hl. Magnus, Herzogs auf den Orkneys, 16. April), Krossmessa (Kreuz-

erfindung), Urbanusmessa (25. Mai), Jónsmessa (24. Juni), Pjetrsmessa ok Páls (29. Juni), þingmaríumessa (2. Juli), Margrjetarmessa (13. Juli), Ólafsmessa (Fest des hl. Olaf mit Octav, 29. Juli), Maríumessa (15. Aug.), Bartholomaeusmessa (24. Aug.), Maríumessa (8. Sept.), Krossmessa (Kreuzerhöhung), Mikjálsmessa (29. Sept.), Kalixtusmessa (14. Oct.), Gallusmessa (16. Oct.), Lúkasmessa (18. Oct.), Allra heilagra messa (1. Nov.), Allra sálna messa (2. Nov.), Marteinsmessa (11. Nov.), Nikulásmessa (6. Dec.), Maríumessa (8. Dec.), Magnúsmessa (13. Dec.), Thómasmessa (21. Dec.), þorláksmessa (Fest des hl. Thorlák, Bischofs von Skálholt 23. Dec.), Barnadagr (Kindertag, 28. Dec.), nebst vielen anderen kleineren Festen. Fest und Messe sind unzertrennlich, gleichbedeutend. Einen Altar haben sie, wenn auch kein Opfer; an Heiligenbildern nehmen sie keinen Anstoß; alte Gebete und Lieder zur Mutter Gottes vererbten sich im Schoße zahlreicher Familien. Der Protestantismus lebt von dem Gnadenbrode der Staatsbesoldung, der Gymnasial- und Universitätsbildung, der Huld und Protection der Regierung. Er hat es als Staatsinstitut möglich gemacht, daß sich das Volk drei Jahrhunderte lang willenlos dem Regiment in Kopenhagen beugte. Im Herzen des isländischen Volkes wurzelt er noch insofern, als er noch Trümmer des katholischen Lehrgebäudes, Reste seines sacramentalen Gnadenlebens erhalten hat; nach seiner negativen Seite aber insofern, als ein isolirtes, dem steten harten Kampf mit der Natur preisgegebenes Volk nothwendig ein stärkeres Unabhängigkeitsgefühl und mächtige Freiheitsliebe entwickelt. Das Märchen von einem „Tyrannen in Rom" mußte bei einem solchen Volke leichter verfangen; aber seine Wirkung beruht auf Täuschung und Unwahrheit. Würden die Isländer eine genaue Parallele anstellen zwischen dem politischen Einfluß des Papstthums von 1250—1550 und demjenigen des dänischen Cäsareopapismus von 1550—1850 auf die Zustände ihrer Insel, so müßten sie sich bald klar werden, daß jenes Märchen eben ein Märchen war: kein harmloses, wie ihre vielen Volkssagen, Riesen-, Zwerge-, Elfen-, Räuber- und Gespenstergeschichten, sondern ein sehr verhängnißvolles, weil es unter dem glänzenden Scheine und Namen von Freiheit das eigentliche Palladium der Volksfreiheit an Fremde veräußerte.

Obwohl über meinem Gastzimmer sich die Kinderstube des Pfarrhauses befand und drei junge „Clerikale" abwechselnd verschiedene Schreiübungen abhielten, so schlief ich doch infolge starker Ermüdung sehr bald ein.

9. Juli.

Am Morgen war noch Zeit, den Hof von Hruni etwas anzusehen. Das übrige Haus stand, wie immer, in einigem Contrast zu der Gaststube. Während diese in modernem Stil gehalten war, hatte sich dort noch das alte, isländische Wesen erhalten. Alles eng, dunkel, winkelig, nicht sonderlich

sauber, aber warm und behaglich. Es scheint den Isländern dabei am wohlsten zu sein. Die Oekonomie war gut organisirt. Da es an Stroh fehlt, so wird als Streu Torf gebraucht. Derselbe war in großen, dünnen Quadratstücken gestochen, ungefähr so, wie man ihn den Packgäulen als Unterlage für die Kasten auflegt. Diese Stücke wurden in einem besondern Raume getrocknet, in einem andern getrocknet aufgeschichtet, die gebrauchte Streu als Dünger verwandt. Es ist kein Zweifel, daß der isländische Boden bei etwas mehr Sorge und Wirthschaft viel mehr leisten könnte, als er es jetzt thut, und daß durch Herstellung von mehr und besseren Ställen sowohl Viehzucht als Schafzucht sich heben müßte. In dieser Hinsicht gab der Pfarrer von Hruni seinen Pfarrangehörigen sicherlich ein gutes Beispiel.

Als wir gegen halb 9 Uhr aufbrachen, kam die ganze Familie, der Herr Propst, der Herr Pfarrer und seine Frau, die Kinder, selbst Knechte und Mägde zum Haus heraus, um uns Lebewohl zu sagen, ganz patriarchalisch gemüthlich. Eyvindr hatte am Abend Regen prophezeit; aber zum Glück traf seine Voraussage nicht ein. Die fernen Berge waren zwar etwas bewölkt, aber der Himmel sonst hell, die Luft frisch, und es ritt sich ganz angenehm Hügel auf, Hügel ab, an langen Kämmen hin und dann wieder in ein Thälchen hinab, durch eine alpenartige Gegend. Die Laxá, welche wir passiren mußten, war tief und reißend, ein helles Bergwasser, doch bald durchritten. Von der Laxá ging es nach der kleineren Kálfá hinüber, die schon zum Flußgebiet der Thjórsá gehört, dem andern Hauptstrom der südlichen Insel. In etwa fünf Stunden erreichten wir diesen stattlichen Strom, der ziemlich in der Mitte von Island — zwischen dem Arnarfells-Jökull und dem Tungnafells-Jökull — entspringt und, durch viele Nebenflüsse aus dem Norden verstärkt, hier wohl so breit ist, wie der Rhein bei Mainz. Da er sich nicht in Arme spaltet, wie die Hvitá, sondern seine eiskalten Wogen in einem einzigen tiefen Bett dahinwälzt, so hatte das Reiten hier ein Ziel: wir mußten die Fähre von Thjórsárholt aufsuchen und uns in einem Boot hinüberrudern lassen.

Time is money, dieses Schibboleth unserer gelddurstigen Cultur, ist den Isländern, wie allen gemüthlichen Naturkindern, noch ein unbekannter Grundsatz, und es hat etwas wahrhaft Beruhigendes und Heiteres, sie in ihrem unzerstörbaren Frieden zu beobachten. Als wir bei dem weitläufigen Hofe anlangten, der die Fähre beherrscht, kamen erst Männer, Weiber und Kinder heraus, um uns anzusehen. Dann hatten unsere beiden Führer ihre Fraubasereien mit ihnen, das einzige gesellige Vergnügen, das ihnen außer unseren ermüdenden Fragen zu Gebote stand. Dann wurden Ruder und Stricke herbeigeholt, und endlich trollte man an die Fähre hinab. Dort mußten alle Pferde ausgeschirrt, Kasten und Pferdegeschirr in das Boot geladen werden. All das geschah in ungetrübter Behäbigkeit. Ich hatte bequeme Zeit, mir eine kleine Skizze der Flußlandschaft zu entwerfen. Das

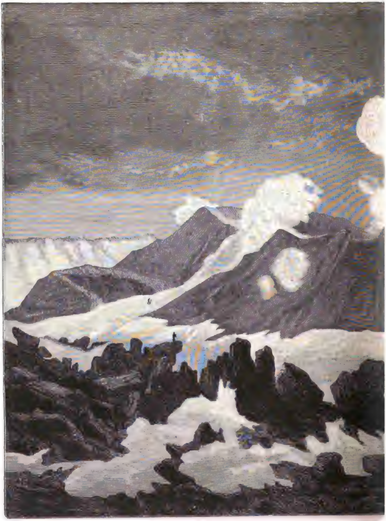
rechte Flußufer entlang liefen oben langgestreckte Trapphügel, steil nach dem Flusse abfallend, mächtigen Bastionen vergleichbar, nach unten verliefen sich die Hügel in Moorland. Gegenüber am linken Ufer lagen weite Sand- und Steinwüsten, mit ihrem gelben Rand scharf abstechend von den eisengrauen Wogen des mächtigen Flusses. Weiterhin erhoben sich kahle, graue Hügelrücken in langen Horizontallinien hintereinander. Ueber ihnen starrte gigantisch die ungeheure stumpfe Schneepyramide des Eyjafjalla-Jökull — alles Eis und Schnee, nur da und dort von schwarzen Felslinien durchzogen, viel breiter als der Snaefell, ein prächtiger Titane. Durch ihn erhält die Flußlandschaft eine anziehende, melancholische Erhabenheit.

Die Ueberfahrt hatte ein ganz anderes Gepräge, als die gestrige über die Hvitá. Die Thjórsá ist ein wirklich großer, gewaltiger Strom. Unsere Bootsleute mußten tüchtig arbeiten, um dem Andrang seiner Wellen zu widerstehen. Zwischen Kisten und Sattelzeug bildeten wir eine sehr drollige Gruppe. Das Lustigste an der Geschichte waren aber die „lieben Thiere“, die sämmtlich hinüberschwimmen mußten. Erst unter ungeheurem Halloh und Gescheuche entschlossen sie sich endlich, ins Wasser zu gehen. Ein Theil kehrte wieder um, schüttelte und wälzte sich. Sie mußten schließlich förmlich hineingejagt werden. Der Strom trieb sie weit von unserm Boote hinab. In bedeutenden Entfernungen tanzten die vierzehn Köpfe nach dem andern Ufer hin. Dort ging nun die alte Komödie los; denn die Gelegenheit war günstig. Eine gute Weile zappelte die ganze Gesellschaft auf dem Rücken im gelben Ufersande und strolchte dann langsam zu uns herüber, unterwegs nach Futter suchend. Ueber eine Viertelstunde verging, bis wir wieder aufsitzen konnten. Die Thierchen waren abscheulich schmutzig; mein Schimmel war ganz gelb geworden. Doch Striegel und Bürste sind unbekannt; der nächste Bach mag sie waschen. Mittagsrast machten wir nach mehr als fünfstündigem Ritt in Fellsmúli am Skarðsfjall. Durch einen stockdunkeln kleinen Gang führte uns der Bauer in die beste Stube, die er hatte, die zugleich Wohn-, Kinder- und Schlafstube war. Unter dem nach beiden Seiten sich abdachenden First waren vier Bettalkoven, zwei auf jeder Seite, so daß zwischen den beiden hinteren gerade noch ein kleiner Tisch Platz hatte, den wir, auf den Betten sitzend, zu unserer Mahlzeit benützen konnten. Ein kleines Giebelfenster erleuchtete den ärmlichen Raum. An dem dritten Bett saß, in Ermangelung der unnöthigen Stühle, die Hausfrau und ihre Schwester, ein erwachsenes Mädchen, und wiegten abwechselnd ein kleines Kind. An dem vierten Bett gegenüber stand ein Mädchen von 4 bis 5 Jahren und spielte mit zwei kleinen Kätzchen, welche die alte Katze, freundlich spinnend, behütete. Zwischen diesem und dem nächsten Bett war auf einem Holzgestell eine große Stockuhr angebracht, wie es schien ganz neu, mit wohllackirtem Gehäuse, das Prachtstück der Stube. Denn Alkoven, Tisch und alles war sonst von rohem Holz. Darunter lagen etliche alte Erbauungs- und Unter-

haltungsbücher, ganz abgebraucht und zerlesen. An der noch freien Hinterwand der Stube hingen Kleider und Hausrath in buntestem Wirrsal, wohl die halbe Garderobe der Familie. Wie mag es da während des langen Winters sein, wenn der Schnee vom Hekla und Eyjafjalla herniedersteigt bis an die Thjórsá, wenn die Tage kaum 4 bis 5 Stunden lang sind, und man vor Schnee kaum zur Kirche reiten kann, wenn die Stockfischbündel in den Vorrathskammern zu Ende gehen und es draußen noch immer nicht grün werden will? Der kälteste Monat ist in ganz Island der März; die Durchschnittstemperatur dieses Monats ist an der Westküste (Stykkishólmr) — 2,8° C.; hier im Thale der Thjórsá mag sie zwischen Null und — 3° liegen. Im Juli, dem wärmsten Monat, steigt sie zu + 9 bis 10° C. Die Durchschnittstemperatur des ganzen Jahres wird zwischen + 4 bis + 5° C. betragen. Darauf sind diese Häuschen eingerichtet. Brennholz und Kohlen hat man nicht; Torf und Reisig reichen knapp aus, um eine kümmerliche Heizung zu Stande zu bringen. Die Luft ist in diesen Stübchen dann nicht ambrosisch; die Reinlichkeit muß unter der Sorge für die Wärme leiden. Von dem civilisirten Firlefanz großstädtischer Arbeiterwohnungen ist da nichts zu finden. Aber die Leute sind unzweifelhaft viel glücklicher und zufriedener, schlichter und frömmer, als durchschnittlich die Arbeiterwelt der continentalen Fabrikstädte. Der Bauer ist sein eigener Herr; die Bäuerinnen sind zwar keine Putzmacherinnen, aber gewöhnt, ihre Kinder selbst in allem Nöthigen zu unterrichten. Die größeren Kinder sind die Stütze ihrer Eltern. Knechte und Mägde sind keine Heloten, sondern rechnen mit zur Familie. So herrscht in diesen einsamen Gehöften noch die Gemüthlichkeit der guten alten Zeit, freilich nicht ohne die Schattenseiten, welche ein so ungünstiges Klima, Armuth und Mangel an Verkehr nothwendig mit sich bringen.

Unsere Mahlzeit, etwas Suppe und Rindfleisch, lieferte der Inhalt einer Blechbüchse. Was davon übrig war, gaben wir den Leuten, welche die größte Freude darüber bezeigten. Der Vater gab gleich der Mutter davon und diese den Kindern und die Kinder den Katzen. Der Bauer führte uns darauf zu zwei merkwürdigen Höhlen, von welchen die eine als Milchkeller, die andere als Schafstall diente. Zu der ersteren mußte man durch ein enges Felsloch hineinkriechen, das sich ganz nahe am Gehöfte befand; dann öffnete sich eine weite Halle, von oben durch ein rundes natürliches Steinrohr erleuchtet, ganz von derselben Gestaltung wie der Strokkr. Unwillkürlich kam mir der Gedanke, daß wir uns in dem unterirdischen Wasserreservoir einer frühern warmen Quelle befänden, die einst, ähnlich siedend und springend, wie der Strokkr, durch ein Erdbeben oder andere vulkanische Umwälzungen von seinen weiten Verzweigungen und Zuflüssen abgeschnitten wurde. Wir untersuchten den kleinen Krater auch oben; der wulstige Rand sah ganz wie der des Strokkr aus.

Den Nachmittag begnügten wir uns mit einem Ritt von guten drei Stunden. Wir hatten die Hekla jetzt ihrer ganzen Länge nach vor uns und nichts mehr dazwischen, als das breite Flachland, das sich von der Thjórsá zu der Vestri-Rángá hin ausdehnt und das mehr als einmal von dem Aschenregen des Vulkans überschüttet worden ist. Am Fuße des Skards-fjall liegen bis Skard noch gute Wiesen. Dann aber gelangten wir in eine förmliche Steppe, erst Steinfeld, dann Sandfeld, dann wieder Steinfeld, zum Theil mit Sand überschüttet. Wir kamen an mehrere halbzerstörte Höfe. Wie Eyvindr berichtete, hatten die Bewohner wegziehen müssen, weil die von Nordost daherstürmenden Sandwirbel ihnen die Wiesen verdarben und die Wohnung unausstehlich machten. Die Ruinen starrten uns überaus traurig an. Wir waren nicht viel weiter gekommen, da erhielten wir selbst eine Probe des verheerenden Naturschauspieles, das die armen Leute aus ihrem Heim vertrieben hatte. Haushohe Staub- und Sandwolken, röthlich gelb, wie die Wolken eines ungeheuren Brandes, wirbelte der Wind langsam über die Flußebene dahin. Sie kamen auf uns zu und mischten sich bald mit den Staubwirbeln, die unsere Karawane aufwühlte. Man mußte den Mund schließen und die Kappe bestmöglichst über die Augen herabdrücken. Obwohl wir einen wackern Galopp anschlugen, dauerte der Steppenritt wohl eine halbe Stunde, und wir wurden ganz mit feinem Lavastaub überschüttet. Ich meinte, in der Tatarei zu sein, als wir so über die Ebene dahinsausten. Die sandige Tatarei verwandelte sich indes bald in die steinige Tatarei, auf welcher es sich nicht mehr so angenehm ritt. Man erhielt einen Puff um den andern. Schließlich fand aber auch das sein Ende. Wir erreichten die schönen Wiesen an der Vestri-Rángá, die durch die Vorberge der Hekla vor dem Sandsturm geschützt sind. Da lag ziemlich nahe am Fluß der Hof Galtalaekr, wo wir Rast halten sollten. Daß wir gerade hierher geführt wurden, war, wie sich nachher herausstellte, ein diplomatischer Streich Eyvindrs, der mit den Leuten sehr gut bekannt, wenn nicht verwandt war. Graf Wolfegg hatte ihm angedeutet, daß er wohl einen netten Pony zu kaufen und mitzunehmen gedächte, und da nun die Leute in Galtalaekr mit Pferden handelten, so wollte er hier den Handel einfädeln. Wir standen uns dabei besser, als wenn wir noch über den Fluß nach Naefrholt geritten wären, das hart unten an einer Berghalde der Hekla liegt. Ein rechtes Mausloch! In Galtalaekr dagegen hatten wir nicht bloß die Hekla und ihre Vorberge der ganzen Länge nach vor uns, sondern auch freie Aussicht über das weite Thal hin. Nach Nordosten, hart an der Thjórsá, steht der Burfell, eine schwerfällige, abgestumpfte Felspyramide; südlich davon zieht sich die Vestri-Rángá entlang eine zackige Kette niederer Lavahügel, hinter welchen die Hekla als breiter, langgestreckter Rücken emporragt, weit herab mit Schnee bedeckt, dessen kleinere und größere Felder durch schwarze Felslinien begrenzt werden. Gegenüber, nach Nordwesten, hat man



Die Hekla. (Nach

Digitized by Google

Noël Nougaret.)

Digitized by Google

die Hügel bei Hruni, von denen wir herkamen, dazwischen die große Sandsteppe, nach beiden Seiten von Wiesenland begrenzt. Unfern von dem Gehöfte trafen wir ein allerliebstes Plätzchen. Zwischen gutbewachsenen Hügelvorsprüngen bildete die Vestri-Rángá einen kleinen Wasserfall. Eine kleine Insel im Fluß und das jenseitige Ufer war mit isländischem Wald bestanden, dahinter die Lavahügel und dann der Schnee der Hekla, über die ein großer Wolkenmantel herabwallte. Die untergehende Sonne brachte ein lange andauerndes, prächtiges Farbenspiel hervor. Das Grün des Ufers ward tief und kräftig, die wilden Hügelklippen erglänzten in röthlichem Licht; zarte Rosawölkchen schwebten um die Schneefelder des alten Vulkans, während mächtige weiße Wolkenballen sich langsam in der Abendröthe verklärten und lange Streifen, golden und röthlich angehaucht, in dem strahlenden Himmel verliefen. Dazu alles weihevoll still; nur der Wasserfall rauschte sein Abendlied, ein Bild des tiefsten Friedens.

Und doch, welche furchtbaren Erdrevolutionen haben sich innerhalb der letzten acht Jahrhunderte an dieser Stätte vollzogen! Nach Thorvaldr Thoroddsen sind seit 1104 nicht weniger als 18 Ausbrüche des Hekla geschichtlich bestätigt. Preyer und Zirckel, welche noch einige in der Nachbarschaft hinzurechnen, gelangen zu der Zahl 26. Keine achtzig, oft keine zwanzig Jahre vergingen, ohne daß die Kräfte der Tiefe die ganze Umgegend erschütterten und der Berg wochen- und monatelang riesige Feuersäulen gen Himmel und verheerende Lavaströme zu Thale sandte. Im Jahre 1300 schien der ganze Berg entzwei zu bersten, und die Asche drang über ganz Nordisland hin; 1510 wurden Lavastücke westlich bis zu dem Bischofssitze Skálholt geschleudert; 1597 öffneten sich auf einmal 18 Krater, und die halbe Insel ward mit dem Aschenregen bedeckt; 1766 wurden fünf weit auseinanderliegende Gehöfte zerstört; bei dem letzten Ausbruch im Jahre 1845 erreichte die Feuersäule nach der Berechnung des Geographen Gunlaugson eine Höhe von 1200 bis 2500 m, die Asche wurde vom Winde bis zu den Shetlands- und Orkney-Inseln getrieben. Daß das Innere des Berges noch nicht zu völliger Ruhe gelangt ist, beweisen die kleineren Ausbrüche, die 1878 nordöstlich vom Hekla, in einem öden und verlassenen Landstrich stattfanden.

Gewaltigen Schaden richtete der vorletzte Ausbruch, im Jahre 1766, an, nachdem Island schon zuvor durch andere Vulkanausbrüche, Krankheiten und Viehseuche furchtbar heimgesucht worden war. Die Eruption der Kötlugjá (Katla) 1755 wirkte unmittelbar und durch Ueberschwemmungen so verheerend, daß 50 Bauernhöfe aufgegeben werden mußten. Da, in der Nacht vom 2. auf den 3. April 1766, nach einem erträglich milden Winter, erschütterte plötzlich ein Erdbeben die ganze Umgegend. Gegen 3½ Uhr morgens stieg unter ungeheurem Getöse eine gewaltige, schwarze Sandsäule am Gipfel des Berges auf und warf glühende Steine und Feuergarben in

die Lüfte. Bimssteine von 3 Ellen Umfang wurden 2 bis 3 Meilen weit geschleudert; magnetische Steine, von denen einer über 7 Pfund schwer, flogen 3 Meilen weit aus dem Krater und schlugen so tief in den gefrorenen Boden, daß man sie nur mit Hebestangen herausbrechen konnte. Noch im Laufe des Vormittags bedeckte der Aschenregen auf 30 Meilen nach Nordwesten hin alle Vegetation mit handhohem Sande. Zum Glück wandte sich der Wind am Mittag nach Nordosten hin; sonst würde die Thalfläche der Thjórsá und alles umliegende Land, gleich anderen einst fruchtbaren Theilen Islands, vielleicht in eine trostlose Wüste verwandelt worden sein.

Der breite Fluß wurde so von Bimssteinen überschüttet, daß man ihn an den Ufern kaum mehr zu unterscheiden vermochte, und selbst das Meer war auf eine Weite von 30 Meilen so davon bedeckt, daß die Fischernachen sich nur mit Mühe durchkämpfen konnten. Der kleinere Fluß Vestri-Rángá, an dessen Fall wir so gemüthlich saßen, wurde durch Steine und Asche völlig von seinem Laufe abgelenkt und ergoß sich als Ueberschwemmungsflut über die Wiesenflächen des Thales. Fünf Höfe wurden zerstört und weite Strecken von Wiesen und sogenanntem Wald verwüstet. Die unheimliche Finsterniß, welche der Ausbruch bewirkte, erstreckte sich nach Finnr Jónssons Bericht über das ganze Nordland. Bei Thingeyrar, dem einstigen Benediktinerstift, 31 Meilen von der Hekla, war bei Tage ein weißes Blatt Papier von einem schwarzen nicht zu unterscheiden. An dem vormaligen Bischofssitze Hólar, noch zwei Meilen weiter, wollten Leute zwischen dem Sandregen die Sterne flimmern gesehen haben. Im Bezirk Skagafjördr herrschte völlig nächtliches Dunkel. Am 9. April erfolgte ein neuer, gewaltiger Ausbruch: zwei mächtige Feuersäulen loderten gen Himmel, vier Krater öffneten sich, zwei davon wälzten Lavaströme den Berg hinunter, der dritte entlud siedend heißes Wasser, der vierte schleuderte Sand, Asche, Feuer und glühende Steine aus. Am 21. April wurde die Feuersäule auf 5000 m Höhe geschätzt. Dann ruhte das gewaltige Feuerwerk bis zum 18. Mai. Am 31. Mai öffnete sich ein fünfter Krater. Im ganzen fanden von Anfang April bis zum 5. Juli 24 größere Ausbrüche statt, immer unter furchtbarem Donner und Getöse. Eine Menge Schafe und Rindvieh starben Hungers, weil die Weiden weit um den Vulkan herum verschüttet waren. Die Fische, die bereits zum Laichen die Flüsse heraufgekommen waren, gingen meist zu Grunde. Zum allgemeinen Jammer gesellte sich noch eine Art Skorbut, der unter den Einwohnern große Sterblichkeit herbeiführte.

Im Herbst 1845 waren die Schafheerden, welche man bis in die verlassensten Bergesöden und an die Grenze des ewigen Schnees hinauf weiden läßt, noch nicht eingetrieben, als am 2. September morgens 9 Uhr ein gewaltiger Knall eine neue Eruptionsperiode der Hekla eröffnete. Dieselbe richtete nicht so viel Unheil an, wie jene von 1766, dauerte aber viel länger,

bis in die Mitte des folgenden Jahres hinein. Der Stein- und Aschenregen des ersten Ausbruches wandte sich diesmal der Südküste zu. Um 11 Uhr begann ein dichter Hagelschauer von gelbgrauen Lapilli von der Größe mittlerer Hagelkörner. Zugleich trat eine schreckenerregende Finsterniß ein. Gegen Mittag wurde es so finster wie in einer sternenlosen Winternacht. Man sah keinen Schritt weit vor sich. In den Hütten mußte man Licht anzünden, und die Leute, die auf dem Felde waren, konnten ihren Heimweg nicht mehr finden. Erst nach einer Stunde begann es wieder zu tagen. Weithin war die Erde einen halben Zoll hoch mit schwärzlichem Gries bedeckt; dann folgte ein Regen von schwarzem und stahlgrauem Sand, der fein, aber schwer war, und endlich eine ganz feine, schwarze Asche. Dieser Sandregen hielt bis zum folgenden Tage an. Am 3. September stand das neue Aschenlager meilenweit anderthalb Zoll hoch. Ein Lavastrom brach schon in den ersten Tagen der Eruption an dem südwestlichen Gehänge des Berges hervor, schritt aber langsam voran und erreichte erst Anfangs October die Nähe des Gehöftes Naefrholt. Schutt und Felstrümmer vor sich herschiebend, dehnte sich die dickflüssige Masse auf eine Breite von etwa zwei Meilen aus. Die Höhe des Stromes wurde oben am Berge auf 25 m, unten auf größere Entfernung noch auf 12—16 m geschätzt. Nach etwa einer Woche begann die Oberfläche zu erkalten und eine feste Kruste anzusetzen; doch schien überall noch das rothglühende Innere durch und brach wiederholt die noch schwache Rinde. Die Hitze war so groß, daß man dem Strom auf zehn bis zwölf Schritte nicht nahen konnte, ohne das Gesicht zu bedecken. Bei Tage sah die feuerflüssige Masse schwarzblau aus, bei Nacht leuchtete sie wie glühendes Metall. Eisenstangen, die man hineinsteckte, wurden in wenigen Minuten rothglühend, und dichte Dämpfe qualmten beständig in die kältere Luft empor. Heftigere und minder heftige Ausbrüche wiederholten sich in den folgenden Wochen. Am 19. October setzte sich zuerst wieder Schnee an der Spitze des Berges fest. Die Eruptionen dauerten indes bis in das folgende Jahr fort, im ganzen sieben Monate. Am 6. April erhob sich die Aschensäule zum letztenmal; einige Tage später begann das neue Steinfeld unten am Krater sich mit Schnee zu bedecken. Der Lavastrom ergoß sich diesmal nur über unfruchtbare Gebiete. Aschen- und Steinregen verheerten zwar ansehnliche Strecken rund um den Berg, so daß wegen Mangel an Futter viele Schafe umkamen; aber ganze Landestheile wurden von der Verwüstung nicht betroffen. Auf die Bevölkerung übte indes auch dieser Ausbruch eine schreckhafte, drückende Wirkung aus. Die spärlichen Weideplätze auszunützen, die zwischen den Sandsteppen, Steinfeldern, Lavaströmen und Felstrümmern sich kümmerlich erhalten haben, erfordert die naive Genügsamkeit und den standhaften Gleichmuth kräftiger Naturkinder, welche ihre Versicherung gegen Lebens- und Feuersgefahr dem lieben Gott anheimstellen.

10. Juli.

Wir waren in Galtalaekr ziemlich eng logirt. Neben einem wirklichen Bett, etlichen buntbemalten Familientruhen und unsern Pferdekasten blieb für zwei andere improvisirte Betten gerade nach Raum, aber dann war auch alles vollgepfropft. Graf Wolfegg und ich schliefen indes gut und konnten mit frischer Kraft zu unserer Bergtour ausrücken; P. von Geyr fühlte sich zwar sehr erschöpft und unwohl — er hatte während der Nacht kaum ein Auge zugethan —, aber aus freundschaftlicher Rücksicht für uns entschloß er sich, mitzukommen. Da ich nichts davon wußte, daß schon Madame Ida Pfeiffer und manch' andere Damen auf die Hekla geritten sind, so hatte die Bergtour noch immer den Reiz eines kleinen Abenteuers. Ich träumte von Feuer und Schnee, Abgründen und Kratern, und wenn auch der Berg offenbar viel niedriger war, als ich mir vorgestellt hatte, so hatte doch seine Einsamkeit eine eigenartige Größe. Ein junger Bursche des Gehöftes bot sich als Hekla-Führer an, und da Eyvindr den Berg nicht kannte, nahmen wir ihn an, und bald commandirte er uns auf einem prächtigen isabellenfarbigen Wallachen. Der Weg war allerliebst. Wiesen bis fast an den Fluß. Die Schafe waren noch in Hürden, als wir vorbeiritten. Die Vestri-Rángá, so oft von den Ausbrüchen des Vulkans verschüttet oder so erhitzt, daß die Fische darin zu Grunde gingen, war eiskalt. Tief, hell und wasserreich, bei starkem Gefäll, machte sie sich wie ein munterer Bergfluß. Das jenseitige Ufer war mit Wald bestanden; der Weg schlängelte sich zwischen mächtigen Felstrümmern hin, um welche sich eine ungewöhnlich kräftige Vegetation entwickelt hatte. Ueber Moor und Weiden gelangten wir zu dem Hofe Naefrholt, der im Jahre 1846 wegen der drohenden Nähe des Lavastroms verlassen worden war, jetzt jedoch längst wieder bewohnt ist. Der Führer sprengte zu dem Hofe, holte uns aber rasch wieder ein und wies uns einen breiten, steilen Hügel hinan, der fast wie ein Stück Alpe aussah. Es war etwa 8 Uhr, ein prächtiger Morgen. Die Aussicht nach dem Thale wurde uns bald durch jene lange Reihe von Hügelzacken versperrt, die sich vom Thale wie eine Art Vormauer des Berges ausnimmt. Hinter derselben, am Rinnsal eines kleinen Bergbaches, ritten wir über eine Stunde in sanfter Steigung die Hügelkette hinan, die dem Hauptberge parallel, von Südwest nach Nordost läuft. Einzelne Felspartien, besonders oben, waren ganz lieblich und malerisch, die Tour mehr Erholung als Anstrengung. An den Felsen walteten röthliche Töne vor; an ihrem Fuß und an den Klüften hinaus sproßten noch immer Gras und Gebüsch. Durch einen kleinen Engpaß gelangten wir in eine fast kreisrunde Thalmulde, die wohl 2 km Durchmesser haben mochte. Am Ende derselben wurde, der Pferde wegen, ein längerer Halt gemacht. Denn es wuchs hier noch schönes Gras zwischen Heidekraut, Rauschbeeren und Gebüsch, namentlich zwei Arten kleiner Weiden. Die eine war graugrün, die andere aber hatte

ein sehr fettes, volles Grün und zierliche Blättchen, die sich wie Myrtensträußchen ausnahmen. Nachdem wir an dieser freundlichen Oase gerastet, änderte sich nun aber die Scenerie. Nur vereinzelte Flecke von Zwerggebüsch, höchstens ein paar Zoll hoch, zeigten sich noch wie Teppichbeete in weiten, steilansteigenden Sandflächen, während lange Felsmauern völlig schwarzer, knorriger Schlacken zeitweilig zu kleinen, engen Hohlwegen zusammenrückten, dann wieder in weiteren Abständen phantastisch das Sandfeld begrenzten. Eine kleine Weidenart (Salix herbacea) ist die einzige Pflanze, welche zwischen diesem Lavageröll noch Nahrung zu finden vermag. Sie war eben in der Blüte. Sonst kein Mensch, kein Thier, keine Pflanze, kein fröhlicher Bach mehr. Kein Laut stört die feierliche Stille. So gelangt man zu dem ersten Hauptjoch des langgestreckten Berges, der sich in plumpen Felsmassen immer höher aufthürmt, bis seine blendenden Schneelager endlich in den Wolken verschwinden. Da lag denn die trostloseste Wüste vor uns, die ich noch je in meinem Leben gesehen. Ueber eine Stunde weit nichts als Sand und Trümmer. Alles grau in grau, eingerahmt von blendender Schneefläche und schwarzen Felslinien, diese in der Nähe wohl bizarr, gespenstisch, auf einige Entfernung eintönig, starr und todt. Auch die Sicht nach dem Thale hin ist farblos und öde.

Anstrengend war der Ritt nicht; die Steigung war eine mäßige, und die Pferdchen wußten sich zwischen dem Geröll immer einen erträglichen Weg zu finden. Erst an einer schneebedeckten Halde mußten wir absitzen und die Thiere über den Schnee hinaufführen. Sie belohnten uns diese Artigkeit dadurch, daß sie uns noch über einen breiten Sattel trugen, der schneefrei war, aber auf dem uns bereits kalte Schneeluft entgegenwehte. Hohe Schlackenmauern und Steinhaufen, meist völlig schwarz, setzten hier dem mehr als $3^1/_2$stündigen Ritt ein Ziel. Die Pferde wurden im Kreise aneinander gekoppelt, jedes an den Schwanz des andern, und da standen sie, ohne Futter, in der größten Gemüthsruhe ein paar Stunden lang.

Während wir uns an den seltsam gestalteten Felsen einige Ruhe gönnten, Sigurdr sich mit den Pferden beschäftigte, verschwand der „Hekla-Führer“ plötzlich, ohne ein Wort zu sagen. Graf Wolfegg hatte es bemerkt und war ihm gleich gefolgt. P. von Geyr fühlte sich so unwohl, daß er den Aufstieg nicht wagte. Während ich ihn zu bereden suchte, mitzukommen, verstrich einige Zeit. Unterdessen war der Führer weg und wurde erst nach zehn Minuten auf einem höher gelegenen Schneefeld wieder sichtbar. Von da hinauf war nämlich so ziemlich der ganze Bergrücken mit Schnee bedeckt. Doch durchzogen am untern Theile schwarze Schlackenmauern das Feld in verschiedenen Richtungen und theilten es in kleinere Felder der verschiedensten Gestalt ein. Der blendende Schnee und die diabolisch-schwarze Masse bildeten den schreiendsten Contrast. Erst weiter oben öffnete sich ein großes, ununterbrochenes Schneefeld bis zum Gipfel hinauf. Ich wollte mit Sigurdr

nacheilen. Aber in den schweren Reitstiefeln war das keine leichte Sache. Jetzt mußten wir über die Schlackenhaufen klettern, die voller Löcher waren und bei festem Schritt nachgaben; jetzt kam wieder ein Stück Schnee, das zwar fest genug war, um einen nicht ganz einsinken zu lassen, aber doch noch so weich, daß das Gehen recht beschwerlich wurde. Von diesen Schlackenhügeln aus schien der Gipfel aus drei breiten Kuppen zu bestehen, deren Calotten oben schneefrei waren, während die Abhänge nach Norden hin ein weites Schneegefild überdeckte. Zu unserer großen Freude zertheilte sich der Wolkenmantel, von dem der Berg seinen Namen hat und der sich den ganzen Morgen darüber gelagert hatte. Ein kalter Wind strich über den Berg hin, und die Sonne, welche blendend auf dem Schnee glitzerte, vermochte nur wenig Wärme zu spenden. Als wir höher gestiegen waren, traten die beiden äußeren Kuppen zurück; über den Schneefeldern der mittleren aber zeichneten sich deutlich drei Spitzen ab, so gestellt, daß sie eine Vertiefung, einen Krater, zu umschließen schienen. Hiermit mögen vielleicht die drei Spitzen gemeint sein, die in mehreren Reisebeschreibungen erwähnt werden. Von dem Thale aus zeigten sich am folgenden Morgen deutlich acht verhältnißmäßig kleine, dunkle Spitzen über dem breiten, weißen Mantel.

Da der Führer aus Galtalaekr statt schwerer Reitstiefel nur leichte Lederstrümpfe anhatte, so gewann er uns bald einen weiten Vorsprung ab und tanzte die Schneefläche hinauf, als ob es ebener Boden wäre. Die Schildkröte ließ sich indes von dem Hasen nicht verblüffen, sondern kroch ihm geduldig nach. Der Weg hinauf nahm starke anderthalb Stunden in Anspruch, an sich eine Kleinigkeit, aber wegen des beständigen Nachsinkens und Zurückrutschens schließlich doch eine Strapaze.

Die Höhe der Hekla wird bekanntlich sehr verschieden angegeben, von einigen auf 1603 m, von Paykull auf 1559 m, von Thoroddsen auf 1556 m, von dem norwegischen Geologen Kjerulf auf 1432 m. Sie wird also jedenfalls 150 m, vielleicht 300 m niedriger sein als der Rigi, etwa 300 m höher als der Vesuv (1200), aber um die Hälfte niedriger als der Aetna (3313, n. a. 3369). In Island selbst übertreffen sie an Höhe der Öraefa-Jökull (1959 m), der Snaefells-Jökull (1823 m), der Eyafjalla-Jökull (1706 m) und der Herdubreid (1660 m). Wenn Captain Burton deshalb die Hekla einen Humbug, einen Schwindel nennt, so trifft dieser Vorwurf wohl ein wenig die jugendlichen Phantasien, welche sich mancher über den weitentlegenen, obligaten Schulvulkan zurechtträumen mag, oder auch die Beschreibungen einzelner Reisenden, welche von schauerlichen Abgründen und schwindelnden Klippen, qualmenden Spalten und anderen Schrecken erzählen. Mit den Schrecknissen und Herrlichkeiten der Schweizer und Tiroler Alpen lassen sich die Gletscherberge und Vulkane Islands schon ihrer geringen Höhe wegen kaum vergleichen. Auch unter ihnen böten die noch wenig bekannten Höhen des Vatna-Jökull weit mehr

Abenteuerliches als die Hekla dar. Aber ein Schwindel ist deshalb die Hekla nicht, so wenig als der Rigi. Vielmehr ist ein Hekla-Ausflug für Island ebenso charakteristisch und lohnend, wie eine Rigi-Tour für die Schweiz, und es ist wohl der Mühe werth, das eigenartige Naturschauspiel, das sich von seiner Höhe aus darbietet, einmal zu sehen.

Das Eruptionsgebiet des Vulkans erstreckt sich über einen Flächenraum von 680 qkm, ein Areal, das nahezu demjenigen des Schweizerkantons Glarus gleichkommt. Durch diese Wüste zieht sich südlich vom Flusse Thjórsá und ungefähr in dessen Richtung von Südwest nach Nordost ein Höhensystem von etwa 23 km Länge, das aus fünf parallel laufenden, da und dort unterbrochenen Berg- und Hügelketten besteht. Diese bauen sich zu drei bis vier Terrassen auf, über deren letzte der Hauptberg noch etwa 900 m emporragt.

Die niederste Mauer von Felshügeln, die sich längs der Vestri-Rángá dahinstreckt, heißt Marklidar; in geringer Entfernung folgt die etwas höhere Hügelreihe, der Bjólfell (167 m), der Laugafjall, der Melfell, dahinter (gegen Westen) der Tindafjöll und der Gráfjöll; die dritte Reihe beginnt weit mehr nach Westen mit dem Fálkhamar, an den sich der Selsundsfjall und nach langem Zwischenraum die Hekla selbst anschließt, und noch weiter nach Nordost der Raudafkál. Südlich von dem eigentlichen Hauptgrat aber ziehen sich, durch verschiedene Lavaströme getheilt, der Geldingafjöll, der Raudfossafjöll und der Vatnafjöll in derselben Richtung dahin.

Die meisten und stärksten Lavaströme haben sich ost- und südwärts gewandt und die Gebirgsabhänge und Terrassen sind deshalb nach dieser Seite hin bedeutend höher als nach Westen; das ganze Gebirge sieht eben deshalb von Westen her malerischer aus. Mit ihren gelbbraunen Tufflagern zeichnen sich die älteren Höhenzüge auch durch die Farbe meist ziemlich scharf von dem vulkanischen Sand und der mattgrauen Asche ab, welche sich in mächtigen Strömen dazwischen gelagert hat und von dunklen, knorrigen Schlackenhaufen in phantastischen Linien durchzogen wird. Nach Westen hin, von wo wir den Berg bestiegen, laufen die Lavaströme der verschiedenen Ausbrüche wirr durcheinander. Den Geologen ist es indes gelungen, einige derselben, wie den Selsundshraun, den Austurhvolshraun und den Paeluhraun, ziemlich genau zu bestimmen. An die zwei letzteren grenzt nordwärts der gewaltige neue Lavastrom, der sich 1845 von der Hauptspitze des Berges nach der Vestri-Rángá hin bis Naefrholt ergoß. Wir durchritten einen Theil desselben, unten bei Naefrholt, dann den Austurhvols- und Paelu-Hraun bis an den Fuß des Raudöldr, eines ältern Kraters, der durch seine feuerrothen Schlacken lebhaft von dem umliegenden Aschenfeld absticht. Zunächst um die Hekla herum zählte der norwegische Mineraloge Helland nicht weniger als 14 Krater, welchen ansehnlichere Lavaströme von etwa 30 m Mächtigkeit (Dicke) entquollen. Sie liegen sämmtlich in der Hauptlinie des Gebirges von Südwest nach Nordost. Fünf derselben, welche sich bei

dem Ausbruch von 1845 öffneten, nehmen den obersten Rücken des Berges ein. Die vier ersten stoßen unmittelbar aneinander, der fünfte ist etwas davon abgesondert. Sie sind sämmtlich von ausgezeichneten Geologen, wie Sartorius von Waltershausen und J. C. Schythe, kurze Zeit nach dem letzten Ausbruch, im Sommer 1846, sorgfältig untersucht und beschrieben worden. Nach Descloizeaux soll der ganze Gipfel des Berges durch diesen Ausbruch um 160 m Höhe abgenommen haben. Der Isländer Gunnlaugson maß die ersten vier Krater am 17. Juli 1846 und dann alle fünf am 13. August desselben Jahres. Aus diesen Messungen ergab sich, daß die Tiefe des ersten Kraters in dieser kurzen Frist von 11 m auf 3 zusammengeschmolzen war, diejenige des zweiten von 19 m auf 9, diejenige des dritten von 81 m auf 75, diejenige des vierten von 154 m auf 49; die Messung des fünften aber ergab 85 m Tiefe. Der erste dieser Krater war es, aus dem der große Lavastrom von 1845 hervorquoll. Schythe schätzt den Umfang dieses Stromes auf etwa 1/4 Quadratmiil dänisch, d. h. 13 qkm, die Mächtigkeit auf durchschnittlich 100 Fuß oder 31,3 m, und rechnet aus, um eine annähernde Vorstellung von der gewaltigen Lavamasse zu geben, daß eine solche das ganze damalige Kopenhagen bis zu einer Höhe von 103 m, weit über die höchsten Kirchthürme hinaus, in ihren Fluten hätte begraben können. Jetzt ist der Schlund, dem diese ungeheure feuerflüssige Masse entströmte, durch Senkung, Einsturz, Verwitterung fast ganz ausgefüllt und nur noch an den hervorragenden Spitzen erkennbar, welche den einstigen Kraterrand bezeichnen. Aehnlich ist es mit dem zweiten Krater. Die anderen drei dagegen haben der unablässigen Zerstörungsmacht der Naturkräfte noch einigermaßen Stand gehalten, doch entsprechen auch sie nicht mehr völlig den Beschreibungen, welche bald nach dem Ausbruch davon entworfen wurden. Ansehnliche Stücke des Randes haben sich abgelöst und sind in den Krater gefallen, andere Theile haben sich gesenkt, und Schnee, Wind und Regen haben nicht umsonst fast das ganze Jahr hindurch daran gewühlt. Jetzt im Juli, in der schönsten und wärmsten Zeit des Jahres, war der größere Theil der Krater noch mit Schnee bedeckt, wie der höher gelegene Theil des Lavastromes von 1845. Der südöstliche und der nordwestliche Rand des jetzigen zweiten (früher vierten) Kraters bildet die zwei höchsten Spitzen des ganzen Berges.

Nur ein kleiner, schwach rauchender Spalt an einer schneefreien Stelle des zweiten Kraters deutet noch unmittelbar die furchtbaren Gewalten an, welche acht Jahrhunderte lang von diesem Feuerherde aus halb Island in Angst und Schrecken versetzten. Viel deutlicher aber gemahnt an sie das ungeheure Labyrinth von Kuppen, Höhen, Bergsätteln, Felsrücken, Hügelreihen, das in unregelmäßigen Stufen nach beiden Seiten von dem langgestreckten Hauptgrat des Vulkans zu Thale steigt, oben weithin mit dem Leichentuch eines fast ewigen Schnees bedeckt, aus dem öde Hügel

von Sand und Grus, Schlacken und Auswürflingen aller Art gleich Hünengräbern melancholisch emporstarren, unten grau, schwarz, röthlich, gelblich, die rohe Töpferform einer erst werdenden Landschaft, die noch nicht Zeit gefunden hat, sich mit den Anfängen der Vegetation zu bekleiden. Erst im weiten Thale der Thjórsá begegnet das Auge gelbgrünlichen Farbtönen, die an die alpenartige Landschaft erinnern, welche wir die Tage zuvor durchwandert hatten. Ortschaften und Thürme gibt es jedoch nicht. Die grasbewachsenen Steinhütten der Gehöfte verschwinden wie Maulwurfshaufen in den sie umgebenden Wiesen, und diese selbst verschwimmen wiederum in den weiten Strecken von Hraun, Sand, Steinfeld, das sie von allen Seiten umgibt. Langgestreckte Hügelrücken schließen das Thal der Thjórsá von jenem der Hvitá ab. Dieses ist wieder von ähnlichen einförmigen Bergzügen begrenzt, alles auf die Ferne graublau, öde, traurig. Eine gewisse wilde Schönheit erlangt das Bild nur durch die unabsehbare, fast horizontale Schneemauer der Láng-Jökull, die sich schimmernd darüber hinreckt. Unter ihm breitet sich weiter nach Nordosten hin die furchtbarste, trostloseste Wüste aus, ohne Gras und Busch, ohne Hütte und Nest, nur nackter Stein, Lava und Asche, bis weit über die Mitte der Insel ins Nordland hinauf.

Zwei Jahre zuvor hatte ich auf dem Rigi gestanden. Welch ein Gegensatz! Wanderer aus allen Ländern Europa's, dicht gedrängt, um im buntesten Sprachenconcert ihr Erstaunen über den herrlichen Sonnenuntergang zu äußern. Der Comfort von London und Paris oben auf der Bergeshöhe, ein Schienenweg hinab zu Thale, Dampfer und Locomotiven an all den Seen in der Runde. Waldgründe und Alpen bis an die Zone des ewigen Schnees hin, Farbe, Leben, Freude bis in die unnahbaren Gletscher hinauf. Im Strahl der Abendsonne schienen selbst sie lebendig zu werden. Die ganze Landschaft jauchzte in wonniger Glut. Hier aber der Ernst und die Stille des Todes. Das eigene Wort wurde einem fast unheimlich in dieser Einsamkeit. Um uns der Frost des Winters, mitten in der schönen Julizeit, und fern am Horizont wieder riesige Massen von Schnee und Eis, dazwischen Wüste und Steppe. Keine Stadt, kein Dorf, kein Kirchlein, keine Erinnerung menschlichen Lebens und Treibens. Kein Vogel nistet da, kein Moos bekleidet die schwarzen Trümmer. Das Freundlichste ist noch der reine, weiße Schnee. Aber auch er kann sich nicht zur gemüthlichen Winterlandschaft entfalten. Feuersgewalt hat sie nach allen Seiten in ein wirres Labyrinth zerrissen, besonders nach dem Süden hin. Da thürmen sich, von todten Felsabhängen und Lavamauern abgegrenzt, nebeneinander die Schneekolosse auf, die wir früher vom Meere aus angestaunt, der Torfa-, der Tindafjalla-, der Godalands-Jökull, die Katla, der Eyjafjalla-Jökull. Wolken senkten sich von diesen nach dem südlichen Meere hin, so daß die Westmänner-Inseln nicht deutlich sichtbar waren. Dagegen that sich neben

der Eis- und Schneewüste im Süden eine düstere Steppe nach Westen hin auf, die kahlen Berge am Thinvallavatn, die hügelige Steinöde nach Cap Reykjanes hin. Keiner der Berge hat so schöne charakteristische Zeichnung, wie etwa das Wetterhorn, die Jungfrau, der Tödi, der Glärnisch oder andere Schweizerberge. Doch alle zusammen bilden ein Panorama, das sich wie ein seltsamer Traum dem Gedächtniß einprägt. Man glaubt in eine ganz fremde Welt geblickt zu haben, in welcher der arktische Norden schon alles Leben zu ertödten droht, während die vulkanischen Kräfte des Erdinnern unaufhörlich gegen seine Herrschaft sich auflehnen. Zwischen Feuer und Eis, von beiden verwüstet und heimgesucht, grünt in den Thälern der Gletscherabflüsse bis zum Meere hin eine kärgliche Pflanzenwelt, und weit zerstreut auf entlegenen Gehöften pflanzt eine kleine Schaar muthiger Ansiedler die Kunde fort, daß freie Männer aus Norwegen einst diese Wüste zur Heimat auserkoren, um keinem königlichen Machtgebote ihr Haupt beugen zu müssen. In dieser Bergeseinsamkeit muß sich indes auch jener ernst männliche Trutz der Freiheit einem Höhern beugen. Was ist ein Mensch, was ist ein ganzes Volk gegen die Urgewalten der Natur, wie der Schöpfer sie hier riesengroß allem menschlichen Treiben und Sinnen entgegenstarren läßt: Feuer, Fels, Eis und Meer? Man würde sich nicht wundern, Prometheus da oben an Felsen geschmiedet zu treffen, oder durch die Klüfte herauf den Ruf der Verdammten zu hören, der Dante einst durch Mark und Bein fuhr. Den Kämpen der Freiheit aber ruft der gewaltige Berg zu:

Königen mögt ihr entrinnen,
Euer Knie vor keinem krümmen,
Throne zertrümmern,
Burgen brechen,
Meere durchmessen
Auf morschem Kiel,
Selbst richten und rechten
Im Lande der Freiheit!
Aber auch im Lande der Freiheit
Thront ein König euch.
Silbern wallt seines Mantels Saum
Ueber Hekla's Höhen,
Und wenn er sich regt,
Rast Feuersglut
Aus tobenden Tiefen
Zum Himmel empor.
Wer hilft euch,
Haus und Heerden,
Wenn sein Donner dröhnt
Im Bergesinnern,
Hoch die Lohe lodert
Ueber Land und Meer,
Aschenregen weht

Die Hekla von Galtalaekr aus.

Ueber Weg und Wogen,
Wenn der Fels fließt
Wie Meeresfluten
Den Berg hernieder?
Was ist Freiheit?
Fleht um Frieden
Beim höchsten Herrn!
Betet am Bergeshang,
Daß er euch berge,
Staue den Glutenstrom,
Hemme die Wuth
Der offenen Hölle!

Unsere frommen und biederen deutschen Altvordern hielten den „Heckelberg“, wie sie die Hekla nannten, für ein Thor der Hölle, und die vulkanischen Erscheinungen der letzten Jahrhunderte zeigen zum wenigsten, daß es dem Schöpfer weder an Erfindungsgeist noch an Macht gebricht, eine Hölle anzuzünden.

Ernst stiegen wir den weiten Schneeabhang wieder hinunter. Die bunten Steine, die ich mir unten sammelte, waren alle Brennproducte der furchtbaren Glut, die nur vor einigen Jahrzehnten hier getobt hatte. Obwohl wir nicht eilten, sondern den Pferdchen und uns wiederholt Rast gewährten, waren wir um 5 Uhr nachmittags wieder in Galtalaekr und hatten Gelegenheit, den Berg von unten und seine Nachbarschaft noch einmal mit Muße zu betrachten.

Die verbreitetsten Ansichten der Hekla sind von dem Thale von Selsund aufgenommen und geben im Grunde eine falsche Vorstellung. Denn der Berg thront hier in Kegelgestalt über einem Gewirre von kleineren Vorbergen, die sich vom Thale aus terrassenförmig aufthürmen. Man erhält dadurch die Vorstellung eines Kegelvulkans, der dem Vesuv oder Aetna gleicht. Von Galtalaekr aus ist eine solche Täuschung nicht möglich. Man hat den Berg klar und deutlich als Längsvulkan vor sich und die von Selsund aus kegelartigen Vorberge dehnen sich förmlich zu parallelen Felsrücken aus. Wenn sich einmal die Kapuze völlig lüftet, wie es an dem herrlichen Sommerabend der Fall war, so lassen sich oben an dem weitgedehnten Kamm deutlich acht dunkle Felsspitzen unterscheiden, welche zwar nur wenig die umliegenden Schneefelder und Schneeflecken überragen, aber die Reihe der fünf Krater sehr kenntlich bezeichnen. Wenn einzelne Islandfahrer behaupten, daß der Berg nur wenig darbiete, was die Aufmerksamkeit der Reisenden zu fesseln vermöge, so sind wohl die meisten Reisenden, die ihn wirklich bestiegen haben, anderer Ansicht. Den Isländern selbst hat er allzeit als der merkwürdigste ihrer Vulkane gegolten: über keinen besteht eine so ausgedehnte Literatur, vom Mittelalter her bis auf unsere Tage. So schön wie der Cotopaxi, Iliniza, Corazón und andere südamerikanische Vulkane ist er gewiß

nicht, nicht einmal wie der vielgipfelige Pichincha. Den Hauptthöhenzug bildet eine mehr oder weniger plumpe Masse, und wenn auf derselben der schwere Wolkenmantel ruht, wie das fast das ganze Jahr hindurch der Fall ist, so mag er wohl den Eindruck eines ungestalten Kolosses machen. Eine gewisse Gliederung gewinnt er erst, wenn der Kamm frei wird. Dann treten aus den weiten Schneegefilden des gewaltigen Bergrückens nicht nur die Zacken der obersten Kraterreihe deutlich hervor, zahlreiche andere Spitzen, Abhänge und Lavamauern theilen das Schneegebiet in malerische Felder, welche im Schimmer der Sonne sich glänzend von dem weiten grauen und gelblichen Unterbau des Bergstockes abheben. Unten schieben sich vielfach zerklüftet die Schlackenhügel des Marklidar vor, und von den grünen Weiden bei Galtalaekr aus entbehrt das ganze Bild nicht einiger Schönheit und Großartigkeit.

Es ist indes vollkommen richtig, daß die Hekla nur ein Glied in dem ausgedehnten Vulkansystem der Insel darstellt, über dessen Thätigkeit seit ungefähr einem Jahrtausend geschichtliche Zeugnisse vorliegen. Schon gleich der Hekla gegenüber am rechten Ufer der Thjórsá erhebt sich ein anderer Vulkan, Raudukambar, der um das Jahr 1343 ein blühendes Thal mit Steinen und Asche verschüttete.

Den Mittelpunkt einer zweiten vulkanischen Gruppe bildet der Vulkan Trölladýngja auf der Halbinsel Reykjanes, der südwestlichen Spitze des gesammten Eilandes. Von den sechs Ausbrüchen desselben fand der erste im Jahre 1151 statt. Fast die ganze Halbinsel ist heute ein trostloses Lavafeld, das mit spärlichen Unterbrechungen von der Südküste bis hinüber nach Reykjavik sich erstreckt. Schon um das Jahr 1000 aber entstand der Thurrárhraun, der in ununterbrochenen Lavafeldern die Südküste bei Krisuvik und Selvogr mit dem Thingvalla-See verbindet und an dessen Ufern sich noch weiter nordwärts zieht. Südlich reicht diese Gruppe bis ins Meer hinein, in dessen Fluten selbst wiederholte Ausbrüche sich ereigneten. Eine Bildung neuer Inseln wird schon aus dem Jahre 1211 gemeldet, andere Ausbrüche im Meere 1226, 1231, 1238, 1240, 1422, 1583. Im Jahre 1783 entstand wieder eine neue Insel, welche aber fast ebensobald wieder versank. Während des unruhigen Jahres 1830 fanden an der Spitze von Reykjanes fast zwei Monate lang Ausbrüche statt und am 30. und 31. Mai 1879 erfolgten solche zum letztenmal im Meere.

Eine dritte Vulkangruppe, südöstlich von der Hekla, bilden die schon mehr erwähnten Berge Eyjafjalla-Jökull und Katla. Ihr Centrum ist ein Gletscher von 1320 qkm Umfang, den ein fast ebenso großes Gebiet von Lavasteppe umgibt. Der Eyjafjalla ist ein abgestumpfter Kegel, weit hinab mit Schnee bedeckt. Der Hauptkrater ist längst eingestürzt und vereist. Vom Eyjafjalla nach dem Mýrdalsjökull hinüber liegt die Katla (der Name bedeutet eine sagenhafte Hexe), deren Krater, ebenfalls mit Schnee und Eis

bedeckt, bis jetzt jede näheren Untersuchungen vereitelt hat. Nächst der Hekla hat kein anderer Vulkan auf Island eine so lebhafte Thätigkeit entwickelt, wie die Katla; sie begann dieselbe um das Jahr 900 und hat seitdem noch zwölfmal Feuer gespieen, das letzte Mal im Jahre 1860. Vom Eyjafjalla sind dagegen nur zwei Ausbrüche (1612, 1821) bekannt. Der Engländer Watts bot im August 1874 die größte Mühe auf, dieses bis jetzt noch so gut wie unbekannte vulkanische Gletschergebiet zu erforschen, aber seine Mühen sind nahezu fruchtlos geblieben.

Noch schwieriger zugänglich und deshalb noch unbekannter ist das größte Vulkan- und Gletschergebiet der Insel, der sog. Vatnajökull. Zwischen dem Skeiðarár-Gletscher und dem Siðu-Gletscher ragt hier aus einer Eiswüste von 8300 qkm der höchste Berg der Insel auf, der Öraefajökull (1960 m hoch). Es umgaben ihn einst bebaute und bevölkerte Landstriche; doch die schreckliche Eruption des Jahres 1349 hat dieselben völlig verheert, zwei Kirchen und 40 Höfe ins Meer hinausgerissen. Ein früherer Ausbruch wird vom Jahre 1341 vermeldet, ein dritter von 1598; der letzte dauerte vom 3. August 1727 bis zum 25. Mai 1728, tödtete eine Menge von Pferden und Vieh und richtete große Zerstörungen an.

An die schauerliche Eiswüste des Vatnajökull grenzt nördlich das schrecklichste Lavafeld von Island, der sog. Ódáðahraun, der ungefähr 3400 qkm — einen Raum wie etwa das Großherzogthum Sachsen-Weimar — bedeckt. Diese Lavawüste liegt an der Grenze des Vatnajökull etwa 940 m über dem Meere, senkt sich aber nach Norden zu 470 m hinab. Die Hauptvulkane dieses Gebietes sind der Kverkfjöll, der Dýngjufjöll und die Askja, deren Krater noch 1875 in Thätigkeit waren. Im südlichen Theil der Askja hat sich zwischen den Kratern ein See gebildet.

Zwischen der Katla und dem Vatnajökull im Süden der Insel liegt eine Gruppe von Kratern, welche gewöhnlich unter dem Namen Skaptárjökull genannt werden, in Island selbst aber den Namen der Landschaft Varmárdalr tragen. Noch wenig erforscht, sind sie hauptsächlich durch eine Eruption im Jahre 1783 berühmt geworden, welche für die schrecklichste der ganzen historischen Zeit gilt. Die Länge des Lavastromes an den Ufern der Skaptá betrug gegen 80 km, die größte Breite unten nach dem Meer hin 21 km. Durch die Zerstörung von 37 Bauernhöfen wurden 400 Menschen obdachlos. Die Folgen des Ausbruchs, Hungersnoth und Elend in der ganzen Nachbarschaft, waren so entsetzlich, daß im Lauf von zwei Jahren gegen 10 000 Menschen denselben erlegen sein sollen.

Erst in neuerer Zeit zu Berühmtheit gelangt sind die Vulkane, welche sich im nordöstlichen Theil der Insel um den Mückensee (Mývatn) gruppiren. Es sind der Leirhnúkr, die Krafla, der Hrossadalr, Bjarnarflag und Dalfjall. Durch die Sveinagjá steht diese Gruppe mit dem Ódáðahraun in Verbindung. Im Februar 1875 haben sich hier noch neue Krater gebildet.

Von dem Snaefell im Westen der Insel ist kein Ausbruch in historischer Zeit bekannt; auch der Vulkan Eldborg im Innern der Snaefells-Halbinsel hat seit der Mitte des 10. Jahrhunderts keine vulkanische Thätigkeit mehr entwickelt.

Von den verschiedenen Vulkangruppen haben in neuerer Zeit besonders jene im Ódáđahraun und am Mývatn die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf sich gezogen. Es bleibt der Forschung aber namentlich im südlichen Theil der Insel noch ein weites Gebiet der Thätigkeit übrig. Was dieselbe bis jetzt erschwerte, sind die großen Strecken gänzlich unbewohnten und unbewohnbaren Landes. Von dem Gesammtflächeninhalt der Insel (104 785 qkm) sind nämlich nur 42068 bewohnbar, 7400 mit Lavaströmen, 14000 mit Gletschern bedeckt. Um in den Wüsteneien des Vatnajökull Untersuchungen anzustellen, ist man nicht nur an wochenlanges Zeltleben und an die größten Beschwernisse gewiesen, sondern man muß auch für Tage und Wochen alles nöthige Pferdefutter mit sich führen. Zudem sind die Isländer durchschnittlich sehr schwer zu bewegen, solche abenteuerliche und gefahrvolle Ritte in gänzlich unbekannte Landstrecken mitzumachen. Die Aufforderung des Engländers William Lord Watts (1875) zur Exploration des Vatnajökull hat deßhalb bis jetzt keinen Anklang gefunden. Dagegen hat der schon genannte isländische Geologe Th. Thoroddsen in den letzten Jahren einen großen Theil der westlichen und östlichen Insel wissenschaftlich erforscht und beschrieben.

8. Ólafsvellir, Laugardaelir und Reykir.

11. Juli.

Der Bursche von Galtalaekr hatte den Berg hinunter sein Pferdchen nicht umsonst alle Arten von Capriolen machen lassen. Es trabte fein, es galoppirte an den steilsten Abhängen dahin mit einer Grazie, als ob es in der Reitschule dressirt worden wäre. Anstatt der philosophischen Resignation meines zahmen Füchsleins besaß es das Feuer und die Unruhe der Jugend und sah auch nach scharfem Galopp noch muthig, feurig, stolz drein. Graf Wolfegg konnte nicht umhin, nach dem etwaigen Preise zu fragen. Es hieß, daß das Thierchen den Leuten nicht feil sei, daß sie aber noch etliche zwanzig andere hätten, darunter recht schöne und junge, und daß sie von diesen wohl eines verkaufen würden. Eyvindr, der das alles eingefädelt hatte, sah die Früchte seiner Unterhandlung mit meisterhafter diplomatischer Ruhe heranreifen. Einige der schönsten Thiere wurden vorgeführt. „Gráskjóna", d. h. Grauschecke, wurde die kleine Stute genannt, die am besten gefiel. Sie war vier Jahre alt, so nett und anmuthig, als ein isländischer Pony mit dem immerhin großen Kopfe sein kann. Die Hinterbeine standen etwas weit voneinander ab, sonst wurde alles tadellos befunden. Bewegung und Kraft sollten sich unterwegs erproben; denn Gráskjóna sollte die Karawane probeweise bis Reykjavík begleiten, und dort erst der Handel geschlossen werden.

Da der Isländer, wie der Araber, ein wahrer Centaur ist, alle Reisen, Besuche und Geschäfte zu Pferde macht, so ist Pferdezucht und Pferdehandel eine der Hauptangelegenheiten des Landes. Nach genauen statistischen Angaben (Skýrslur um landshagi, 1865 und 1868) betrug die Zahl der Pferde auf der ganzen Insel im Jahre 1863: 37 327, im Jahre 1866: 35 241. Seither scheint sie beständig im Abnehmen; nach Burton:

1867 . . .	33 768
1868 . . .	31 796
1869 . . .	30 835
1870 . . .	30 078
1871 . . .	29 688.

Nach anderen Angaben hätte sie sich noch 1876 auf mehr als 31 000 belaufen und seither ungefähr auf dieser Höhe gehalten. Im Jahre 1855 wurden 244 Ponies ins Ausland verkauft, 1862 aber 828, 1863 nur 363, 1865 zwei mehr (365), 1866 aber 628 (davon 132 nach Dänemark, 496 in andere Länder, besonders England). Seither soll die Zahl der jährlich

ausgeführten Pferde etwa 1000 betragen; sie ist durch englische Händler förmlich organisirt, und dürfte auf die Dauer wohl diesen gewinnreicher werden als dem Lande selbst. Die Preise in Island sind noch sehr niedrig; in England aber werden die Pferde mit außerordentlichem Gewinn, hauptsächlich in Bergwerke, verkauft, wo sie bei ihrer kleinen Statur, Genügsamkeit und Ausdauer die besten Dienste leisten.

Das Treiben und die Schliche der isländischen Bauern beim Pferdehandel fand ich in einem neu-isländischen Gedicht beschrieben, das zwar weder sehr idyllisch noch sehr romantisch ist, aber eine ziemlich treue Localfärbung besitzt:

Wenn sich unsre Nachbarn treffen,
Kömmt bei Jón und Thórr und Steffen
Gleich der Pferdekauf in Schuß:
Alte Hengste, Füllen, Stuten.
Und es tauschen sich die Guten
Manchen Gruß und manchen Kuß.

„Sei gegrüßt!“ — „Heil dir und Frieden!“ —
„Ist was Neues dir beschieden?“ —
„Neues nicht, mein wack'rer Mann;
Aber schau zur rechten Seite:
Dieses Pferd biet' ich dir heute —
Prächtig ist's — zum Kaufe an.“ —

„Ist es alt?“ — „Gerad' acht Winter,
Und es steckt kein Fehl dahinter;
Wer es zügelt, ist ein Held.
Hier die Peitsche, hier der Zügel;
Freund, steig' gleich nur in den Bügel
Und versuch's auf ebnem Feld.“ —

„Schau, der Racker will nicht springen,
Kaum ist er voranzubringen,
Kneift man nicht gehörig ein.“ —
„Langsam! O du meine Güte!
Noch von gestern ist er müde.
Komm herunter! Laß es sein!

„Lieber Freund, du mußt ihm schmeicheln,
Mit ihm reden und ihn streicheln,
Nur nicht hetzen! Sonst geht's schief. —
Jetzt wird's besser, ohne Zweifel!
Schlag' ihn nicht; das ist der Teufel.
Schau, wie herrlich jetzt er lief.

„Laß die Kraft sich nur vertoben;
Dann wirst du das Rößlein loben.“ —
„Bruder, dir sei Ruhm und Heil!“ —
„Schau, der ist mir gleichfalls käuflich.
Wie gefällt er dir? Begreiflich
Ist er nur für Freunde feil.“ —

Das Lied vom Pferdekauf.

„Himmlisch, Freund, bist du geartet!
So viel hätt' ich kaum erwartet.
Solch ein Pferd hab' ich gesucht." —
„Jung ist es und fett und munter,
Kräftig, schön, ein wahres Wunder,
Gut gebaut, von bester Zucht.

„Es ist nicht bei mir gezogen;
Hinkte etwas, weil verbogen
Sich ein Nagel — kurze Zeit.
Doch das hat sich längst verloren.
Jetzt ist es wie neugeboren;
Nimm, das Thier steht dir bereit.

„Nimm das Pferd, dein ist es würdig,
Ganz dem andern ebenbürtig;
Für dich ist's ein Kapital.
Unter meinem schweren Rücken
Würde seiner bald sich bücken;
Doch du bist ja schlank und schmal."

Topp! Der Handel wird geschlossen,
Und es knallt, als würd' geschossen:
Abschiedsküsse sind es nur.
Und die zwei gekauften Renner
Traben mit dem Pferdekenner
Fröhlich auf die weite Flur.

„Weh! Wenn ich betrogen wäre!
Ist das eine Schindermähre!
Odin hol' das mag're Vieh!
Auch der andre ist nicht besser,
Spitz der Rücken wie ein Messer:
Solchen Klepper sah ich nie.

„Faul der eine, siech und häßlich,
Widerspenstig, steif und gräßlich,
Auf dem Rücken kahl und wund.
Lahm und mitten halb gebrochen,
Schleppt der andre seine Knochen,
Nichts ist an dem Thier gesund."

Brummend schleift er nun sein Messer,
Zwackt am Huf — es wird nicht besser —
Bohrt, bis daß ein Loch entsteht,
Sattelt wieder, reitet weiter;
Elend humpeln Roß und Reiter,
Und ein scharfer Nordwind weht.

Endlich eines Hofes Mauer!
Er pocht an. Es guckt der Bauer
Zu der kleinen Thür' heraus:
„Heil sei dir und Glück verliehen!"
Spricht er, „ich lass' dich nicht ziehen;
Bleib' die Nacht in meinem Haus." —

Das Lied vom Pferdekauf.

„Dank dir, Schatz! ich kann nicht bleiben.
Hundert schwere Nöthen treiben
Mich um jeden Preis voran.
Doch ich muß mein Leid dir klagen:
Hab' mein Pferd zu stark beschlagen,
Schau einmal das Loch dir an.

„Da dies Unheil nun geschehen,
Möcht' ich's lassen bei dir stehen;
Denn den Pferden geht's hier gut.
Wirst wohl kaum ein solches haben
Von so vielgesuchten Gaben,
Wuchs und Schönheit, Kraft und Muth." —

„Ist dies Thier nicht zum Entzücken?
Schau, wie rund und glatt der Rücken,
Und die Mähne voll und lind.
Glaube mir, daß oft ich staune:
Ueber Moor und Sumpf und Hraune
Fliegt es hin als wie der Wind." —

„Freund, es ist nicht wie die meinen:
Krumm scheint es mir an den Beinen." —
„Bestes Herz! das muß so sein.
Sollst mir jammern nicht, noch schreien,
Will dir meinen Grauen leihen;
Der ist wohl so stark und fein."

Nacht ist's schon. Er dankt und scheidet,
Sprengt, so gut's das Dunkel leidet,
Fröhlich in die weite Welt;
„Traun, es ist ein wahr' Vergnügen,
Sich auf diesem Pferd zu wiegen;
Hurtig fliegt es über Feld."

Doch der Weg beginnt zu holpern,
Und das Roß beginnt zu stolpern
Fast an jedem Busch und Stein.
„Vorwärts, Gaul!" Die Mähre wackelt,
Abgehetzt und abgetakelt,
In das tiefste Loch hinein.

„Himmel! Keine Menschen taugen!
Herr! der Gaul hat keine Augen,
Stockblind ist das Büttelsthier.
Kein Paar Schuh' sind drum zu haben.
Kerl! sie sollen mich begraben,
Spiel' ich keinen Possen dir!"

Mit der jungen Gráſkjóna standen solche Bosheiten nicht zu befürchten. Den Leuten war es nur darum zu thun, für das wirklich nette Thier einen guten Preis zu bekommen. Sie erwiesen sich darum überaus diensteifrig, und da kein Hammelfleisch zu haben war, so erhielten wir zum Abschieds=

frühstück wenigstens eine gewaltige Ration Stockfisch, ganz in Butter schwimmend, nach Eyvindrs Versicherung delicat, nach unseren Begriffen — so, so. Mehr als dieses Nationalgericht erfreute mich der Anblick der Hekla, deren Spitze ganz wolkenfrei war. Ich wäre nicht ungern nochmals hinaufgewandert.

Zur Thjórsá nahmen wir denselben Weg, den wir vorgestern gekommen waren: erst Wiesen, dann Steinfeld, Steppe, wieder Steinfeld. Der Wind trieb abermals ungeheure Staub- und Sandwolken über uns her und erklärte uns nochmals aufs eindringlichste, weshalb die zerstörten Gehöfte am Rand der Steppe verlassen werden mußten. Am Flusse führten die Ponies uns genau wieder dieselbe Komödie auf, wie früher, wollten erst nicht ins Wasser, wurden weit den Fluß hinabgetrieben, kamen aber noch vor unseren

Isländischer Frauensattel.

Nachen am andern Ufer an, wälzten sich und zerstreuten sich so weit, daß wir lange warten mußten, bis die Reiterei wieder anfangen konnte. An der Fähre bogen wir von unserem frühern Wege ab, folgten dem Flusse und erreichten in etwa einer Stunde die Höfe von Sandlaekr, auf einer kleinen Anhöhe über dem Flußufer, am Fuße schroffer Felsen gelegen. Da die Leute keine Gaststube hatten, so ließen wir uns in dem Raume nieder, der als Vorrathskammer diente. Stühle waren nicht da, aber ein paar große Kisten, auf denen wir bequem sitzen konnten. Dicht über unserm Kopf war der ganze Dachraum der engen Hütte mit Vorräthen von Klippfisch aufgefüllt; an den Wänden hingen die Winterkleider der Familie, aus dickem Schafsfell, der Pelz nach innen gekehrt, andere Kleider aus Wolle, Kappen, Schuhe, eine Reittasche aus Seehundsfell, große Ballen Wolle, Reisig, verschiedene Hausgeräthe, Reitzeug, alles gewöhnlich und bäuerlich. Nur ein

Digitized by Google

Frauen-, man könnte fast sagen Damensattel, contrastirte durch seine Feinheit und Eleganz zu der ländlichen, nach Klippfisch duftenden Hütte. Man hätte ihn bei einem historischen Festzug für eine skandinavische Fürstin brauchen können. Es war Silber und Sammet daran, die bequeme Lehne reich ornamentirt, der Sitz von feinem Leder. Außer dem Brautschmuck ist der Frauensattel das einzige, worin die Isländer etwas Pracht entwickeln, und sie thun es mit Geschmack. Die Männer waren nicht zu Hause. Eine noch ziemlich junge Frau kochte uns erst etwas Fleischsuppe und nachher Kaffee. Als letzterer an die Reihe kam, bat sie uns, von den Kisten aufzustehen, von welchen sich die eine nunmehr als Schmuck-, Porzellan-, Linnen- und Silberschrank entpuppte. Sie holte einige ganz nette, goldberänderte Täßchen hervor, silberne Löffelchen und ein ansehnliches Stück Zucker, das in ein Leinentuch eingewickelt war. Ein paar blondhaarige Kinderchen liefen beständig vor der kleinen Thüre hin und her, guckten neugierig herein, rannten wie erschrocken davon, kamen aber gleich wieder und wiederholten dieses Spiel, bis wir ihnen von unserem Mittagsmahl auch etwas mitgaben. Von Zeit zu Zeit erschien auch die alte Großmutter an der Thüre, die ihrer Figur nach für eine Wale oder Norne gelten mochte, aber offenbar weniger Neugier für die Zukunft hatte, als für die gegenwärtigen fremden Gäste.

Ich hatte eigentlich halb und halb im Sinne gehabt, von der Thjórsá aus Skálholt zu besuchen, den alten Bischofssitz, einen der wichtigsten historischen Plätze von Island. Eyvindr sagte indes, daß man der Flüsse Laxá und Hvitá wegen nur auf weitem Umweg dahin gelangen könne. Da ich mich nun schon vorher vergewissert hatte, daß sich in Skálholt gar nichts aus katholischer Zeit erhalten hat, aus protestantischer nur die Grabmäler einiger Bischöfe und ihrer Frauen, so gab ich den Plan auf, und wir ritten der Thjórsá entlang nach Ólafsvellir. Statt eines langen, beschwerlichen hatten wir einen kurzen, recht angenehmen Ritt über die weite Thalebene. Gráskjóna gab die ersten Proben ihrer Tragkraft, ihres Ganges, ihrer Schnelligkeit und weckte allgemeine Befriedigung. Sie machte keine Streiche, wie die immer übermüthigen Packgäule, die sich bald am Kopf, bald am Schwanz bissen, bald ihre Kasten aneinander schlugen, daß dieselben in Stücke zu gehen drohten, bald wieder auf die Seite rannten, um etwas saures Gras abzufressen. Sie trabte ebenso gesittet als munter, ohne neckischen Muthwillen, hinter dem proletarischen Gesindel drein, als ob sie eine Ahnung der ihrer harrenden Lebens- und Standeserhöhung hätte.

Gegen 5 Uhr schon erreichten wir Ólafsvellir — Feld des Ólaf, nicht nach dem hl. Ólafur so genannt, wie ich erst meinte, sondern nach einem andern Ólafur, der dem Landnámabók zufolge „ein gewaltiger Zauberer" (Hamramr mjök) war und diese Ortschaft begründete. Sie zählt heute etwa 500 Einwohner. Da sie flach liegt, die Kirche aber auf einer kleinen Anhöhe, so ließ sie sich zum Theil wenigstens überschauen. Zum Theil;

denn die entlegenen Höfe sehen mit ihren Grasdächern schon wie Erdhügel aus. Den eigentlichen Eindruck eines Dorfes bekommt man nie.

Die Wiesen des Pfarrhofes, zu welchen wir hinritten, waren gut bewirthschaftet, theils mit Erddämmen, theils mit Steinmauern umfriedigt, mit Abzugsgräben versehen und wohl geebnet. Die Kirche sah ärmlich und verwettert drein, eine kleine schwarz angestrichene Holzbude an einem Ende des Hügels, auf welchem sich der Pfarrhof befand. Der letztere aber war ein sehr umfangreiches Gehöfte, die Front von sechs oder sieben Giebeln, dahinter noch Dach an Dach, von Ställen und Oekonomieräumen, alles wabenartig mit Lehm und Rasen aneinander gepicht, nur in der Front einer Reihe kleiner Häuschen gleich, sonst ein Gewirre von Erdhütten und Kasematten. Die Gaststube allein war, wie gewöhnlich, ganz von Holz und innen getäfelt, aber so eng, daß wir eben mit dem Pastor Platz darin fanden. Der Pastor (isländisch Prestr) war wie ein beliebiger anderer Bauer gekleidet. Nichts im Aeußern verrieth eine höhere, geistliche Mission. Er war zuerst kurz angebunden, grüßte in ein paar trockenen, abgerissenen Phrasen, musterte uns mit einem gewissen Verdacht vom Kopf bis zum Fuß, lief weg, kam wieder, sprach ein paar Worte, führte uns in die Gaststube, musterte uns abermal und lief von neuem weg, holte seine Tochter herbei und ließ uns Wasser zum Waschen bringen. Nach so einem Ritt ist eine tüchtige Waschung ganz unerläßlich. Weil nämlich Pferde und Reitzeug nicht geputzt werden, so bekommt der Reiter die ganze Bescherung, und dazu sonst noch Staub und Sand in Hülle und Fülle. Da nur ein Waschbecken zu haben war, so mußte einer auf den andern warten und ging alles sehr langsam vor sich. Der Herr Pastor war indes in lebhaftester Bewegung bald am Fenster, bald an der Thür, bald drinnen, bald draußen, jetzt Befehle ertheilend, jetzt etwas vor sich hermurmelnd.

Nachdem wir uns von dem Staub und Sand unseres Steppenrittes gesäubert hatten, entspann sich bald eine gemüthliche Unterhaltung. Der Herr war nie über Island hinausgekommen, hatte aber doch sein Dänisch gelernt. Seine Studien hatte er in Reykjavik gemacht und war dann Prestr geworden. Er war 52 Jahre alt, hatte schon erwachsene Kinder. Seine Tochter Thóra, ein ebenso artiges als bescheidenes Mädchen von etwa 18 Jahren, bediente uns mit der Sorglichkeit eines braven Hausmütterchens.

In Thingvellir wie in Hruni hatten wir wie in einem Gasthof uns zu essen bestellt und dann unsere Zeche bezahlt. Der Prestr hatte sich dann auch wohl zu uns gesetzt und mit uns geplaudert, aber ohne an unserer Mahlzeit theilzunehmen. In Ólafsvellir machten wir's ebenso und bestellten, wie man's auf dem Lande zu machen pflegt: „Geben Sie uns, was Sie eben haben, und einen Kaffee dazu." Auf weitere Erklärungen, was zu haben sei, ließ sich aber der Pfarrer nicht ein, sondern nach etwa einer guten Stunde deckte Thóra den Tisch nicht für drei, sondern für vier. Es war

ein kleiner, tannener Tisch, auf dem neben den vier Gedecken nicht viel Platz übrig war. Alles, Tischtuch, Teller, Besteck, war aber musterhaft reinlich. Dem Pastor schien es sehr zu gefallen, daß wir vor Tisch beteten. Ich glaube bemerkt zu haben, daß er, unserm Beispiel folgend, etwas wie ein Kreuz schlug. Dann setzte er sich zu uns und speiste mit. Wir wurden aber wirklich ganz vorzüglich tractirt. Zum erstenmal nach fünf Tagen erschien zu Butter, Käse, Brodkuchen und Brod wieder einmal frisches Fleisch vor uns, ein trefflich schmackhaft zubereiteter Lammsbraten. Der Pastor schnitt vor, nicht idealistische Bescheidenheitsschnitzelchen, sondern dicke realistische Gesundheitsbrocken, an denen etwas zu beißen war. Er ging selbst mit gutem Beispiel voran und ermunterte, wenn der Kampf ums Dasein erlahmen wollte. Es mußte blank gegessen und aufgeräumt werden. Auf den ersten Act, welcher nach unserer außerordentlichen Fastenwoche ein wahres Labsal war, folgte ein zweiter Act von Pfannenkuchen, die ganz gut gebacken waren und in meinen Augen nur einen Fehler hatten: daß sie zu stark oder überhaupt mit Zucker bestreut waren. Auch eine gute Mehlspeise hatten wir übrigens seit mehreren Tagen entbehrt und die an sich einfache Mahlzeit kam uns deshalb ganz lucullisch vor.

Nach vollendeter Mahlzeit sahen wir uns Kirche und Gehöfte an, alles in der schon beschriebenen Art. Die Aussicht aber bezauberte uns. Es war etwas kalt geworden, etwa 3° Réaumur. Ueber dem ganzen Thal der Thjórsá lagerte ein dichter weißer Nebel, kaum bewegt. Aus diesem Meere ragten Hekla und Eyjafjalla wahrhaft majestätisch in die völlig klare Luft empor: ein Bild, wie man es sonst nur im Hochgebirge zu Gesicht bekommt.

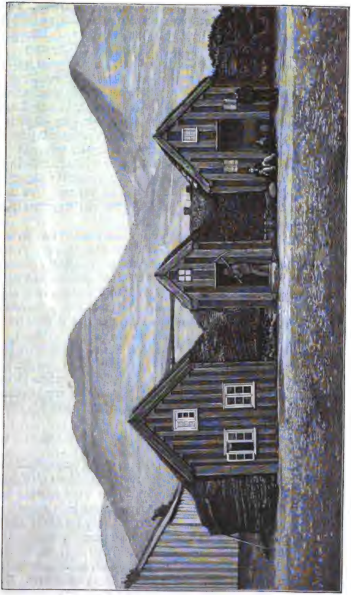
Der Herr Pastor war überaus gemüthlich geworden. Er beschrieb uns ganz zutraulich sein Leben und Treiben, seine Sorgen und Freuden, seine Ansichten und Wünsche. Aus allem ging unzweideutig hervor, daß ein isländischer Pastor, trotz allen vorausgegangenen Studien und bei nicht selten sehr tüchtiger Bildung, doch schließlich im Grunde ein Landwirth ist, der sechs Tage lang für Haus und Hof, Weib und Kind, Knechte und Mägde, Kühe und Schafe, Wiesen und Weiden zu sorgen hat, am siebenten aber die Alltagskleidung mit der feierlichen alten Amtstracht vertauscht, eine kleine Predigt hält, die verkürzte Meßliturgie singt, Kinder tauft und etwa ein Ehepaar zusammengibt.

In der alten Liturgie ist noch vieles, was an den katholischen Cultus erinnert: Altar, Crucifix, Kerzen, Buch. Der Prestr erscheint in einer Albe und einem Meßgewand. Es wird das Kyrie und Gloria gesungen, darauf das **Dominus Vobiscum:**

V. Drottinn sje með ydr. (Der Herr sei mit euch.)

R. Og með þinum Anda. (Und mit deinem Geiste.)

Jeder Sonntag hat sein eigenes Kirchengebet; dann folgt Epistel, Evangelium, Credo. Hier wird die Liturgie durch die Predigt unterbrochen, an



Isländisches Gehöft.

Digitized by Google

die sich eine specielle Ermahnung an jene anschließt, welche zum Abendmahl gehen wollen. Dann singt der Prestr das Vaterunser und unmittelbar darauf die Consecrationsworte, aus Matth. 26, Marc. 14, Luc. 22 und 1 Kor. 11 zusammengestellt. Sie lauten in wörtlicher Uebertragung:

„Unser Herr Jesus Christus, in jener Nacht, da er verrathen wurde, nahm er Brod, sagte [machte] Dank und brach es, und gab seinen Jüngern und sagte: Nehmet und esset, das ist mein Leib, der für euch wird gegeben.

„Gleicherweise nach dem Abendmahle nahm er den Kelch, sagte Dank, gab ihnen und sagte: Trinket alle hieraus; das ist der Kelch des Neuen Testamentes in meinem Blute, welches für euch vergossen wird zur Vergebung der Sünden. Thut dies, so oft ihr das trinket, zu meinem Andenken."

Hierauf wird das Abendmahl ausgetheilt und nach einigen Dankgebeten und abermaligem Dominus vobiscum folgt der alttestamentliche Segen:

„Der Herr segne dich und behüte dich; der Herr lasse walten sein Angesicht über dir und sei dir gnädig; der Herr öffne seine Augenlider über dir und gebe dir Frieden."

Das ist die verkürzte Gedächtnißfeier an das letzte Abendmahl, an das Opfer auf Golgatha und an die unblutige Erneuerung desselben in der katholischen Kirche. Es ist noch eine Erinnerung. Das Kyrie, Gloria, Credo, Pater Noster hat nach den Tagen der Glaubenstrennung noch fortgetönt bis in die Gegenwart. Collecten, Epistel und Evangelium rufen noch den einstigen innigen Verband zwischen Lehre und Cultus, Dogma und Leben, Bibel und Ueberlieferung ins Gedächtniß zurück. Aber alles ist bloße Erinnerung. Die Consecrationsworte verhallen wirkungslos.

Nach diesem bloß erinnernden Gottesdienst tritt der Prestr vollständig in die Schaar der anderen Laien zurück. Wohl mag ihn da zeitweilig die idyllische Gemüthlichkeit des Landlebens umgeben. Der Bauernstand ist der älteste, ehrwürdigste und im allgemeinen auch glücklichste der rein weltlichen Stände, und nicht umsonst haben die Dichter aller Jahrhunderte sein Glück besungen:

O fortunatos nimium sua si bona norint
Agricolas!

Aber jeder weiß, daß diesem Glück die harte Prosa der gewöhnlichsten Sorgen anklebt, ein Bleigewicht, das Geist und Leib zugleich an die Scholle bannt. Weib und Kind wollen gegessen haben. Der Staat betrachtet den Geistlichen als seinen Diener, als einen Diener, der von seiner Gnade lebt und ihm nicht entschlüpfen kann. Er hält ihn karg. Der Prestr ist gezwungen, seine ganze Sorge der Landwirthschaft zuzuwenden, wenn er aus den Grundstücken des Pfarrguts so viel herausschlagen will, um sich und die meist zahlreiche Familie anständig erhalten zu können, d. h. sich wenigstens so gut kleiden und einrichten, wie die anderen begüterten Bauern. Der Pfarrer von Ólafsvellir schlug den jährlichen Ertrag seiner sämmtlichen

Liegenschaften auf 600 Kroner (750 M.) an, kein glänzendes Budget für eine zahlreiche Familie. Und das setzte noch sorgfältige Bewirthschaftung und genaue Aufsicht des Hausvaters voraus. Daneben muß er im Auftrag der Regierung jährlich einmal alle Familien resp. Höfe visitiren, um zu sehen, wie es mit dem „Christenthum", d. h. mit dem Religionsunterricht steht, für welchen die isländische Jugend ausschließlich an die Eltern gewiesen ist — bis jetzt durchschnittlich nicht zu deren Schaden, da die Leute auf dem Lande gewöhnlich noch gläubig, religiös und in ihrem lutherischen Katechismus wohl unterrichtet sind.

Im Winter, wo die Landarbeiten ruhen, nimmt der Prestr einige Kinder — in Olafsvellir neun bis zehn — zu sich ins Haus und gibt ihnen Unterricht. Das ist die einzige Art von Volksschule, welche sich trotz vielem Drängen von Kopenhagen her bis dahin in Island eingebürgert hat, aber durchaus noch nicht allgemein geworden ist. Die Eltern müssen natürlich den Prestr für diese pädagogische Wintersaison ihrer Kinder schadlos halten.

Während wir mit dem Pastor herumspazierten, wurde die Gaststube in ein Schlafzimmer verwandelt. Es hatten aber nur zwei Betten darin Platz, das eine fast einen Meter hoch, das andere dicht daneben auf dem Boden. Das gab natürlich wieder eine humoristische Scene, und wir konnten vor Lachen kaum einschlafen.

12. Juli.

Meine Freunde behaupteten, ich hätte im Traume laut gesagt: Veni, vidi, vici. Ich konnte mich aber an gar nichts erinnern, als daß ich auf dem Boden ganz vorzüglich geschlafen hatte. Das schien mir ein um so glücklicheres Ereigniß, als während der Vorbereitungen am Abend eine der kleinen Fensterscheiben zerschlagen worden war und über meinem Kopfe eine Luft fächelte, die sich stark nach dem Nullpunkt herabneigte. Aber in den isländischen Eiderdunen liegt man wie in einem patriarchalischen Schwabenbett und braucht sich vor Erkältung nicht zu fürchten.

Der Herr Pastor ließ uns ein so glänzendes Frühstück auftragen, wie wir es auf dem ganzen Ausflug noch nicht bekommen hatten, setzte sich zu uns, war sehr gesprächig, und als wir uns nach der Rechnung erkundigten, sagte er: „Nein, nein! Die isländische Gastfreundschaft ist noch nicht erloschen. Sie sind meine Gäste gewesen, und Ihr Besuch hat mir große Freude gemacht!"

Die unverkennbare Güte und Treuherzigkeit, mit der er das sagte, rührte mich wirklich. So war es früher in ganz Island. Die Gastfreundschaft zählte zu den Pflichten der Gewohnheit, ja bei vielen war sie entschieden mehr, eine wirkliche Volkstugend. In den letzten Jahrzehnten kamen indes schon zu viele Touristen, als daß die Isländer, ohne wirklichen Nachtheil, die alte Vätersitte hätten aufrecht halten können. Fast überall wird jetzt Bezahlung angenommen, und mancherorts sind die Leute schon darauf

aus, an den Reisenden einen guten Schnitt zu machen. Um so mehr freute es uns, bei dem Pfarrer von Ólafsvellir noch die schöne Sitte der guten alten Zeit vorzufinden. Wir konnten ihm leider nichts dagegen bieten, als ein paar fromme Gedenkzeichen, ein kleines Crucifix und einige Bilder. Dieses wenige wurde aber sehr freundlich aufgenommen. Als wir aufbrachen, kam die ganze Familie, um von uns Abschied zu nehmen, und so scheu sie vorher gewesen, so zutraulich waren sie geworden. Sie hatten sich unter katholischen Geistlichen offenbar eine Art von gefährlichen Ungethümen gedacht, die sich durch boshafte Künste ihrer lutherischen Seelen bemächtigen wollten, um ihnen theologisch den Hals umzudrehen. Es fanden sich jedoch weder Bannbullen, noch Handschellen, noch inquisitorische Kneipzangen. Die gefährlichen Römlinge erwiesen sich als ganz harmlose Deutsche, so fröhlich wie ein Isländer höchstens an einem Hochzeitsschmaus zu sein wagt. Damit war der Schrecken weg.

Am Vormittag ritten wir über die Niederung, welche die Flüsse Thjórsá und Hvitá trennt und gegen die Mitte hin nur unbedeutend ansteigt. Bis Hraungerdr waltete steiniges Terrain vor. In Hraungerdr trafen wir ein paar recht nette Höfe und zu unserem Erstaunen Anfänge von Straßenbau. Sie reichten indes noch nicht weit, und wir hatten eine weite Strecke von morastigen Wiesen zu passiren, bis wir endlich um Mittagszeit in Laugardaelir das Ufer der Hvitá erreichten. Unfern des Flusses lag ein großer Hof. Eyvindur versicherte, wir würden gutes Quartier finden: die Leute könnten sogar dänisch und englisch. Ein großer Unterschied von anderen Höfen war indes nicht wahrzunehmen. Die Giebel waren niedrig, und derjenige der Gaststube zeichnete sich nicht vor den anderen aus. Die enge, niedrige Thür führte wie immer in einen kleinen dunkeln Gang. Wie waren wir aber erstaunt, als die Thüre aufging und wir das eleganteste moderne Zimmerchen vor uns hatten: nicht etwa eine Bauernstube, mit etwas Firlefanz aufgeputzt, sondern ein im besten Geschmack eingerichtetes drawing-room! Eine junge Dame in isländischem Costüm, aber sehr fein gekleidet, empfing uns hier und erklärte auf unsere Anfrage, daß wir hier etwas zu Mittag bekommen könnten. Mein Freund, der Baron, wollte die Bestellung genauer specificiren; aber das Fräulein ging nicht darauf ein, sondern huschte gleich hinaus, um Anordnungen zu treffen. Mir kam sie wie eine Fee oder eine verzauberte Prinzessin vor. Denn mitten zwischen den Rasenmauern und Grasdächern, den rauchigen Höhlen und Klippfischbuden eines echt isländischen Gehöftes war ein so feines Stübchen eine wahre Ueberraschung. An den Wänden hingen Ansichten von Edinburgh, ein paar Landschaftsbilder in Oel, ein Frauenkopf von Tizian; ein feines Büchergestell trug lauter englische Einbände, da stand Shakespeare, Milton, The Swiss Robinson, Marvels of Creation. Die Fenster waren mit eleganten Gardinen versehen, der ganze Boden mit Teppich belegt, und unter dem Mahagoni-Tisch

und vor dem Sopha lagen noch schönere Teppiche. Andere Möbel waren mit Nippsächelchen geschmückt. Das ganze Ameublement war neu, hochelegant, stimmte in Stil und Farbe. Nirgends war ein Uebergangsphänomen von der urgermanischen Cultur des 10. Jahrhunderts, die vor Fenster und Thüre lag, zu der Verfeinerung des 19. Jahrhunderts, welche in diesem kleinen Eldorado waltete.

Der wunderlich räthselhafte Gegensatz löste sich durch eine Photographie, welche drei junge Herren darstellte; in dem einen erkannte P. von Geyr einen Arzt, der vor zwei Jahren mit ihm von Edinburgh nach den Faröern gereist war. Die Isländerin, welche bald wieder erschien und mit dem Anstand einer feinen Weltdame die Honneurs machte, bestätigte die Erkennung. Sie war die Schwägerin des „Laeknir" oder Arztes. Obwohl sie nie aus Island herausgekommen war, sprach sie recht ordentlich dänisch und englisch. Sie hatte das in Reykjavík gelernt. Ihre Schwester, die Frau Doctor, welche bald auch erschien, war dagegen noch vollständig Isländerin und hatte Mühe, das Dänische zu verstehen. Sie schien kränklich, und der leidensvolle Ausdruck ihres Gesichts umdüsterte ein wenig die Gemüthlichkeit, welche das junge Ehepaar sich offenbar erst vor kurzem in das alte Gehöft hineingezaubert hatte. Ihre Schwägerin war indes munter und wußte auch sie in die Conversation hineinzuziehen, bis die Magd, eine urwüchsige Isländerin, den Bericht brachte, daß gekocht sei.

Die Bewirthung entsprach der Wohnung — alles ganz elegant: Teller und Tellerchen, Bestecke und alles erdenkliche Tischgeräth wie für eine Table d'hôte. Als ersten Gang erhielten wir Laxköpfe, die hier für eine ganz vorzügliche Delicatesse gelten, als zweiten eine überaus schmackhaft zubereitete Crême. Ich war durch das mehr als ländliche Nomadenleben der vorigen Tage so verbauert, daß mir der Gegensatz unwillkürlich einen komischen Eindruck machte und das einfachste Gericht mir lieber gewesen wäre. Wenn ich über die Fischköpfe lachen mußte, die mir ganz ungewohnt vorkamen, so traf die Komik übrigens lediglich mich selbst. Die freundlichen Damen boten uns das Beste und Ausgesuchteste, was sie hier in ihrer Einsamkeit, zwischen weiten Lavafeldern, nur auftreiben konnten, entschuldigten sich noch, daß sie uns nicht mehr und Besseres auftischen könnten, und würzten uns das Mahl durch so angenehme, liebenswürdige Unterhaltung, als ob wir alte Bekannte und Freunde der Familie gewesen wären. Wir hätten eine zuvorkommendere Aufnahme nicht finden können, und ich kann nicht ohne Dank auch noch heute derselben gedenken.

Zum schwarzen Kaffee kam der Arzt angeritten, der uns sehr freundlich willkommen hieß und uns noch länger da behalten wollte. Er war ein feingebildeter Mann, der längere Zeit in Edinburgh studirt und etwas vom englischen Wesen angenommen hatte. Den P. von Geyr erkannte er gleich wieder. Er kam von einem Krankenbesuche.

Der Arzt hat auf Island ein sehr hartes Leben. Er muß wie ein Beduine fast Tag für Tag und oft auch Nachts zu Pferde sein, oft Stunden weit, bei Sturm und Unwetter, eisigem Frost und Schneewehen, zu seinen Patienten reiten. Erholung und Unterhaltung hat er keine, als diejenige im Kreise seiner Familie. Ihm gleichgestellt an Bildung und socialem Einfluß ist höchstens etwa der Sýslumaðr — der oberste Verwaltungsbeamte des Kreises und allenfalls der Prestr. Sonst besteht seine ganze Gesellschaft aus Bauern, Hirten und Fischern. Für einen Mann, der in England gelebt und europäischen Comfort kennen gelernt, muß es keine geringe Entbehrung sein, das halbe oder fast das ganze Leben auf einem solchen einsamen Gehöft zuzubringen, keinen Augenblick sicher, in den wüthendsten Regensturm hinausgerufen zu werden, um über Steinfeld und Sandsteppen, Hraun und Flüsse zu irgend einem verlassenen Hof zu sprengen und oft hilflos der klar erkannten Krankheit gegenüber zu stehen, weil die gewöhnlichsten Mittel fehlen, nicht ordentlich gelüftet, nicht geheizt werden kann, kein Wein oder sonst etwas Stärkendes da ist, gesunde Nahrung mangelt und alle Kunst an hellem Elend versiegt. Als ich das erwog, da freute ich mich wirklich, daß der wackere Doctor in Laugardaelir sich wenigstens für die kurze Rast, die sein Amt ihm verstattet, ein so freundliches Heim einzurichten gewußt hatte. Das ist ihm wohl zu gönnen und zugleich ein Beispiel für die Leute, wie sie sich ihre Wohnungen etwas besser und gesünder einrichten könnten. Alles muß freilich von Schottland, Norwegen oder Dänemark hergebracht werden; allein bei dem zunehmenden Verkehr wird man allmählich wenigstens das Nothwendigste, wie Holz, Möbel u. dgl., doch immer leichter zugänglich machen können.

Die Hvitá ist bei Laugardaelir so breit und tief, daß man nicht hindurchwaten kann. Es ist deshalb eine Fähre eingerichtet. Ein alter Fährmann, ruppig und struppig wie Vater Charon, besorgte sie, ein junger Bursch half ihm dabei. In der Zwischenzeit treiben die beiden das altehrwürdige Geschäft des hl. Petrus. Sie hatten eben ein paar mächtige Lachse gefangen, 3 bis 4 Fuß lang. An das rechte Flußufer reichen die Vorhügel des Ingólfsfjall hin und bilden breite, abschüssige Felsbasteien den Fluß entlang. Wie bei der Thjórsá wurden wir nebst Reitzeug und Gepäck in ein Boot geladen; die Ponies mußten hinüberschwimmen. Der weitere Weg führte uns an den Abhängen der Ingólfsfjall hin, die bedeutend höher und steiler waren als am Flusse. Oben zackige Felszinnen, dazwischen knorrige und knollige Massen, ganz hellgrau, wie mit Riesenfaust seltsam geballt und zerknetet. Von der Felsmauer senkten sich steile Mulden und Abhänge mit Geröll und Schutt zu Thale. Nur kümmerliche Vegetation. Während wir über die Schuttmassen hinritten, welche Trümmer früherer Bergstürze sind, trafen wir eine lange Karawane, welche Klippfische und Stockfische nach dem Innern des Landes brachte. Gráskjóna bekam Heimweh und versuchte

mit diesem Zug umzukehren. Als man sie zurücktreiben wollte, lief sie nach dem Berg hinauf und mußte polizeilich wieder eingefangen werden.

Auf ganz malerischen Bergpfaden langten wir ziemlich früh in Reykir an, dessen Höfe, in einem grünen Thal beisammenliegend, freundlicher aussahen, als sonst noch eine Ortschaft. Das war jedoch Frescomalerei. Denn in der Nähe waren die Höfe sehr ärmlich und schlecht ausgestattet. In dem „besten“, zu dem uns Eyvindr führte, war die Gaststube eben frisch mit Brettern getäfelt worden, aber die Thüre noch nicht gemacht; am Fenster waren mehrere Scheiben zerschlagen; von der nahen Küche drang ein rauchiger Dunst herüber und suchte sich seinen Ausweg durch das offenherzige Fenster. Von Möbeln fand sich nur ein Tisch und ein alter Stuhl vor; die fehlenden Stühle sollten die Pferdekasten ersetzen. Alles war höchst unsäuberlich, und die Kinder, die vor der Thüre herumkrabbelten, gar schmutzige Engelchen. Sonst sah der Hof von außen gut aus; die Rasenmauern waren wohl im Stand, die Wiesen sorgfältig eingefriedigt, das Gras schön, obwohl nur etwa zwei Spannen hoch; um den Hofraum standen große Heuschober, wie Wigwams mit viel Kunst und Sorgfalt aufgebaut. Aber was konnte uns das helfen? Wir beklagten uns ernstlich bei Eyvindr, daß er uns in ein so abscheuliches Quartier geführt: hier sei nicht zu übernachten. Da er aber versicherte, daß wir heute kein besseres mehr erreichen könnten, und daß die Pferde der Rast bedürften, ergaben wir uns in unser Schicksal. In früheren Zeiten war es sehr gebräuchlich, daß die Reisenden in den Kirchen logirten. Da sich viele nicht zum Besten darin aufgeführt zu haben scheinen, wurde das von den Behörden verboten. Um nun nicht im Zelt übernachten zu müssen, ließen wir doch um die Erlaubniß fragen, die Nacht in der Kirche zubringen zu dürfen. Ein Prestr war nicht da, indem der Gottesdienst von einem benachbarten gehalten wird. Der Bauer, der die Aufsicht führte, nahm es nicht so genau, und da der Bau eben in Reparatur war, erhörte er unser Gesuch, und so konnten wir uns denn unser Lager in der Kirche herrichten lassen.

Reykir erinnert entschieden an die Geysir von Haukadalr. An verschiedenen Punkten raucht und dampft es den ganzen Tag, und davon hat der Platz auch seinen Namen. Bei dem Erdbeben von 1829 sprang eine der Quellen, der sogenannte Litli-Geysir, über 30 m hoch, noch in den siebenziger Jahren bis zu einer Höhe von 6 oder 7 m. Seither wurden aber, wie es scheint, die unterirdischen Dampf- und Wasserkessel zum Theil verschüttet. Der Dampf hat nicht mehr Raum genug, um die nöthige Spannkraft zu entwickeln, und aus den wundersamen Wasserkünsten sind friedliche warme Quellen geworden. Zwei der bedeutenderen liegen an einem Abhang über der Kirche am Fuße einer Mauer von zackigen, rothgrauen Klippen, von denen steile Sandbäche nach dem Thale abfallen. Die eine war wulstig eingefaßt, wie der Strokkr, hatte aber ganz helles Wasser, dessen Ueberschuß sanft von den

niedrigeren Theilen des Randes abfloß und sich unten mit anderen kleinen Wassern zu einem Bächlein vereinigte, unterwegs Sinter absetzend und allerlei phantastische Figuren daraus bildend. Die andere Quelle daneben war beständig am Sprudeln, der Wasserstrahl nur sehr niedrig, aber ganz hell. Weiter unten am Berg stieß eine andere Quelle ächzend und stöhnend beständig einen grauen, schweren Lehmteig auf; eine vierte, noch weiter unten an dem Flüßchen Varmá, warf intermittirend unter schnalzendem Geräusch von Zeit zu Zeit einen Wasserstrahl fast horizontal aus. Ueber dem Fluß dampften weithin noch mehrere solcher Kochherde. Während die Hitze derselben die nächste Umgebung behaglich erwärmte, war die Luft ziemlich kalt geworden, und wir waren recht froh, daß wir nicht im Zelte zu übernachten brauchten.

Und nun müssen wir uns doch einmal ein paar isländische Geschichten erzählen! Es sind zwar all' diese Märchen und Gespenstergeschichten längst von emsigen Gelehrten gesammelt worden, so daß kaum mehr eine Nachlese möglich ist. Doch wie sie im Volk noch lebendig sich weiterpflanzen, so mag auch der Reisende sich noch an ihnen erfreuen. Und wo gäbe es einen günstigeren Platz, als einen solchen, wo der ganze Boden rundum wie eine Hexenküche brodelt, wildzerklüftete Felsen wie Spukgestalten auf uns herniederblicken, der Dampf heißer Quellen gespenstisch zum engen Thale hinauswallt und sich mit dem Nebelflor vereint, der von den Bergen niedersteigt! Die alten Götter der Edda haben da wenig Erinnerungen an sich zurückgelassen, aber in den Klippen droben wimmelt es von Elben und Wichten, Männlein wie Fräulein, aus dem Bach tauchen Wasserpferdchen und Nixen empor, in den düsteren Schluchten hausen Unholde oder Trollen. In zahllosen Ortsnamen kehrt die Erinnerung an sie wieder: Tröllagata, Tröllaskeid, Tröllatunga, Tröllaskógr, Tröllaháls, Trölladyngja . . . Hexenstraße, Hexenweg, Hexenzunge, Hexenwald, Hexenberg, Hexenkammer, wie wir sagen würden. Widergänger, Folgegeister, Gespenster aller Art machen Haus, Hof und Stall unsicher. In Feld und Wald, Pflanzen und Thieren steckt gar mannigfacher Zauber verborgen, und in einsamen Gegenden ist man gar nicht sicher, noch Útilegumenn, d. h. landflüchtigen Geächteten zu begegnen, die in unnahbaren Klüften wundersam leben und sterben, ohne daß man mehr ein Näheres von ihnen erfahren kann. Es gibt einen Wunschstein und einen Lösestein und einen Stein, der die Zauberkraft einer Tarnkappe hat. Von Bären, Füchsen und Mäusen wird das Wunderbarste vermeldet, und die gar seltene Vogelkirsche hat man in der Weihnachtszeit schon mit hundert Lichtlein geschmückt gesehen, die kein Wind auszublasen im Stande war. Für die Kenntniß des Volksgeistes und Volkscharakters sind all' diese Sagen und Geschichten von großer Bedeutung, und deshalb wenigstens einige Blätter aus diesem reichen, köstlichen Sagenschatz!

Vom Troll Bergthórr. In den Heidenzeiten lebte ein Mann, der hieß Bergthórr, und er nahm ein Weib und sie wohnten in einer Höhle,

genannt Hundahellir, d. i. Hundshöhle, am Bláfell. Er war wohlerfahren in der schwarzen Kunst, aber ein sanfter und gutmüthiger Troll, außer wenn er gereizt wurde. Neben dem Berge stand ein Bauernhof, der hieß Haukadalr, da lebte ein alter Mann. Eines Tages kam der Troll zu ihm und sagte: „Wenn ich gestorben bin, so wünsche ich da begraben zu werden, wo ich den Klang der Glocken und das Rauschen des Wassers hören kann. Versprich mir deshalb, mich auf den Kirchhof von Haukadalr zu legen. Als Zeichen meines Todes soll ein großer Stock vor deiner Hüttenthüre stehen, und als Lohn für mein Begräbniß magst du alles nehmen, was in dem Kessel neben meiner Leiche liegt.“ Der Bauer versprach, das zu thun, und Bergthórr ging. Als einige Zeit darauf die Knechte früh morgens den Hof von Haukadalr verlassen wollten, da sahen sie an der Thüre einen großen hölzernen Stock stehen und sagten es dem Bauer. Sobald er ihn sah, erkannte er gleich den Stock Bergthórs, ließ einen Sarg machen und ritt mit einigen seiner Leute nach dem Bláfell. Als sie in die Höhle traten, fanden sie Bergthórr todt und legten ihn in den Sarg. Sie wunderten sich sehr, daß ihnen ein so großer Leichnam so leicht zu tragen war. An der Seite des Bettes fand der Bauer einen großen Kessel und hoffte, ihn voll Geld zu finden. Als er aber sah, daß nichts als dürre Blätter darin lagen, da glaubte er, daß ihm der Troll einen Streich gespielt, und war sehr bös. Einer seiner Leute füllte indes seine zwei Handschuhe mit den Blättern und nahm sie mit. Dann trugen sie den Sarg mit Bergthórr hinab in die Ebene. Am Fuße der Hügel betteten sie ihn zur Ruhe, und der Mann, der die Blätter genommen, öffnete die Handschuhe und fand sie voll Geld. Da der Bauer das sah, war er vor Erstaunen außer sich und kehrte mit einigen seiner Leute zurück, um das übrige zu holen. Aber als sie suchen wollten, da fanden sie weder einen Kessel noch eine Höhle mehr und mußten enttäuscht zurückkehren, wie ein jeder, der seither danach geforscht hat. Sie begruben den Leichnam des Trollen, und der Steinhügel, der die Stelle bezeichnet, heißt noch heute Bergthórsleid, d. h. Bergthórsgrab.

Der Schäfer von Silfrúnastadir. Zu Silfrúnastadir im Skagafjördr, da war ein Mann, der hieß Gudmundr. Dem kam auf Weihnachten sein Schäfer abhanden. Da nahm er einen zweiten, und der hieß Grímr. Und der hütete Gudmunds Schafe bis zur nächsten Weihnachten, und da verschwand auch er und ward nimmer gesehen. Es lebte aber zu Sjávarborg eine arme Wittib und die hatte einen Knaben, so Sigurdr hieß. Diesen nahm Gudmundr nun zum Schäfer, um der armen Frau zu helfen. Nach einiger Zeit gab er ihm einen Widder, ein Mutterschaf und ein Lamm. An Weihnachten aber, da er seine Schafe hütete, da kam eine furchtbare Hexe und schrie ihm zu: „Komm! Ich will dich in diesen Sack stecken.“ — „Nimm lieber das Schaf und das Lamm,“ erwiederte Sigurdr. Da nahm sie das Schaf und das Lamm. Sigurdr aber ging fröhlich heim und

auch Gudmundr war froh, ihn wieder zu sehen, und fragte ihn, wie es ihm gegangen sei. „Mir ist nichts Besonderes begegnet," sagte Sigurdr. An der nächsten Weihnachten kam die böse Hexe wieder und sagte: „Komm! Ich will dich in diesen Sack stecken!" — „Nimm lieber den Widder," sagte Sigurdr. Der Bauer war sehr froh, daß Sigurdr wieder lebendig nach Hause kam, und gab ihm zum Geschenk vier Widder. Nun kam die dritte Weihnacht heran, und wieder erschien die böse Hexe, und diesmal brachte sie ein Beil mit und sprach: „Wetze mir dieses Beil und dann nimm dein Halstuch ab; denn ich will dich köpfen." — „Nimm lieber diese drei Widder," sagte Sigurdr. Da warf die Hexe ihr Beil weg, ward ganz freundlich und gab Sigurdr guten Rath. „Geh", sprach sie, „zum Silberschmied und lerne sein Gewerbe, und wenn du es gelernt hast, dann gehe zum Propst. Der hat drei Töchter, und die jüngste ist das schönste Kind im ganzen Land. Die zwei anderen kümmern sich nur um ihren Putz, die dritte aber ist fromm und bescheiden. Bitte sie, daß sie zuerst mit dir bis zur Thüre geht und dann bis zum Ende des Feldes. Dort gib ihr dieses Halstuch, diesen Gürtel und diesen Ring, und dann wird sie dich lieben."

Alles geschah, wie es die Hexe gesagt hatte. Sigurdr lernte so gut, daß er in zwei Jahren Meister ward. Da ging er nach Hofsós und kaufte einen Silberschmuck. Dann ging er weiter nach Miklibaer zum Propst, und auch da ereignete sich alles, wie es die Hexe vorausgesagt. Als er aber Margrjet das Halstuch und den Gürtel und den Ring gegeben hatte, da sprach sie: „Ich wollte, ich hätte nie diese Geschenke angenommen; aber ich kann sie dir jetzt nicht mehr zurückgeben." Ob sie aber wollte oder nicht, sie mußte Sigurdr lieben, und der Propst, der nichts von einer Heirat wissen wollte, gab endlich nach, da er sah, wie sehr sie sich lieb hatten. Und sie wurden verlobt. Da träumte Sigurdr von der Hexe und er ging mit dem Propst nach Silfrúnastadir. Da fanden sie die arme Hexe todt und begruben sie. Sie hatte aber so viel Kostbarkeiten hinterlassen, daß es zehn Pferde brauchte, um sie nach Miklibaer zu bringen. Und nun hielt Sigurdr Hochzeit und lebte glücklich mit Margrjet bis an ihr seliges Ende.

Die Grýla. Die Grýla hat hundert Köpfe und sechs Augen an jedem Kopf, dazu zwei matt und geisterhaft blaue Augen an jedem Nacken. Sie hat Ziegenhörner, und ihre Ohren sind so lang, daß sie am einen Ende bis auf die Schulter herabhängen, am andern die Spitze ihrer dreihundert Nasen berühren. An jeder Stirn ist ein Haarbüschel und an jedem Kinn ein verknoteter und schmutziger Bart. Ihre Zähne sind wie ausgebrannte Lava. An jedes Bein hat sie einen Sack gebunden, in welchem sie unartige Kinder fortzutragen pflegt, und weiter unten hat sie Hufe wie ein Pferd. Außerdem hat sie fünfzehn Schwänze und an jedem Schwanz hundert Säcke aus Fell, von denen jeder Sack zwanzig unartige Kinder fassen kann.

Grýla hat einen Mann, Leppa-ludi, einen Unhold, und sie haben zwanzig Kinder. Vor ihrer Ehe mit Leppa-ludi hatte aber Grýla schon dreizehn andere Kinder und diese nennt man Weihnachtsmännchen, weil man glaubt, daß sie an Weihnachten kommen und unartige Kinder fortholen.

Ursprung der Elfen. Eines Tages besuchte der liebe Gott Adam und Eva und verlangte ihr ganzes Haus zu sehen. Und sie zeigten ihm ihre Kinder. Und er fragte: „Habt ihr sonst keine Kinder als diese?" Und sie sagten: „Nein." Es waren aber, als Gott kam, nicht alle Kinder gewaschen, und deshalb hatten sie die nicht gewaschenen versteckt. Da sprach Gott: „Was der Mensch vor Gott versteckt, das wird auch Gott vor dem Menschen verstecken!" Und die ungewaschenen Kinder wurden alsbald unsichtbar und nahmen ihre Wohnung auf Bergen, Hügeln und Felsen. Das sind die Elfen. Nur wenn sie wollen, können wir sie sehen.

Wie aus diesen wenigen Proben erhellt, steckt in den Isländern die ganze Gemüthlichkeit des germanischen Wesens. Wenn ihre Phantasie aber mitunter, wie in der Beschreibung der Grýla, ins Wüste und Ungeheuerliche ausschweift, so muß man an die öde, wilde, einsame, grauenerregende Naturscenerie denken, welche sie umgibt. „Grýla" heißt gerade eine der rauchenden Quellen von Reykir, diejenige, welche zunächst am Flüßchen Varmá liegt. Wer sich da in die Nähe setzt und sie plötzlich unter unheimlichem Geräusch ihren fast horizontalen Strahl ausspeien sieht, während es rundum qualmt und kocht, der wird sich über die fünfzehn Schwänze und über die dreihundert Nasen kaum mehr wundern.

13. Juli.

Die Kälte, welche während der Nacht noch bedeutend zugenommen hatte, weckte uns sehr früh. Das Thermometer stand unter Null mitten im Juli. Zum Frühstück war in dem Gehöfte nichts Anständiges aufzutreiben, als Kaffee. Im übrigen mußten wir uns mit den Resten unserer Vorräthe begnügen, die trotz aller Sparsamkeit nahezu erschöpft waren. Am Fenster spielte ein junger Hund mit einer jungen Katze. Dicht vor der Thüröffnung wurde ein Butterfaß gestoßen, und von der dunklen Küche qualmte nebst dem Kaffeeduft auch der Dunst des Herdfeuers in die kleine leere Bude hinein, wo wir auf den Packkisten saßen. Den Kaffee durfte man nicht näher untersuchen. Er wärmte uns wenigstens.

Gegen 8 Uhr standen die Pferde bereit. Den Leuten war es seit Jahrhunderten nicht eingefallen, sich einen guten Weg nach dem Fluß hin zu machen. Ueber die steilste Böschung hinab mußten die Pferde an das Ufer klimmen, so daß dem Reiter das Balanciren schwierig wurde. Da tranken sich die Ponies einen Schluck und wateten dann hindurch. Nachdem wir das schmale Thal passirt, ging es einen steilen Felspaß hinauf. Es war da keine eigentliche Straße, aber von dem häufigen Reiten eine Art von Saumweg. Während wir die vorigen Tage fast niemanden getroffen hatten,

begegneten uns schon in der ersten Stunde drei bis vier Karawanen, meist mit Klippfischbündeln, die von ferne wie Reisigbündel aussahen. Während alle Bergbewohner sonst zur Schonung von Mensch und Thier Zickzackwege einzuschlagen pflegen, ist das den Isländern schon zu umständlich. Sie reiten gradaus, es mag so steil hinauf- oder hinabgehen, als es will. Hier wenigstens war es auffällig, und die armen Thiere hatten ihre liebe Noth auf dem rauhen, steinigen Weg. Wir mußten öfters innehalten, und das war kein Verlust. Denn die Aussicht nach Westen und Südwesten hin ward immer schöner, je weiter wir an der kahlen Felshöhe emporkamen. Unten zunächst das anmuthige Thälchen von Reykir mit seinen grünen Wiesen, röthlichem Felsensaum und dampfenden Quellen, dahinter der Ingólfsfjall mit seinen schweren, dunkeln Felsmassen, die nach der Hvitá hin sich in scharfen Umrissen abgrenzen; südlich von dieser Felscoulisse öffnet sich das Thal der Hvitá, die hier, von keinen Basteien mehr eingezwängt, sich rasch zu einem breiten Strom erweitert und den Namen Ölfusá führt; weiterhin der flache Küstengürtel, wo die Flüsse Thjórsá und Markarfljót sich in ihren weiten Mündungen begegnen, und endlich tauchen in der Ferne die Westmännerinseln aus dem tiefblauen Meer auf. Die Luft war außerordentlich rein und klar. Das Oede der ganzen Landschaft trat deshalb sehr scharf hervor. Außer dem nahen Reykir war nirgends ein Dorf deutlich zu erkennen, kein Kirchthurm, keine Kirche. Dennoch vereinten sich die verschiedenen Farbentöne, der sonnighelle Himmel, der dunkle Ocean, die gelbgrüne Niederung, die röthlichen und graublauen Felspartien mit ihren phantastischen Schattenzügen zu einem höchst anziehenden Bilde. Je länger ich es ansah, desto mehr Reiz übte es auf mich aus. Scharf in ihren Umrissen, groß in ihren Verhältnissen, traumhaft verschwommen in ihren Farben, hat diese leblose Landschaft etwas Verwandtes mit den Stimmungsbildern der nordischen Volkspoesie. Die Einsamkeit selbst ruft die Phantasie auf, sie mit Riesen, Zwergen, Tag- und Nachtgespenstern zu bevölkern, und ihre wunderlichen Gestalten in jene Dämmerfarben zu kleiden, in welchen Meer und Land, Gletscher und Fels, das letzte Grün und die Asche der Vulkane zusammenfließen.

Das seltsam schöne Bild erhielt auf der Paßhöhe seine Vollendung dadurch, daß noch ein viel größerer Theil der Küste und des Meeres in Sicht kam; dann wurde es uns aber durch die unregelmäßigen Felszacken der Höhe selbst auf einmal entzogen. Wir befanden uns auf einem lang und breit gestreckten Bergsattel, der nach beiden Seiten von geringen Erhöhungen eingefangen war. Schnee und Wind hatten fast den ganzen Boden blank gefegt. Wir ritten wohl über eine Stunde über den nackten Felsengrund, so glatt, daß die Thiere oft beinahe ausglitten. Doch kam keines zu Falle. Mit unzerstörbarer Ruhe und Sicherheit trotteten sie voran, jede Kerbe und Spalte benützend, welche Regen und Feuchtigkeit in den Felsen gegraben

hatte. Das weite Plateau, Hellisheidi, die Heide der Höhlen genannt, endigte an einer steilen Schlucht, so steil, daß wir absitzen und die Pferde am Zügel hinunterführen mußten. Unten in einem nicht weniger trostlosen Thale lag ein Gehöft, das Eyvindr uns als gutes Quartier, ja als Hotel ankündigte.

Es war kalt; den ganzen Vormittag blieb die Temperatur unter Null; wir alle hatten unsere Ueberzieher angezogen, die Kragen aufgestülpt und uns so gut wie möglich eingemummt. Eine anständige, warme Herberge wurde darum mit Freuden begrüßt. Von außen sah der Hof auch erträglich aus. Aber drinnen — ein gutes Quartier, ein Hotel! Es war die traurigste Behausung, in die wir noch gerathen waren, und Touristen, welche Island nach diesem beurtheilen wollten, hätten allerdings Recht, wenn sie über Unreinlichkeit in den schärfsten Ausdrücken klagten. P. von Geyr stürzte gleich wieder heraus, nachdem er kaum einen Blick hineingeworfen. Er wollte weiter. Aber zwei Stunden weit war kein besseres Unterkommen zu treffen. Ich guckte nun auch hinein. Der erste Raum nächst der engen Hausflur war eine ungetünchte Mauerhöhle. Durch die Löcher eines halbzertrümmerten Fensters blies derselbe arktische Nord, der uns morgens so früh aufgescheucht hatte. Durch die schmutzigen übrigen Scheiben und aufgeklebten Papierfetzen drang ein düsteres Licht in den armseligen Raum. In der Ecke stand ein unreinliches Bett, mit einer zerrissenen Steppdecke halb zugedeckt, am Fenster ein nie angestrichener und nie gewaschener Tisch, rechts und links ein paar Bänke von entsprechender Einfachheit. Ein verrosteter Ofen von Eisen war mit ungebürsteten Kleidern behangen. Alter Hausrath und Gerümpel, Spinnengewebe und Staub füllten alle Ecken und Kanten. Eine ungekämmte Alte, die fast an eine Hexe erinnerte, brachte uns drei Krüglein Bier. Bier bei dieser Kälte! Wir dankten und bestellten uns Kaffee. Die Alte öffnete uns das anstoßende Zimmer, in dem zwischen zwei etwas besseren Betten ein kleines Tischchen stand. Ich wollte hinein; aber meine Freunde hegten Reinlichkeitsbedenken, die vielleicht nicht ganz unbegründet waren. Während wir in dem äußeren Raume blieben, kam ein Isländer, ein Bruder des Pfarrers von Olafsvellir, mit zwei ganz fein gekleideten Isländerinnen in Reitcostüm. Sie waren sichtlich froh, daß wir ihnen das andere Gemach überließen. Wir hatten zum Glück noch einige Reste von Käse und Zwieback; sonst hätten wir vor Ekel Hunger leiden müssen. Obwohl müde, waren wir froh, wieder aufzusitzen, nur um aus diesem Hotel fortzukommen. Der Paß selbst heißt Hellisskard.

Wir hatten bis Reykjavik noch 4 bis 5 Stunden zu reiten. Es ging über lauter Hraun, am südlichen Ende der Mosfellsheidi. Wir stießen hier auf ein Stück der Straße, die von der Regierung zwischen der Hauptstadt und Eyrarbakki angelegt wird, und hatten auch die Ehre, den Inspector zu treffen, der diesen Bau leitet; er war ein unendlich redseliger

Mann. Der Unterbau der Straße, aus lauter großen Lavastücken, war noch schlechterdings unpassirbar, und so mußten wir denn am Abhang derselben hinreiten, bis das Stück Straße aufhörte und wir wieder bloßes Steinfeld vor uns hatten. Keine Strecke ist mir auf unserem mehrtägigen Ritt trostloser und langweiliger vorgekommen als diese. Der ganze Landstrich bis dicht an die Stadt ist eine völlige Wüste. Ich athmete deshalb fröhlich auf, als wir endlich die Esja und die Bucht von Reykjavik in Sicht bekamen. Etwas nach 5 Uhr trafen wir wieder in unserem Missionshaus Landakoti ein.

Wir fanden alle, daß es doch etwas Wohlthuendes um etwas höhere materielle Cultur ist. Straßen sind sicher keine üble Erfindung. Brücken erweisen sich im ganzen viel bequemer als Fähren. Zur Abwechslung einmal durch einen Fluß zu waten, ist ein interessantes Abenteuer; aber auf die Dauer möchte das seinen Reiz verlieren. Eine anständige Herberge und ein gutes Bett sind nicht zu verachtende Dinge, und ein schönes Bretterhäuschen ist diesen rauchigen Erdhütten entschieden vorzuziehen. Wir freuten uns aber doch andererseits auch unseres Ausflugs. Es lohnt sich wirklich der Mühe, einmal diese primitiven Zustände eines zigeunerhaften Daseins und bäuerlicher Einfachheit selbst zu erfahren. Es ist lustiger und wohlthuender, als man sich vorstellt. Ich habe mich kaum je so wohl gefühlt, als bei diesen kleinen Strapazen. Im allgemeinen habe ich auch den Eindruck bekommen, daß die Isländer sich in ihren beschränkten Verhältnissen recht erträglich befinden, vielfach glücklicher als die ärmere Bevölkerung unserer großen Städte, welche stets die Schaustellung des übertriebensten Luxus, des glänzendsten Reichthums und der verfeinertsten Genußsucht vor Augen hat, ohne die Mittel, dieses irdische Paradies an sich zu reißen. Sie sind an Entbehrung gewöhnt, mit wenigem zufrieden. Statt einer ungesunden Ueberbildung nähren sie neben ihrem harten Tagewerk ein nicht zu unterschätzendes geistiges Leben, das sich hauptsächlich um die eigene Volksüberlieferung bewegt und die Einsamkeit des langen nordischen Winters freundlich verklärt. Etwas mehr Volksbildung, mehr Gesundheitspflege und Reinlichkeit, bessere Bewirthschaftung des Bodens, Hebung der Viehzucht und des Gartenbaus wird den Isländern allerdings selbst von ihren eigenen wärmsten Patrioten empfohlen. Würden dazu die alten katholischen Familienandachten wieder aufleben, Sonn- und Festtag die zerstreut wohnenden Bauern zu einem wahrhaft herzerhebenden Gottesdienst vereinigen, der Cultus der Kirche wie früher den Kunstsinn anregen und heiligen, opfermuthige Priester die Verlassenen besuchen und trösten, so würde das ernste, geweckte, poetisch begabte Volk, trotz aller Entbehrungen, gewiß sehr glücklich sein.

Nach überstandenem Ritt.

Digitized by Google

9. Zweiter Aufenthalt in Reykjavik.

16. Juli.

Nachdem wir wieder in Reykjavik angelangt, waren wir für einige Zeit auf Island gefangen. Die dänische „Vereinigte“ Dampfschiffahrtsgesellschaft entsendet jährlich zwölf Schiffe dahin, von denen einige nur auf den Faröern und in Reykjavik halten, andere dagegen um die ganze Insel fahren und die vorzüglichsten Buchten besuchen, soweit die Küste vom Eise frei und eine solche Umfahrt möglich ist. Der Fahrplan für diese officiellen Postcurse wird alle zwei Jahre dem isländischen Parlament vorgelegt und bedarf dessen Genehmigung. Das nächste Schiff um die Insel fuhr am 1. August, das nächste direct nach Kopenhagen erst eine Woche später. Außer dieser dänischen Linie gibt es noch eine Verbindung durch Privatdampfer. Ein englischer Unternehmer, Mr. Slimon in Leith, hat nämlich die Ausfuhr isländischer Ponies nach Schottland und England förmlich organisirt und zu diesem Zwecke zwei Dampfer eingerichtet, die im Laufe des Sommers bestimmte Fahrten nach Island unternehmen. Sein Schiff „Camoens“ war es, das um die Zeit unserer Ankunft an der Westküste aufgefahren war und nach Schottland zurück mußte, um daselbst ausgebessert zu werden, während in Island eine große Menge Leute darauf warteten, um über Leith (Edinburgh) und Glasgow nach Canada auszuwandern.

Die Kriegsschiffe auf der Rhede konnten uns natürlich nichts helfen, als daß sie die stille Landschaft etwas belebten. Passagiere nehmen sie keine mit, außer in wichtigen Ausnahmsfällen. Da war die „Diana“, ein dänisches Kanonenboot, der schon erwähnte französische „Dupleix“, der ebenfalls französische „Allier“ und endlich das österreichische Transportschiff „Pola“, das aber völlig militärisch bemannt war.

Freitag den 13. Abends waren wir von unserm Ausflug wieder in Reykjavik angekommen. Ich benützte den folgenden Tag, um erstlich von den Strapazen etwas auszuruhen und dann mir etliche Notizen aufzuschreiben, wozu bei dem Ausflug selbst nicht immer die erwünschte Gelegenheit war. Meine Reisegefährten waren aber gleich wieder auf den Beinen und brachten mir am Nachmittag die Botschaft, daß sie auf der „Pola“ gewesen wären: die Mannschaft würde Sonntag morgens zum Gottesdienst kommen; man wünschte aber eine italienische Predigt, weil nur die Officiere zum Theil

Deutsche wären, die Matrosen sämmtlich aus Triest und Istrien. Es sei bereits zugesagt.

In Island meine erste italienische Predigt zu halten: das hätte ich nicht erwartet! Ich hatte wohl früher mit Italienern zusammengelebt und etwas in ihrer Sprache reden gelernt; aber das war schon über zehn Jahre her und die Gewohnheit längst verloren. Es galt indes jetzt, aus der Noth eine Tugend zu machen, und so spazierte ich denn auf dem Hügel von Landakoti auf und ab und raffte im Angesicht des eisigen Snaefells-Jökull und der übrigen nordischen Landschaft meine italienischen Erinnerungen zusammen, während meine Genossen sich Mühe gaben, die kleine Missionskapelle so schön als möglich zu zieren. Zum Unglück wurde ich noch durch einen Herrn J. gestört, der sich mir als isländischer Sprachmeister anbot und schließlich aufdrängen wollte, obwohl ich ihm versicherte, daß ich an einem Namensvetter von ihm, einem Candidatus der lutherischen Gottesgelehrtheit, schon einen Lehrer gefunden und diesen nicht wieder abweisen könne.

Am andern Morgen 10 Uhr kam die Schiffsmannschaft der „Pola“ in Uniform, zwei und zwei, von der Stadt her den Hügel heraufmarschirt, stramme kräftige Gestalten mit martialischen Zügen, mit ihren schwarzen Haaren und den dunkeln, feurigen Augen ein rechtes Gegenstück zu den meist blonden und rothbärtigen Insulanern des Nordens. Ihr Marsch durch die Stadt machte Aufsehen — es war seit vielen Jahren das erste öffentliche Lebenszeichen des Katholicismus. Ob das dem Polizisten von Reykjavík gefährlich erschien, oder ob er höhern Orts Ordre erhalten hatte, genug: dieses in seiner Art einzige und classische Wesen — die ärgste Schwätzbase der ganzen Stadt — kam mit einigen Isländern auch hinterher und wohnte dem Gottesdienst bei. Erst während meiner Anrede bemerkte ich ihn. Weil er von allem kein Sterbenswort verstand, machte er ein so naives Gesicht, daß er mich beinahe aus dem Context gebracht hätte. Wie ich nachher hörte, war auch der obenerwähnte Herr anwesend, der ein paar Brocken italienisch wußte, so daß wir offenbar unter einer Art von Aufsicht standen.

Nach dem Gottesdienst besuchten uns die Herren Officiere, deren liebenswürdige Gemüthlichkeit meiner alten Vorliebe für Oesterreich neue Nahrung gab. Der Commandant und der erste Schiffslieutenant waren Wiener, der Schiffsfähndrich ein Pole, der zweite Schiffslieutenant ein Tiroler, der Schiffsarzt ein Oberösterreicher, der Schiffskassier und die Maschinisten wieder aus anderen Theilen der Monarchie — wackere Seeleute, fast mit allen Meeren bekannt und dabei die Herzlichkeit selber. Besonders war es Herr Schiffslieutenant B., der neben dem vielseitigsten Wissen einen unerschöpflichen Schatz des köstlichsten Humors entwickelte.

Die „Pola“ war ein stattlicher Dampfer, 51 m lang, 9 m breit, Schraubenmaschine von 780 Pferdekraft. Sie hatte einige Monate früher eine naturwissenschaftliche Expedition nach der im Eismeere gelegenen Insel

Jan Mayen gebracht und war nun unterwegs, dieselbe wieder abzuholen. Ausgerüstet war die Expedition auf Kosten des österreichischen Grafen Wilczek, eines freigebigen Gönners und Beförderers naturwissenschaftlicher Forschung. Sie stand in Verbindung mit anderen gleichzeitigen Forschungsreisen, welche in diesem Sommer sowohl in den Nordpolarländern als nach dem Südpol hin angestellt werden sollten. Das Hauptaugenmerk war dabei auf Physik, namentlich magnetische Beobachtungen gerichtet; nebenher sollten auch Zoologie, Botanik und Geologie, endlich dann die geographische Einzelforschung Berücksichtigung finden. Nur zwei dieser Expeditionen waren von Privatleuten ausgerüstet: die erwähnte auf Jan Mayen durch Graf Wilczek, und eine andere an der Mosselbay auf Spitzbergen durch einen Kaufmann P. Smith. Die anderen elf Stationen wurden auf Staatskosten unterhalten. Die Nordamerikaner wollten an zwei Punkten: Point Barrow und Lady Franklin Bay, Beobachtungen anstellen, die Dänen zu Godhaab in Westgrönland, die Norweger zu Bossekop bei Alten, die Russen an der Lenamündung und an der Möller-Bay auf Nowaja Semlja, die Holländer in Dicksonhafen, die Engländer zu Fort Simpson in Canada, deutsche Forscher an der Ostküste von Grönland und in dem antarktischen Südgeorgien, französische endlich am Cap Hoorn. Eine Broschüre, welche mir Schiffslieutenant B. mittheilte, entwickelte sowohl den Plan des ganzen Unternehmens als auch die Organisation der österreichischen Expedition bis in die kleinsten Einzelheiten hinein. Selbst der Küchenzettel war für jeden Tag der Woche bis auf das letzte Zugemüse gedruckt, die eisernen Hütten der Forscher in Jan Mayen genau beschrieben und sanitärische Maßregeln für den Aufenthalt daselbst sorgfältig entwickelt. Sollte es der „Pola" nicht gelingen, bis zur festgesetzten Zeit nach Jan Mayen vorzudringen, so sollten die Mitglieder der Expedition versuchen, sich auf ihren Booten an das nächste europäische Gestade durchzuschlagen. Was ein Winter auf Jan Mayen zu bedeuten haben möchte, das war aus einem Anhang der Broschüre zu ersehen, in welchem das Tagebuch von sieben holländischen Seeleuten mitgetheilt wurde, welche im Winter von 1633 auf 1634 daselbst ihren Tod fanden.

Der Commandant war Outgert Jacobsson von Grootenbroek, Schiffsschreiber Adrian Martin Carman von Schiedam, Schiffskoch Thauniß Thaunißson von Schermerhem, die übrigen Dirk Petersson von Veenhuysen, Peter Petersson von Haarlem, Sebastian Gyse aus Delftshaven und Gerrit Beautin aus Brügge. Das Tagebuch, gar verständig, schlicht und fromm geschrieben, reichte vom 26. August 1633 bis zum 30. April 1634, an welchem der letzte der sieben Mann starb. Das ganze Tagebuch, namentlich aber der Schluß, rührte mich sehr, und ich konnte nicht umhin, mir den letztern zu notiren.

„Am 23. (April) blies derselbe Wind mit leichtem Regen. Wir waren um diese Zeit zu einem bejammernswerthen Zustand herabgekommen, da außer mir keiner von uns allen sich selbst, geschweige denn einem andern

helfen konnte, so daß die ganze Bürde auf meinen Schultern lag; ich erfülle meine Pflicht, so gut ich kann und so lange es Gott gefällt, mir Kraft zu verleihen. Ich gehe jetzt, unserm Commandanten auf seine Bitte aus der Koje zu helfen, weil er, eben mit dem Tode ringend, durch diesen Wechsel seine Pein zu erleichtern hofft. Die Nacht war dunkel und der Wind wie zuvor. — Am 24. waren Tag und Nacht bewölkt, der Wind aus Süd, der auch am 25. mit etwas Sonnenschein anhielt. An der Nordseite erstreckte sich das Eis vom Strande beiläufig eine halbe Meile seewärts, an der Südseite derselben Bucht war jedoch kein Eis zu sehen. Wir sahen viele Walfische. Die Nacht war dunkel und mit steifem Nordwest. Das Eis drängte näher zum Ufer, doch blieb noch immer ein guter Streifen Wasser zwischen Land und Eis. Wind und Wetter wie zuvor. — Der 26. war ein ruhiger, aber bewölkter Tag, die Nacht schön, der Wind aus West. — Am 27. war Thauwetter; an diesem Tage tödteten wir unsern Hund aus Mangel an frischen Lebensmitteln. Die Nacht war bewölkt, doch ohne Regen, der Wind aus Ost, der auch am 28. mit bewölktem Himmel anhielt. Das Eis wurde während dieses Tages nach See außer Sicht getragen. Die Nacht war bewölkt, mit steifem Nordwind. — Am 29. Wind und Wetter wie zuvor, doch setzte der Wind nachts steif aus Nordost ein. — Der 30. war ein klarer, sonniger Tag mit demselben Wind."

So notirte der wackere Seemann Wind und Wetter, bis der Tod ihm seinen Stift aus den Händen riß — und die einsame Insel nur mehr Leichen beherbergte. Walfischfänger aus Zeeland fanden am 4. Juni 1634 die sieben Leichen und begruben sie. Der eine hatte etwas Käs und Brod neben sich, ein anderer eine Salbbüchse, der dritte sein Gebetbuch.

Die „Pola" war von der irischen Küste (Galway) aus Ende Juni bereits ziemlich nahe an die Insel Jan Mayen gekommen, konnte aber des Eises wegen nicht weiter dringen und hatte sich deshalb auf die Rhede von Reykjavik zurückgezogen, um eine günstigere Zeit abzuwarten.

Obwohl es unter der dänisch-isländischen Bevölkerung von Reykjavik keine Katholiken gab, so hatte P. von Geyr doch beschlossen, einen dänischen Nachmittagsgottesdienst, d. h. eine Predigt nebst Gebet zu halten, und einigen Bekannten das mitgetheilt. Wie ein Lauffeuer muß die Nachricht davon in dem ganzen Kleinstädtchen herumgegangen sein. Denn gegen 5 Uhr kam eine ganze Menge Leute den Hügel hinauf, Männer, Weiber und Kinder, als ob bei uns droben eine richtige Stadtpfarrkirche wäre. Das kleine Kapellchen war bald gefüllt. An der Thüre drängten sich die Leute, und als hinterher auch viele vornehmere und angesehenere Herren und Damen, theils von unserer Reisegesellschaft, theils sonst mit uns bekannt geworden, sich einfanden, da blieb nichts übrig, als sie durchs Haus in das Chor der kleinen Kapelle zu führen, bis der letzte Platz besetzt war. Endlich wurden noch die Fensterchen ausgehoben, damit auch die Außenstehenden hören könnten.

Mir kam die Sache etwas wunderbar vor — ein katholischer Gottesdienst für lauter Protestanten! Es war indes alles in bester Ordnung. Der katholische Priester kann über seine Sendung nicht im Zweifel sein, in Island ist Glaubensfreiheit — und die vielen Leute kamen alle von selbst, sei es nun, daß manche bloße Neugier herbeigelockt, sei es, daß viele in wirklich religiöser Absicht Gott zu verehren und sich an einem frommen Vortrag zu erbauen wünschten. Daß letztere Stimmung vorherrschte, war kaum zu bezweifeln. Ueber eine Stunde lang wurde der katholische „Pastor" in ehrerbietiger Stille, würdiger Haltung und mit gespanntester Aufmerksamkeit angehört. Er predigte von der Liebe Gottes, und zwar durchaus nicht in jenem süßelnden Gefühlston, durch welchen manchmal Toleranzapostel alle Kirchen in einen Schafstall zu verwandeln suchen, sondern ganz correct und gründlich katholisch, wie es beim hl. Thomas zu lesen ist. Das gerade aber scheint den Leuten sehr gefallen zu haben. Mehrere, sowohl von den einfachen und ärmeren, als auch von den augenscheinlich angeseheneren, kamen nach vollendetem Gottesdienst, um uns zu grüßen, drückten uns die Hand und sprachen in ungesucht herzlicher Weise ihren Dank aus. Einige ließen sich die Bedeutung des Altars, des Altarschmuckes, der Heiligenbilder erklären; andere sprachen später sowohl vor uns als auch vor anderen ganz offen aus, sie hätten schon lang keine so schöne und anziehende Predigt zu hören bekommen.

Störung fiel nicht die mindeste vor. Häufig zu husten, zu räuspern und auf den Boden zu spucken, ist eine üble Angewöhnung, welche sich die Isländer auch in ihren eigenen Kirchen zu Schulden kommen lassen, und wozu das Klima sowie auch die vielverbreitete Sitte des Tabakkauens und Schnupfens beitragen mag.

Als sich die Menge verlaufen hatte und wir gemüthlich in unserm Stübchen beisammen saßen, zeigte sich wiederholt ein älterer Mann am Fenster, schaute herein und ging dann wieder ums Haus herum. Er hatte die kräftigen Züge eines Bauern, war aber gut gekleidet, fast wie ein Herr. Ich ging zu ihm hinaus und fragte ihn, was er wünschte. Er sagte, er sei früher oft in diesem Hause gewesen und habe den Missionär, Herrn Baudoin, wohl gekannt, der sei ein tüchtiger Mann gewesen; deshalb möchte er uns auch gerne besuchen und kennen lernen. Ich lud ihn ein, einzutreten, und obwohl er nicht viel Dänisch und wir nicht viel Isländisch wußten, kam doch noch eine erträgliche Conversation zu Stande, und wir wurden bald gute Freunde. Der Mann war wirklich ein reicher Bauer aus dem Nordlande und hieß Ásgeir Einarsson, war aber zugleich einer der einflußreichsten Patrioten, þingmaður Strandasýslu, Abgeordneter des Strandasyssel und eines der sechs Senatsmitglieder, welche das Volk zu wählen hat. Seine kräftigen, schwieligen Hände bekundeten, daß er aus eigener Erfahrung über die Grundlagen aller Nationalökonomie zu reden wußte; seine Reden aber

verriethen einen sehr klugen, praktischen Sinn und kernig-wackere Gesinnung und politisches Verständniß genug, um gegen die Theoretiker und Projectschmiede am Thing die wirklichen Volksinteressen geltend zu machen. Er erinnerte mich in allem an die schweizerischen Volksabgeordneten, wie ich sie in meiner Jugend gesehen, als noch nicht so stark in Actien gehandelt wurde und so ein wackerer Bauer in der Wagschale der Politik und Gerechtigkeit die papierenen Stadtherren nicht selten überwog. Nur hatte der Mann das stramme Wesen der Skandinavier.

Volk! Volk! Was ist eigentlich das Volk, seitdem die Nation, d. h. die sogen. „Gebildeten" oder das Kapital den ganzen Nähr- und Arbeiterstand sich botmäßig und unterthänig gemacht haben?

Genug, das war jedenfalls einmal ein Mann aus dem Volke. Er hatte noch ganz das Gepräge der guten, alten Zeit. Die Lieblingsidee und das Hauptwerk seines Lebens war ein Kirchenbau — und zwar zum größten Theil auf seine Kosten. Er fing gleich davon zu reden an. Als er im Jahre 1860 sich zu Thingeyrar am Húnaflói (im Nordlande) niederließ, fand er dort nur eine elende torfkirkja, d. h. eine gleich den gewöhnlichen Häuschen aus Stein und Rasen aufgeschichtete Kirche, im jämmerlichsten Zustande, dem Verfalle nahe. Anstatt sie durch eine getheerte Holzkirche zu ersetzen, wie sie jetzt in Island allgemein sind, faßte er den kühnen Plan, oben auf einem Hügel, sichtbar für sieben Gemeinden, eine regelrecht mit Mörtel gemauerte Steinkirche zu bauen, die eine Zierde für das ganze Nordland sein sollte. 1864 wurde der Bau begonnen. Unter nicht geringen Schwierigkeiten brachte er ihn nach 13 Jahren endlich zur Vollendung, und am 15. sunnudag eptir Trinitatis, am 9. September 1877, wurde das Kirchlein eingeweiht. Es ist etwa 12,5 m lang, 6,2 m breit und mit dem Thurm etwa 9 m hoch, außen und innen wohl verputzt, innen sogar ausgemalt und das Gewölbe mit 1500 goldenen Sternen geziert; auch Altar, Chorgitter und Kanzel wurden fein ausgemalt.

Der ganze Bau kam auf 16000 Kroner (20000 Mark), wovon der Erbauer 10000 Kroner (11250 Mark) beitrug, für das arme Land eine außerordentlich große Summe. Der Mann hatte für alles, was die Kirche und den Gottesdienst betraf, einen wahrhaft bewundernswerthen Eifer. Für alle einzelnen Theile des Baues bot er die besten Werkmeister auf, die zu haben waren, auch wenn er sie weither kommen lassen mußte. Alles beschrieb er mir und brachte mir hernach sogar eine gedruckte Beschreibung, an welche sich die Kirchweihpredigt des Propstes Jakob Briem (von Hruni) anreihte, und eine religiöse Rede, welche Ásgeir Einarsson selbst im Anschluß an dieselbe gehalten hatte. Es war durchaus nicht, wie ich erwartet hatte, eine profane Rede, welche das Kirchweihfest etwa nach seinen weltlichen Beziehungen hin besprach, sondern eine vollständige zweite Predigt, welche, mit dem Sündenfall anhebend, in einigen schlichten Zügen den Heilsplan Gottes

bis auf Christus auseinandersetzte und mit der Würde und Erhabenheit der christlichen Gottesverehrung in Verbindung brachte. Viele der schönsten Mahnworte Christi zum Gebet, zur Wachsamkeit, zum Dienste Gottes waren nicht nur mit bibelfester Richtigkeit angeführt, sondern auch auf das Ganze sehr schön und passend bezogen. Zum Schlusse sagte er:

„Ist das alles nicht hocherfreulich für einen Christen im Hause Gottes? Ist es bedeutungslos, wenn der Lehrer des Gotteswortes die christliche Gemeinde segnet und den Herrn bittet, mit ihr zu sein, und wenn der Diener im Namen der Gemeinde antwortet: ‚Und mit deinem Geiste‘? Ist es nicht würdig, daß das Haus, worin solche Dinge sich vollziehen, schöner sei als unsere armen werktäglichen Wohnungen? Sollten Christenleute hinter den Heiden zurückstehen, welche ihre Tempel schmückten und darin todte, machtlose Wesen anbeteten und verehrten? Aber die Christen kennen und beten den einzigen, wahren, lebendigen Gott an. Wer wäre mehr verpflichtet, dem Vater der Barmherzigkeit ein Zeichen des Dankes zu geben dafür, daß wir in sein heiliges Haus kommen dürfen, als wir Isländer, die wir mit dankbarem Herzen singen können: ‚Hier zu Christi Heiligthum können frei wir wallen‘, wenn wir hören, daß andere christliche Kirchen Verfolgungen und den grausamsten Tod leiden müssen, weil sie an denselben einigen und wahren Gott glauben und ihn anbeten, den wir anbeten?“

Wohl das meiste hätte auch ein katholischer Festredner in eine Kirchweihpredigt aufnehmen können. Es war wie ein Nachhall aus einer bessern Zeit, und an der Redlichkeit und Aufrichtigkeit des schlichten, einfachen Mannes war kein Zweifel möglich.

Mit der lutherischen Geistlichkeit schien Ásgeir im allgemeinen nicht sehr zufrieden. Er erzählte, daß vom Volk aus eine Gesetzesvorlage gemacht worden sei, nach welcher fürder die Gemeinden ihre Seelsorger selbst erwählen könnten, die Regierung sei aber dagegen; Bischof Pjetursson wäre in seiner Eigenschaft als Bischof wohl für die Vorlage, werde aber als Regierungsmann sich dagegen stellen müssen; die Vorlage sei jetzt zur dritten Lesung im Oberhaus (efri deild) und werde dann erst zur Berathung ans Unterhaus gelangen. Die Veranlassung zu dem Gesetzesvorschlag boten verschiedene Ausschreitungen, welche Einarsson mit einem zwar sehr kräftigen, aber nicht eben parlamentarischen Ausdruck bezeichnete. Was das Project einer Creditbank betraf, das beim Althing berathen wurde, wußte er noch nichts Bestimmtes; er erklärte nur, die Ansichten darüber seien sehr getheilt.

20. Juli.

Nach dem gemüthlichen Sonntag fühlte ich mich in Reykjavík ganz wie zu Hause. An der Kapelle waren die nöthigsten Reparaturen gleich vorgenommen worden. Durch wiederholtes Scheuern und Benützung des vorhandenen Schmuckes gewann sie ein ganz freundliches Ansehen. Wir konnten

jetzt das Sanctissimum darin aufbewahren, hatten unsere zwei täglichen Messen und beobachteten annähernd unsere gewohnte Tagesordnung. Dreimal in der Woche war die Bibliothek im Althingshause zugänglich, welche für das Studium der Insel reiches Material bot. Meine beiden Freunde warfen sich auf naturhistorisches Sammeln, durchstreiften die ganze Umgegend zu Land und Wasser, während ich still für mich Isländisch studirte. Daneben entspann sich ein freundlicher Verkehr sowohl mit verschiedenen Isländern, als auch fremden Kaufleuten und den Officieren der „Pola“, welche sogar die Artigkeit hatten, uns ganz officiell zu einem Besuche auf ihrem Schiffe einzuladen. Ein Soldat brachte unter militärischem Gruße die Einladungskarte. Auf die bestimmte Stunde lag am Strand ein wohlbemanntes Boot bereit. Auf Commando und im schönsten Tacte wurden wir an Bord des Dampfers gebracht, der ziemlich weit auf der Rhede draußen ankerte. Wir wurden aufgenommen wie liebe alte Bekannte, und da die Herren sämmtlich ein gutes Stück der bewohnten Erde gesehen hatten, so war die Unterhaltung überaus interessant.

An einem der nächsten Tage mietheten sich meine zwei Genossen ein Boot, um in der Bucht von Reykjavik Meerpflanzen und Seethiere zu sammeln. Sie kamen nach etlichen Stunden unwohl und halb erfroren nach Hause. Die Temperatur war seit unserer Rückkehr fast etwas winterlich und ließ es sehr begreiflich erscheinen, daß die Nordküste nach Grönland hinüber noch voll Eis war. Die Bucht von Reykjavik aber liegt sehr offen und macht die meisten Wogentänze der hohen See mit. Mit ihrer Ausbeute waren meine Freunde indes zufrieden. Sie brachten zwei große Blechkübel voll unterseeischer Wesen mit: Tange, Seealgen, Muscheln, Krebse, Seesterne und Seeigel. Noch lebendig und in ihren ursprünglichen Farben machte das bunte Gewimmel einen recht phantastischen Eindruck. P. von Geyr belobte besonders einen kleinen Fadenkrebs, den er bisher noch nicht in seiner Sammlung hatte. Mir aber gefielen am besten die blumenartigen, schön gezeichneten Seeigel, von denen einer röthlich-violett, die anderen prächtig grün waren. Es war wunderlich zu denken, wie der Meeresgrund bis in die Regionen des ewigen Eises hinein einen farbenschönen Zaubergarten darstellt und die seltsamsten Geschöpfe in unabsehbaren Mengen und unerschöpflicher Fruchtbarkeit durcheinander wimmeln.

Während meine Freunde sich an den Schätzen der Meereswelt erfreuten, war mir die „Lilja“, das mittelalterliche Madonnenlied des isländischen Augustiners Eystein Ásgrímsson, in die Hände gefallen und bereitete mir nicht geringeres Vergnügen. Sie war mir früher einmal von einem Freunde zugestellt worden mit der Aufforderung, sie metrisch zu übersetzen. Damals kam mir aber das Isländische so wildfremd und schwierig vor, daß ich nichts davon wissen wollte. Jetzt freute ich mich doch, in dem fernen Eiland etwas Katholisches zu finden, und ich ließ es mich nicht verdrießen, durch die

harte Schale linguistischer Schwierigkeiten in den Kern dieser merkwürdigen Dichtung einzudringen.

Von den handschriftlichen Reichthümern des Mittelalters besitzt Reykjavík und Island selbst nur noch einige wenige Reste. Nachdem nämlich schon der Isländer Thormóðr Torfason (Torfaeus genannt) um das Jahr 1660 durch verschiedene Uebersetzungen das Interesse der Dänen für die alt-isländische Literatur geweckt hatte, wurde er selbst nach Island gesandt, um dort historische Forschungen anzustellen, und brachte denn auch eine Anzahl Handschriften mit nach Kopenhagen. Doch das war nur, um den Appetit zu reizen. Gegen Ende des Jahrhunderts wurde nämlich ein anderer Isländer, Árni Magnússon, von Kopenhagen aus in Matricularangelegenheiten nach seiner Heimat gesandt und benützte einen fast zehnjährigen Aufenthalt daselbst zu dem Zwecke, einfach ganz Island antiquarisch auszuplündern. Eine königliche Vollmacht beauftragte ihn, alles einzusammeln, was die Isländer von alten Handschriften besäßen. Er ließ es aber nicht dabei bewenden, etwa einen Aufruf in diesem Sinne zu erlassen, sondern durchwanderte die ganze Insel von Gehöft zu Gehöft und sackte alles ein, was er nur eben auftreiben konnte. So brachte er die merkwürdigste und kostbarste Sammlung zusammen, welche Skandinavien je besessen hat. Mit ihr zog gleichsam das letzte Erbgut Islands nach Kopenhagen: die herrlichen Documente seiner katholischen Vorzeit. Eine Feuersbrunst verzehrte schon 1728 über zwei Drittel dieser in ihrer Art einzigen Bibliothek. Was davon gerettet wurde, bildet jetzt als die sogen. „Arnamagnäische Sammlung“ den werthvollsten Schatz der Universitätsbibliothek in Kopenhagen. Nur zerstreute Reste, die denselben ergänzen, finden sich in Upsala, Stockholm, Christiania und auf Island selbst. So sah ich in der Antiquitätensammlung zu Reykjavík noch z. B. ein vereinzeltes schönes Blatt aus einer Handschrift der Njálssaga, ein anderes aus dem sogen. Hauksbók und eine Urkunde des letzten katholischen Bischofs von Hólar, Jón Arason — stille, aber beredte Zeugen, wie unverantwortlich das arme Land von den Dänen nach jeder Richtung hin ausgeplündert worden ist.

Dieses kleine Museum (Forngripasafn), welches sich im obern Stock des neuen Althingshauses befindet, ist überhaupt das Interessanteste, was es für einen Katholiken in Reykjavík gibt, das einzige, was noch an die alte, katholische Zeit erinnert. Es ist von einem Herrn Vigfússon, einem Bruder des ausgezeichneten, leider allzufrüh verstorbenen Philologen und Literaturhistorikers Gudbrandr Vigfússon in Oxford, recht gut geordnet und in Stand gehalten. Die ausgestellten Gegenstände zerfallen in drei Hauptgruppen: 1. Alterthümer aus vorchristlicher Zeit, 2. Paramente und Schmucksachen aus dem Mittelalter, 3. Kleidertrachten und Hausrath aus der neuern Zeit. Das Augenfälligste der ersten Gruppe war eigentlich kein Alterthum, sondern bloß ein ganz neues Modell eines Alterthums, das nicht einmal nach Island

gehörte. Denn es stellte ein Vikingerschiff dar, das 1880 im Sandefjord in Norwegen ausgegraben wurde und sich nunmehr im Ethnographischen Museum zu Christiania befindet. Das Original wird dem 9. Jahrhundert zugeschrieben, was indes keineswegs feststeht. Die artige kleine Nachbildung soll 500 Kr. (612 Mark) gekostet haben. Neben diesem Vikingerschiff von noch fraglichem Datum ist aus vorchristlicher Zeit nichts zu sehen, als einige rohe Waffen, Menschen- und Pferdeknochen. Alles Suchen und Graben nach urskandinavischer und urgermanischer Civilisation scheint nahezu erfolglos geblieben zu sein. Kunst und höhere Bildung ist in Island erst mit dem Christenthum eingezogen.

Im Vergleich zu unseren continentalen Museen würde auch die zweite, kirchliche Gruppe der Sammlung sehr arm zu nennen sein; allein wenn man aus dem Innern des Landes, seinen rauchigen Gehöften, seinen getheerten und schmucklosen Holzkirchen und seinen öden Lavafeldern daherkommt, so wird man sich billig wundern, so viel religiöse Kunstsachen beisammen zu finden. Es ist kein Zweifel — es hat in Island früher ganz anders ausgesehen. Da war ein großes geschnitztes Crucifix, das zur Zeit der Glaubenstrennung in einer Höhle versteckt, später von einem Kinde aufgefunden wurde; da waren Altartafeln mit gut gemalten Passionsbildern und der Inschrift: Sic Christus captus est, aus dem Kloster von Reynisstaðir; da waren Altarantipendien mit prachtvollen Arabesken in Gold auf grünem Grunde aus der Kathedrale von Skálholt; da waren zahlreiche geschnitzte Crucifixe und Heiligenstatuen aus den verschiedensten Landestheilen. Auf einem Priesterornat von 1500 hoben sich die Gottesmutter, der hl. Petrus und Andreas fein auf blauem Grunde gestickt hervor; ein altes Triptychon byzantinischen Ursprungs, Christus, Maria und St. Johannes darstellend, trug die Namen in griechischen Buchstaben daneben; ein liebliches Bild der Verkündigung war fein in Gold und Perlen ausgeführt, ein anderes Madonnenbild hatte die Inschrift: **Ave sanctissima Maria, mater Dei et regina coeli, libera me ab omnibus malis.** Da waren ferner zwei artige Elfenbeinsculpturen, Maria mit dem Gotteskinde, aus dem 10. oder 11. Jahrhundert; da war ein Christusbild aus dem 14. Jahrhundert; da war das liebe, gemüthliche Bild der heiligen Mutter Anna mit Maria und dem Jesukind, aus einer Ortschaft der Westküste. Meßgewänder in allen Farben: schwarze, rothe, grüne, auch mehrfarbige, erinnerten an das heilige Opfer; ein Triptychon, das die heiligste Dreifaltigkeit vorstellte mit zwei Engeln, welche anbetend davor knieten, versinnbildete das höchste Geheimniß des Glaubens; eine Kanzel, an der Petrus die Schlüssel führte und Maria der Schlange den Kopf zertrat, bezeichnete den Gegensatz der früheren zu der jetzigen Predigt. Als Andenken an die einstige Hierarchie und Liturgie prangten da endlich drei bischöfliche Kreuze an kostbaren Ketten, fein gewirkte Kirchenteppiche in bunten Farben und mit geschmackvoller

Zeichnung, Taufbecken, Weihwasserkessel, Lavabo-Gefäße in der Form von Löwen, Blätter aus alten Gradualen und Missalen. Kurz und gut: Island war vor vier Jahrhunderten nicht das traurige, melancholische, farb- und formlose Land, das es heute ist. Es beherbergte in seinen Kirchen die lebensfrohe Kunstfülle des katholischen Cultus. Mit dem sacramentalen Christus war die liebe Mutter Gottes und die ganze Schaar der Heiligen bei ihm eingezogen, und der Aermste konnte sich des Sonntags an dem herrlichen Schmucke freuen, der die höchsten und fruchtbarsten Ideen der Religion zur Darstellung brachte.

Island hatte Kirchen, Klöster, Altäre, Bischöfe, Aebte, katholischen Cultus, katholische Kunst. Den bösen Römlingen fiel es nicht ein, den Insulanern etwas von dem wegzunehmen, was sie in ihrer nordischen Einsamkeit dem harten Boden oder dem noch härtern Klima abgetrotzt. Kostbare Gefäße, prachtvolle Gewänder, Wein und Weizen brachte schon das Bedürfniß der heiligen Messe zu ihnen hinüber. Der Kunstfleiß in Deutschland, Frankreich und Skandinavien regte auch sie zur Kunstthätigkeit und zur Kunstliebe an. Welche Wohlthat für ein Volk, das oft das halbe Jahr durch Eis und Sturm von den anderen Völkern der Erde abgeschnitten war! Kam es doch vor, daß die heilige Messe zeitweilig nicht gefeiert werden konnte, weil der nöthige Wein infolge von Sturm und Unwetter nicht von Norwegen nach Island gelangen konnte. Das war indes ein Ausnahmsfall. In gewöhnlichen Jahresläuften herrschte der regste Verkehr zwischen dem Clerus von Norwegen mit jenem von Island, und auf diesem Wege war die Insel stets in lebensvoller Einigung mit der katholischen Kirche. Finnr Jónsson theilt in seiner Kirchengeschichte (Per. 3. Sect. 3. cap. 3.) einen Brief des Bischofs Hákon von Bergen, eines Dominicaners, an den Bischof Jón Hallthórsson in Skálholt vom Jahre 1338 mit, der diesen Verkehr aufs gemüthlichste zeichnet. Hákon entschuldigt sich, daß er diesmal keinen guten Wein schicken könne, weil von Flandern und England keiner eingetroffen sei; in Ermangelung eines bessern schicke er ihm wenigstens Rheinwein, vinum de Rheno, ok þó þöyghi gott, nicht besonders gut. Dazu schickte er ihm kostbare Seidenstoffe und eine Büchse Ingwerbrod, besorgte verschiedene Aufträge, richtete Grüße aus, gab die neuesten Nachrichten aus Italien und verhandelte endlich wegen Jurisdictions-Angelegenheiten, in welchen er dem isländischen Prälaten die größte Aufmerksamkeit zollte. Dieser Brief steht nicht vereinzelt da. Durch die katholische Kirche war Island in einen Lebensverband mit dem übrigen Europa gesetzt, den keine Staatsgewalt und keine Handelsgesellschaft später ersetzen konnte. Von ihm abgeschnitten, fiel es dem Eigennutz weltlicher Machthaber anheim.

Daß die Profankunst von der religiösen ihre mächtigste Anregung erhielt, liegt in der Natur der Sache. Auch daran erinnerte das kleine Museum von Reykjavík, das man als einen unbedeutenden Ueberrest der Kunstschätze

betrachten kann, welche die sogen. „Reformation“ in Island zerstört hat. Das Prachtstück dieser Art war der Thron eines isländischen Höfdingi, d. h. eines mächtigen und angesehenen Grundbesitzers aus dem 12. Jahrhundert. Er war aus Holz geschnitzt. Die Schnitzereien bestanden zum Theil aus den in ganz Skandinavien beliebten Schlinggewinden, die oft mit Drachenfiguren verbunden sind, zum Theil aber aus Menschen- und Thierfiguren, welche ein Vorkommniß aus irgend einer Sage bedeuten mochten. Echt isländisch waren jedenfalls die Reiterfiguren mit den kleinen Ponies, welche die Tragsäulen des Thrones schmückten; die Herrschaft des katholischen Glaubens aber verrieth sich in dem Namen Jesu, der in der Mitte den Rand des Thrones schmückte. Als Devise der christlich-germanischen Kunst stand er triumphirend zwischen einer phantastischen Drachenfigur, dem Symbol des alten Heidenthums, und einer sagenhaften Kampfscene, dem Symbol des Profanlebens, jenes besiegend, dieses heiligend. Ein anderes Prachtstück der Sammlung war ein feingeschnitztes Trinkhorn, das zwischen ornamentalen Thierfiguren religiöse Darstellungen aufwies: Adam und Eva, das Lamm Gottes und Christus am Kreuze. Unter den zierlichen Schmucksachen, Frauengürteln, Halsketten, Halsgehängen entbehrten gerade die schönsten und kunstvollsten der religiösen Weihe nicht: am Schloß des Gürtels oder auf der Medaille zeigte sich am häufigsten ein Kreuzbild.

Abgerissen von ihrer religiösen Weihe, sank die Kleinkunst zum bloßen Dienst der Eitelkeit herab. Die Technik der Filigranarbeit und die Teppichweberei, in welcher die Isländerinnen es zu einem hohen Grad von Vollkommenheit gebracht hatten, ging zwar nicht verloren, hatte aber nichts Ideales mehr, an die sie sich anklammern konnte. Aehnlich war es mit der Holzschnitzerei, in welcher die Isländer recht Gutes leisteten. Der Name Jesu oder ein Bibelspruch erscheint noch da und dort auf einem Schrank (so auf einem von 1672); doch die Kunst strebt weiter nichts mehr an, als gefällige Zier des häuslichen Lebens. So ist denn die letzte Gruppe der Sammlung ein buntes Durcheinander von Hausrath und Kleidern; geschnitzte Bettstellen, Schränke, Schachteln, Dosen; gestickte Frauenkleider, Schleier, Decken, Teppiche, Gürtel, Halsgehänge; Sättel, Pferdegeschirre u. s. w.

Wie die Isländer überhaupt ein reiches Gemüth und viel Phantasie haben, meist geborene Poeten sind, so zeigt sich in diesen kleinen Kunstgebilden nicht selten ein schöpferischer Kunstsinn und guter Geschmack. Das Originellste, was sie aber aus der alten Zeit zu sich herübergerettet haben, das ist der Brautschmuck ihrer Frauen. Das Museum gibt mehrere vollständige Proben davon aus dem vorigen Jahrhundert. Einer unserer früheren Reisegefährten, Herr Eirikur Briem, Mitglied des Althing, hatte später die Güte, uns zwei seiner Verwandten in der höchst kleidsamen, geschmackvollen und bescheidenen Tracht vorzustellen.

Das Kleid ist aus einheimischem Wollstoff, der sich sowohl durch Feinheit des Gewebes als die kräftige, volle schwarze Färbung auszeichnet. Oben schließt es sich knapp bis an den Hals an, wie die engen Aermel bis an die Handgelenke; von der Taille dagegen fällt es in reichen kleinen

Isländerinnen in der Festtracht (Brauttoilette).

Falten auf die Füße. Um den Hals, um den Rand der Aermel und von der Mitte des Halses vorn bis auf den Gürtel zieht sich ein etwa zwei Finger breites Sammetband, das mit echtem Silber gestickt ist. Die Zeichnung ist meist eine Guirlande von Eichenlaub, also ganz echt germanisch. Um den untern Saum des Kleides zieht sich eine viel breitere Stickerei,

Digitized by Google

Eichenlaub oder phantastische Kranzgewinde, in grüner Farbe. Der Gürtel, etwa zwei Finger breit, ist bei reicheren Leuten von echtem Silber, mit geschmackvoller, leichter Ornamentation; das Schloß vorn in der Mitte war früher meist mit einem Kreuzbilde geschmückt. Die Kopfbedeckung bildet ein aus sehr leichtem, aber steifem Stoff gefertigter Helm, der mit Nadeln im Haar befestigt wird; unten rund um die Stirn läuft ein schmales schwarzes Band, jetzt gewöhnlich aus Sammet, mit zwölf Silbersternen geziert. Auf dem Helm ist der feine, weiße Brautschleier so befestigt, daß er nur die Umrisse des Helmes durchschimmern läßt, und an demselben, vorn sich theilend, über die Schultern bis über den Gürtel niederwallt. Das einfach schwarze Kleid, der schöne Schleier, der reiche, solide Silberschmuck, das blitzende Sterndiadem, der ätherische Helm und die reichen Gold- und Silbergeschmeide um den Hals vereinigen sich zu einem wahrhaft fürstlichen Schmucke. Die isländische Braut sieht darin wirklich wie eine kleine Königin aus. Gürtel und Geschmeide sind gewöhnlich Familienerbstücke, die durch eine lange Reihe von Geschlechtern sich fortgeerbt haben und zugleich an die religiöse Weihe der Ehe und den geistigen Schatz der Familienüberlieferung gemahnen. Und so ist denn dieses Hochzeitsgewand ein gar schöner Ueberrest einer bessern, ruhmreichen und poesievollen Vergangenheit. Es ist fast das einzige, was das Volksleben noch aus der lebendigen Formen- und Farbenfülle des Mittelalters gerettet hat, und man begreift leicht, wie den isländischen Patrioten und Dichtern nicht selten das freundliche, majestätische Bild der isländischen Braut mit der allegorischen Heldenfigur ihrer Ísafold zusammenfließt, und Heimatlied und Minnesang, wie einst im Mittelalter, sich gemüthlich durchdringen. Einen Ersatz für das frühere religiöse Leben vermag eine solche Reminiscenz freilich nicht zu bieten. Ist der Brauttag vorüber, so verschwindet gar oft Helm und Stern, Schleier und Silbergürtel in einer armseligen Truhe, und zwischen Stockfischbündeln, Butterfaß und rußigem Kochgeschirr lebt die romantische Königin des Brauttages als Magd und Bäuerin, vielgeplagt und reich an Mühen und Entsagungen, besonders wenn der Mann, wie es in Island oft der Fall ist, sich dem Schnapstrinken ergibt.

23. Juli.

Den Sonntag (22. Juli) feierten wir wieder ganz wie den Sonntag zuvor. Um 9 Uhr erschien die Mannschaft der „Pola" in Reih und Glied, von sämmtlichen Officieren begleitet, mit Ausnahme desjenigen, der das Commando an Bord hatte. Ich las ihnen die heilige Messe und hielt nach dem Evangelium wieder eine kleine italienische Anrede über die Nothwendigkeit der hauptsächlichsten religiösen Pflichten, besonders des Gebetes, für einen Seemann, der so viel Strapazen durchzumachen und so manchen Gefahren die Stirn zu bieten hat. Ich erwähnte dabei der sieben Holländer, die in Jan Mayen ihren Tod gefunden hatten, und wie derjenige, der beim

Sterben das Gebetbuch neben sich liegen hatte, es jetzt gewiß nicht bereuen werde. Die wackeren Matrosen hörten mir aufmerksam zu und wohnten, wie mir P. von Geyr sagte, recht andächtig der heiligen Messe bei. Nachmittags 5 Uhr hielt mein Confrater wieder eine dänische Predigt, zu der sich diesmal noch mehr Leute einfanden, darunter mehrere der angesehensten Herren und Frauen von Reykjavik und einige Mitglieder des Althing. Der Polizist kam diesmal nicht mehr; dagegen sagte man uns, Bischof Pjetursson sei selbst unterwegs gewesen, wahrscheinlich nicht, um der Predigt beizuwohnen, sondern um ein wenig zuzusehen, wer von seinen Schäfchen sich in die augenscheinliche Gefahr der römischen Knechtschaft begebe. Die Predigt, welche eine gute Stunde dauerte, wurde abermals mit sichtlicher Befriedigung und Andacht angehört. Nachher erfolgten wieder die herzlichsten Danksagungen und offene Aufforderungen, mit den Predigten ja fortzufahren: ein Zeichen, daß es an religiösem Interesse nicht fehlt, und daß eine geregelte Missionsthätigkeit wohl einigen Erfolg versprechen dürfte.

Ueber den ersten Missionsversuch hier gelang es mir nur, einige abgerissene Notizen zusammenzuraffen, theils aus zerstreuten Papieren, welche sich in dem Missionshaus fanden, theils aus Angaben von Isländern, mit welchen ich nach und nach bekannt ward.

Der erste katholische Priester, welcher, nach dem Sieg der neuen Lehre, d. h. seit 1550, sich wieder in Island niederließ, war, wie ich früher erwähnte, Abbé Baudoin, ein Franzose, aus Rheims oder Umgegend gebürtig. Wo er studirt, konnte ich nicht herausbringen; aber ein Heftchen von Lesefrüchten, welches er sich schon als Seminarist 1853 angelegt hatte, zeigte, daß er schon früh daran dachte, sich den Missionen zu widmen, und daß er sich über die Erfordernisse des apostolischen Wirkens — wahren Beruf, Lebensernst, gründliche Tugend, echte theologische Bildung, solides und vielseitiges Wissen — vollkommen klar war. Ein sorgfältig geführtes Verzeichniß seiner Meßintentionen von 1856 bis 1861 gab wenigstens einige Data seines Lebens. Er wurde am 17. Mai 1856 zum Priester geweiht und las am folgenden Tage die erste heilige Messe (pour moi et mes chers parents). Am 11. bis 13. April 1858 celebrirte er in Paris, vom 18. bis 23. April in Dünkirchen; am 23. April notirt er zu der Messe: C'est la dernière que je dis en France. Am 13. Mai scheint er in Island angelangt zu sein; wenigstens ist eine Messe zur Danksagung und für Island angemerkt. Am 31. Mai heißt es: „Herr Bernard geht auf Reisen." Dann kommt eine Lücke. Erst vom 10. Juni an folgen wieder tägliche Notizen mit der Bemerkung: „Von jetzt an werde ich jeweilen die Messe am ersten Freitag des Monats für die Mission aufopfern." Das Werk war also unter den besondern Schutz des göttlichen Herzens Jesu gestellt.

Herr Bernard, später bis 1888 Apostolischer Präfect der norwegischen Mission in Christiania, folgte ihm (nach einem Brief vom 8. October 1859)

erst im darauffolgenden Jahre. Er reiste zwar schon in der Woche nach Ostern mit dem französischen Schiff Regina coeli nach Dünkirchen ab, fand aber Island rundum von Eis blokirt, mußte zurück nach Bordeaux und kam erst am 1. August endlich glücklich in Reykjavik an. Er fand mit Herrn Baudoin vorläufig Aufnahme bei einem Franzosen, Herrn Allenou, welcher in Grundar-Fjord den Fischhandel betrieb, und das Kapellchen, das sie sich daselbst einrichteten, erregte allgemeine Bewunderung. Die beiden Missionäre richteten jedoch alsbald ihren Blick auf Reykjavik und planten eine Niederlassung in der Hauptstadt selbst. Noch im Herbst wurde ihnen unter der Hand ein Haus zum Kaufe angeboten, sowie eine daranliegende Wiese, welche für den Unterhalt von zwei Pferden und zwei Kühen hinreichte. Es war dasselbe Haus, in dem wir jetzt wohnten. Herr Bernard, der nach Reykjavik ging, um das Haus zu besichtigen, fand die freundlichste Aufnahme. Wie in Stykkishólmr, so bat ihn auch hier eine Familie, den Winter über dazubleiben, um Unterricht im Französischen zu ertheilen. Er wurde zu einem Feste der Lateinschule eingeladen, und der Bischof, neben welchem er den Ehrenplatz erhielt, übersetzte ihm selbst die Texte der isländischen Lieder, welche dabei gesungen wurden.

Das Haus, das man Herrn Bernard angeboten hatte, war von dem Bischof selbst 26 Jahre früher gebaut worden, als er noch Pfarrer an der Kathedrale war. Sein Nachfolger bot es zum Kauf aus. Unter Vermittlung des dänischen Apothekers Randrup kam der Kauf noch im September 1859 zu Stande. Mit Hilfe von reichen Almosen aus Belgien konnte die Hälfte der Kaufsumme (7000 Francs) gleich erlegt werden; die andere Hälfte brauchte erst später abgetragen zu werden. Nun gab es Lärm. Der Bischof erklärte in der Zeitung, er habe von den wirklichen Käufern nichts gewußt, nur von ihrem Unterhändler. Doch umsonst. Alle Formen waren beobachtet, der Staat bekam seine Taxe und der Kauf wurde registrirt. Es blieb den Protestanten nunmehr nichts übrig, als den gewöhnlichen Lärm zu schlagen, die beiden Weltgeistlichen als „Jesuiten" zu denunciren und die Polizei gegen diese „Störer des bürgerlichen Friedens" anzurufen. Es erschien erst eine Broschüre gegen sie, „Páfatrú", d. h. Papistenglauben überschrieben; dann ein kleines Buch; endlich erhob sich die Zeitung „Íslendigur" zu regelmäßig organisirtem Kampfe und stellte einfach folgendes Ultimatum: „Es folgt aus dem Gesetze, daß, wer in Island den lutherischen Glauben abschwört, um den Papistenglauben anzunehmen, zur Verbannung verurtheilt und jedes Erbrechtes verlustig erklärt werden muß; der Priester aber, der an der Bekehrung eines Lutheraners gearbeitet hat, muß von der Insel vertrieben werden, wenn er nicht Domicil daselbst erlangt hat; hat er aber das Domicil erworben, so ist er zu Gefängniß bei Brod und Wasser zu verurtheilen, nachdem er sechs Stockschläge erhalten."

So unverträglich, grimmig und verfolgungssüchtig geberdete sich der Lutheranismus auf Island noch im Jahre 1860, nach der Mitte des so aufgeklärten, toleranten, liebenswürdigen 19. Jahrhunderts. Die Regierungsleute waren weniger zelotisch als die Prädicanten und ihre Anhänger, sahen sich aber durch die Agitation doch genöthigt, einzuschreiten. Dreimal wurden die Missionäre vorgeladen und gerichtlich vernommen. Die Hauptfragen waren: „Sind Sie Jesuiten? Haben Sie nicht die Absicht, den Isländern den katholischen Glauben zu predigen?" Die Missionäre nahmen einen Ad-

Mgr. Bernard.

vokaten; doch vergeblich. Obwohl der Gouverneur während der Dauer des Processes die Errichtung einer Kapelle genehmigt hatte, verurtheilte der Baejarfógeti (Stadtbürgermeister) die Missionäre zu einer Geldbuße von 10 Kroner, weil sie ohne seine Erlaubniß eine Kapelle eröffnet hätten. Das weitere Recht auf eine Kapelle wurde ihnen einfach abgesprochen, obwohl ein Gesetz vom 17. November 1786 zwar nicht Religionsfreiheit gestattete, aber doch freien Gottesdienst für alle christlichen Bekenntnisse, wenigstens in den Handelshäfen. Die Missionäre appellirten an das Obergericht.

Digitized by Google

Während die Frage noch schwebte, wurde Herr Bernard nach den Faröer und Shetlandsinseln berufen, woselbst ebenfalls katholische Missionsstationen errichtet werden sollten.

Wie die Verfolgung sich dann weiter spann, konnte ich nicht genau erfahren. Es scheint, daß Herr Baudoin zeitweilig sogar Reykjavik verließ und im Nordland Wohnung nahm. Wenigstens erzählte mir Herr Einar Ásmundsson, Gutsbesitzer zu Nesi am Eyjafjördr, gegenwärtig eines der sechs vom Volk gewählten Mitglieder des Senats, Herr Baudoin habe zwei Monate bei ihm im Hause gewohnt. Doch nicht ungestraft. Obwohl sehr angesehen und einflußreich, wurde der isländische Gastfreund dafür gerichtlich belangt. Dieser Proceß gestaltete sich indes zu einem Siege der Religionsfreiheit. Freisprechung erfolgte, und zwar auf Geltendmachung des Grundsatzes, daß die angerufenen Strafgesetze gegen den Katholicismus nicht mehr rechtskräftig seien. Abbé Baudoin kehrte nach Reykjavik zurück und widmete sich nunmehr mit bewundernswerther Ausdauer dem Studium der isländischen Sprache, Literatur und Geschichte. Predigt und öffentlicher Gottesdienst scheint ihm bis zum Jahre 1874, wo die neue Constitution ins Leben trat, verwehrt geblieben zu sein. Aber er ließ sich nicht entmuthigen; er trug die auf die Dauer trübselige Einsamkeit des nordischen Lebens, besonders des nordischen Winters, mit standhafter Geduld, beseitigte durch seinen persönlichen Verkehr eine Menge Vorurtheile und rüstete sich durch das gründlichste Studium Islands, seiner Vergangenheit und Gegenwart, auf die Stunde der Freiheit. Die tüchtigsten und gebildetsten Männer von Reykjavik gestanden, daß er Island so gut kannte, wie es selten ein Ausländer zu Stande bringt. Als indes nach der langen, entbehrungsreichen Zeit der Aussaat die der Ernte gekommen schien, rief der liebe Gott selbst den wackern Arbeiter von seinem Posten ab. Er starb 1876 nach längerem Leiden in Frankreich.

Fruchtlos ist indes seine Thätigkeit keineswegs geblieben. Sie hat das Eis gebrochen. Sein apologetisches Handbuch (Útskýring um trú katólsku kirkjunnar í þeim trúaratriðum, þar sem ágreiningr er milli hennar og mótmaelanda. Erklärung über den Glauben der katholischen Kirche in jenen Glaubensartikeln, worin Verschiedenheit zwischen ihr und den „Gegensprechenden“ d. h. Protestanten besteht. Reykjavik 1865) behandelt 1. die Lehre von der Glaubensregel und der Kirche, 2. von der Rechtfertigung und den Sacramenten, 3. von dem Gottesdienst, der Heiligen- und Reliquienverehrung. Stilistisch und sachlich eine treffliche Leistung, ist es zugleich das erste katholische Buch, das seit der „Reformation“ in Island erschien. In der Polemik, welche sich daran knüpfte und an welcher sich außer isländischen Prädicanten auch Eirikur Magnússon von England aus betheiligte, zog der Lutheranismus entschieden den kürzern, und die schlagfertigen Flugblätter Abbé Baudoins erschütterten mächtig die alte Orthodoxie. Auch der frei-

denkerische Captain Burton erkennt die Ueberlegenheit des katholischen Apologeten ganz rückhaltslos an. Conversionen erfolgten unmittelbar keine, und die lutherischen Gottesmänner waren hierauf nicht wenig stolz. Nichtsdestoweniger zeitigten die Saatkörner des ersten Missionsversuchs allmählich doch ihre Frucht. Gunnar Einarsson, ein Sohn des Althingsmannes Einar Ásmundsson, trat in Kopenhagen zur katholischen Kirche über und blieb, obwohl später in Island völlig verlassen und vereinsamt, seinem Glauben standhaft treu.

Eine fromme Wittwe zu Akureyri im Nordland, die ebenfalls Herrn Baudoin hatte kennen lernen, schickte, als sie sich einer Auswanderungskolonie nach Canada anschloß, ihre beiden Knaben nach Kopenhagen und ließ sie dort katholisch erziehen. Sie kamen zu weiterer Ausbildung nach Frankreich und traten daselbst beide in die Gesellschaft Jesu ein — die beiden ersten isländischen Jesuiten. Bei einem großen Theil der Bevölkerung ist der frühere Schrecken vor der katholischen Kirche gründlich gebrochen, und da in der jüngern Generation, besonders den jungen Leuten, die in Kopenhagen studiren, der moderne Unglaube mächtig um sich greift, so dürfte die Stunde doch endlich herankommen, wo ernstere religiöse Gemüther ihre Blicke auf jene Kirche richten, welche neben dem Trümmerfeld der protestantischen Secten noch heute in ungebrochener Kraft und Lebensfähigkeit dasteht, die großartigste Culturmacht der Welt auch am Ende des 19. Jahrhunderts.

Es freute mich außerordentlich, den Althingsmann Einar Ásmundsson selbst kennen zu lernen. Er brachte uns nach dem Sonntagsgottesdienst einen Brief von seinem Sohne, worin dieser uns sehr freundlich zu einem Besuch im Nordland einlud. Einar war ein schlichter Landmann, in den Fünfzigen, äußerst bedächtig und still, aber, nachdem wir einmal näher bekannt geworden, die Gemüthlichkeit selbst. Er war nie über die Insel hinausgekommen, außer einmal in die Faröer, hatte sich aber auf seinem einsamen Gehöfte nicht nur die gründlichste Kenntniß des eigenen Landes erworben, sondern auch Dänisch, Französisch, Englisch und sogar ein wenig Deutsch gelernt. Er hat an der patriotischen Bewegung im Anfang der siebenziger Jahre unter Jón Sigurdssons Leitung hervorragenden Antheil genommen und gehört zu den einflußreichsten Männern im Thing. Obwohl noch Lutheraner, zeigte er über die Conversion seines Sohnes nicht die leiseste Unzufriedenheit, sprach mit herzlichster Liebe von Abbé Baudoin und bewies uns selbst das entgegenkommendste Vertrauen. Nur in Bezug auf meine Fragen über isländische Politik war Einar sehr zurückhaltend, wie es ein kluger Staatsmann sein muß.

24. Juli.

Ich besuchte heute die Lateinschule. Der Rector, Herr Jón Thorkelsson, ein feingebildeter und artiger Mann, nahm mich sehr zuvorkommend auf und zeigte mir die Schulräume und die Bibliothek. Das Gebäude ist eines

der ansehnlichsten der Stadt, doch nach unseren Begriffen ziemlich eng, dumpfig und melancholisch. Die Schülerzahl beträgt 125 aus allen Theilen der Insel. 50 wohnen als Pensionäre im Haus, die anderen als Kostgänger in der Stadt. Die Studenten tragen eine weiße, ziemlich hohe und bauschige Studentenmütze. Das Kostgeld ist verhältnißmäßig hoch, da ein Kroner per Tag schon allein für die Kost angesetzt wird. Im Pensionat sind eine Anzahl Freiplätze für ärmere Schüler. Die Schule ist Staatsanstalt; die nöthigen Gelder dafür müssen alle zwei Jahre vom Althing bewilligt werden. Das Budget für das nächste Jahr (1884) betrug 35348 Kroner; nämlich:

Regelmäßige Besoldungen	18200	Kroner.
Hilfsgelder (für Gesangunterricht u. s. w.)	2600	„
Andere Ausgaben:		
1. Für die Bibliothek	600	„
2. Für Heizung und Licht	1200	„
3. Für das Schulgebäude	1500	„
4. Für Stundengeben	1600	„
5. Für Stipendien	8000	„
6. Für den Arzt	100	„
7. Verschiedenes	1500	„
8. Für religiöse Zwecke	48	„

Angestellt sind an dem sechsklassigen Gymnasium außer dem Rector sechs Professoren und sechs Hilfslehrer, die sich nicht nach Klassen, sondern nach Fächern in den Unterricht theilen. Ueberhaupt hat die Schule schon ganz den Charakter des modernen Gymnasiums angenommen; nur wird das Lateinische, dann das Griechische, Geschichte und Landessprache im Stundenplan noch stark begünstigt. Von den 216 Lehrstunden, welche wöchentlich ertheilt werden, kommen 42 auf Latein, 25 auf Griechisch, 17 auf Isländisch, 18 auf Geschichte, 19 auf Mathematik (Stoerdfroedi), 13 auf Dänisch, 13 auf Französisch, 10 auf Deutsch, 8 auf Englisch, 11 auf Religionsunterricht, 20 auf Naturgeschichte, 7 auf Physik (Edlisfroedi), 8 auf Geographie, 4 auf Gesang, 3 auf Zeichnen, 2 auf Kalligraphie und 6 auf Gymnastik (Leikfimi). Neben dem Lateinischen und Griechischen wird das Isländische und Dänische in allen Klassen gelehrt, Französisch und Englisch in den vier unteren, Deutsch in den zwei oberen, Naturgeschichte in den vier unteren, Physik in den vier oberen. Mathematik wird merkwürdigerweise nur in den vier unteren Klassen (I—IV) gegeben, während in den zwei oberen die Philologie bevorzugt wird.

Das war die Vertheilung der Fächer nach dem Schulprogramme 1881 auf 1882. Durch ministerielle Verfügung vom 2. Mai 1883 wurden mehrere Punkte des Regulativs abgeändert, und zwar in folgender Weise:

1. Der Unterricht im Deutschen wird in allen sechs Klassen ertheilt. 2. Französisch wird nur in der V. und VI. Klasse gegeben. 3. Natur-

geschichte wird in der II., III. und IV. Klasse gelehrt. 4. Physik und Astronomie wird in V. und VI. Klasse gelehrt. 5. Der Schreibunterricht fällt weg. 6. Beim Jahres- oder Hauptexamen der IV. Klasse fällt die Prüfung im Französischen und in der Physik fort; für die Prüfung im Französischen tritt aber eine im Deutschen ein. 7. Bei der Abgangsprüfung bleibt die Prüfung im Deutschen. 8. Die Prüfung über cursorische Lectüre im Lateinischen fällt aus.

Wie man sieht, wird durch die Abänderung keineswegs der Ueberbürdung der Schüler durch allzu viele Fächer gesteuert, wohl aber der naturgeschichtliche und naturwissenschaftliche Unterricht etwas praktischer vertheilt. Mit Freuden aber begrüßte ich die Begünstigung, welche das Deutsche erfahren hat. Es ist dem Dänischen nun nahezu gleichgestellt, und bei einigem Fleiße wird es den talentvolleren Schülern leicht sein, so viel Deutsch zu lernen, daß sie später wenigstens deutsche Bücher ohne große Mühe lesen können. Unter den letzten Anschaffungen für die Bibliothek befanden sich viele deutsche Bücher, z. B. Scherers Geschichte der deutschen Literatur, Onckens allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen, einige frühere Bände von Zarncke's Centralblatt und mehrere lexikographische Werke. Für die Schüler wurden die beliebtesten illustrirten Zeitungen aus Kopenhagen gehalten, zeitweilig auch die Münchener Fliegenden Blätter.

Die Gymnasialbibliothek befindet sich in einem einstöckigen, langen Gebäude neben der Lateinschule. Dasselbe ist die Stiftung eines Engländers, der nie in Island gewesen war, aber von der Armuth des Volkes gehört hatte. Eine Inschrift im Bibliotheksaal ehrt sein Andenken: Hoc aedificium Bibliothecae conservandae Charles Kelsall Anglus scholae Islandicae donavit. Laus benefacti saxo perennior. Das Vermächtniß Kelsalls wurde nach dessen Tode von den Verwandten angefochten, aber Island triumphirte bei dem darüber erhobenen Proceß. Ich kann mich des Gedankens nicht ganz entschlagen, daß Island unter englischer Oberhoheit sich günstiger gestanden hätte als unter den Dänen. Der philologische Theil der Bibliothek war ziemlich reich; das übrige scheint mehr durch zufällige Schenkungen bunt zusammengeströmt, als durch systematische Anschaffungen erworben zu sein.

Auf den Abend waren wir nebst anderen Gästen bei dem Oberarzt (Landslacknir) von ganz Island, Dr. Schierbeck, eingeladen. Derselbe zeigte uns bei dieser Gelegenheit den neuen Operationsapparat, den er sich von Paris gegen einen der größten Feinde des isländischen Volkes verschrieben hatte. Dieser Feind ist nicht ein Jesuit, sondern ein ganz freisinniger, darwinistischer Kämpfer ums Dasein, nämlich ein Bandwurm, Taenia echinococcus, ein ganz fürchterliches Geschöpf, das zwar auch anderswo als „Finne“ bekannt ist, aber in Island ganz besonders verheerend waltet. Das kleine Wesen, anfangs nur eine Blase, siedelt sich fast allenthalben im Wasser

an, wird von den Hunden im ganzen Land herumgetragen und schwillt in den menschlichen Eingeweiden zu einem Schmarotzer an, der unsägliche Leiden, sehr oft den Tod herbeiführt. Man hat berechnet, daß fast $^1/_7$ der Bevölkerung von Island zeitweilig diesem Ungethüm anheimfiel. Dr. Schierbeck rechnete dieses Bandwurmübel nebst Hysterie und Gicht zu den häufigsten Leiden, gegen die er in seiner ärztlichen Praxis anzukämpfen hatte. Der neue Apparat zielte darauf ab, einen Platindraht mittelst Wasserstoffflamme möglichst rasch glühend zu machen und ebenso rasch wieder abzukühlen, und zwar so, daß der Operateur leicht und ungehindert damit hantiren kann, um dem furchtbaren Schmarotzerungethüm sicher zu Leib zu gehen und es maustodt zu brennen. Das häufige Vorkommen der Krankheit schrieb Dr. Schierbeck der allgemein herrschenden Unreinlichkeit zu, gegen welche schwer anzukämpfen ist, da theils Armuth und Elend, theils Kälte und Feuchtigkeit die nöthige Reinlichkeitspolizei oft fast unmöglich machen. Diese Umstände, wie auch die schwierige Communication, haben überhaupt bis jetzt der Praxis der tüchtigsten und menschenfreundlichsten Aerzte oft unübersteigliche Schwierigkeiten bereitet. Bald verschieben es die Leute aus übertriebener Sparsamkeit, den Arzt rechtzeitig zu rufen; bald wohnen sie zu weit ab, um öftere ärztliche Pflege zu erhalten; bald wieder versagen alle guten Räthe und Arzneimittel, weil es den Leuten in Bezug auf Nahrung, Kleidung, Heizung, Wohnung am Allernöthigsten fehlt. Während wir in Reykjavik waren, wurde eine schwer kranke Frau in ihrem Bett auf den Rücken eines Pferdes gebunden und, von zwei Männern zu Pferde begleitet, über eine Tagreise weit zu Dr. Schierbeck gebracht. Dr. Schweitzer traf die seltsame Karawane in der Hrafnagjá, als er an den Großen Geysir ritt. Für die weiten Distanzen sind nicht genug Aerzte im Land, im Verhältniß zur Bevölkerungszahl fast schon zu viele. Eine gründliche Hebung des Sanitätswesens hielt der tüchtige Oberarzt nur dann für möglich, wenn erst die dringendsten national-ökonomischen Fragen, vorab die eigentliche Magenfrage, etwas besser gelöst wäre. Während sein Vorgänger, Dr. Hjaltalin, einer der populärsten Männer in ganz Island war, hatte Dr. Schierbeck als Däne mit großen Schwierigkeiten zu ringen. Mit vieler Mühe hatte er einen kleinen botanischen Garten und versuchsweise einen Gemüsegarten angelegt, in welchem die meisten europäischen Gemüse und Beerensträucher an freier Luft gut gediehen. Allein anstatt ihm zu danken und sein Beispiel nachzuahmen, verspotteten ihn die meisten Leute nur und verharrten bei ihrer Liebhaberei für Klippfisch und ranzige Butter. Dagegen sind sie dann sehr auf den Aquavit erpicht, den die Schiffe von Dänemark herüberbringen und dessen übermäßiger Genuß auch hier von den gewöhnlichen Folgen begleitet ist. — Vom 1. Januar bis 23. Juli hatte Dr. Schierbeck über 900 Patienten; trotz aller Hingebung aber war es ihm nicht gelungen, den Widerwillen der Isländer gegen ihn zu überwinden.

28. Juli.

Ich weiß nicht, wie es kam, daß gerade die Mediciner uns am meisten Freundlichkeit erwiesen. Genug, auch der Stadtarzt Jonasson lud uns ein, und es interessirte mich, noch mehr über die Sanitätszustände zu hören. Seine Mittheilungen stimmten mit jenen des Oberarztes überein; nur befand er sich in der unangenehmen Lage eines Mannes, der nach vieljährigem, treuem Dienste erwarten mochte, der Nachfolger Dr. Hjaltalins zu werden, aber sich in dieser Erwartung plötzlich durch Anstellung eines Fremden getäuscht sah. Wir trafen bei ihm einen Cand. juris, der von Kopenhagen aus zu einem Ferienaufenthalt nach Reykjavik gekommen, und einen Cand. theol., der am Althing mit Secretärsgeschäften betraut war, und so bekamen wir von allen vier Facultäten einiges zu hören.

Die Tage zuvor hatte ein so gewaltiger Regensturm gewüthet, daß mir in unserm kleinen Haus fast angst und bang ward. Die „Pola" ward des Nachts von ihrem Anker losgerissen und in die Rhede hinausgetrieben. Der Sturm hatte indes die gute Folge, daß er das Eis an der Nordküste auseinander jagte und den Weg um die Insel frei machte. Von Leith kam unterdes ein Transportschiff an, und englische Händler trieben vom Lande 400 Ponies in Reykjavik zusammen, um sie in dieses Schiff zu packen. Auf Verwendung eines dänischen Kaufmanns, Herrn Thomsons, konnte sich Graf Wolfegg aus den 400 Thieren für 80 Kroner den schönsten Hengst auslesen. Die Wahl war schwer.

Derselbe Herr Thomson erwies uns auch sonst manche Gefälligkeit. Wiederholt lud er uns zu kleinen Segelpartien in der Bucht von Reykjavik ein, welche meinen Gefährten viel Vergnügen gewährten. So besuchten sie die Mündung des Flusses Laxá in den Fjord, ein anderes Mal die Insel Videy, und auch dem Dorschfang widmeten sie sich einmal einen ganzen Nachmittag. Die Laxá hat ihren Namen davon, daß der Lachs hier in großen Mengen aus dem Meer den Fluß hinaufzieht und wie anderswo an felsigen Stellen, wo er springen muß, günstige Gelegenheit zum Fange bietet. An diesen Stellen werden Kasten mit Reusen angebracht, aus denen der Fisch sich nicht mehr ins Freie zu schwingen vermag. Herr Thomson hat die Fischerei an einem der drei Flußarme gepachtet, während an den zwei anderen Armen zufolge eines Althingbeschlusses nicht gefischt werden darf. Er führte meine Freunde selbst dahin und ließ sie die Fische herausschöpfen, die sich in den Verschlägen gefangen hatten. Es waren sechs Lachse und drei Lachsforellen. Unterwegs sahen sie selbst einige Lachse springen, die mit gewaltiger Kraft und Behendigkeit plötzlich aus dem Wasser aufschnellten und in kurzem Bogen wieder in eine höhere Flußstelle hinüberhüpften. Bei der Fahrt durch die Bucht schwammen eine Menge großer prächtiger Quallen um das Boot, welche ihre weißen und rothen Fangarme tief in die Flut hinabsenkten, während kleine Fische neugierig um die tückischen Fäden spielten. Jetzt

schoß eine Schaar von sechs bis acht Delphinen an dem Boot vorbei, jetzt kamen ganze Schwärme von Eidergänsen dahergeschwommen, ältere Weibchen, jedes mit seinen zwei bis drei eben ausgebrüteten Jungen. Die Hauptbrutstätte ist die Insel Videy, wo zum Schutze der nützlichen Vögel alle nur wünschbaren Vorsichtsmaßregeln getroffen sind. An einem Felsenvorsprung der Insel Videy wurden die Fahrenden plötzlich von einem sonderbaren Stöhnen aufgeschreckt: der Spektakelmacher war ein großer Seehund, den P. von Geyr für eine Phoca vitulina hielt. Später, in der Nähe der Laxá, erhoben sich vom Gestade zwei gewaltige Seeadler (Haliaetus albicilla), kreisten eine Weile in bedeutender Höhe und ließen sich dann auf entferntere Uferfelsen nieder. Man hätte sie bequem schießen können; allein das Schießen in der Bucht ist während der Brutzeit der Eidergänse verboten und deshalb hatte keiner eine Flinte bei sich.

Von dem Augustinerkloster, das auf der Insel Videy einst gestanden hatte, scheint sich nichts erhalten zu haben. In dem großen Hofe, welcher vielleicht an dessen Stelle sich befindet, wurden meinen Freunden auf ihre Nachfrage einige Paramente gezeigt, die aber sichtlich schon aus der lutherischen Zeit stammten. Sonst war da nichts Merkwürdiges zu sehen, als die Nester der Eidervögel, die noch dem Brutgeschäft oblagen. Diese waren sehr zahm und ließen die Besucher bis auf ein paar Schritte an das Nest heran.

Fast etwas abenteuerlich drohte sich eine andere Fahrt zu gestalten, auf welcher Herr Thomson meinen Freunden die Leiden und Wonnen des Dorschfanges zu verkosten geben wollte. Sie segelten schon früh am Nachmittag zu den Inseln Akrey und Engey hinaus. Das Wetter war schön und nur auf der Esja lag das Gewölk, an das wir uns schon längst gewöhnt hatten. Der Fang ging glücklich von statten. Ein Dorsch um den andern biß an und wurde mit den trefflichen englischen Angelschnüren ins Boot gezogen. Man wetteiferte in Geschäftigkeit, und P. von Geyr war schon stolz darauf, den größten Fisch erobert zu haben, als gegen Abend eine dunkle Wolke über Reykjavik heraufzog und Herr Thomson mahnte: „Jetzt müssen wir so rasch als möglich zurück! Ich will sehen, daß ich noch pariren kann.“ Allein der Sturm brach rascher und ungestümer los, als er vermuthet hatte. Der Wind kam von Süden, also dem Boot gerade entgegen. Es blieb nichts übrig, als zu kreuzen. Ich konnte sie von Landakoti aus beobachten, wie sie bald der Insel Akrey, bald wieder der Insel Engey zutrieben und kaum vorankamen. Das Meer hatte seinen dunkeln Stahlpanzer angelegt und weiße Flocken kräuselten die unruhige Flut. Erst nach mehrstündigem Laviren erreichten sie endlich die Rhede, wo die zwei großen Dampfer vor Anker lagen. Da drohte eine neue Gefahr. Das Segel wurde vom Winde bald nach rechts, bald nach links geworfen, und obwohl ein erfahrener Fischer Segel und Segelstange hielt, Herr Thomson, ein nicht minder gewandter Seemann, selbst das Steuer führte, so wären sie um ein Haar an eine

Stange gerannt, welche aus einem der Dampfer hervorragte, und dann wäre das kleine Boot unfehlbar umgeworfen worden. Zum Glück rief P. von Geyr zur rechten Zeit noch Halt! und gab das Boot einem mächtigen Ruck des Steuers nach. Aber bald darauf riß sich das Steuer los, das Segel mußte eingezogen werden, man mußte zu den Rudern greifen, und das Unglück wollte, daß der Andrang der Wogen bald das eine der beiden Ruder mit sich fortriß. Wäre das weiter draußen geschehen, so wären die vier vielleicht kaum dem Tode entgangen. Jetzt gelang es noch endlich, mit dem einen Ruder die Küste zu erreichen. Es wurde aber Mitternacht, bis sich die Geretteten oben in unserem Missionshaus von ihrem Abenteuer erholen konnten. Ich hatte die peinlichste Angst um sie ausgestanden. Denn mit dem Meer ist nicht zu spaßen. Ein Jahr später hat der Fischer, den Herr Thomson mitgenommen, allerdings allein, aber auf demselben Boot und ungefähr an derselben Stelle draußen, vom Sturm überrascht, seinen Tod in den Wellen gefunden.

---

10. Aus Islands heidnischer Vorzeit.

Islands Ruhm sind seine Sprache, seine Literatur, seine alte Geschichte. Von dem lebhaften Verkehr der übrigen europäischen Völker abgeschnitten, von den furchtbarsten Schicksalsschlägen heimgesucht, zeitweilig von einem nicht viel bessern Loos betroffen als die Irländer und Polen, hat das wackere Inselvolk mit unbesieglicher Treue an jenen geistigen Schätzen seiner Vergangenheit festgehalten. Es spricht noch nahezu unverändert die alte skandinavische Sprache, wie sie vor einem Jahrtausend über den ganzen Norden verbreitet war; es versteht und liest noch die alten Sagen und Geschichten, welche vor vielen Jahrhunderten seine Väter erfreuten; die glorreichen Tage des Mittelalters sind es, welche in seinen Augen Fluß und Thal, Gletscher und Felsen, die öden Lavafelder des Innern wie die schneeumsäumten Buchten der Küste mit einem Strahlenscheine der Verklärung umgeben. Nicht in glänzenden Naturschönheiten, nicht in Reichthum und Fülle des Lebens, sondern nur in jenem tiefen Nationalgefühl wurzelt jene Liebe, mit welcher der Isländer an seiner Heimat hängt. Sollte auch ein Fremder spöttisch den Spruch aufgebracht haben: „Island ist das beste Land der Erde", der Spott wendet sich gegen den Spötter; das Wort hat einen wahren, tiefen Sinn.

Während es trotz des stets zunehmenden Tourismus noch kein gutes neueres Reisehandbuch für Island gibt (Murray's Dänemark bietet nur unzureichende Notizen), besitzt Island aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts ein Buch, das in Bezug auf alte Lokalerinnerungen jeden Fremdenführer überflüssig macht, ein Buch für jene Zeit ganz einzig in seiner Art: das sog. Landnámabók oder das Buch von der Landbesitznahme Islands. Es wird theilweise dem Priester Ari hinn Fródi zugeschrieben, der 1148 im Alter von 81 Jahren starb und als Vater der isländischen Literatur noch heute allgemeines Ansehen genießt. Das Buch ist in fünf Theile getheilt, von denen der erste chronikartig die Besitzergreifung Islands durch die Nordmänner in ihren Hauptzügen erzählt, die vier folgenden dann die Ansiedelung im einzelnen nach der alten Theilung Islands in vier Viertel, das der Westfyrdinger, das der Nordlendinger, das der Ostfyrdinger und das der Südlendinger, eingehender ausführt. Es gibt zugleich eine genaue Topographie der ganzen Insel und den genealogischen Ausgangspunkt aller bedeutenden

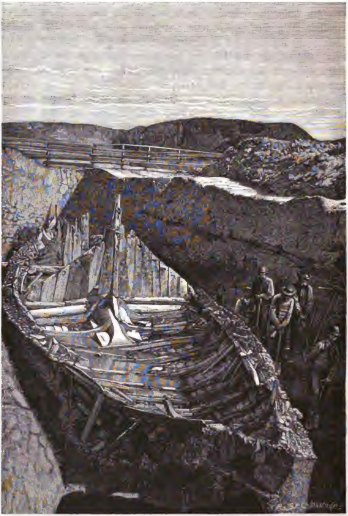
Geschlechter. Durch die Taufbücher der Gemeinden, alte Geschlechtsregister und mündliche Ueberlieferung ist es manchen Isländern noch möglich, gleich alten Adels- und Fürstengeschlechtern ihren Stammbaum bis in die Zeiten der ersten Ansiedlung hinauf zu verfolgen; da sich aber im Laufe der Zeit verhältnißmäßig nur wenige neue Ortschaften und Handelsplätze gebildet haben, so ist das Buch des mittelalterlichen Priesters noch heute die überaus reiche, wohlgeordnete und historisch bedeutendste Grundlage der isländischen Geographie, und, von religiösen, culturgeschichtlichen und politischen Notizen durchflochten, zugleich der Ausgangspunkt, von welchem die reiche geschichtliche Literatur des alten Island sich nach allen Seiten hin blühend entfaltet hat. Es dürfte wohl kein anderes Volk geben, das über die ersten Anfänge seines Volks- und Staatslebens, seine Geographie und erste Geschichte ein so vollständiges, abgerundetes und durch andere Quellen als zuverlässig bestätigtes Werk besitzt.

Mit großer Freude begrüßte ich das merkwürdige Buch in der Bibliothek unseres kleinen Missionshauses neben den ältesten Rechtsbüchern Islands und den bedeutendsten Sögur (pl. von Saga, d. h. Geschichte) der alten Zeit. Es war eine alte Ausgabe, 1688 in Skálholt gedruckt.

Die Vorrede des Landnámabók erinnert an einen andern Priester, den ehrwürdigen Beda (Beda prestur heilagur), den ersten, welcher nach dem Sturz des Römerreichs die Nachrichten des Pytheas von Marseille, des Strabo und Plinius über die Existenz einer Insel im Nordmeer — Ultima Thule — erneuerte, „und in dem Buche heißt es, sie liege sechs Tage nördlich vom Brittenlande; da sagte er, es komme kein Tag im Winter, und keine Nacht im Sommer, wenn die Tage am längsten sind . . . Und Beda der Priester starb 735 Jahre nach der Menschwerdung unseres Herrn Jesu Christi, so daß sein Bericht mehr als 100 Jahre geschrieben ist, bevor Island von den Nordmännern bewohnt wurde. — Aber bevor Island bevölkert wurde, waren da Leute, welche die Nordmänner Papar nannten, und man dachte, sie wären westlich übers Meer gekommen, weil man nach ihnen irische Bücher, Glocken und Krummstäbe und andere Dinge fand, aus denen man abnehmen konnte, daß sie Westmänner (d. h. Iren) waren; das fand man östlich zu Papey und Papyli, und es wird dessen in englischen Büchern gedacht, daß in jener Zeit Schiffahrt dazwischen (d. h. zwischen den beiden Ländern) war."

Diese Nachricht wird auch von dem irischen Mönch Dicuil bekräftigt, welcher 825 in seiner Schrift De mensura orbis terrae der Insel Thile gedenkt und ausdrücklich erwähnt, daß er selbst 30 Jahre früher Geistliche getroffen habe, welche dieselbe besucht hätten. Auch auf anderen, weniger entfernten Inseln hätten fast hundert irische Einsiedler gelebt, seien aber von den nordmännischen Seeräubern genöthigt worden, dieselben zahllosen Schafen und Seevögeln zu überlassen.

Island tritt somit in die Geschichte als eine Thebais des Nordens, geheiligt durch Gebet und Buße, erobert durch die erhabene Lehre des Kreuzes.



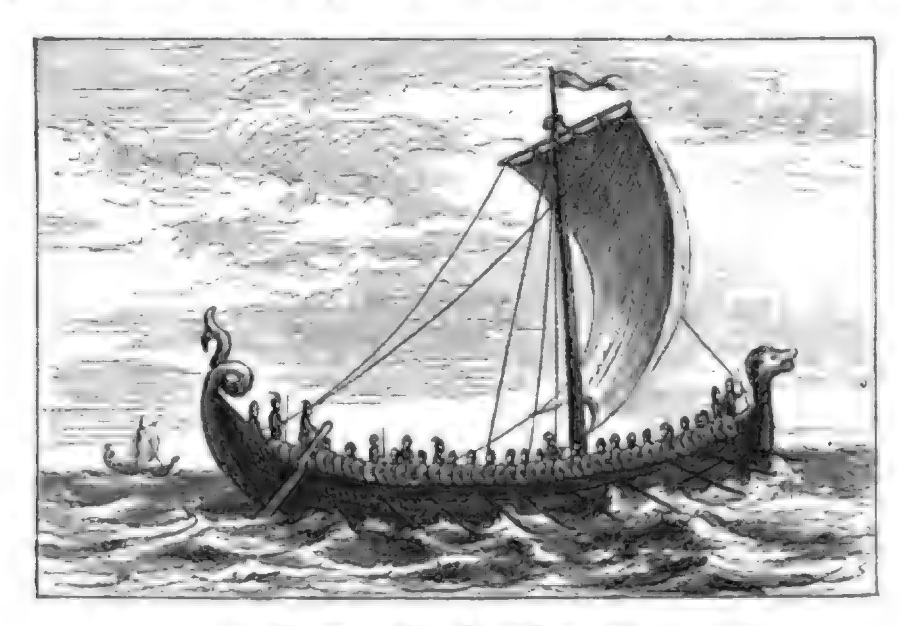
Ansicht des bei Sandesfjord in Norwegen gefundenen Vikingerschiffes bei seiner ersten Bloßlegung.

Das war gegen das Ende des 8. Jahrhunderts, 60 Jahre nach Beda's Tod. Fast ein Jahrhundert verging, bis den ersten frommen Bewohnern,

Digitized by Google

welche auf der fernen Insel dem wirren Treiben der Welt zu entgehen hofften, die trotzigen Nordmänner folgten, welche von da aus lange den ganzen weiten Ocean mit ihren kühnen Vikingerfahrten beunruhigen sollten. Der Schwede Gardar nannte die abermals neu entdeckte Insel nach seinem eigenen Namen Gardarsholm, der norwegische Viking Naddodr nannte sie Schneeland, der Norweger Flóki aber gab ihr ihren heutigen Namen Island, d. h. Eisland.

„In jener Zeit, da Island von den Nordmännern gefunden und bevölkert wurde“ — meldet das Landnámabók —, „war Adrianus Papst in Rom und Johannes VIII. folgte ihm auf dem apostolischen Sitze. Und Hlödver Hlödverson (Ludwig II.) Kaiser nordwärts von den Bergen (Alpen). Und Leo und sein Sohn Alexander über Miklagard (d. h. Constantinopel). Da war Harald Schönhaar König über Norwegen, und Eirekur Eymundarsson über Schweden und sein Sohn Beorn; und Gorm der Alte in Dänemark.



Vikingerschiff: Reconstruction.

Elfradur der Mächtige über England und Jatvarþur sein Sohn. Und Kiarvalur zu Dublin in Irland, Sigurdur Jarl der Mächtige auf den Orkney-Inseln, der Bruder Rognvalds des Maerajarls.“ So stehen die Namen in der alten Ausgabe geschrieben.

Man segelte zu jener Zeit in 8 Tagen von Stad in Norwegen an die Ostküste von Island, in 4 Tagen (oder in zwei Tagen und zwei Nächten) vom Snaefells-Vorgebirge nach Hvarf in Grönland, in 8 Tagen von Reykjanes (dem südlichen Vorgebirge bei Reykjavik) nach Irland. Die Verbindung von Norwegen aus beanspruchte also weniger Zeit, als heute das beste Dampfschiff von Kopenhagen aus braucht.

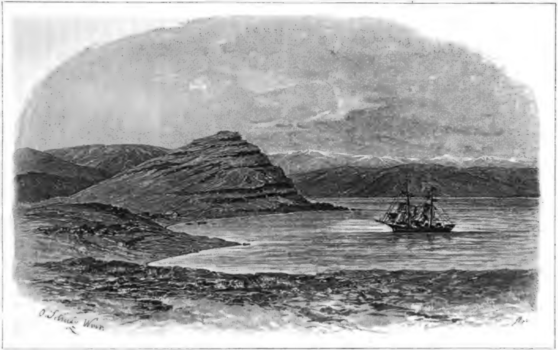
Als Zeit der ersten bleibenden Niederlassung wird das Jahr 874 bezeichnet, wo die beiden norwegischen Brüder Ingólfr und Hjörleifr (Schwert-Leif), aus Thelemarken stammend, wegen eines Streites landflüchtig geworden, sich auf Island ansiedelten. Sie gründeten erst zwei Plätze, die sie nach

ihren Namen Ingólfshöfdi und Hjörleifshöfdi benannten. Einige Jahre später ließ sich Ingólfr jedoch in der Rauchbucht, dem heutigen Reykjavík, nieder. Die immer zunehmenden Vergewaltigungen des Königs Harald Schönhaar und sein Streben, auf Kosten der unabhängigen Landeigenthümer und Häuptlinge alle politische Macht in seiner Hand zu vereinigen, führte jetzt zur Massenauswanderung nach Island. Mit seinen Fjorden, Gletschern, Bergen hatte das Land manches Aehnliche mit dem nördlichen Theile von Norwegen. Pflanzen- und Thierwelt war dieselbe, wenn auch ärmer. Für Seefahrt und kühne Raubzüge nach dem Süden war die Insel ebenso gelegen, als die schärenreiche Küste der alten Heimat.

Die Auswanderer waren nicht verzweifelnde Unglückliche, Geächtete oder Abenteurer, sondern vorwiegend edle, begüterte Leute, die mit ansehnlichem Grundbesitz fast alle Rechte kleiner Fürsten zu eigen hatten. Bei meist zahlreicher Familie hatten sie Schaaren von Knechten und Hörigen, ihre eigenen Höfe und Tempel, eigene Gerichtsbarkeit, wenigstens im Verein mit anderen, ihre eigenen Schiffe und Muth und Kraft genug, um auf eigene Faust zu Land und Meer Krieg zu führen. Lieber, als auf diese Selbständigkeit zu verzichten, den von König Harald eingesetzten Jarlen zu huldigen und ihnen Steuer zu bezahlen, wanderten diese freien Männer aus, die einen nach Jemtland und Helsingland in Nordschweden, andere nach den Faröer, den Orkney- und Shetlandsinseln, den Hebriden und endlich nach Island. Die gewaltige Bewegung, von echt germanischem Freiheitsgefühl angeregt, von kühnem Unternehmungsgeist getragen, belebte nun nicht bloß Jahr für Jahr die nordischen Meere mit Schiffen und kleinen Flotten, sondern Island ward plötzlich in die Wanderung und Kämpfe der bisher getrennten Inselvölker hineingerissen. Erst nach mehr als jahrhundertlangem Kampf gelangten die letzten Wellenschläge der Völkerwanderung hier zur Ruhe.

Manche der norwegischen Geschlechter hielten sich auf diesen Wanderungen längere Zeit in Irland und Schottland auf, verschwägerten sich mit keltischen Familien, ließen ihre Kinder in Schottland oder Irland erziehen und brachten mit den Ueberlieferungen dieser Länder auch christliche Bildungselemente auf die entlegene Insel. So war Helgi Bjóla, der zweite Sohn des Ketill Flatnef (Stumpfnas), welcher selbst auf den Hebriden starb, ein Christ; die drei Töchter Ketills und deren Männer waren ebenfalls christlich. Neben vielen keltischen Namen, welche das Landnámabók aufführt, ist es besonders derjenige des Patreksfjördrs, der heute noch an den christlichen Einfluß Irlands auf Island erinnert. Von einem Verwandten Ketill Flatnefs, Örlygr, erzählt die merkwürdige Chronik:

„Örlygr hieß ein Sohn des Hrappr, des Sohnes des Björn Buna; er ward auferzogen bei Patrekr (Patrick) dem Bischof, dem Heiligen auf den Südinseln (Hebriden). Er begehrte gen Island zu fahren, er bat den Bischof Patrick, seinen Pflegevater, für ihn Rath zu schaffen. Der Bischof verschaffte



Patreksfjördr, eine der ersten christlichen Ansiedelungen. (Nach einer Skizze des Verfassers.)

Digitized by Google

ihm Kirchenbauholz (kirkjuviðr) und hieß ihn ein Plenarium und eine Eisenglocke und einen Goldpfennig mitnehmen und geweihte Erde. Diese sollte er legen unter die Eckpfeiler und so die Kirche dem hl. Columba weihen. Da sagte der Bischof Patrick: ‚Wo du Land erreichst, da siedle dich an, sobald du drei Berge am Meer siehst und eine Bucht zwischen jedem Berg und ein Thal in jedem Berg; da sollst du segeln zum letzten Berg, da wird Wald sein, und südlich unter dem Berg wirst du Ried treffen und da richte drei Steine auf, da richte die Kirche auf und da laß dich nieder‘. Und Örlygr ging zu Meer, und ebenso in einem andern Schiff ein Mann, der Kollr hieß, sein Pflegebruder; sie fuhren zusammen. Im Schiff war mit Örlygr ein Mann, der hieß Thorbjörn Spörr, ein zweiter Thorbjörn Talkni und dessen Bruder Thorbjörn Skuma; sie waren Söhne des Böðvarr Blöðruskalli. Und da sie gegen das Land kamen, traf sie ein gewaltiger Sturm und riß sie westlich ums Land. Da flehte Örlygr zu Patrick, seinem Pflegevater, um ans Land zu kommen, und er würde nach seinem Namen das Land benennen, das sie erreichten. Sie waren nicht viel weiter gekommen und westlich um das Land gerathen, da gelangte sein Schiff nach Örlygshafen, und er nannte den Fjord darinnen Patreksfjörðr. Kollr aber flehte zu Thórr, er wurde vom Sturm weggerissen und kam dahin, wo der Ort Kollsvík heißt, und brach da sein Schiff. Da blieben sie den Winter über, und einige seiner Schiffsleute nahmen da Land, wie noch gesagt werden wird. Aber im Frühling rüstete Örlygr sein Schiff und segelte westlich an Barð vorbei. Und da er kam südlich um Faxaos (d. h. am Snaefells-Vorgebirge) vorbei, da erkannte er den Berg, der ihm gezeigt war. Da fiel die Eisenglocke über Bord und sank nieder. Aber sie segelten darauf in den Fjord hinein und landeten, wo der Ort heute Sandvík bei Kjalarnes heißt. Örlygr blieb bei Helgi, seinem jüngern Bruder, den ersten Winter; aber im Frühjahr nahm er mit Helgi's Rath Land von der Mogilsá bis zum Ósvífslaekr und wohnte zu Esjuberg; da ließ er die Kirche bauen, wie ihm geboten war. Healp hieß seine Frau; ihr Sohn war Valthjófr. Später heiratete Örlygr Ísgerðr, Thormóðs Tochter; ihr Sohn war Geirmundr, der Vater der Halldóra, welche Thjostólfr heiratete, des Björn Gullbers Sohn. Ihr Sohn war Thorleifr; der wohnte zu Esjuberg, nach Geirmundr, seiner Mutter Vater, von dem die Esjuberginger abstammen. Sie glaubten an Columba; doch waren sie ungetauft. Thorleifr war von einem Troll oder Kobold besessen (tröllaukinn); doch nahm er den Christenglauben an."

Wie hier, so faßte auch an anderen Punkten der Insel das Christenthum zwar Fuß, schlug aber keine festen Wurzeln. Es waren keine Priester da, und wenn auch fromme Frauen, wie Auðr, Ketills Tochter, mit dem Beinamen „Djúpauðga" (die Grundreiche) oder „Djúpuðga" (die Grundgescheite), ihre Kinder christlich beten lehrten, so fehlte doch oft die Taufe; die Jugend wuchs im Verkehr mit Heiden auf, und Ueberreste christlichen Glaubens

mischten sich höchst sonderbar mit Aberglauben, Götzenwahn und heidnischem Cultus. Die Mehrzahl der Norweger aber, welche sich in Island niederließen, waren entschiedene, zum Theil noch sehr eifrige Heiden, und die Insel blieb von dem Beginne der sog. Landnáma-Zeit (874) bis zum Jahre 1000, also noch über ein Jahrhundert, ein vorwiegend heidnisches Land.

Man nimmt an, daß die Besitznahme der ganzen Insel sich in ungefähr 60 Jahren vollzogen habe. Genauere Nachrichten über die Bevölkerungszahl jenes Zeitraumes gibt es nicht. Nach der Kristni-Saga lebten gegen Ende des 11. Jahrhunderts im Ostland etwa 700 freie Männer, im Südland 1000, im Westland 900, im Nordland 1200, also auf ganz Island 3800, und wenn man auf die Familie das Minimum von 10 Seelen rechnet, somit eine Bevölkerung von 38000 Seelen. Dänische Forscher schlagen die Bevölkerung schon am Ende der Landnáma-Zeit (930) auf über 50000 Seelen an. Die Theilung des Landbesitzes war eine sehr ungleiche. Die ersten Ansiedler besetzten ganze Landschaften, z. B. Ingólfr alles Land zwischen der Ölfusá und der Öxará, dem Hvalfjördr und der Brynjúlfsá. Die späteren Ankömmlinge mußten sich mit kleineren Ansiedelungen begnügen, und endlich durfte niemand mehr Land besetzen, als er an einem Tag mit Feuer umfahren konnte, Weiber aber nur soviel, als ein zweijähriges Kalb an einem Tag umgehen konnte. Jeder der Einwanderer war anfänglich sein eigener Herr und König, von allen anderen unabhängig. Eine feste gesellschaftliche Verbindung unter ihnen durch Vertrag, Gesetz, frühere Rechtsbeziehungen gab es nicht. Die Diener, Knechte, Hörigen, Bewaffneten und Seeleute, welche die reicheren Norweger mit sich brachten, mochten durch Gewohnheit, Anhänglichkeit, Interesse bei ihrem bisherigen Führer verharren; aber eine eigentliche politische Gewalt über sie stand ihm nicht zu Gebote. Thatsächlich blieben wohl die meisten bei den Führern, welchen sie übers Meer gefolgt, und so bildete sich in der neuen Heimat, wie einst in der alten, zunächst eine Menge kleiner Gemeinwesen aus, deren Mittelpunkt die Familie des Führers war. Dieser schlug sein größeres Gehöft an einem günstigen Küstenplatz oder am Abhang eines Flußthals auf; um dasselbe errichteten die von ihm Abhängigen ihre Hütten. Die nöthige Nahrung bot Viehzucht und Fischfang, weitere Beschäftigung vielfacher Kampf zu Land und See. Die ganze Cultur ging nicht über die eines einfachen Fischer-, Bauern- und Kriegerlebens hinaus. Spiele der verschiedensten Art, Schmausereien und Gastgelage würzten die öffentlichen Zusammenkünfte, Erzählung von Abenteuern und Vortrag von Gedichten die langen Winterabende. Musikalisch war das Volk nicht, aber sehr dichterisch angelegt. Der Gegenstand ihrer Dichtungen waren die Thaten der Götter und Helden. Von der zarten Minne und dem Frauendienst des Mittelalters wußten sie nichts. Die Ehe war ein prosaischer Rechtsvertrag, der meist zwischen dem Bräutigam und dem Vater der Braut abgeschlossen wurde. Hielt man auch auf eheliche

Treue und wurde ihr Bruch meist blutig gerächt, so machten sich die Häuptlinge doch nichts daraus, neben ihrer Frau noch sog. Frillen zu halten; die Unverheirateten zügelte kein ernstes Sittengebot.

Eine politische Ordnung gestaltete sich rasch aus der religiösen heraus. Mit alter Sitte und altem Brauch brachten die ausgewanderten Norweger auch ihre religiösen Anschauungen und ihren Götzendienst mit in die neue Heimat. Gleich nach der Ankunft bauten die mächtigeren unter ihnen Tempel (hof), und da nicht jeder sich diesen Luxus erlauben konnte, so schlossen sich ihnen minder Begüterte zur Mitbenützung des Tempels an. So entstanden Tempelgemeinden, in welchen die Häuptlinge (höfðingi) zugleich als Priester (goði oder hofgoði), bürgerliche Vorsteher und Richter auftraten. Weil ihre Gewalt indes auf Vertrag beruhte, so wurden von selbst auch Volksversammlungen nöthig. Mehrere Inhaber von Goðorðen oder Tempelstätten thaten sich erst in einzelnen Gegenden und Landstrichen zu gemeinschaftlicher Rechtspflege (dem sog. Heraðsthing) zusammen; indem aber die Ungleichheit des Rechts in den einzelnen Bezirken, Competenzstreitigkeiten und andere Mißstände nothwendig zu einem einheitlichen Staatsverband hindrängten, so entstand der alljährliche Thing und mit ihm die Vereinigung des ganzen Volkes zu einer Republik, deren Grundgesetzgebung nach dem alten Gulathingslög von Skandinavien festgesetzt wurde. Im Jahre 927 erhielt Island seinen ersten Gesetzessprecher (Úlfjótr), 930 sein eigenes Landrecht, nach dem Verfasser Úlfjótslög genannt, wie schon früher bei der Beschreibung der Almannagjá erwähnt worden ist.

Während das altisländische Recht in hohem Grade die Klugheit, das Gerechtigkeitsgefühl, den Freisinn und den praktischen Verstand des germanischen Volksgeistes bekundet, schwebt über Religion, Cult und Sitte des alten Island dieselbe trübe Wolke, welche jede Art von Heidenthum, jeden Abfall vom wahren Gott unausweichlich begleitet, wenn auch nicht immer im selben Grade.

Der Begriff eines einzigen, persönlichen, geistigen, unendlich vollkommenen, in sich nothwendigen, ewigen Wesens war diesem sonst hochbegabten Volke in Folge jahrtausendalter Trennung von den Quellen positiver Offenbarung nahezu vollständig abhanden gekommen. Einzelne Attribute Gottes wurden, durch phantastische Ausschmückung bis zur Unkenntlichkeit entstellt, als verschiedene Götter verehrt. Die Idee einer Schöpfung aus Nichts war verloren. Die Welt galt zwar nicht als ewig, aber es gab auch keinen ewigen Gott; sämmtliche Götter waren dem Untergang verfallen. Ueber Anfang und Ende der Dinge lastete das Dunkel eines unerforschlichen Traumes. Was dazwischen lag — Götter und Menschen, Riesen und Zwerge, Himmel und Erde —, war die bunteste Phantasmagorie, aus früheren indogermanischen Stammsagen, abergläubischem Naturcult und willkürlicher Träumerei von Geschlecht zu Geschlecht ungeheuerlicher ausgesponnen.

Der Ursprung der Dinge, nach der Völuspá.

Einst war das Alter, da Ymir lebte,
Da war nicht Sand, nicht See, noch Schwall der Wogen,
Nicht Erde fand sich, noch Ueberhimmel:
Gähnender Abgrund und Gras nirgends.

Bis Burs Söhne die Bälle erhuben,
Sie, die das mächtige Midgard schufen,
Sonne von Süden schien auf die Felsen
Und dem Grund entgrünte grüner Lauch.

Die Sonne von Süden, des Mondes Gesellin,
Hielt mit der rechten Hand die Himmelsrosse;
Sonne wußte nicht, wo sie Sitz hätte,
Mond wußte nicht, was er Macht hätte,
Die Sterne wußten nicht, wo sie Stätte hätten.

Da gingen die Berather zu den Richterstühlen,
Hochheilige Götter hielten Rath,
Der Nacht und dem Neumond gaben sie Namen,
Hießen Morgen und Mitte des Tages,
Undorn und Aptan die Zeiten ordnen.

Die Asen einten sich auf dem Idafelde,
Haus und Heiligthum hoch sie zimmerten,
Uebten die Kräfte, alles versuchend,
Erbauten Essen und schmiedeten Erz,
Schufen Zangen und schön Gezäh.

Sie warfen im Hofe heiter mit Würfeln
Und darbten goldener Dinge noch nicht,
Bis drei der Thursentöchter kamen,
Reich an Macht, aus Riesenheim.

Da gingen die Berather zu den Richterstühlen,
Hochheilige Götter hielten Rath,
Wer schaffen sollte der Zwerge Geschlecht
Aus des Meerriesen Blut und schwarzem Gebein.

Da ward Mödsognir der mächtigste
Dieser Zwerge, und Durinn nach ihm.
Noch manche machten sie menschengleich
Der Zwerge von Erde, wie Durinn angab.

Das ist der Anfang der Dinge nach dem merkwürdigsten und großartigsten der eddischen Gedichte, der Völuspá, dem Seherspruch der nordischen Sibylle. Ergänzt man die Darstellung aus dem ersten Theil der sog. Prosa-Edda und anderen Liedern der poetischen Edda, so ergibt sich ungefähr folgende Kosmogonie.

Im Anfang ist nur ein grenzenloser Abgrund da: Ginnungagap, „das Gaffen der Gähnungen“ — eine anfangs- und endlose Leere, ohne festen Punkt. Am nördlichen Ende von Ginnungagap liegt das kalte, dunkle Niflheimr, am südlichen das heiße, lichte Múspellsheimr. Aus dem Brunnen

Hvergelmir in Niflheimr springen zwölf Ströme: Elivágar, die eisigen Wogen. Sie füllen den leeren Raum von Ginnungagap. Doch bald ist die geringe Wärme verflüchtigt, welche sie besitzen; sie erstarren zu Eis. Während nach dem Norden ein Eislager das andere deckt und wilde Stürme darüber hinfegen, fallen im Süden Funken von Múspellsheimr her auf das Eis. Es schmilzt. Die Tropfen werden lebendig, und aus ihnen gestaltet sich Ýmir, der erste Riese. Ýmir schläft ein, und während seines Schlummers entsteht unter seinem Arm ein Riesenpaar, Sohn und Tochter, an seinen Füßen ein zweiter, sechsgehäupteter Sohn. Von diesen stammen die Hrimthursen oder Frostriesen. Dieses Riesengeschlecht bleibt aber nicht allein. Beim Schmelzen des Ur-Eises entsteht außer Ýmir auch die Kuh Audhumla. Sie nährte Ýmir mit den vier Milchströmen, welche sich aus ihrem Euter ergossen. Indem sie das salzhaltige Eis beleckte, kam am ersten Tage Haar hervor, am zweiten ein Kopf, am dritten ein schöner und großer Mann, Buri genannt. Bör, sein Sohn, vermählt sich mit einer Riesentochter Bestla und erhält von ihr drei Söhne: Ódinn, Vili, Véi. Das sind die Götter, welche Himmel und Erde beherrschen.

Ýmir wird nun von Börs Söhnen getödtet. Er blutet so furchtbar, daß das ganze Geschlecht der Hrimthursen bis auf einen in seinem Blute ertrinkt. Dieser eine, Bergelmir, rettet sich mit seinem Weib in einem Boote und begründet ein neues Hrimthursengeschlecht. Unterdessen werfen die Götter Ýmirs Leiche in das Ginnungagap und schaffen aus ihm die Welt, aus seinem Blute Meer und Wasser, aus seinem Fleisch die Erde, aus seinen Knochen die Berge, aus seinen Zähnen und Kinnbacken die Felsen und Klippen, aus seinem Schädel den Himmel, aus seinem Hirn die Wolken. Den Himmel heben sie an vier Hörnern über die Erde und setzen unter jedes Horn einen Zwerg: Austri und Vestri, Nordri und Sudri. Feuerfunken aus Múspellsheimr pflanzen sie als Gestirne an den Himmel und bestimmen ihnen einen festen Gang, wonach Tage und Jahre berechnet werden. Um die Erde wird in Kreisform das Meer gelegt, aus Ýmirs Augenbrauen aber eine Burg zum Schutz gegen die Riesen errichtet. Diese Burg, der Wohnsitz der Menschen, heißt Midgardr; die Riesen aber wohnen rund um das Meer, die Asen im Mittelpunkte der Welt, auf ihrer Burg Ásgardr. Da thront Ódinn mit seiner Frau Frigg, der Vater der Götter. Und darum mag er Allvater heißen, weil er der Vater ist aller Götter und Menschen und alles dessen, was er durch seine Kraft hervorgebracht hat. Jörd war seine Tochter und seine Frau und von ihr gewann er einen erstgebornen Sohn: das ist Ásathórr; ihm folgen Kraft und Stärke, daß er siegt über alles Lebendige.

Die drei Asen Ódinn, Haenir und Lodurr, nach der jüngern Edda die Söhne Börs, gehen am Meeresstrande lustwandeln und erschaffen das Menschengeschlecht, indem sie zwei Bäume in Mann und Weib verwandeln.

Gingen da dreie aus dieser Versammlung,
Mächtige, milde Asen zumal,
Fanden am Ufer unmächtig
Ask und Embla und ohne Bestimmung.

Besaßen nicht Seele, hatten nicht Sinn,
Nicht Blut, noch Geberde, noch blühende Farbe.
Seele gab Ódinn, Haenir sinnige Rede,
Blut gab Lodurr und blühende Farbe.

Auf die Schöpfung der Menschen folgt die Erschaffung zahlloser Zwerge. Nach der Völuspá geht sie ihr voraus; denn keiner dieser Mythen bleibt sich ganz beständig. Selbst die Trilogien der höchsten Götter werden verschieden angegeben, und in der Entwicklung der einzelnen Sagen zeigt sich eine stets weiterspinnende und vielfach willkürlich schaltende Phantasie.

Im ganzen langt die verwickelte Schöpfungsgeschichte endlich bei neun Welten an: zwei Götterwelten (Ásaheimr und Vanaheimr), zwei Elfenwelten (Álfheimr und Svartálfheimr), einer Menschenwelt (Mannheimr), drei Riesenwelten (Múspellsheimr, Niflheimr und Jötunheimr), der Todtenwelt (Helheimr).

Obwohl Ódinn als „der oberste der Asen“, das „weiseste der Wesen“, „der Vater aller Götter und Menschen“ der altnordischen Weltentstehung einen gewissen Einheits- und Mittelpunkt zu geben scheint, so ist die hieraus fließende Ordnung doch mehr ein Scheinbild als Wirklichkeit. Alle Wesensreihen, Götter, Menschen, Riesen und Zwerge, sind unter sich in feindliche Heerlager gespalten, die Götter in Asen und Vanen, die Elfen in Licht- und Schwarzelfen, die Riesen in Fels-, Wasser- und Feuerriesen. Während die Asen und Vanen im allgemeinen dem Menschen sich gütig und wohlwollend zeigen, stehen ihm die drei Riesenwelten vorwaltend feindlich gegenüber; unter den Elfen gibt es gütige und holde Wichte, aber auch üble Wichte und Unholde. Zwischen den Asen und Vanen tritt zwar nach kurzem Kampf ein freundschaftliches Verhältniß ein; aber dafür gestaltet sich die Beziehung beider zu den Riesen zu einem steten, unausgesetzten Kampf, den freundliche Einladungen, Gastgelage und Ehen zwischen Göttern und Riesinnen nur schärfer und unheilvoller machen. Mit der Aufnahme des Feuerriesen Loki unter die Asen tritt unter diese selbst das Dämonische, ein unversieglicher Quell des Haders und Jammers, der Schuld und des Frevels, der Keim des Untergangs.

Aus der Ehe Loki's mit der Riesin Angrboda geht Hel hervor, die Herrscherin der Unterwelt; die Schlange Midgardsormr oder Jörmungandr, welche, von den Asen ins Weltmeer verwiesen, in gewaltigem Ring die Erde umspannt und sich selbst in den Schwanz beißt; endlich der grimmige Wolf Fenrir, den die Asen anfänglich zu zähmen hoffen, der aber zuletzt an die Hundekette gelegt werden muß — d. h. alle Mächte des Todes, der Zerstörung und gewaltsamen Vernichtung.

Unter den Asen und Vanen ist keiner, welcher den immer zunehmenden Gewalten der Finsterniß gewachsen ist. Ueberall erscheint ihre Macht beschränkt, ihr Wissen mangelhaft, ihr Charakter durch die verschiedensten Leidenschaften entstellt. Es sind gewaltige Recken, die sich mit Spiel und Wanderungen, bei schäumendem Bier und riesigen Gastgelagen, in Liebesabenteuern und Wohlleben gütlich zu thun wissen; doch wie sie sittlich nicht über den Riesen und Menschen stehen, so sind sie der zerstörenden Kraft wenigstens der Riesen nicht eigentlich überlegen.

Thórr muß zu einer komischen Maskerade seine Zuflucht nehmen, um das wichtigste Geräth der ganzen Götterwelt, seinen Hammer, aus den Händen des Thursenfürsten Thrym wieder zu erringen, und versichert auch die Thrymskvida, daß er das ganze Riesengeschlecht mit dem Hammer zerschmettert habe, so leben doch die Riesen in anderen Liedern fort, mächtiger als je. Um den Göttern den großen Bierkessel zu verschaffen, muß er abermals zur List greifen, und nur der Rath der Frille ermöglicht ihm, den Riesen Hýmir zu überwinden. Die Göttin Freyja, die nordische Venus, muß eine Zauberin befragen, um die Genealogie eines Sterblichen, Óttarrs, zu erfahren; sie mag ihr mit dem Feuertode drohen, um von ihr das gedächtnißstärkende Bier der Erinnerung zu erpressen, aber sie muß sich dabei in der derbsten Weise als Buhlerin verhöhnen lassen. Aehnlich geht es den höchsten Göttern und Göttinnen bei Aegirs (Oegirs) Gastmahl, wo Loki sie alle der Reihe nach in unverschämtester Weise dem Gespötte preisgibt. Iduna, die Göttin der Jugend, Skadi, die Göttin des Winters, Gefion-Freyja, die Göttin der Liebe, Frigg, die Gemahlin Ódinns, verhöhnt er sämmtlich als die feilsten und erbärmlichsten Buhlerinnen, den Dichtergott Bragi als einen armen und dabei noch feigen Wicht, den Meergott Njördr als einen elenden Auswürfling der ganzen Göttergesellschaft, den Windgott Byggvir als einen Hungerleider und Feigling, den weißen Schwertgott Heimdallr als einen armseligen Wassertrinker, den Lichtgott Týr, daß ihm der Fenrirwolf die rechte Hand abgebissen, den Donnergott Thórr, daß er sich im Däumling eines Handschuhs verkrochen, den Göttervater Ódinn aber, daß er seine Majestät durch die schnödeste Ungerechtigkeit und das unwürdigste Vagabundiren unter den Menschen entweiht habe.

Du schlichest, sagt man, im Samsö umher
Von Haus zu Haus als Vala. Vermummter Zauberer,
Trogst du das Menschenvolk: das dünkt mich eines Argen Art.

Ódinn steht den Lästerungen Loki's, wie seinen Uebelthaten und dem weitern Fortwuchern des Bösen in der Welt nahezu hilflos gegenüber. Wie alle übrigen Götter, ist auch er dem dunkeln Walten der drei Nornen, d. h. eines finstern, den Göttern selbst unerforschlichen und unabwendbaren Schicksals unterworfen. Die Asen mögen den in Lachsgestalt entschlüpfenden Loki fangen, festnehmen und mit Gift quälen, daß er sich bäumt und daß

durch seine furchtbaren Renkungen das Erdbeben entsteht; sie mögen bald mit List und bald mit Gewalt den Riesen einen Sieg abgewinnen; aber Herren der Welt sind sie nicht. Auch Ódinn muß schließlich geschehen lassen, was geschieht. Alle seine Weisheit, alle Klugheit und Macht der übrigen Götter vermag nicht zu verhindern, daß der schönste und liebenswürdigste aus ihnen, die Blüte der ganzen Götterwelt, der Frühlingsgott Baldur, dem tückischen Hasse Loki's zum Opfer fällt. Die Mistel entgeht dem Einflusse ihrer Segnungen, der blinde Hödur trifft auf Loki's Aufforderung den schönen Baldur mit dem Mistelzweig, und mit ihm sinkt das Schönste und Herrlichste zu Boden. In dieser Ohnmacht, welche alle natürlichen Kräfte, jene der Natur wie jene der Menschheit, im Kampfe mit den Mächten der Zerstörung an den Tag legen, ist auch von selbst der tragische Keim einer allgemeinen Weltkatastrophe gegeben. Obwohl Loki in Fesseln schmachtet, nimmt sein Reich täglich zu. Die Unterwelt Helheimr bevölkert sich unaufhaltsam mit neuen Schaaren. Die Kraft der Midgardsschlange nimmt zu, der Wolf Fenrir wächst an Gewalt, die Riesen planen den Untergang aller Dinge, und obwohl sie zu ihrer Fahrt ein Schiff brauchen, das aus den Nägeln todter Menschen gebaut ist, so wird das Schiff Naglfar doch endlich fertig.

An dieses unaufhaltsame Wachsen des Bösen knüpft sich der zweite Theil der Völuspá, das Erhabenste, was die altisländische Poesie aufzuweisen hat, die Vision des herannahenden Weltuntergangs, der sog. Götterdämmerung (Ragnarök).

In wuchtigen Strömen seh' ich waten
Meineidsmänner und Mordwölfe,
Die Ehe brachen mit andrer Weib.
Da saugt Nidhöggr der Todten Leichen,
Der Menschenwürger: wißt ihr, was das soll?

Brüder streiten, schlachten einander,
Geschwisterte sieht man die Sippe brechen,
Arg ist die Welt, der Unzucht voll.
Beilalter, Schwertalter, wo Schilde krachen,
Windzeit, Wolfszeit, eh' die Welt zerstürzt.
Des Manns nicht mehr der andre schont.

Mimirs Söhne spielen, Miötudrs Licht flammt
Beim gellenden Ruf des Gjallarhorns.
Hell bläst Heimdall, sein Horn ist erhoben;
Ódinn murmelt mit Mimirs Haupt.

Yggdrasil schwankt, doch steht noch die Esche,
Es knarrt der alte Baum, der Riese kommt los.
Grau'n faßt alle in Hels Banden,
Eh' Suturs Zorn sie verzehrt.

Gräßlich heult Garmr in der Gnipahöhle,
Die Fessel bricht und Freki rennt.

Hrym fährt von Osten, hebt hoch den Schild,
Jörmungandr krümmt sich im Riesenzorn.
Der Molch peitscht das Meer, der Adler schreit,
Leichen zerreißt er; Naglfar wird los.

Der Kiel fährt von Osten, es kommen Múspells Söhne
Längs des Meeres und Loki lenkt sie.
Die Teufelsbrut ist all mit dem Wolf;
Auch Bileists Bruder ist ihm verbunden.

Surtur fährt von Süden mit flammendem Schwert,
Von des Todtengotts Klinge schimmert die Sonne.
Steinberge stürzen, Unholde straucheln,
Zu Hel fahren Helden, der Himmel klafft.

Was ist mit den Asen? Was ist mit den Alfen?
All Jötünheim dröhnt, zum Thing zieh'n die Asen,
Die Zwerge stöhnen vor steinernen Thüren,
Der Bergwege Weiser: wißt ihr, was das soll?

Nun hebt sich Hlins anderer Harm,
Da Ódinn eilt dem Wolf entgegen.
Beli's Mörder stürzt auf Surtur:
Da fällt Friggs Freudenbringer.

Heran tritt Siegvaters herrlicher Sprößling,
Vidarr, zu wagen den Kampf mit dem Wolfe,
Er stößt dem Hverdungssohn den Stahl ins Herz
Durch gähnenden Rachen: so rächt er den Vater.

Da schreitet der schöne Sprößling Hlodyns,
Ódins Sohn, zum Kampf mit dem Drachen.
Muthig trifft ihn Midgards Wart;
Neun Fuß weit fährt Fjörgins Sohn
Weg von der Natter, die nichts schreckt,
Alle Wesen entweichen der Welt.

Schwarz wird die Sonne, die Erde sinkt ins Meer,
Vom Himmel fallen die hellen Sterne.
Rauchwirbel umwühlen den allnährenden Weltbaum,
Die heiße Flamme flackert zum Himmel.

Das ist die erhabene Elegie, der erschütternde Todessang, welchen das nordische Heidenthum sich selbst gesungen hat, bevor es, von Land zu Land immer weiter in den Norden gedrängt, auf der entlegenen Insel des Nordmeers endlich erschöpft in sich zusammenbrach. Der bunte, in seinen Einzelgestaltungen unerschöpfliche Kreislauf der Sagengestaltung fand hier sein Ende. Alle Wesen des Alls, alle Kräfte der Natur, alle Charaktere eines noch einfachen menschlichen Culturlebens und Heldenthums waren von der jugendlichen Schöpferkraft der Phantasie zum tausendfach verschlungenen poetischen Weltbilde ausgestaltet worden; doch an allem nagte der stille, unbesiegliche Wurm der Vergänglichkeit. Alles Große und Herrliche geht zu Grunde. Nichts vermag dem Zerstörungswerke Einhalt zu gebieten. Die ganze

sichtbare Naturordnung stürzt ein: in ihr selbst liegt keine unsterbliche Macht, das aus ihr Gewordene zu erhalten. Wohl läßt die Völuspá selbst die Erde abermals aus den Fluten emportauchen und sich mit neuem Grün bekleiden, die Asen aus der Vernichtung auferstehen und sich zum Urtheilsspruch über den Weltumspanner auf Idafeld versammeln; Baldur steht vom Tode auf, alles Böse verschwindet und weicht einer goldenen Zeit; doch für die Räthsel dieser glänzenden Zukunft hat die nordische Sage keine Bilder, keine Namen, keine Erfindung mehr. Ihre Kraft stockt und deutet nur in ahnenden Umrissen die Bürgschaft der Unsterblichkeit und den großen beseligenden Weltplan an, welcher durch die Lehre Christi den Völkern des Nordens mitgetheilt werden sollte:

Einen Saal sehe ich, heller als die Sonne,
Mit Gold bedeckt auf Gimils Höhen;
Da werden heil'ge Herrscher wohnen
Und wandellos der Wonne kosten.

Da reitet der Mächtige zum Rathe der Götter,
Der Starke von oben, der alles steuert.
Er spricht sein Urtheil, schlichtet Zwiste,
Setzt heil'ge Ordnung fest für immer.

Wie in der eddischen Kosmogonie, so taucht auch hier beim Weltende die Ahnung eines einzigen, höchsten Gottes und des schließlichen Triumphes des Lebens über den Tod, des Lichtes über die Finsterniß, des Guten über das Böse auf; doch diese Ahnung vermag die polytheistischen Vorstellungen nicht zu überwinden, und die Völuspá selbst schließt mit dem trüben Gedanken des Weltuntergangs:

Nun kommt der dunkle Drache geflogen,
Die Natter hernieder aus Nidafelsen;
Trägt auf den Flügeln, das Feld überfliegend,
Nidhöggurs Leichen — nun sinkt er nieder.

Während die nordische — oder, wenn man lieber will, ursprünglich germanische Göttersage sich im Volksaberglauben, in der Dichtung, in Sitten und Gebräuchen des Volkslebens unaufhörlich weiter gestaltete und phantastisch veränderte, so daß Walten und Wirken der verschiedenen Götter, Riesen, Zwerge in buntem, kaum zu enträthselndem Wirrsal durcheinanderfließt und selbst die obersten Götter keine feste, plastische Gestalt bewahren: mußte für den allgemeinen und öffentlichen Cultus das bunte Göttergewirre nothwendig auf eine kleine Zahl bevorzugter Gottheiten zusammenschmelzen. Am meisten begünstigt erscheint dabei in den geschichtlichen Sögur, d. h. in der letzten Periode des isländischen Heidenthums, nicht Ódinn, der oberste und weiseste der Götter, sondern der listige, praktische, kraftvolle Donnergott Thórr. Auf ihn ist nahezu alles vereinigt, was ein heidnischer Gott zu thun haben mag. Er ist der höchste Schutzherr und Förderer aller irdischen Interessen, des

Wetters, des Ackerbaues, der Wege und Stege, des Eigenthums, der Sanction der Ehe als bürgerlichen Vertrages — der allgemeine Cultur- und Staatsgott. Er wird bei der Einwanderung und in dem ersten Jahrhundert isländischer Geschichte am meisten erwähnt, erst neben ihm und ihm praktisch untergeordnet Ódinn Freyr, Njördr, Baldr, Frigg, Freyja und andere Götter. Er ist der Ase oder Gott einfachhin. An Thórr glauben, heißt soviel als Heide sein. Wie von den späteren christlichen Namen keiner auf Island solche Verbreitung fand, wie der Name Jón, Johannes, so hat sich von den heidnischen Namen kaum einer so häufig erhalten, wie jener des Thórr.

Ueber die isländischen Tempel, Opfer und Opfergebräuche sind in den verschiedenen Sögur zerstreut manche Nachrichten aufbewahrt. Von Thórólfr Mostrarskegg, einem mächtigen Häuptling im norwegischen Sunnhördaland, meldet uns z. B. die Eyrbyggja-Saga, daß er bei der Auswanderung nach Island seines Gottes nicht vergaß; er brach den Tempel nieder, welchen er noch kürzlich dem Thórr geweiht hatte, packte das meiste Holzwerk in sein Schiff, nahm auch von der Erde mit, welche unter dem Altar gelegen, und verwendete das alles, um in der neuen Heimat den alten Tempel alsbald wieder erstehen zu lassen. Als ein ganz besonderer Verehrer Thórrs nannte er das Vorgebirge am Breidifjördr, wo er landete, Thórsnes, seine Wohnung aber Tempelstätte, „Hofstadr".

„Da ließ er einen Tempel bauen, und war das ein großes Haus; es waren Thüren an den Seitenwänden und bei dem einen Ende; da standen innen die Hochsitzsäulen, und waren da die Nägel, die hießen Götternägel (reginnaglar). Da weiter innen war ein großes Heiligthum. Innerhalb des Tempels war ein Haus in der Art, wie jetzt das Singhaus (Chor) in den Kirchen, und es stand da mitten auf dem Boden eine Erhöhung und ein Altar, und es lag da ein Ring ohne Glieder (mótlauss) von zwei Unzen, auf den alle Eide geschworen werden sollten. Diesen Ring sollte der Tempelgode an seinen Händen haben bei allen Volksversammlungen. Auf der Erhöhung sollte auch der Blutkessel stehen, und in demselben der Blutzweig sein wie ein Sprengwedel, und damit sollte man das Blut aus dem Kessel sprengen, welches hlaut (Opferblut) genannt wird; das war solches Blut, wie wenn Thiere geschlachtet wurden, die man den Göttern opferte. Um die Erhöhung in dem Seitenbau waren die Plätze der Götter."

Hochsitzsäulen wurden die vier Pfeiler des Langhauses genannt, weil sich zwischen ihnen je eine Art Thron, öndvegi befand, auf welchem die zwei Angesehensten der Opferversammlung ihren Platz hatten. Aehnlich lauten die Beschreibungen anderer Tempel. Die Länge eines derselben wird auf 120 Fuß angegeben. Die Tempelstätte galt für überaus heilig, ehrwürdig und unverletzlich — als Asyl (fridstadr) und Heiligthum (helgistadr).

Den Berg, auf welchem Thórólfr Mostrarskegg seinen Tempel gebaut hatte, hielt er für so ehrwürdig, daß er ihn Heiligenberg (helgafell) nannte.

Niemand sollte ungewaschen dahin sehen, niemand dort Vieh oder Menschen tödten, niemand den Ort in irgend einer Weise verunreinigen. Er setzte die Spitze des Vorgebirges als Gerichtsstätte ein und hielt daran den Heradsthing. Er glaubte, daß er bei seinem Tode in diesen Berg fahren werde und ebenso seine Freunde.

Der Cultus bestand in Gebeten, die mit Verneigungen und anderen Ceremonien theils knieend, theils liegend verrichtet wurden, in Gelübden des verschiedensten Inhalts, in Weihegeschenken und Weihen, in Opfermählern und feierlichen Trinkgelagen (sowohl zur Ehre der Götter selbst, als zur Erinnerung an Verstorbene), vor allem aber in blutigen Opfern. Als Opferthiere dienten Pferde, Rinder, Schweine und Widder. Auch Menschenopfer waren jedoch gebräuchlich und werden noch bis gegen Ende des 10. Jahrhunderts erwähnt. Es ist eine arge poetische Täuschung, sich das heidnische Germanenthum so edel, menschlich und sittlich vorzustellen, als ob es der Erlösung durch Christus und der Erziehung durch die Kirche kaum bedurft hätte. Auch hier verläugneten die heidnischen Dämonen ihren Durst nach Menschenblut nicht, und durch das ganze erste Jahrhundert isländischer Geschichte drängt eine Gewaltthat die andere. Noch in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts, als Island von einer schweren Hungersnoth heimgesucht wurde, tauchte der Vorschlag auf, die Götter nicht etwa bloß mit Weihgeschenken zu begütigen, sondern die Kinder auszusetzen und die alten Leute todtzuschlagen. Ja noch bei dem entscheidenden Althing im Jahre 1000 schlugen die Heiden vor, daß von jedem Viertel Islands zwei Männer den Göttern geopfert werden sollten, um die weitere Verbreitung des Christenthums zu verhindern.

Dem Schlachtopfer wurden auf dem Blótstein, Opferstein, die Knochen gebrochen. Mit dem Blute wurde erst der Opferkessel gefüllt, dann alle Anwesenden besprengt, endlich die Götterbilder, Altäre und Tempelwände bestrichen. Man rieb auch wohl die Götterbilder mit dem Fette der Opfer ein, stellte sie dann an die Tempelfeuer und trocknete sie wieder ab.

Bestanden die Opfer in Thieren, so wurde das Fleisch in anderen Kesseln gekocht, welche im Langhaus hingen, und dann als Opfermahl genossen. Auch die Götzen erhielten ihren Theil davon. Der Vorsitzende, welcher auf einem der beiden Hochsitze thronte, weihte die Opferspeise ein und brachte den feierlichen Trinkspruch aus, worauf dann der Minnetrank zu Ehren der verschiedenen Götter, zum Andenken an verstorbene Blutsfreunde u. s. w. folgte. Wie die Götter in der Edda als wackere Zecher geschildert sind, so ließen es auch ihre Anbeter am Löschen des Durstes nicht fehlen, und die Opfermahlzeit (blótveizla) gestaltete sich gemeiniglich zum fröhlichen Gelage. Auch in den Gelübden spielte der Durst seine Rolle. Denn wenn einige Isländer den Göttern Geschenke und drei Eimer Bier gelobten, falls sie dem Bekehrungseifer des Königs Olafr Tryggvason ent-

gingen, so gedachten die frommen Männer unzweifelhaft, das Bier selber zur Ehre der Götter zu trinken.

Würdigere und schönere Seiten des altisländischen Culturlebens, als der zu Völlerei und Grausamkeit hinneigende Opfercult darstellt, zeigen sich in vielen Charakterzügen der Sögur, besonders aber in dem Spruchbuch „Hávamál", welches einen der schönsten und werthvollsten Theile der Edda bildet. Da waltet ein so lebenslustiger Sinn, ein so fröhlicher Mutterwitz, ein so praktischer Verstand, eine so männliche Kraft und urdeutsche Gemüthlichkeit, daß man die meisten dieser Kernsprüche nicht ohne Genuß wieder und wieder liest.

Schweigsam und bedachtsam sei des Höfdings Sohn
Und kühn im Kampf. Freudig und rührig
Sei jeder Recke, bis der Tod ihn trifft.

Der unwerthe Mann meint ewig zu leben,
Wenn er Gefechte flieht. Das Alter gönnt ihm
Doch endlich nicht Frieden, ob auch der Speer ihn spart.

Heerden wissen, wann heim sie sollen,
Und geh'n vom Grase. Der Unweise
Kennt allein nicht seines Magens Maß.

Der Armselige, übel Geschaffene
Hohnlacht über alles, und weiß doch selbst nicht,
Was er wissen sollte, daß er nicht fehlerfrei ist.

Eigen Haus, ob eng auch, ist besser.
Daheim bist du Herr. Zwei Ziegen nur
Und ein Strohdach dazu ist besser als Betteln.

Wie kleines Sandufer, kleine See
Ist kleiner Seelen Sinn. Ungleich ist
Der Menschen Einsicht, zwei Hälften hat die Welt.

Mäßig weise muß der Mann sein,
Aber nicht allzu weise. Das schönste Leben
Ist dem beschieden, der vieles recht weiß.

Mäßig weise muß der Mann sein,
Aber nicht allzu weise. Des Weisen Herz
Erheitert sich selten, wenn es allwissend über sich wird.

Früh aufsteh'n soll, wer wenig Arbeiter hat,
Und schau'n nach seinem Werke. Manches versäumt,
Wer den Morgen verschläft. Halb hat den Reichthum der Rasche.

Ganz unglücklich ist niemand, ist er gleich nicht gesund:
Einer hat an Söhnen Segen, einer an Freunden,
Einer an vielem Gut, einer an trefflichem Thun.

Das Vieh stirbt, die Freunde sterben,
Endlich stirbt man selbst; doch nimmer mag ihm
Der Nachruhm sterben, welcher sich guten gewann.

Ueber das Diesseits hinaus geht indes die Lebensweisheit dieses „Hohen Liedes“ nicht hinaus. Es sind Klugheitsregeln, wie sie ein verständiger, wackerer Naturmensch seinem Sohne für das irdische Leben mit auf den Weg geben mag, daß er keine Thorheiten anfange, allem Leid aus dem Wege gehe, das Unvermeidliche ertrage, das Gute froh und heiter genieße und sich nach dem Leben einen guten Nachruhm erhalte. Gott, göttliches Gebot, sittliche Pflicht, ein höheres Leben im Jenseits kommen nirgends in Betracht. „Liebe dich selbst und deine Freunde, hasse und stürze deine Feinde“ — das ist das höchste Gebot, welches dieser einfachen Lebemannsmoral zu Grunde liegt. Das sechste Gebot des Dekalogs ersetzt der „Weise“ durch Mahnungen zur Vorsicht in galanten Abenteuern, um dabei nicht betrogen und an Ehre und Genuß geschädigt zu werden. Rache am Feinde ist nicht bloß erlaubt, sondern Ehrensache; Hinterlist wird mit Hinterlist bezahlt, und selbst vor der Lüge schreckt der Weise nicht zurück:

Weißt du den Mann, dem du wenig vertraust,
Und hoffst doch Holdes von ihm, sei fromm in Worten
Und falsch im Denken und zahle Losheit mit Lüge.

Als Durchschnittsmaßstab für die sittliche Cultur des altheidnischen Islands dürfte das Hávamál kaum zu betrachten sein. Es zeichnet zwar einigermaßen den Volkscharakter sowohl nach seinen Licht- als nach seinen Schattenseiten hin, das kecke, kraftvolle Selbstgefühl, das diese trutzigen Ansiedler belebte, ihre Freude an Kampf und Fehde, ihren unbändigen Muth, ihre Lebenslust, ihre derbe Neigung zum Genuß, ihre kriegerische Klugheit und Gewandtheit, ihre Gemüthlichkeit und ihr Wohlwollen für die Ihrigen und ihre Freunde, ihre Treue und Rechtlichkeit bei eingegangener Verpflichtung, ihre Rachelust und Verschmitztheit gegen den Feind, ihre ritterliche Ruhmbegier und ihre bürgerliche Sorge für Haus und Hof, ihren jugendlichen Phantasie-Reichthum und ihren dabei praktisch realistischen Sinn; allein es finden sich nicht nur diese Eigenschaften in sehr verschiedener Ausprägung und Verbindung, sondern es gesellen sich ihnen auch andere Elemente bei, welche die mannigfaltigsten Abstufungen herbeiführen und jenen Abriß der Lebensweisheit kaum mehr als ein erschöpfendes Sittenbild erscheinen lassen.

Es gab Isländer, besonders Tempelbesitzer oder sogen. Goden, welche noch mit starrer, orthodoxer Strenge an dem alten Götterglauben und Opferdienste festhielten. Es gab andere und zwar ganze Schaaren, bei welchen sich die ursprüngliche Götterlehre in den crassesten Aberglauben, in Gespenster-, Hexen- und Dämonencult, Thieranbetung und Zauberwesen aufgelöst hatte. Wiederum gab es solche, denen aller eigentliche Glaube an die Götter abhanden gekommen war und die nur auf die Macht des eigenen Schwertes vertrauten. Von diesen machten einige kein Hehl aus ihrer aufgeklärten Gesinnung, während andere aus Privatinteresse oder Staatsraison die alten Religionsformen beibehalten wissen wollten. Während das Heidenthum durch

diese äußere Zersplitterung und durch seine innere Ohnmacht langsam in sich zerbröckelte, griffen die christlichen Elemente, welche bei der ersten Ansiedelung auf die Insel gedrungen waren, ebenfalls in diesen Zersetzungsproceß ein und halfen ihn beschleunigen. Manche christliche Einwanderer fielen zwar ab, andere wurden lau und gleichgiltig, Bekehrungen werden nicht erwähnt. Doch das Kreuz war einmal auf der Insel aufgepflanzt, und das Gebet zum Gekreuzigten erlosch nicht mehr völlig unter den folgenden Generationen. Der Alleinbesitz der alten Götter war erschüttert. Die Heiden wußten um einen andern Gott, eine andere Religion. Da einige der mächtigsten Landnáma-Männer Christen waren, mußten jene sich an Duldung gewöhnen, und diese Duldung untergrub nothwendig die Festigkeit des alten Götterglaubens. Selbst die heidnischen Sagen mögen unter dem Einfluß christlicher Vorstellungen sich in manchem Punkte gemildert und mit Anklängen daran verbunden haben. Denn inwieweit die eddischen Gesänge rein heidnischen Ursprunges sind, ist noch keineswegs völlig klargestellt. Im praktischen Leben mußte die Mischung der beiden Weltanschauungen in diesen kraftvollen, ungezügelten Naturen, bei der Selbständigkeit des einzelnen, sehr verschiedenartig wirken.

Manchen dämmerte die Vorstellung, daß ein Mächtigerer über die alten Götter gekommen sei; andere, von zäher Anhänglichkeit an ihre Vergangenheit beseelt, bäumten sich zürnend gegen den neuen Gott auf; wieder andere begannen zu zweifeln, zu wanken und ungläubig zu werden.

Unzweifelhaft ist außer dem Walten äußerer Umstände auch die innere Wirksamkeit der Gnade in Anschlag zu bringen. Oder wie will man es erklären, daß manche gerade der edelsten Heiden ohne unmittelbare Berührung mit dem Christenthum den alten Götterglauben aufgaben und zu einer reineren und besseren Gotteserkenntniß gelangten? So erzählt z. B. das Landnámabók von dem Enkel Ingólfrs: „Des Thorsteinn Sohn war Thorkell Mani, der Gesetzessprecher, derjenige unter den Heidenmännern auf Island, der, soweit man Kunde hat, am besten gesittet war. Er ließ sich in seiner letzten Krankheit in die Sonnenstrahlen hinaustragen und empfahl sich in die Hände des Gottes, der die Sonne gemacht hat. Er hatte so rein gelebt wie die Christen, die am besten gesittet sind.“ Einen ähnlichen Charakter zeichnet die Vatnsdaela-Saga in Ingimundr: „Ingimundr war ein tüchtiger Mann, kühn im Angriff, vertraut mit den Waffen und der Tapferkeit, seinen Freunden hold und dienstwillig, festhaltend an seinen Freunden, und so wie er war, mochte ein Höfdingi am besten beschaffen sein im alten Glauben.“ Als dieser Ingimundr von einem seiner Schutzbefohlenen tödtlich verwundet wurde, hielt er so treu an der übernommenen Schutzpflicht fest, daß er sterbend noch den Mörder der Rache seiner Söhne zu entziehen suchte. Thorsteinn, sein Sohn, ging auf diese Gesinnung ein und sagte: „Das wird unserem Vater vergolten werden von demjenigen, der die Sonne geschaffen hat und die ganze Welt,

wer dieser auch sei; das aber können wir wissen, daß dieser groß sein muß!" Da sein Bruder Thórir öfters vom Berserkergang, einer Art von Besessenheit, angefallen wurde, ein anderer Verwandter aber ein uneheliches Kind durch Aussetzung dem Tode preisgeben wollte, sprach Thorsteinn: „Nun will ich den anrufen, der die Sonne geschaffen hat; denn ihn halte ich für den Mächtigsten, damit dieses Unglück sich von dir wende, und ich will dafür um seinetwillen das thun, daß ich diesem Kinde aufhelfe und es dazu aufziehe, daß der, welcher den Menschen geschaffen hat, in seiner Zeit es zu sich rufen könne; denn ich glaube, daß ihm dies zu theil werden wird."

Aehnliche Züge von Mildthätigkeit und Erbarmen um des noch unbekannten höchsten Weltschöpfers willen werden auch von den Goden Askell und von Arnorr Kerlingarnef berichtet. In beiden Fällen handelte es sich um Hungersnoth und infolgedessen um den Vorschlag, die Kinder auszusetzen und die Alten und Gebrechlichen zu tödten. Askell setzte diesem Vorschlag in öffentlicher Volksversammlung die Meinung entgegen, „daß es räthlicher sei, dem Schöpfer damit Ehre zu erweisen, daß man den alten Leuten helfe und darauf Gut verwende und die Kinder aufziehe". Arnorr hatte anfänglich dem blutigen Rathschlag beigepflichtet, rief seine Zustimmung aber auf einen Verweis seiner Mutter zurück, erklärte die Sorge für Verwandte, auch wenn sie kränklich seien, für heilige Pflicht, und rieth nunmehr, Hunde, Pferde und Lastthiere bis auf das Nothwendigste zu tödten, um die Kranken und Gebrechlichen erhalten zu können. „Wenn nur der", fügte er bei, „der wahre Gott ist, der die Sonne geschaffen hat, um die Welt zu erwärmen und zu erleuchten, und wenn ihm Milde und Rechtschaffenheit gefällt, wie wir dies sagen gehört haben, da zeige er uns seine Barmherzigkeit, damit wir mit Gewißheit erfahren mögen, daß er der Schöpfer der Menschen ist, und daß er die ganze Welt leite und regiere, und von da ab wollen wir an ihn glauben, und keinen Gott verehren außer ihm allein, als dem wahren und seligen in seinem Reiche."

Von dem alten Njáll Thorgeirsson, einem der ausgezeichnetsten Häuptlinge und Gesetzeskenner am Ende des 10. Jahrhunderts, berichtet die seinen Namen tragende Sage, daß er die Nachricht von der Einführung des Christenthums in Norwegen durch den König Ólafr Tryggvason mit großer Befriedigung aufgenommen habe. Als andere sich darüber wie über einen Greuel entsetzten, sagte er: „Mir scheint, als ob der neue Glaube viel besser sein müßte, und der wird selig sein, der ihn am raschesten annimmt. Und wenn jene Leute, welche diesen Glauben darbieten, bis zu uns herauskommen, so werde ich das wohl aufnehmen." Und von da ab, wird weiter gemeldet, „ging er oft einsam, fern von anderen Menschen, und schwieg". — „Als aber im Jahr 998 der deutsche Missionär Thangbrandr in Bergthorvoll erschien, da nahm Njáll den Glauben an und alle seine Leute."

So bereitete sich mitten unter den Seefahrten, Kriegszügen, Kämpfen und Gewaltthaten der Vikingerzeit die Gnade still ihre Wege vor, und ließ noch vor der Ankunft der ersten Glaubensboten in der Mitte der Heiden selbst eine Ahnung des herannahenden Lichtes erwachen. Das in sich zerfallende Heidenthum vermochte sich zu keinem wirksamen Widerstand aufzuraffen. In wenigen Jahren nahm das Christenthum von der ganzen Insel Besitz. Es kam

Der Starke von oben, der alles steuert.
Er spricht sein Urtheil, schlichtet Zwiste,
Setzt heil'ge Ordnung fest für immer.

Die unheimlichen Tempel wurden in Kirchen umgeschaffen, an Stelle der blutigen Opfer trat das unblutige, erhabene Opfer des Neuen Bundes, an die Stelle abergläubischen Götzenwahnes die reine Lehre Jesu Christi. Als Religion längst werthlos geworden, ward die alte Sage als poetisches Andenken mit hinübergenommen in die neue Zeit und diente der neuerstehenden Bildung in ähnlicher Weise, wie das bis dahin bestehende Recht den neuen Rechtsverhältnissen, welche das Christenthum ins Leben rief.

11. Das altnordische Sonnenlied.

(Sólarljóð.)

In diese Zeit des Ueberganges vom Heidenthum zum Christenthum fällt das älteste christliche Literaturdenkmal von Skandinavien — das sog. „Sonnenlied", eine Divina Commedia im Keime, über dreihundert Jahre vor Dante, allerdings nur in einigen kräftigen Umrissen ausgeführt, ohne den erhabenen wissenschaftlichen Gehalt, aber tief poetisch, in der markigen Sprache des skandinavischen Nordens, in der runenhaften Bildersprache und den Versmaßen der ältern Edda, ja ein Theil der Edda selbst[1].

Man hat sich dabei aber Island nicht als arme, trostlose Einöde zu denken, vom übrigen Europa abgetrennt, ohne jeden Verkehr mit den bereits christlich gewordenen Völkern, beschaulich träumend von seiner Asenlehre, von Riesen und Zwergen, Odinn und Thórr. Als Naddoðr, Garðar und Flóki um 860 die große Nordinsel entdeckten, waren England, Irland, Schottland schon längst christliche Länder und hatten ihre christliche Cultur und Literatur. In keltischen Liedern erklang das Lob des hl. Patrick und des hl. Brandan über die Westinseln dahin. Das Kloster Jona auf den Hebriden war längst ein leuchtender Mittelpunkt religiösen Lebens, ja einer ausgebreiteten Missions-

---

[1] „Das Sólarljóð", urtheilt Ph. Schweitzer (Geschichte der altskandinavischen Literatur. Leipzig 1885. S. 147), „gehört zu den schönsten Erzeugnissen der alten Literatur und trägt den Ernst, die pathetische Erhabenheit, die ungekünstelte Sprache der schönsten Eddalieder. Mit ihm tritt die christliche Dichtung würdig in das geistige Leben der Normannen ein." Da dasselbe für die Literaturgeschichte wie für die Kirchengeschichte bedeutsam ist, so wird ein kleiner Excurs darüber nicht unwillkommen sein. Wir folgen dem Text nebst den Emendationen und Conjecturen von Gudbrand Vigfusson (Corpus Poeticum Boreale. Oxford 1883. I. Introd. LXVIII. 203—207. 508—511). Verglichen wurden die Commentare von Finn Magnusen (Den aeldre Edda. Kjöbnh. 1821—1823. III. 189—230); Bergmann (Les Chants de Sol. Strasbourg-Paris 1858); F. W. Petersson (Solsången. Öfversättning Från Isländskan jemte Upplysningar. Köpenhamn 1862); sowie die Uebersetzungen von Afzelius Svenska Folkets Sago-Häfder. Stockholm 1844. III. 5—22); Jörgensen (Den Nordiske Kirkes Grundlaeggelse og Förste Udvikling. Kjöbenh. 1874—1878. I. 595—605); Thorpe (bei Longfellow. Tauch. Ed. of Brit. Class. Vol. 991. p. 413 bis 416); Simrock (Edda. 8. Aufl. 320—330); ferner R. M. Petersen (Den Oldnordiske Literaturs Historie. Kjöbenh. 1861. p. 111. 113); A. Chr. Bang (Udsigt over den Norske Kirkes Historie under Katholicismen. Kristiania 1887. p. 81).

thätigkeit, als daselbst Abt Adamnan († 704) das Leben, die Wunder und Visionen des hl. Columba in classischer Schönheit beschrieb[1]. Nordhumbrien hatte schon seinen ehrwürdigen Beda († 735) gehabt, der um das ferne Thule im Norden wußte; Kaedmon hatte daselbst die Schrecken der Hölle und die Freuden des Himmels in angelsächsischer Sprache besungen[2], Kynewulf die Höllenfahrt und Auferstehung Christi gefeiert und die schönsten Legenden in den alliterirenden Maßen des Nordens erzählt[3]. Bis hinauf zu den Orkaden war das Lob Gottes schon in den Sprachen und Rhythmen der bekehrten Völker ertönt. Nach Island selbst waren ein Jahrhundert vor den norwegischen Entdeckern keltische Mönche von den Westinseln aus gedrungen und hatten das Land Christo geweiht[4]. Irische Bücher, Glocken und Krummstäbe bezeugten den nachfolgenden skandinavischen Ansiedlern ihren Aufenthalt; unter dem Namen „Papar" lebte ihr Andenken bei denselben fort. Gleichzeitig mit den heidnischen Norwegern, welche von 874 an Island bevölkerten, zogen auch Christen und christliche Frauen keltischen Stammes aus den Westinseln daselbst ein[5]. Das Landnámabók hat zahlreiche Namen derselben erhalten[6]. Mochten Heidenleute aus Norwegen Tempelerde und Tempelpfosten mit sich nehmen, um dem Gotte Thórr auf Island einen neuen „Hof" zu bauen[7]: Örlyggr, der auf den Hebriden bei einem Bischof Namens Patrick erzogen worden war, brachte, wie eben erwähnt, eine Eisenglocke, ein Meßbuch und geweihte Erde mit, um dem hl. Columba eine Kirche zu errichten[8].

Unterdessen dauerten die Vikingerzüge, die schon ein Jahrhundert zuvor begonnen hatten, beständig fort. Wiederholt wurde das Kloster Jona um diese Zeit von den Nordmännern verheert (795, 797, 801, 806, 824)[9]. Die Zeitangaben der Ulster'schen Annalen und anderen Chroniken weichen nur unerheblich von einander ab. Bei dem Raubzuge von 797 wurden alle Bewohner des Klosters, 68 an der Zahl, hingemordet; im Jahre 824 gelang es dem Abte mit genauer Noth, die Ueberreste des hl. Columba und

---

[1] Adamnan, De Vita B. Columbae (Migne, Tom. 88. p. 759 sqq.).

[2] V. Beda, Hist. Eccl. l. IV. c. 23 (Migne, Tom. 95. p. 213).

[3] ten Brink, Geschichte der englischen Literatur. Berlin 1877. I. 64 ff. — J. H. Kirkland, A Study on the Anglo-Saxon poem, The Harrowing of Hell. Halle 1885.

[4] Dicuil, De mensura orbis terrae. Ed. Walkenaer. Paris 1807. c. VII.

[5] Etwas zu viel gesagt ist wohl, wenn Jörgensen meint: „Island erhielt, wie bekannt, seine ersten und meisten Ansiedler von Irland und den schottischen Inseln." L. c. I. 209 ff. Andere unterschätzen dagegen den keltischen Einfluß.

[6] Landnámabók. Skálholti 1688. p. 13. 41. 52. 106. 115. 174 (I. 15; II. 11. 16; III. 12. 16; V. 15). [7] Eyrbyggja Saga c. 4.

[8] Landnámabók p. 13 (I. 15). St. Columba wird daselbst „Kolumbylla" genannt, verschrieben statt „Kolumkylla". Cfr. Ven. Beda, Hist. Eccl. lib. V. cap. 9 (Migne, Tom. 95. p. 242).

[9] P. A. Munch, Det norske Folks historie. Kristiania 1852. I. 418. 437. 443; II. 200.

sein eigenes Leben zu retten; in der Christnacht 987 wurde das ehrwürdige Kloster abermals überfallen, der Abt mit 15 Mönchen erschlagen. Unaufhörlich beunruhigten die kecken Piraten Irland, Nordfrankreich, Aquitanien, Spanien, England. Nach Grönland und Amerika drangen sie vor, wie nach Sicilien und Constantinopel. Zwei Jahre nachdem die Besiedelung Islands begonnen, fuhr ein Normannenheer die Seine hinauf und belagerte Paris [1]. Durch das ganze 10. Jahrhundert begegnen uns diese wilden Heerfahrten, und unter ihren Häuptern finden wir isländische Krieger und Skalden, in Norwegen ebenso zu Haus wie auf ihrem fernen Eilande. Den Sommer brachten sie mit Raubzügen zu, den Winter über rasteten sie in irgend einer heimischen Bucht (Vik). So wenig ein solches Räuberleben zu Land und See den Eingang christlicher Civilisation begünstigen mochte, wurden doch die wilden Recken mit derselben bekannt, und manche aus ihnen nahmen den Glauben an. So empfing der Isländer Egill Skallagrimsson (geb. 906, † 990) am Hofe des Königs Athelstan von Nordhumbrien um 930 mit 360 anderen Nordmännern das Kreuzeszeichen [2]. Am Hofe desselben Königs empfing Hákon der Gute (935—951), jenem zu Ehren Athelstanfostri genannt, die heilige Taufe und brachte dann angelsächsische Priester mit nach Norwegen [3]. Wurden auch seine Christianisirungsversuche von den heidnischen Thröndern gewaltsam abgewiesen, so nahmen doch vereinzelte Norweger und Isländer die Botschaft des Heiles an, in anderen wurde der Glaube an die alten Götter wenigstens wankend, und wenn den christlichen König auch ein heidnisches Loblied (Hákonarmál) zu Ódinn nach Walhalla berief, so war die innere Kraft des Heidenthums doch um diese Zeit schon sehr erschüttert. Wie das Heidenthum von da an der Auflösung entgegenging, der eigentliche Glaube an die Götter abnahm, christliche Vorstellungen sich langsam Bahn brachen, dafür bieten die Njáls-Saga und andere isländische Sögur zahlreiche Belege dar [4]. An den alten Sitten und Gebräuchen, besonders an den Mahlzeiten und großen Gelagen zu Ehren der Götter, am Genuß des Opferfleisches, an den Culthandlungen, welche mit dem Rechtsleben verwachsen waren, auch an zahlreichen abergläubischen Vorstellungen hing das Volk noch mit großer Zähigkeit; aber die innere Verehrung, der Glaube an die Götter schwand dahin. Man hatte

[1] Ebend. I. 632 ff.

[2] Egils Saga Skallagrimssonar c. 50. — Finn Jónsson, Hist. Eccl. Isl. I. 40. — ten Brink vermuthet, daß der isländische Skalde sogar auf die angelsächsische Dichtung eingewirkt habe, indem um diese Zeit erst das nordische Versmaß Runhenda bei den Angelsachsen auftritt (Geschichte der englischen Literatur. I. 109).

[3] Heimskringla. Haralds Saga Harfagra c. 43—45. — Hákonar Saga goða c. 1—3. 16—20.

[4] Njáls Saga c. 89. 101. — Laxdaela Saga c. 40. — Jüngere Ólafs S. Tryggv. c. 200. — Harðar S. Grimkelssonar c. 19. — Landnámabók I. c. 5. 7. 11. II. c. 4. III. c. 11.

von einem höhern und mächtigern Gotte gehört, und einzelne fingen an, diesen anzurufen. Christliche und heidnische Strömungen wogten wirr durcheinander. Heiden näherten sich langsam dem Christenthum; Bekehrte oder Halbbekehrte sanken wieder in das Heidenthum zurück. Abkömmlinge von Christen machten wieder die Opferfeste mit; die Heiden begannen die Taufe nachzuahmen, indem sie die neugeborenen Kinder mit Wasser begossen und ihnen dabei den Namen gaben, wobei sogar eine Art Pathenverhältniß aufkam[1]. Bei vielen war der Glaube an die Götter dem Glauben an die eigene stolze Kraft gewichen[2], ein Glaube, welcher dem unruhigen Treiben der Vikinger, ihren Raubzügen zu Land und See, ihren Rechtshändeln, Zweikämpfen, Mordbrennereien und Gewaltthaten aller Art am besten entsprach. Der Viking stellte sich selbst an die Stelle des Gottes Thórr, schwang statt des Hammers sein gewaltiges Schlachtschwert und erkämpfte sich damit Gold, Ruhm und Genuß.

In diese wilde, abenteuerliche Welt muß man sich versetzen, wenn man das Sólarljóð richtig auffassen will. Den Wolken eines sich verziehenden mächtigen Gewitters vergleichbar, ragen noch die Phantasiegestalten der alten Mythologie in sie hinein, Óðinn und Freyja, Njörðr, der Meergott, und Niði, der Gott des Neumonds, vor allem aber Hel, die Tochter Loki's und die Schwester des Fenriswolfs und der ungeheuern Schlange, die unersättlich nach Menschenblut Gierige. Doch die Götter sind an die Grenze des Jenseits zurückgedrängt, regieren die Welt nicht mehr. Da waltet stolzer Uebermuth, nimmer befriedigte Gier nach Habe und Genuß, Verrath, der eifersüchtige Kampf um Liebeslust, Raub und Gewaltthat. Jener ist der Glückliche, der die meisten Speere warf, die meisten Schilde brach, die meisten Goldspangen erbeutete, die schönsten Frauen entführt, die weitesten Meere durchfurcht, Männer zittern und Weiber weinen gemacht hat. Solchen ungezähmten Recken, den letzten Ueberresten der heidnischen Germanenstämme, die vor dem Christenthum gleichsam bis an die Grenzen der bekannten Welt zurückgewichen waren, das Evangelium der Liebe zu predigen, wäre eine aussichtslose Aufgabe gewesen, wenn sich die wilde Naturkraft nicht selbst einigermaßen ausgetobt, die Berührung mit christlichen Elementen sie nicht im Laufe von mehr als hundert Jahren langsam umgewandelt und nach und nach gebändigt hätte. In die alten Anschauungen über den Untergang alles Großen und Herrlichen, der Welt und der Asen selbst mischte sich halb mythologisch die christliche Ankündigung des Weltgerichts, die Verheißung eines neuen Himmels und einer neuen Erde, die Botschaft des Mächtigen von oben, der alles erneuern soll. Was aber auch den todesmuthigen Viking erschüttern mußte,

[1] K. Maurer, Die Bekehrung des norwegischen Stammes zum Christenthum. München 1855. II. 226. 278.

[2] Ebend. II. 247 ff. 259 ff.

das war der Tod, das Scheiden aus dieser Welt in ein unbekanntes Jenseits, voll Qual für den Frevler, voll ewiger Wonne für den Schuldlosen oder Büßenden. An diesem Punkte setzt unser Gedicht ein. Der Name Christi oder Mariä kommt nicht darin vor. Statt des Gebots der Feindesliebe finden wir darin die Warnung vor falschen Freunden. Es tönt stellenweise so urwüchsig, als hätte es einer gedichtet, der noch nicht getauft war, sondern nur das Kreuzzeichen empfangen hatte. Doch andere Stellen bezeugen klar und deutlich den Glauben an die heilige Dreifaltigkeit, an die Nothwendigkeit der Gnade, des Gebets, an die Pflicht der äußern Gottesverehrung und Sonntagsheiligung, an die Macht der Buße, an die Gemeinschaft der Heiligen.

Das Gedicht ist, wie erst aus späteren Strophen ersichtlich wird, die Rede eines verstorbenen Isländers, der seinem Sohne im Traume erscheint, ihm zuerst eine Reihe väterlicher Belehrungen über seine christlichen Pflichten ertheilt und ihm dann in einer Art Vision die letzten Dinge, seinen eigenen Tod, die Qualen der Verdammten in der Hölle und die Wonnen der Seligen im Paradiese schildert. Dann fügt er einige räthselhafte Strophen von altmythologischem Gepräge hinzu und gebietet dem Sohne, das Lied als geistiges Vermächtniß, als kurzen Abriß der Weisheit sich zu merken und in Ehren zu halten. Der erste Theil erinnert an die Spruchweisheit des „Hávamál“, der zweite an die Gesichte der „Völuspá“. Der gesammte Inhalt ist in den ältesten uns erhaltenen Niederschriften folgendermaßen gruppirt:

I. Des Vaters Lehren.

1. Die Geschichte vom bekehrten Räuber. An der Bekehrung eines Räubers wird die Nothwendigkeit und Macht der Gnade gezeigt. Str. 1—7.
2. Warnungen an Beispielen:
   a. Vor der Anhänglichkeit an irdisches Gut (Unnar u. Saevald). Str. 8. 9.
   b. Vor der Liebe Macht (Sváfodr und Skart Hedinn). Str. 10—14.
   c. Vor Stolz und Uebermuth (Rádný und Vébogi). Str. 15—18.
   d. Vor unklugem Vertrauen auf schmeichlerische Feinde (Sörli). Str. 19—24.
3. Mahnungen zur Tugend (die sieben Räthe):
   a. Anrufung der Engel und Heiligen. Str. 25.
   b. Genugthuung für Handlungen des Zornes. Str. 26.
   c. Nothwendigkeit des Verkehrs mit Gott. Str. 27.
   d. Nothwendigkeit häufigen Gebets. Str. 28.
   e. Nothwendigkeit, sich rechtzeitig auf den Tod vorzubereiten. Str. 29.
   f. Nothwendigkeit eines reinen Lebens. Str. 30.
   g. Nothwendigkeit glaubensvoller Einfalt. Str. 31.
4. Zusammenfassung der sieben Räthe. Str. 32.

II. Die letzten Dinge.

1. Der Tod.
   a. Anhänglichkeit der Menschen an das Leben und an dessen täuschende Güter. Str. 33—35.
   b. Vergeblicher Kampf gegen den herannahenden Tod. Str. 36—38.
   c. Die sieben Tage der Krankheit. Str. 39—45.

d. Das Hinscheiden und die Todesnacht. Str. 46—48.
e. Nichtigkeit alles Irdischen. Str. 49. 50.
f. Das Begräbniß. Str. 51.
g. Die Fahrt zur Unterwelt. Str. 52.

2. Die Hölle.

Eintritt in die Hölle. Str. 53. — Die Höllendrachen. Str. 54.
Der Sonnenhirsch. Str. 55. — Die sieben Söhne Nids. Str. 56.
Die blutige Mühle mit den Höllenweibern. Str. 57. 58.
Die Gewaltthätigen. Str. 59. — Die verstockt Ungläubigen. Str. 60.
Die Neidischen. Str. 61. — Die Habsüchtigen. Str. 62.
Die Lügner. Str. 63. — Die Räuber. Str. 64.
Die Verächter des Gottesdienstes. Str. 65. — Die Prunksüchtigen. Str. 66.
Die Verleumder. Str. 67. — Gesammtbild. Str. 68.

3. Der Himmel.

Die Wohlthäter der Kirche. Str. 69.
Die Wohlthäter der Armen. Str. 70.
Die Befolger des Fastengebots. Str. 71.
Die treuen Erfüller ihrer Kindespflicht. Str. 72.
Diejenigen, die ihr Fleisch kreuzigten. Str. 73.
Die schuldlos Ermordeten. Str. 74.
Gebet zum dreieinigen Gott. Str. 75.

III. Der Schluß.

1. Die Räthselrunen des Hirschhorns.

Vingvör, Listvör und Ägiarn. Str. 76.
Freyja. Str. 77.
Der Zwerg Vigdvalinn und das Hirschhorn. Str. 78.
Die neun Töchter Njörds. Str. 79.
Svafr und Svafrlogi. Str. 80.

2. Schlußmahnung.

Benennung des Liedes. Str. 81.
Trennung und Schlußgebet. Str. 82.
Lob des Gesanges. Str. 83.

Daß die Schilderung des Himmels nicht in so vollständiger Weise erhalten ist, als jene der Hölle, wird schon dadurch nahe gelegt, daß hier die gleichlautende Eingangsstrophe fehlt, mit welcher die Schilderung des Todes und der Hölle beginnt und welche der beliebte Parallelismus auch hier erforderte. Wahrscheinlich sind mit dieser Eingangsstrophe auch andere Strophen verloren gegangen.

Die Persönlichkeiten, welche der erste Theil erwähnt, Unnar und Saevald, Svafodr und Skart Hedinn, Rádny und Vébogi, Sörli und Vigulf, haben sich bis jetzt weder aus anderen Dichtungen noch Geschichtserzählungen näher bestimmen lassen; doch paßt ihre kurze Beschreibung vollkommen zu den ausführlicheren Culturschilderungen, welche uns über die Vikingerzeit erhalten sind. Unschwer erkennt man in Saevald und Unnar ein paar jener kecken Raubgesellen, welche damals Land und Meer unsicher machten, in abenteuer-

lichster Weise Geld und Gut zusammenrafften, endlich friedlos erklärt wurden und als vogelfrei umherirrend (útilegumenn) ein elendes Leben führten. Rádny und Vébogi zeigen uns dieses wilde Treiben von einer andern Seite, jener des zügellosen Uebermuthes, der mit Bettelarmuth endigt. In Sváfodr und Skart Hedinn ist ein Eifersuchtshandel zwischen solchen gewaltigen Recken in so markiger Kraft gezeichnet, daß ein Vergleich mit dem berühmten Zweikampf zwischen Hrafn und Gunnlaug Ormstunga nahe lag, wenn auch eine nähere Beziehung zur Gunnlaugs-Saga nicht nachgewiesen werden konnte. Vigulf aber, der heimtückische Mörder, ist eine in den alten Geschichten ebenso vielfach wiederkehrende Gestalt, als der treuherzige Sörli, der, auf Manneswort und rechtlichen Vertrag bauend, eben seiner Treuherzigkeit zum Opfer fällt.

Ob sich der Dichter unter den „Disen“ Engel oder Heilige gedacht hat, läßt sich nicht entscheiden. Der Name bezeichnet in der altnordischen Mythologie weibliche Schutzgeister, ähnlich wie „Hels Mägde“ die bösen Nornen, weibliche Dämonen bedeutet. Hel selbst ist die Hauptgöttin der Unterwelt, die zunächst nicht als Ort der Qual und Strafe, sondern als düsteres Todtenreich gedacht ist. Hel sendet ihre Mägde, die Krankheiten, aus, um die Menschen in Fesseln zu schlagen und in ihr Reich zu schleppen. Da wimmelt es von den Seelen der Verstorbenen, wie von Fliegenschwärmen; da hausen die Wahndrachen, die Genossen des Fenriswolfs, deren Schweife Erde und Himmel beben machen; da weilt der Sonnenhirsch, dessen mächtiges Geweih in den Himmel ragt; da reiten die sieben Söhne Nids, des Neumonds, unheimliche Gesellen, durch weite, öde Räume; da sprudelt die Quelle des Mammons, Baug Röriß, aus der ewig Unheil quillt; da steht Fégjarns Burg, der Palast des Geizes, der die Menschen unglücklich macht.

An all' diese alten mythologischen Vorstellungen schließt sich der Dichter an, um ein Bild der Hölle zu geben, das seinen heidnischen Zeitgenossen verständlich sein konnte, knüpft daran aber gleich Vorstellungen, wie er sie nur durch die christliche Ueberlieferung geschöpft haben konnte.

Für die Zeichnung des Himmels bot dem Dichter die altnordische Mythologie keine Anhaltspunkte mehr; er wendet sich hier ganz christlicher Anschauungsweise zu und hebt jene Momente des christlichen Lebens hervor, welche den nordischen Heiden bei ihrem Uebertritt am beschwerlichsten fielen: die Freigebigkeit für religiöse Zwecke, die Uebung der Barmherzigkeit und der Buße, die Erfüllung der Kindespflicht gegenüber den kranken, nothleidenden Eltern, die Ueberwindung seiner selbst durch freiwillige Kasteiung, das gutwillige Dulden, das Martyrium um Christi willen. Die Bilder, in welchen die Glorie der Seligen geschildert wird, sind theils dem christlichen Gottesdienst und der christlichen Kunst entnommen, welche auf die Skandinavier den tiefsten Eindruck machte, theils aus der Bibel selbst. Schimmernde Kerzen umglänzen das Haupt desjenigen, der für das Haus des Herrn sich freigebig bewährt hat: Engel mit herrlichen Bildern, Spruchbändern und Büchern umschweben

denjenigen, der Barmherzigkeit geübt hat. Die Huldigung aber, welche Engel den Gerechten darbringen, die goldenen Ruhebetten aus Himmelsstrahlen gewoben, und die herrlichen Wagen, auf welchen die Martyrer triumphirend zum Himmel steigen, enthalten so deutliche Anklänge an die Heilige Schrift, daß sie einer weitern Erklärung nicht bedürfen. Wunderbar schön schließt sich an die gedrungene Schilderung das feierliche Gebet zum dreieinigen Gott mit dem Gebete für Lebendige und Todte — das älteste christliche Glaubensbekenntniß in nordischer Sprache.

Sólarljóð.

1. Gut raffte weg und Blut den Wandernden
Der herzlose Unhold.
Ueber den Weg, den er bewachte,
Mochte lebend keiner kommen.

2. Allein aß er alle Tage,
Keinen Mann lud er zum Mahle,
Bis müd einst und machtlos
Ein Gast durch die Gasse kam.

3. Durstig that der Dürftige,
Nach Speise schmachtend;
Zagenden Herzens zeigt' er Vertrau'n
Dem, der als Wüthrich sonst immer waltete.

4. Trank und Speise gab er dem Todmüden
Gutwillig, gerne;
Gottes gedachte er, gut bewirthet' er ihn;
Denn ihn reute sein Räuberleben.

5. Auf sprang jener, Böses sann er,
Mit Undank vergalt er die Gabe.
Seine Schuld schwoll; im Schlummer mordete
Er den Weisen, sonst Wachsamen.

6. Des Himmels Gott rief dieser zu Hilfe,
Da verwundet er erwachte;
Und so nahm seine Sünden der andre auf sich,
Der den Schuldlosen treubrüchig tödtete.

7. Heilige Engel vom Himmel stiegen
Und holten seine Seele zu sich;
In reinem Leben wird er leben
Ewig mit dem allmächtigen Gott.

---

8. Ueber Reichthum und Heil richtet kein Mensch,
Ob ihm auch alles gerne glückte.
Mancher findet, was er flieht;
Keiner bestellt den Frieden sich selbst.

9. Saevald und Unnar sannen wohl nicht,
Daß ihr Glück zerstieben sollte.
Bloß wurden sie, von allem bar.
Sie flohen gleich Wölfen in den Wald.

---

10. Leid hat vielen die Liebe gebracht[1];
Oft kommt von Weibern Wehe.
Zur Schmach sie wurden, ob schön auch sie schuf
Der gütige Gott.

11. Eins waren Svafodr und Skart Hedinn,
Keiner mochte den andern missen,
Bis sie wütheten um ein Weib;
Das war ihnen gestellt zum Sturze.

12. Nichts wünschten sie mehr, als die weiße Maid,
Nicht Fest[2], nicht frohe Tage.
Nichts sannen sie mehr, nichts sahen sie
Als ihren lichten Leib.

13. Es ward ihnen düster die dunkle Nacht,
Nimmer fanden sie süßen Schlummer,
Aus ihrem Harm quoll Todeshaß
Zwischen Herzensfreunden.

14. Dem Uebermaß folgt immerdar
Grimmiger Entgelt.
Im Schwertstreit[3] um das stolze Weib
Durchbohrten sich beide.

---

15. Frevlen Muth soll hegen kein Mann!
Bewährt hab' ich das sicher geseh'n.
Meist fallen, die ihm folgen,
Aus Gottes Gnade.

16. Reich waren sie, Rádny und Vébogi,
Und glaubten allein das Glück zu pachten:
Da darben sie nun und drehen die Wunden
An dem Herde hin und her.

17. Sie pochten auf sich und prunkten stolz
Als die einzigen über allen;
Aber es wandte ihr Wohlergehen
Anders der allmächtige Gott.

---

[1] Wörtlich: „Der Liebe (Wollust) Macht hat viele betrübt."

[2] Wörtlich: „Spiel".

[3] Á holm þeir gengo, „sie gingen zum Holm" (Insel), d. h. Zweikampf, da die Kämpfenden gewöhnlich eine Insel aufsuchten, um ihre Sache auszufechten. Berühmt als Schauplatz solcher Zweikämpfe war die kleine Insel in der Öxará bei Thingvellir.

18. Wollust in buntem Wechsel sie suchten
Und sparten Goldes beim Spiele nicht.
Nun büßen sie's beide, da bettelnd sie gehen
Zwischen Frost und Feuer.

---

19. Deinen Feinden gib Folge nie,
Ob sie auch schmeichelnde Worte sprechen,
Wergeld dir verheißen; zur Warnung laß
Anderer Schaden dir weislich werden.

20. So ging es Sörli, dem Guthbeathnen,
Da er sich gab in Vigulfs Gewalt.
Treulich vertraut' er ihm. Doch jener trog ihn,
Der vergossen seines Bruders Blut.

21. Geleit gab er ihnen in guten Treuen,
Sie versprachen Wergeld dagegen.
Gut Freund schienen sie gastlich beim Trunke,
Doch alles war Trug und Tücke nur.

22. Denn gleich darauf, am andern Tag,
Da sie ritten nach Rygjardal [1],
Da traf ihr Schwert den schuldlosen Mann,
Und sie ließen sein Leben schwinden.

23. Sie schleppten den Leichnam zur hehlenden Schlucht,
Tief bargen sie ihn im Brunnen [2].
Heimlich sollt's bleiben. Doch sah es der Herr,
Der Heilige vom Himmel herab.

24. Seine Seele rief der selige Gott
In seine wahre Wonne.
Die Mörder aber, mein' ich, werden
Spät aus ihren Qualen kommen.

---

25. Bitte die Disen [3], die Gott dienenden [4],
Zu sein dir hold im Herzen;
Die Woche drauf nach deinem Willen
Wird sich alles zum Wohl dir wenden.

---

[1] „Das Thal zwischen den Bergen" (Magnusen). — „Das Riesenthal", abgeleitet von Rygr, Riesin (Petersson). — Vigfusson übersetzt „Ryedal" und hält den Namen für nicht-isländisch.

[2] Wörtlich: „Und sie warfen ihn in einen Brunnen (Sumpf) nieder."

[3] Disir, in den heidnischen Liedern „Göttinnen, heilige Jungfrauen oder weibliche Schutzgeister", hier „Maria und andere Heilige" (Magnusen). — Im Heliand heißt die heilige Jungfrau Idis, bei Otfried Itis. S. Simrock, Mythol. S. 362. 409.

[4] „Dróttins mála", „die Schutzheiligen des Wortes Gottes" (Jörgensen), „Les protectrices conversant avec le Seigneur" (Bergmann). Wörtlich: „die Schutzgeister der Reden des Herrn".

26. Werke des Zorns, die wild du begangen,
Nicht mit mehr des Bösen büße;
Trauernde tröste mit guten Thaten,
Dann wird sich fühlen selig die Seele.

27. Zum Herrn sollst du rufen um Heil und Segen,
Denn alles Herrliche schuf seine Hand.
Vielen Schaden schafft sich ein jeder,
Der Fehde mit seinem Vater führt [1].

28. Fleißig muß um das man flehen,
Dessen man sich dürftig däucht.
Er bleibt in Noth stets [2], der nie betet;
Niemand achtet des Schweigenden Schaden.

29. Zu spät kam ich, ob auch zeitig beschieden
Zu des Schiedsrichters Schwelle.
Den Richtspruch mißt' ich, den er mir maß,
Das Mahl erlangt, der sich meldet [3].

30. Der Schuld wegen ist's, daß schmerzlich wir fahren
Fort aus dieser Welt des Wehs.
Keiner bebt, der nicht Böses begangen;
Gut ist's, jeden Makel zu meiden.

31. Wölfen wohl ähnlich werden alle,
Die Hinterlist hegen.
Sie werden's fühlen, wenn ihre Füße
Müssen geh'n durch glühende Gassen.

32. Freundliche Räthe, fein verbunden,
Lehr' ich dich sieben zusammen.
Wahre sie wohl, wirf sie nicht weg;
Immer nützen sie dem, der sie nimmt [4].

---

[1] Text unsicher. — „Wehe dem Mann, der im Streit mit seinem Vater lebt" (Jörgensen). — „Großen Schaden zieht sich der Mann zu, der in Fehde mit seinem Vater liegt" (Magnusen). — Vigfusson läßt die Stelle unübersetzt. — Bergmann liest „Miök fyrir verðr manna hverr, er seint finna föður" und übersetzt „Il se nuit à lui-même celui qui recherche négligemment le Père".

[2] „Allz á völ" (Vigfusson); „alls án verðr", „Alles muß entbehren" (Magnusen). „Manque de tout" (Bergmann).

[3] „Sá hefir krös es krefr". Wörtlich: „So erhält den Leckerbissen, der ihn verlangt."

[4] Hier schließt nach Vigfusson der Haupttheil des einen Gedichtes, und es beginnt das eigentliche „Sonnenlied". Mir scheint der Anfang des folgenden Verses „Frá þvi es at segja" eher einem Uebergang, als dem Beginn eines neuen Gedichtes zu entsprechen.

33. Nun ist zu sagen, wie selig ich war
In der Wonne Welt,
Und fürder, wie der Völker Söhne
Wider Wunsch zu Grabe wallen.

34. Stolz und Lust täuschen der Sterblichen Söhne,
Die nach Reichthümern ringen.
Leuchtendes Gold wird zu langem Leide,
Manchem brachten Schätze Schaden [1].

35. Glücklich in allem galt ich den Menschen,
Denn wenig wußt' ich voraus.
Zu kurzem Weilen [2] der Herr diese Welt schuf,
Doch voller Freude.

36. Krumm saß ich da, langsam dahingeknickt,
Mächtig lüstete mich, zu leben.
Doch der behielt recht, der reicher an Macht war,
Der Todgeweihten Lauf ist gethan [3].

37. Hels Fesseln wurden fest und fester
Um die Glieder mir gegürtet [4].
Sprengen wollt' ich sie, zu stark waren sie:
Leicht ist's dem Losen, zu wandeln [5].

38. Ich allein weiß, wie allerwegen
Leiden um mich sich lud.
Hels Mägde [6] holten mich heim
Grausig alle Abend [7].

---

[1] Wörtlich: „Viele hat Reichthum bethört."

[2] „Dvalarheim hefir Dróttin skapat muna-fullan miök" — „Die Aufenthalt-Welt (von dvöl, ein kurzer Aufenthalt, Verweilen, Rast) hat der Herr geschaffen sehr freudenvoll."

[3] „Für den zum Tode Bestimmten (feigr) geht der Weg voran" (Magnusen).

[4] Wörtlich: „um die Seiten gezogen". Vgl. Caedmon (Wright): „But around me lie iron bonds, pressed with this cord of chain; I am powerless. Me have so hard the clasps of hell, so firmly grasped."

[5] K. Maurer (Bekehrung ꝛc. II. 74) faßt diese Strophen noch als Ausdruck heidnischer Vorstellungen: „Traurig ist darum auch schon die Ladung in Hels Reich; mit harten Banden umspannt sie die ihr Verfallenen; gerne würde er sie zerreißen, aber er vermag es nicht; Angst bedrängt ihn und gräßlich laden ihn alle Abend der Hel Mädchen (Heljar meyjar) heim: die Sonne sieht er in trauriges Dunkel versinken und hört bereits den dumpfen Ton des Gitters der Hel." Seiner Ansicht, daß in der heidnischen Unterwelt nicht von Strafen und Qualen die Rede sei, steht Völuspá, Str. 44, 45 nicht entgegen, wenn man diese schon als eine Einwirkung christlicher Einflüsse faßt. Vgl. Simrock, Edda. S. 339.

[6] „Der Hel Mägde" sind die bösen Nornen. Vgl. Gisla Saga Súrsonar. c. 24. 30.

[7] Nun beginnen die Strophen, von welchen die Dichtung ihren Namen führt.

39. Die Sonne sah ich, den schönen Tagesstern
In der Sturmwelt Tiefen tauchen.
Der Hölle Pforten hört' ich drüben
Donnernd dröhnen [1].

40. Die Sonne sah ich, schaurig blutig gestreift,
Fast ward ich da der Welt entrückt.
Glorreicher schien sie mir zu glühen,
Als ich jemals sie geseh'n.

41. Die Sonne sah ich, da schien es mir,
Als säh' ich einen gütigen Gott.
Die leuchtende grüßt' ich, zum letztenmale [2]
Mich ihr neigend hienieden [3].

42. Die Sonne sah ich, so sie strahlte:
Mir däuchte mein Wissen zu weichen.
Doch drüben rauschten die rollenden Ströme [4],
In Blut tief getaucht.

43. Die Sonne sah ich, im Schauen zitternd
Voll des Schreckens, vom Schlag getroffen;
Mein Herz war vom heftigen Schmerz
Zerfahren in Fetzen.

44. Die Sonne sah ich, selten so traurig,
Fast war ich dieser Welt entwandt;
Die Zunge ward mir hart wie Holz,
Von außen faßte Frost mich.

45. Die Sonne sah ich — dann nie mehr
Nach diesem traurigen Tage.
Bergfluten flossen um mich zusammen,
Ein End' ward der Pein, ich wanderte weg.

46. Es floh der Hoffnungsstern [5] — fürchterlich ward mir —
Fort aus der bangen Brust.

---

[1] þióta þungliga, erdröhnen „schwer", dumpf.

[2] Wörtlich: „Ihr neigte ich mich zum letztenmale in der Menschenwelt."

[3] Diese Stelle erinnert an die schon angeführte des Landnámabók (I. Thl. K. 9), wo von Thorkell Mani, dem Gesetzessprecher, dem Enkel des Gründers von Reykjavik, erzählt wird, daß er sich in seiner letzten Krankheit in die Sonnenstrahlen tragen ließ, und sich in die Hände des Gottes befahl, der die Sonne geschaffen hat. „Er hatte auch so rein gelebt wie die Christen, die am besten gesittet sind." Vgl. oben S. 218.

[4] Gylfar-straumar, „boiling streams" (Vigfusson); Magnusen, Bergmann u. s. w. lesen Gjallar-straumar „die Ströme Gjölls", eines Flusses der Unterwelt. Simrock, Myth. S. 77. — J. Grimm, Myth. II. 762.

[5] Magnusen und Petersson nehmen den Stern astrologisch; Jörgensen versteht unter dem Stern die Seele, welche die Hoffnung der Ewigkeit in sich trägt, aber entflieht, da der Tod, die Neu-Geburt der Seele, eintrifft.

Hoch auf flog er, haltend nirgends,
Daß er möchte Frieden finden.

47. Länger als alle war die eine Nacht.
Starr lag ich auf Stroh.
Wahr befand sich Gottes Wort da:
Moder ist der Mensch nur.

48. Würdige das und wiss' es, wirkender Gott [1],
Der du schufest Himmel und Erde!
Wie freudlos viele hinfahren,
Ob sie der Freunde auch viele zählten [2].

49. Seiner Werke Lohn wirbt jeder.
Selig ist, der Tüchtiges that.
Für all meinen Reichthum ward zur Rast mir
Von Sand ein Bett gebreitet.

50. Des Fleisches Lüste die Leute bethören,
Zu viel daraus macht sich mancher.
Des Bades Lauge ward mir am leidsten,
Weit mehr als alles [3].

51. Auf dem Nornensitz [4] saß ich neun Tage,
Dann ward ich auf einen Hengst gehoben.
Zaubersonnen [5] zuckten schrecklich
Aus wirr zerriss'nen Wolken nieder [6].

52. Nach innen und außen, däucht mir, durchfuhr ich
Siegeshimmel [7] sieben.
Oben und unten forscht' ich nach Fährten,
Wo ich fände die gradeste Gasse.

---

53. Nun ist zu sagen, was zuerst ich sah,
Da ich nach Qualheim kam.
Versengte Vögel, die Seelen waren,
Dicht umher wie Fliegen flogen [8].

---

[1] Text unsicher. [2] Ebenfalls. „Obschon sie ihre Verwandten verlassen (Magnusen). „Gewaltsam von ihren Verwandten werden sie geschieden" (Afzelius).

[3] „Der Reiche, dem der Gebrauch des Bades im Leben sehr angenehm war, findet jetzt das Waschen der Leiche ganz unausstehlich" (Magnusen).

[4] Auf der Leichenbahre. [5] Gygjar sólir, „Troldenes Sol er Maanen" (Magnusen), „Hexensonnen" (Vigfusson).

[6] Wörtlich: „aus den Fenstern der tropfenden Wolken".

[7] Was die sieben sigr-himna bebeuten, ist ungewiß; Magnusen nimmt sie für das Fegfeuer.

[8] Vgl. Dante, Inferno V, 25 sqq.

La bufera infernal, che mai non resta
Mena gli spirti con la sua rapina,
Voltando e percotendo li molesta.

54. Gen Westen sah ich die Vándrachen [1] fliegen,
Hinter sich lassend brennende Bahnen;
Die Schwingen schüttelten sie; mir schien,
Erd' und Himmel zersprängen.

55. Den Sonnenhirsch [2] sah ich südwärts fahren:
Ihn zügelten zwei am Zaum;
Das Feld faßten die Füße noch,
Doch ragten die Hörner zum Himmel.

56. Nordwärts sah ich Nids [3] Söhne reiten,
Es waren ihrer sieben zusammen.
Aus vollem Horn tranken sie frischen Meth
Vom Brunnen Baug-Röriß [4].

57. Der Wind schwieg, die Wasser legten sich;
Da hört' ich ein kreischend Knarren.
Ihren Männern truggewohnte Weiber
Mahlten Moder zum Mahle.

58. Bluttriefende Steine die traurigen Weiber
Düster drehten.
Blutige Herzen hingen zur Brust heraus,
Von Leid müd ohne Maß.

59. Verstümmelte Männer sah matt ich wandeln
Durch glühende Gassen:
Ihr Antlitz schien allzeit zu sprühen
Von Hexenblut rauchend roth [5].

---

[1] Vánar-dreka, nach Vánar-gandr gebildet, einem Namen des Fenriswolf. Ván (Verzweiflung, Todesnoth) ist einer der beiden Unterweltsflüsse, die dem Schlunde des gefesselten Fenriswolfes entströmen, der darum Vánargandr (Ungethüm der Todeswogen) genannt wird.

[2] „Der Hirsch war bei mehreren alten Völkern — auch in der Edda (unter dem Namen Eikthyrnir) — ein Sinnbild des Aethers und der Sonne" (Magnusen). Er gehört zu den Thieren, welche die Weltesche benagen. „Eikthyrnir heißt der Hirsch vor Heervaters Saal, der an Lärads Laube zehrt. Von seinem Horngeweih tropft es nach Hvergelmir: davon stammen alle Ströme" (Grimnism. Str. 26). Vgl Simrock, Mythol. S. 37. 282. 330. [3] Nidi, der Name des Neumondes. Vgl. Grimm, Mythol. II. 673. [4] Baug-rori, der Ring-Schüttler, der Goldaufhäufer — entspricht dem biblischen Mammon.

[5] Man vergleiche das allgemeine Bild, das Völuspá Str. 44 und 45 von der Hölle gibt: „Einen Saal seh' ich, der Sonne fern in Náströnd, die Thüren sind nordwärts gekehrt, Gifttropfen träufeln durch das Getäfel; aus Schlangenrücken ist der Saal gewunden. Im starrenden Strom stehen und waten Meuchelmörder und Meineidige und die anderer Liebsten ins Ohr geraunt. Da saugt Nidhöggr der Verstorbenen Leichen, der Menschenwürger." Auch Dante versetzt Lucifer selbst in einen Eisstrom: Lo 'mperador del doloroso regno Da mezzo 'l petto uscia fuor della ghiaccia. Inf. XXXIV. 28. — Die verschiedenen Stellen über die Straforte der altnordischen Mythologie zusammengestellt bei Victor Rydberg. Undersökningar i Germanisk Mythologi. Stockholm, 1886. I. 400—425.

60. Manche Männer sah ich, zu Moder geworden,
Die nicht empfangen der Sterbenden Stärkung [1].
Heidnische Sterne standen überm Haupte ihnen
In Schreckenszeichen gezogen.

61. Männer sah ich da, die einst mannigfach
Um anderer Glück Neid nährten.
Blutige Runen die Brust durchfurchten,
Gar peinlich eingeprägt.

62. Männer sah ich da, muthlos, freudlos,
Die waren weit vom Weg verirrt.
Das gewinnt, wer an dieser Welt
Eitelkeit zum Affen wird.

63. Männer sah ich da, die in manchen Dingen
Trüg'risch andrer Gut griffen.
In Flocken fuhren sie zu Fegjarns [2] Burg
Und trugen Bürden von Blei [3].

64. Männer sah ich da, die manchem hatten
Gut und Blut geraubt.
In die Brust der Bösen sich bohrten
Grimmige Giftdrachen.

65. Männer sah ich da, die am mindesten wollten
Halten heilige Tage.
Ihre Hände waren an heiße Steine
Schmerzlich geschmiedet [4].

66. Männer sah ich da, freveln Muthes,
Die einst prunkten in prächtigem Staat:
Ihre Gewande waren wundervoll [5]
Vom Feuer umfangen.

67. Männer sah ich da, die manches Wort
Auf andre Leute gelogen:
Der Hölle Raben aus ihrem Haupte
Unbarmherzig die Augen hackten [6],

---

[1] Wörtlich: „die nicht den (letzten) Dienst erhalten". — Unter dem „Dienst" versteht Magnusen „die letzte Oelung"; es ist wohl aber an die Sacramente der Sterbenden überhaupt zu denken, nicht aber an „das letzte Geleit", wie Simrock übersetzt.

[2] Fégjarn adj. geizig, habsüchtig — hier personificirt „die Burg des Geizes".

[3] Vgl. Dante, Inferno VII, 25 sqq.

[4] Die Strafe entspricht der verbotenen Handarbeit an heiligen Tagen (Árni Magnusson). [5] Ironisch gedacht.

[6] Nach heidnischer Vorstellung mußten die Lügner (gleich den übrigen Verdammten) durch einen Strom waten. Vgl. Sigurðarkviða fáfnisbana önnur Str. 3. 4. — Dagegen droht Menglöð dem Fjölsvið (im Fjölvinnsmál Str. 45) mit dem Aushacken der Augen durch Raben, wenn er lüge. — Im Ganzen führen die heid-

68. Alles Weh mag einer nicht wissen,
Das die Höllenbewohner haben.
Süße Sünden werden zu sauren Bußen,
Immer folgt das Leid der Lust [1].

---

69. Männer sah ich da [2], manchmal hatten
Gaben nach Gottes Gebot sie gebracht:
Helle Kerzen überm Haupte ihnen
Glommen glänzendschön.

70. Männer sah ich da, die mannhaft edel
Brachten den Nothleidenden Lind'rung.
Engel lasen heil'ge Bücher und Himmelsschriften [3]
Ueberm Haupte ihnen.

71. Männer sah ich da, die muthvoll zähmten
Fastend einst ihr Fleisch:
Engel Gottes neigten sich vor ihnen allen,
Das ist höchste Herrlichkeit [4].

72. Männer sah ich da, mit ihrer Mutter theilend
Brachen sie ihr Brod [5]:
Auf Himmelsstrahlen stand das Lager ihnen
Zur Ruhe gerüstet.

---

nischen Edda-Lieder sechs Arten von Sündern auf, welche im Jenseits, mit Ausnahme der Lügner, alle auch mit derselben Strafe gezüchtigt werden: die Feinde der Götter, die Meineidigen, die Mörder, die Ehebrecher, die Treubrüchigen und die Lügner. Von diesen Kategorien erscheinen hier nur die Gewaltthätigen und die Lügner wieder, an Stelle der andern die verstockt Ungläubigen, die Neidischen, die Habsüchtigen, die Räuber, die Verächter des Gottesdienstes, die Prunksüchtigen. Vgl. hierüber Viktor Rydberg, Undersökningar. I. 401 ff. In den Weibern mit den blutigen Mühlen (Str. 57 und 58) und in den verstümmelten Männern (Str. 59) sind aber offenbar auch besondere Strafen (für Wollust, Ehebruch, Zauberei) beschrieben. Treubruch und andere Missethaten werden schon im Anfang der Dichtung verurtheilt.

[1] So wörtlich; Simrock übersetzt: „Hochmuth kommt vor dem Fall."

[2] Hier fehlt, wie oben bemerkt, offenbar eine überleitende Strophe, mit welcher wahrscheinlich noch andere verloren gegangen sind.

[3] ok himna-skript, so ergänzt Vigfusson den sonst unvollständigen Vers. Skript bedeutet sonst in den Dichtungen „Malereien", besonders „gewirkte oder gestickte Darstellungen" auf Teppichen. Man könnte also hier an „Spruchbänder" denken.

[4] Wörtlich: „das ist höchste Wonne".

[5] Jörgensen nimmt móđar als Plural von móđa, Fluß, und übersetzt: „denen der Fluß Speise in den Mund gegeben" (d. h. welche die Abstinenz beobachteten). Die anderen Erklärer lesen móđur Pluralform von móđir, Mutter und beziehen die Strophe auf die Belohnung der Kindesliebe. Daß die heidnischen Nordmänner diese Pflicht wenig achteten und daß gerade in diesem Punkt das Christenthum das Naturgesetz wieder zu Ansehen brachte, steht fest. Vgl. Bergmann, Les Chants de Sól. p. 146. 147. Maurer, Bekehrung &c. II. 181 ff.

73. Heil'ge Jungfrauen hatten rein gewaschen,
Schön von jeder Schuld,
Jene Männer, die an manchem Tage
Gepeinigt sich selbst.

74. Hehre Wagen sah ich hoch zum Himmel fahren,
Grad empor zu Gott.
Männer lenkten sie, die Mord entraffte,
Frei von jedem Fehl.

75. Allmächt'ger Vater, gleichmächt'ger Sohn,
Heiliger Geist des Himmels!
Dich bitt' ich, scheide, der du uns geschaffen,
Uns von allem Uebel auch!

---

76. Bingvör und Listvör sitzen an Herðis' Pforten [1]
Auf Ágiarns [2] Thron.
Nornenblut fällt aus ihren Nasen,
Das weckt Fehde unter den Völkern.

77. Óðins Weib [3] rudert auf der Erde Schiff,
Lechzend nach Lust.
Ihre Segel werden spät gefaltet,
Sie hängen stramm an großen Stricken.

78. Erbe! Ich, dein Vater, hab' dir enträthselt
Und Sólkatla's Söhne [4]
Das Hirschhorn [5], das vom Grabhügel holte
Der weise Vigdvalinn [6].

79. Hier ruhen die Runen, die eingeritzt haben
Njörðs Töchter, die neune,
Baugvörr die älteste und Kreppvörr die jüngste,
Und ihre Schwestern, die sieben.

---

[1] Vigfusson zieht diese und die folgende Strophe ganz in Zweifel. Die älteren Erklärer lesen „Bjugvör und Listvör" und nehmen sie als Kriegsgottheiten, Personificationen von Gewalt und List, Herðis für „Óðinn".

[2] Ágjarn, ehrgeizig, habsüchtig. „Auf dem Thron der Habsucht" (Vigfusson).

[3] Odins kván, Freyja, die nordische Venus, über welche Loki spottet: „Schweige du, Freyja! Dich kenn' ich vollends. Keines Makels mangelst du. Der Asen und Alfen, die hier inne sind, bist du jedes Buhlerin." Ögisdrekka, Str. 30.

[4] Sólköltlo synir, nach Magnusen „die Söhne der Himmelswölbung" (des Himmels), d. h. die Engel oder himmlischen Geister.

[5] Das Hirschhorn, Symbol des Blitzes, des Sonnenhirsches und der Unterwelt; der Sinn wäre etwa: „Mit der Hilfe der Engel habe ich dir die Räthsel des Grabes und des Jenseits gelöst."

[6] Vigdvalinn, der „Kampfzwerg" (Vigfusson) oder „Kampfberuhiger" (Magnusen). Wie er kommen auch die neun Töchter Njörðs (des Meergottes) sonst nicht vor und bleiben darum räthselhaft.

80. Wie viele Greuel haben begangen
Svâfr und Svafrlogi!
Blut sie weckten und Wunden sie sogen
— — — — — —[1]

81. Dieses Lied, das ich dich lehrte,
Sollst du weiter den Lebenden liefern:
Das **Sonnenlied**, das soll man nie
Zeihen können der kleinsten Lüge.

82. Hier scheiden wir, wir schauen uns wieder
Am ewigen Ehrentag[2].
Schenk, mein Herr! den Entschlafenen Ruh',
Lind'rung denen, die leben[3].

83. Weisheit, hehre, ward dir enthüllt im Traum,
Du sahst sie bestätigt selber.
Vordem im Volke war keiner so kundig,
Daß er hätte gehört das Sonnenlied singen.

[1] Text ganz unsicher; Magnusen liest: undir illum eyvana, „unter allen bösen Vanen"; Bergmann: undir öllum Eyvana, „sous l'Éternel-Habitué de tous" (dem Himmel); Afzelius läßt die ganze Strophe weg; Bugge und Vigfusson setzen sie als Fragment an die Spitze des ganzen Gedichtes. Dem Sinn nach schließt sie sich besser an Str. 76 und 77 an, wo der Dichter nochmals Umschau über die blutigen Kämpfe der Gegenwart hält.

[2] Wörtlich: „am Tag der großen Freude".

[3] Mit Recht bemerkt Vigfusson (I. 500), daß diese beiden Verse (im Norden) sehr berühmt sind: auf seine Frage, wo sie herstammen, ist zu erwiedern, daß die doppelte Bitte für Lebende und Verstorbene in die ältesten Liturgien hinaufreicht und dem katholischen Geiste so nahe liegt, wie die Bitten des Vaterunser. Wörtlich beisammen finden wir sie in dem Missale Gothicum (in Natale S. Stephani Protomartyris) aus dem Anfang des 8. Jahrhunderts: „Tribue, quaesumus, ut viventes salutem, defuncti requiem consequantur aeternam." Mabillon, De Liturgia Gallica. Paris. 1729. p. 194. Vgl. die Messe auf das Fest der hl. Ferreolus und Ferrucio: „ut non solum viventibus praesidia, verum etiam defunctis caris nostris requiem obtinere mereantur". Ebend. p. 270. — Im Liber Sacramentorum des hl. Gregorius M. (Ende des 6. Jahrhunderts) lautet das Gebet für einen Verstorbenen: „Praesta, Domine, quaesumus, ut anima famuli tui, cujus anniversarium depositionis diem celebramus, his purgata sacrificiis, indulgentiam pariter et requiem capiat sempiternam" (Migne, Tom. 78. p. 217). Im Liber Antiphonarius desselben Papstes aber begegnen wir (In agenda mortuorum) dem Anfang der jetzigen Todtenmesse: „Requiem aeternam dona eis, Domine, et lux perpetua luceat eis" (Migne l. c. p. 722). Einer der Codices (exemplar Compendiense S. Cornelii) stammt aus dem 9. Jahrhundert und enthält von derselben Hand eine Prosa, aus der hervorgeht, daß damals die Normannen Frankreich beunruhigten. Da das Kloster zu Compiègne von Karl d. Kahlen (843—877) gestiftet wurde, so fallen diese Unruhen mit den Vikingerzügen unter Sigfrid, Haastein und Gange-Rolf, dem Sohn des Mörejarls Ragnvalds, zusammen. Vgl. P. A. Munch, Det Norske Folks Historie.

Am dunkelsten wird die Dichtung gegen den Schluß hin. Lassen sich hier auch nicht alle einzelnen Verse völlig befriedigend erklären, so gibt doch das Ganze auch in seiner alten Anordnung einen guten Zusammenhang. Nachdem der Vater die schöne Anrufung an die heiligste Dreifaltigkeit gesprochen, blickt er vom Himmel auf die Erde zurück, auf sein zwischen Heidenthum und Christenthum schwankendes, ringendes Nordland, auf das Treiben der damals noch immer fortdauernden Vikingerzüge. Óðinn herrscht noch über einen großen Theil der Welt; an seinen Thoren thronen List und Gewalt auf dem Herrscherstuhl des Geizes. Óðins üppiges Weib, die Sinnenlust, fährt mit vollen Segeln einher. Das Heidenthum waltet noch mächtig unter den Menschen. Es zeugt aber gegen sich selbst. An den Runen, die geheimnißvoll der alte Glaube auf das Hirschhorn eingeritzt, erklärt der Vater dem Sohne die Elemente des neuen. Habsucht und Gewalt mögen weiter unter den Menschen herrschen und noch Ströme Bluts vergießen: für den Christen ist die Sonne aufgegangen, ist das Sonnenlied erklungen. Es bietet die Wahrheit, wenn auch dem Sohne nur in traumhafter Vision mitgetheilt; es gewährt mehr Weisheit als alle alten Mythen; es gewährt die sichere Hoffnung ewigen Wiedersehens am Tag der großen Freude. Der Christenglaube — denn er ist das Lied der ewigen Sonne — vereint Vater und Sohn auch über das Grab hinaus. Der Vater kann den Sohn mahnen, der Sohn für den Vater flehen. Verstorbene und Lebende umfängt das heilige Liebesflehen:

„Schenk, mein Herr! den Entschlafenen Ruh',
Lind'rung denen, die leben!"

Wie „Völuspá" und „Hávamál" zeigt uns auch das „Sólarljóð" gar manche schöne und erhebende Seite des germanischen Volksgeistes: Kraft, männlichen Ernst, tiefes Naturgefühl, treue Anhänglichkeit an die Seinen. Wie jene Dichtungen jedoch und wie die zahlreichen Sögur aus der Zeit, welche der Christianisirung vorangeht, gemahnt auch das Sonnenlied unwidersprechlich an die Thatsache, daß die vorchristliche Cultur der germanischen

---

Kristiania 1852. I. 633 ff. — Migne l. c. p. 657. — Daß das Gebet, wie es die römische und gotisch-fränkische Liturgie enthält, dem Sinne nach in die älteste christliche Vorzeit zurückdatirt, beweisen die Apostolischen Constitutionen (lib. 8. cap. 41), wo das Gebet für die Verstorbenen mit den Worten beginnt: Ὑπὲρ ἀναπαυσαμένων ἐν Χριστῷ ἀδελφῶν, Pro fratribus qui in Christo quieverunt, und nicht nur ihrer Seele der Himmel erfleht wird (χῶρος εὐσεβῶν ἀνειμένος), sondern auch ihrem Leibe eine friedliche Ruhestätte hienieden (γῆ εὐθείων συνανειμένη). Bingham, Origines. Halae 1729. X. 64. 65. Schon in der ältesten christlichen Zeit der germanischen Länder wurden die Katafalke und Prachtgräber in den Kirchen, wie derjenige des hl. Ólafr, den die Heimskringla beschreibt (Magnús S. goða. c. 10), einfach Requies (oder auch Pausatio) genannt. Chronicon Laureshamenense. — Eigil in Vita S. Sturmii Abbatis fuldensis n. 20. „Super sepulchrum vero beati Martyris Bonifacii auro argentoque compositam composuit arcam, quam solemus Requiem appellare." Vgl. Du Cange, Requies.

Stämme von manchen neueren Geschichtschreibern, Mythenforschern und Dichtern mit viel zu günstigen Farben ausgemalt und idealisirt worden ist, als hätte ihnen das Christenthum kaum mehr etwas bringen können, höchstens etwa eine kleine speculative Verfeinerung des Gottesbegriffs, als hätten diese edlen Urgermanen kaum einen Antheil an der allgemeinen Erbschuld gehabt. Dem ist aber nicht so. In kraftvollster Lapidarschrift weisen uns die Runen der Edda das Gegentheil. Stolz, Uebermuth, Wollust, Unmäßigkeit, Grausamkeit, Betrug, Hinterlist, Raub, Mord und Mordbrennerei charakterisiren die Götter ebenso wie jene des heidnischen Olymps. Erst die großen Glaubenswahrheiten des Christenthums haben Licht gebracht in die lange nordische Finsterniß, deren mythologische Traumgestalten wir als poetische Phantasiegebilde bewundern mögen, die aber als Religion einen denkenden Geist nicht zu befriedigen vermögen. Eine wahre sittliche Bildung ist auch im Norden erst eingezogen, als der Hammer des Thórr dem Kreuze der Welterlösung weichen mußte und als an die Stelle der unheimlichen Zauberformeln das Bekenntniß des dreieinigen Gottes trat.

12. Das katholische Island des Mittelalters.

Dem Katholiken kann kaum ein Land der Erde ein ganz fremdes Land sein. Findet er seine Kirche daselbst nicht in jahrhundertaltem Besitze oder in hoffnungerweckenden Missionsanfängen, so verkünden ihm wenigstens majestätische Dome, Trümmer von herrlichen Kirchen und Klöstern, prachtvolle Kunstwerke aller Art ihre einstige Herrschaft; oder wo solche Denkmäler fehlen, erinnern Orts- und Personennamen, Dichtungen und Legenden, Volksgebräuche und Feste, alte Rechtsbücher und Gepflogenheiten, Literatur und Geschichte daran, daß sie einst dagewesen, und daß sie Land und Volk den Greueln des Heidenthums entrissen.

Island hat keine alten Dome und Münster. Aber seine Episkopal-Verfassung, seine Meßliturgie, seine alten Kirchenlieder, seine an ältere Muster anlehnende geistliche Beredsamkeit, seine Landeseintheilung, seine Geschichte, seine Literatur, seine Orts- und Personennamen und hundert kleine Erinnerungen weisen den katholischen Wanderer auf jene ehrwürdige Kirche hin, die noch heute wie ein Riesendom über alle religiösen und politischen Gestaltungen Europa's emporragt, die alle Nationen desselben erzogen und herangeschult hat und die noch heute allen zurufen kann: Ich bin eure Mutter.

Auch Island ist ein Kind der katholischen Kirche.

Wie ein Jahrtausend später bei der Gründung der nordamerikanischen Union, so haben auch zur Gründung des alten isländischen Freistaates Katholiken mitgewirkt, so Helgi Bjola, Helgi hinn Magri, Ketill hinn Fíflski, Örlygr Hrappsson, Jörundr hinn Kristni, Asolfr Alskikk und noch manche andere. Von kampfgewaltigen Vikingern wurde neben den Opfersteinen Thórs auch gleich im Anfang das Kreuz Christi gepflanzt.

Nachdem das Heidenthum etwas über ein Jahrhundert noch die Oberherrschaft behauptet hatte, führte ein Isländer, Thorvaldr Kodransson Vidförli, der „Weitgereiste", seiner Heimat den ersten Glaubensboten zu, den Bischof Friedrich aus dem Sachsenlande. Das war im Jahre 981. Das erste Jahr brachten sie bei Thorvalds Vater Kodran in Giljá zu, die vier folgenden in Laekjamot im Vididalr. Im Westland wie im Nordland nahmen viele den Glauben an, im Nordland sogar sehr mächtige Männer. Als aber Thorvaldr auf Anregung Friedrichs es wagte, offen am Althing den Glauben zu predigen, erhob sich lebhafter Widerstand, Spott und Verfolgung. Thor-

valdr, in welchem der christliche Glaube die gewaltthätige Leidenschaftlichkeit der Vikinger noch nicht gebändigt hatte, rächte blutig den Hohn, welchen einige dem Bischof angethan. Gewalt erhob sich nun gegen Gewalt. Die Heiden schaarten sich zusammen, um Thorvaldr und Friedrich in ihrem Hause zu verbrennen. Sie wurden in wunderbarer Weise daran gehindert; als aber Thorvaldr abermals einen Heiden tödtete, jenen Hjeðinn, der am Althing das Christenthum am mächtigsten bekämpft hatte, trennte sich der Bischof von ihm und kehrte nach Sachsenland zurück.

Vergeblich war indes diese erste Mission nicht. Viele nahmen ernstlich das Christenthum an, andere näherten sich demselben, und noch weit mehrere wurden in ihrem alten Götterglauben wankend. Einen mächtigen Vorschub erhielt diese Bewegung durch die gesetzliche Einführung des Christenthums in dem Stammlande Norwegen durch den König Ólafr Tryggvason, welcher, 995 zu Throndhjem zum König erwählt, das ganze Land bereiste und auf dieser Huldigungsreise zugleich überall das Evangelium verkünden ließ. Er begnügte sich nicht, mehrere Isländer in Norwegen für den Glauben zu gewinnen, sondern sandte bald nach seiner Thronbesteigung seinen Freund Stefnir Thorgilsson nach Island, um seinen Landsleuten die christliche Lehre zu verkünden. Auch Stefnir, der 996 in Island landete, hatte wie Thorvaldr zwar den Eifer eines Neubekehrten, aber nicht die Klugheit und Sanftmuth, welche vor allem den christlichen Apostel zieren muß. Als seine Predigt ungünstig aufgenommen wurde, zog er mit zehn Mannen als kühner Viking im Lande herum, riß Tempel und Altäre nieder und verbrannte die Götzenbilder. Dagegen erhob sich naturgemäß bewaffneter Widerstand, und am Althing wurde zwar die Predigt und Annahme des Christenthums nicht verboten, allein jeder für friedlos erklärt, welcher die Götter lästerte oder schändete. Stefnir, welchen infolge des Gesetzes die Aechtung traf, kehrte nach Norwegen zurück.

König Ólafr ließ sich jedoch hierdurch nicht entmuthigen, sondern sandte dem vertriebenen Stefnir schon im folgenden Jahr den deutschen Missionspriester Thangbrandr nach. Verschiedenen Berichten zufolge war auch Thangbrandr ein wunderlicher Heiliger, schlug auf seinen Missionsreisen tapfer mit dem Schwerte drein und machte die Hinterlist der Heiden bald durch kluge Besonnenheit, bald durch persönliche Tapferkeit zu Schanden. Auch Wunder und fromme Züge werden übrigens von ihm erzählt, und es ist kein Zweifel, daß er viele einflußreiche Familien — unter anderen jene des mächtigen Siðu-Hallr und des gesetzeskundigen Njáll — bekehrte und taufte. Obwohl man ihn schon unterwegs bewaffnet angefallen und er selbst in ritterlicher Selbstvertheidigung den mächtigen Heiden Thorvaldr getödtet hatte, so daß dessen Sippe ihn nach dem Recht der Blutrache verfolgen konnte, ritt Thangbrandr muthig zum Althing, ward auch wirklich durch Njáll und die Ostfirðinger (d. h. die Männer aus dem Ostviertel) beschützt, predigte

der Versammlung den Glauben, und der bekehrte Hjalti Skeggjason wagte es sogar, des alten Götzenthums auf dem Lögberg selbst durch höhnende Verse zu spotten:

Ich spare nicht, die Götter anzubellen,
Ein Hündchen däucht mir Freyja;
Ewig wird einer von beiden
Ein Hündchen sein, Ódinn oder Freyja.

Nur mit Mühe setzten es die Heiden durch, daß Hjalti am folgenden Althing für diese Lästerung geächtet wurde. Thangbrandr und Hjalti mußten nun zwar 999 Island verlassen, aber die christliche Partei war durch die bisherigen Bekehrungen, das Ansehen der bekehrten Häuptlinge und die Kraft ihres Auftretens so sehr erstarkt, daß sie der heidnischen schon nahezu gewachsen war.

Es folgt nun die förmliche Annahme des Christenthums, die zwar schon früher Erwähnung fand, die aber ausführlicher erzählt zu werden verdient. Schon im folgenden Jahre, 1000, segelte Hjalti und sein Schwiegervater Gizurr hinn Hviti (der Weiße) nach Island zurück. König Ólafr Tryggvason gab ihnen den Priester Thormóðr mit und verschaffte ihrer Sendung zugleich dadurch Nachdruck, daß er mehrere angesehene Isländer als Geiseln in Norwegen gefangen setzte. Sie landeten am 18. Juni auf den Westmännerinseln, zerstörten den Tempel daselbst und begannen an dessen Stelle den Unterbau einer christlichen Kirche, wozu König Ólafr ihnen selbst Holz mitgegeben hatte. Am 20. Juni erreichten sie die isländische Küste und schickten sich an, sofort zum Althing weiterzureisen. Die Küstenbewohner, lauter Angehörige des heidnischen Tempelvorstehers Runólfr, verweigerten ihnen aber Pferde, und sie mußten eine weite Strecke zu Fuß zurücklegen, bis sie in Hafr endlich Verwandte Hjalti's trafen und Pferde bekamen. Im Laugardalr, wo sie rasteten, wurde Hjalti abgemahnt, zum Thing zu reiten, bevor Gizurr rücksichtlich seiner Aechtung einen Vergleich zu Stande gebracht hätte. Hjalti blieb; als aber auf Botschaft Gizurs ihm ein ganzes Heer von Bewaffneten entgegenritt, schloß sich auch Hjalti ihnen an, und sie ritten nunmehr in geordneter Schlachtordnung nach Thingvellir und fanden hier Aufnahme in den Buden des Ásgrim Ellidagrimsson, eines Neffen Gizurs. Die Heiden liefen ihnen in voller Rüstung entgegen, und es wäre beinahe zum Kampf gekommen.

„Thormóðr hieß der Priester, den König Ólafr Hjalti und Gizurr mitgegeben hatte. Er sang Messe den Tag nachher auf dem Gjárbakki (dem Hügel an der Schlucht) über den Zelten der Westfirdinger. Von da gingen sie zum Lögberg, sieben Männer in geistlichen Gewändern; sie hatten zwei Kreuze, welche jetzt in Skarð ytra stehen: das eine zeigt die Höhe des Königs Ólafr, das andere die Höhe des Hjalti Skeggjason. Hjalti und seine Leute hatten Weihrauch auf der Glut, und der Wohlduft verbreitete sich sowohl

mit dem Wind als gegen den Wind. Und Hjalti und Gizurr gaben ihren Bericht gut und triftig. Die Männer aber verwunderten sich, wie beredt sie waren und wie gut sie sprachen."

Sie ersuchten das Volk freundlich und mit schönen Bittworten, ihren Entschluß zum Klügern zu wenden und sich der Gewalt und dem Dienste des höchsten Königs aller Könige zu unterwerfen. Wenn sie die Taufe empfingen und den heiligen Glauben hielten, würden sie von Gott selbst ewige Vergeltung erwerben, unendliche Seligkeit in der Herrlichkeit des Himmelreiches. Die Heiden aber wollten von solchen Verheißungen nichts wissen. Es entstand Tumult. Christen und Heiden riefen Zeugen gegeneinander auf und sagten sich gegenseitig von der bisherigen Rechtsgemeinschaft los. Während der Lärm wuchs, stürzte ein Bote mit der Meldung herbei, daß ein Erdfeuer ausgebrochen sei und den Hof des Goden Thóroddr mit dem Untergang bedrohe. „Das ist kein Wunder," sprachen da einige Heiden, „daß die Götter zürnen über solche Reden." Snorri Godi aber, obwohl Heide, wies diese Erklärung mit den Worten ab: „Worüber haben denn die Götter gezürnt, als das Lavafeld brannte, auf dem wir stehen?" Die aufgeregte Versammlung löste sich abermals auf, ohne daß es zum Kampfe kam.

Die Christen wandten sich an den mächtigen und angesehenen Sidu-Hallr, daß er ihnen Gesetz sprechen solle, wie es mit den Forderungen des Christenthums zu halten sei. Dieser aber wandte sich an den heidnischen Tempelvorsteher Thorgeir, welcher Gesetzessprecher für ganz Island war, und bot ihm die gewöhnliche Amtstaxe, ein halbes Hundert Silbers, an, daß er für das ganze Volk, Christen und Heiden zugleich, Gesetz sprechen sollte. Dabei forderte er im Namen der Christen: 1. daß sich alle Isländer taufen lassen sollten, 2. daß alle Tempel und Götzenbilder für unheilig, d. h. verletzlich erklärt werden sollten, 3. daß ein durch Zeugen nachgewiesenes Götzenopfer mit Landesverweisung bestraft werden sollte. Es waren starke Forderungen an einen Mann, der selbst als Gode bisher eine Stütze des Heidenthums gewesen war. Thorgeir wies jedoch die Christen nicht von sich. Er ging in sein Zelt, legte sich nieder, breitete ein Fell über sein Haupt und verharrte so einen ganzen Tag, eine Nacht und abermals einen Tag. Die Heiden hielten unterdessen auch ihre besondere Versammlung, die stark besucht wurde und zu dem grausamen Beschluß führte, jedes Viertel sollte zwei Männer dem Tode weihen, um dem Zorn der Götter Einhalt zu gebieten und das weitere Vorschreiten des Christenthums zu hindern. Kaum hatten Gizurr und Hjalti das gehört, so riefen sie auch die Christen zusammen, kündigten ihnen den Beschluß der Heiden an und forderten sie auf, einen Gegenbeschluß zu fassen. „Die Heiden", sprach Hjalti, „opfern die schlechtesten Männer und stürzen sie von den Bergen und Felsen herab; wir aber wollen wählen nach Manneswahl und es nennen eine Siegesgabe an unsern Herrn Jesus Christus, um desto besser zu leben und uns mehr

vor Sünde zu hüten, als alle anderen, und wir, Gizurr und ich, stellen uns für unser Viertel als Siegesgabe." Aus den anderen drei Vierteln folgten je zwei der ausgezeichnetsten Männer ihrem Beispiele und verpflichteten sich, zur Ehre Christi möglichst gottgefällig leben zu wollen. Nur für die Westfirdinger fehlte ein zweiter Mann; da meldete sich unerwartet und aus freien Stücken Ormr Kodransson, ein Bruder Thorvaldrs des Weitgereisten, der zwar mit dem Kreuze bezeichnet, aber noch nicht getauft war. Er ließ sich nun taufen, und so ward die gewünschte Zahl voll.

Am folgenden Tag erhob sich der Gode Thorgeir endlich aus seinen langen, einsamen Betrachtungen und rief die ganze Versammlung aus ihren Zelten an den Lögberg. Als sie aber beisammen waren, da sprach er: „Es scheint mir, daß es zum Unglück des Landes ausschlagen wird, wenn die Männer hier im Lande nicht ein und dasselbe Gesetz haben. Ich bitte euch, trennt euch nicht. Es würde nur Kampf und Unfriede daraus erwachsen und zur Verwüstung des Landes führen. Zwei Könige, Dagr in Dänemark und Tryggvi in Norwegen, hatten langen Streit unter sich, bis endlich ihre Höfdinge die Entscheidung an sich rissen und gegen ihre Absicht Frieden unter ihnen machten; doch dieser Rath führte dazu, daß sie nach wenig Jahren Zwischenzeit sich wieder Geschenke machten und ihr Leben lang Freunde blieben. So scheint es mir rathsam, nicht diejenigen entscheiden zu lassen, welche sich hier mit der größten Wuth gegenüberstehen, sondern die Sache so unter ihnen zu vermitteln, daß beiden einigermaßen Rücksicht getragen wird, wir alle aber ein Gesetz und eine Religion behalten; denn das wird sich immer bewahrheiten: ist das Gesetz zerrissen, so ist auch zerrissen der Friede." Auf Thorgeirs Rede hin kamen beide Theile, Heiden und Christen, darin überein, daß sie die Gesetze annehmen wollten, welche er festsetzen würde. Thorgeir entschied nun die größte Frage, welche je ein isländisches Althing zu verhandeln hatte, durch eine Gesetzesproclamation, uppsaga, welche im wesentlichen den Forderungen der Christen entsprach, dem überwundenen Heidenthum aber vorderhand noch einige Zugeständnisse machte. Alle Isländer sollten sich taufen lassen und an Einen Gott glauben; es sollte aber mit Rücksicht auf die bisherigen Gesetze erlaubt bleiben, Kinder auszusetzen, Pferdefleisch zu essen und privatim für sich, ohne Zeugen, zu opfern. Diese Clauseln, auf die sehr in Minderzahl stehenden noch eifrigen Heiden berechnet, fielen praktisch schon nach wenigen Jahren hinweg. Vorläufig ließ sich die ganze Thingwelt (þingheimr) taufen, als die Männer vom Thing nach Hause ritten: die Westländer zu Reykjalaug im südlichen Reykjadalr, unter besonderer Förderung des Snorri Godi, die Nord- und Südländer zu Reykjalaug im Laugardalr. Es wird besonders vermerkt, daß die Leute Scheu vor kaltem Wasser hatten und darum warme Quellen aufsuchten, um sich taufen zu lassen. Auch die früher erbittertsten Gegner des Christenthums unterwarfen sich dem einmal angenommenen Gesetz, so z. B.

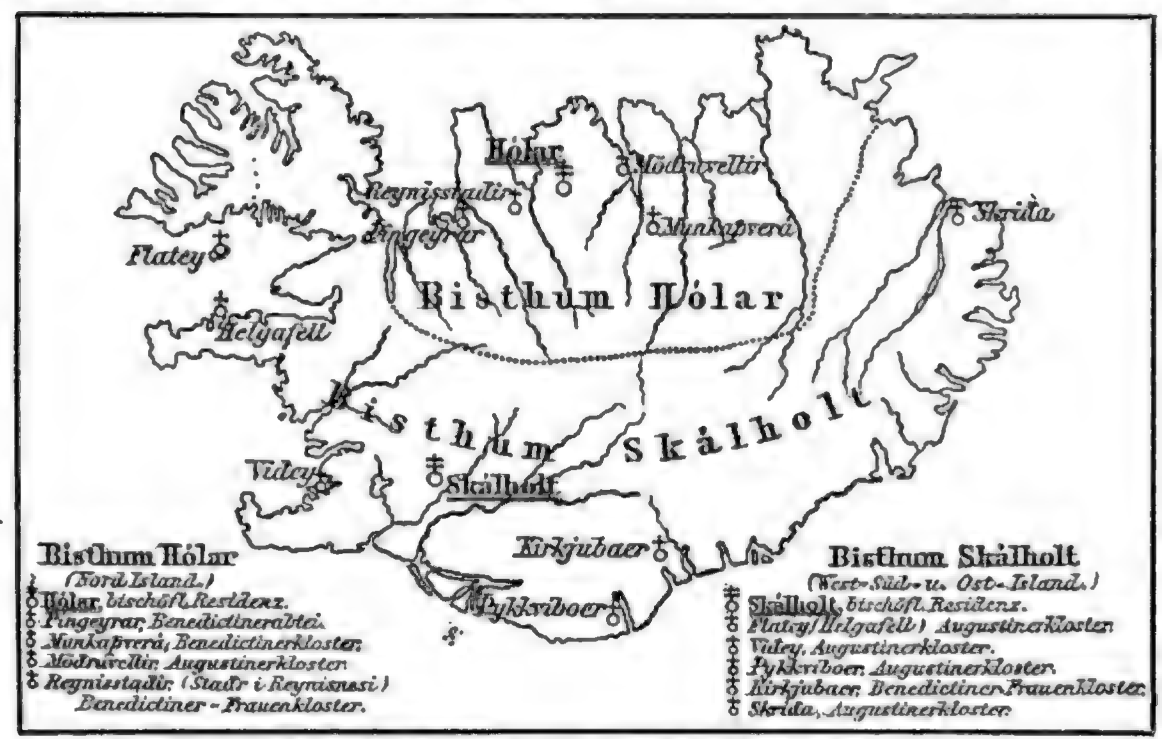
der Götzenpriester Runólfr, der den Hjalti aufs grimmigste verfolgt hatte. Als er getauft wurde, sagte Hjalti: „Wir lehren nun den alten Priester Salz kauen.“ Der König Ólafr Tryggvason war hocherfreut, als er diese Nachrichten erhielt, und entließ die gefangenen Geiseln alsbald ihrer Haft. Nach kaum neunzehnjähriger Missionsthätigkeit war nun Island — wenigstens durch gesetzlichen Beschluß — ein Glied der katholischen Kirche.

Es liegt auf der Hand, daß durch den merkwürdigen Althingsbeschluß und die darauffolgende Taufe das Werk der Christianisirung noch keineswegs vollendet war. Von einigen Heiden wurde der Gesetzesspruch des Tempelvorstehers Thorgeir als ein schlauer Staatsstreich aufgefaßt, der das Heidenthum politisch stürzte, ohne es innerlich völlig überwunden zu haben. Die so dachten, waren jedoch in geringer Minderheit. Die Mehrheit des Volkes nahm aufrichtig und gutwillig den christlichen Glauben an, unterwarf sich seinen Forderungen und traf sofort Anstalten, den bisherigen heidnischen Götterdienst abzuschaffen und den christlichen Gottesdienst einzuführen. Die Tempel wurden zerstört, die Götzenbilder verbrannt, dagegen christliche Kirchen erbaut und christlicher Gottesdienst gehalten, so gut es ging.

Die große Schwierigkeit war aber: wo Priester finden für das ganze, ausgedehnte Inselland? Unter dem Einfluß des Königs Ólafr Tryggvason hatte sich in den letzten fünf Jahren nicht bloß ganz Norwegen und Schweden fast unerwartet dem Christenthum eröffnet, sondern zugleich die Shetlands- und Orkney-Inseln, die Färöer, Island und Grönland. Um das kirchliche Leben in all diesen weitentlegenen Ländern kräftig organisiren zu können, hätten wenigstens zwei- bis dreihundert Priester sofort bereit stehen müssen, Männer voll Seeleneifer, wissenschaftlich gebildet und dabei allen Strapazen und Gefahren der Vikingerzüge gewachsen.

Die Kirche that, was sie konnte. Das Nächstliegende und Nothwendigste war die kirchliche Organisation des Haupt- und Stammlandes Norwegen, welche sich unter den Königen Ólafr dem Heiligen (1014—1030), Magnús dem Guten (1035—1047) und Olafr dem Stillen (1066—1093) in erfreulichster Weise vollzog. Island mußte vorderhand mit einzelnen Missionären und Missionsbischöfen vorlieb nehmen. Als Missionsbischöfe werden außer dem früher genannten Sachsen Friedrich noch erwähnt: Jón, ein Irländer, der später in Vindland gemartert wurde; Bjarnvardr Vilrádsson der Weise, wahrscheinlich ein Engländer, der auf den Wunsch des hl. Olafr nach Island ging; Rudolf aus Rouen in der Normandie, der 19 Jahre auf Island wirkte; Heinrich, wahrscheinlich ein Deutscher, der wenigstens zwei Jahre blieb; endlich Bernhard der Sachse, ein Freund König Magnús' des Guten. Er lebte 20 Jahre meist im Nordlande und hat sich im Andenken des Volkes lange als derjenige erhalten, der, gleich dem hl. Patrick in Irland, Berg und Thal, Seen und Quellen, Wiesen und Aecker, Kreuze und Kirchen segnete und dem ganzen Land seine religiöse Weihe gab.

Unterdessen sollte sich aber auch aus dem isländischen Volke selber heraus der Anfang einer kirchlichen Ordnung entwickeln, die allerdings noch lange mit großen Mängeln behaftet blieb. Gizurr der Weise, welcher mit Hjalti Skeggjason zumeist die gesetzliche Einführung des Christenthums hatte herbeiführen helfen, erwies sich auch hier als der tüchtigste Förderer der christlichen Interessen. Nachdem er den Hof von Skálholt, in dem weiten Flußthal der Hvitá, eine Tagreise vom Thingfelde, errichtet hatte, brachte er seinen Sohn Ísleifr selbst nach Deutschland und übergab ihn einer Aebtissin in Herfurda (wahrscheinlich Hervorden), daß sie für seine Erziehung sorgen sollte. Ísleifr erhielt eine tüchtige Bildung, heiratete, nach Island zurückgekehrt, die reiche und fromme Dalla Thordvaldsdóttir, und ward der Vater dreier Söhne, von denen zwei, Teitr und Thorvaldr, später mächtige Höf-



Kirchliche Eintheilung von Island im Mittelalter.
(Nach einer Skizze des Verfassers.)

dinge wurden, der erstgeborene Gizurr aber Bischof. Ísleifr wird als ein allseitig tüchtiger, kluger, edelsinniger und sittenreiner Mann geschildert. Als er 50 Jahre erfüllt, drangen seine Landsleute in ihn, ihr Bischof zu werden. Er gab ihren Wünschen nach, reiste auf den Continent, besuchte erst den Kaiser Heinrich Konrádsson, dem er ein Eisbärenfell als Geschenk mitbrachte, und dann den Papst Victor II., welcher ihn sehr freundlich und ehrenvoll aufnahm und längere Zeit bei sich behielt. Ísleifr erhielt die nöthigen Vollmachten, sich von dem Bischof Adalbert von Bremen zum Bischof für Island weihen zu lassen, und die Weihe fand am 26. Mai 1056 zu Bremen statt. Nach Island zurückgekehrt, richtete Ísleifr sein väterliches Gut in Skálholt zum Bischofssitze her, unterrichtete viele tüchtige Männer, von welchen zwei später Bischöfe wurden, weihte Priester und verwaltete 24 Winter die neu-

gegründete Diöcese. Sein Ansehen war groß, sein Eifer unermüdlich, sein Beispiel musterhaft. Ueber ein halbes Jahrhundert war indes das Volk ohne eine geordnete Seelsorge aufgewachsen. Ueberall zeigte sich noch die alte Lust an wilden Raubzügen, Mord und Plünderung. Man machte sich nichts daraus, mehrere Weiber zu halten. Eine Flut abergläubischer, halbheidnischer Vorstellungen und Gebräuche lebte wieder auf. Während die Hirtenthätigkeit Ísleifs nicht selten auf Widerspruch und Unbotmäßigkeit stieß, lockte die Lust an Abenteuern auch Schwindler nach Island, die sich daselbst als Bischöfe aufzuspielen versuchten und das Volk dadurch gewannen, daß sie eine gelindere Sittenzucht heischten. Mehrere werden mit Namen erwähnt, so Örnólfr, Godiskálkr, drei aus Ermland: Petrus, Abraham und Stephanus. Andere behaupteten, aus Armenien herzukommen. Ísleifr sah sich genöthigt, das Ansehen seines Metropoliten Adalbert von Bremen anzurufen, um dem Unfug ein Ende zu machen.

Als Ísleifr 1080 dem Tode entgegenging, bezeichnete er den Priester Guttorm Finnólfsson als seinen Nachfolger und empfahl dem Volke, ihm mehr Gehorsam zu erweisen, als es ihm gezollt. Der Wunsch des sterbenden Bischofs ward ehrenvoll berücksichtigt, aber nicht erfüllt. Als das Althing bereits Guttorm zum Bischof gewählt hatte, erschien Gizurr, Ísleifs ältester Sohn, vor der Versammlung: da erklärte Guttorm seine eigene Wahl für nichtig, und das Althing erkor einstimmig Gizurr zum Nachfolger seines Vaters. Gizurr war ein tüchtiger, angesehener, allgemein beliebter Mann und insofern geeignet, in die noch immer wirren religiösen Zustände wenigstens etwas bessere Ordnung zu bringen. Er reiste über Deutschland nach Rom. Papst Gregor VII. wies ihn an den Erzbischof Hartwig von Magdeburg, der ihn am 4. September 1082 zum Bischof weihte. Nach Island heimgekehrt, genoß Gizurr nicht bloß das Ansehen eines Bischofs, sondern nahezu auch das eines Königs. Er baute in Skálholt eine schöne Kirche und stattete sie mit entsprechender Pracht aus. Unter ihm begannen die ersten Blüten christlicher Bildung und Wissenschaft sich zu entfalten. Der gelehrte Priester Ari hinn Fródi legte den Grund zu der reichen isländischen Geschichtschreibung. Saemundr hinn Fródi genoß als Gelehrter und Dichter solchen Rufes, daß ihm später die Sammlung der älteren Edda zugeschrieben wurde. Der Gesetzessprecher Markús Steggjason, der für den ausgezeichnetsten Juristen galt, entwarf die Anfänge einer neuen christlichen Gesetzgebung.

Im Verein mit diesen und anderen angesehenen Männern gelang es Bischof Gizurr, die Einführung des Zehnten durchzusetzen und so dem bisher von den Höfdingen abhängigen Clerus eine selbständigere Stellung zu sichern. Bei der vorgenommenen Schätzung zeigte sich, daß ganz Island 3800 unabhängige Männer zählte, 1200 im Nordland, 1000 im Südland, 900 im Westviertel, 700 im Ostviertel. Der Zehnte sollte alle Monate erhoben und in vier Theile getheilt werden: ein Theil für die Kirche, ein Theil für den

Bischof, ein Theil für den Priester, ein Theil für die Armen. Auf den Wunsch der Nordländer willigte Bischof Gizurr ein, daß Nord-Island einen eigenen Bischof zu Hólar erhalten sollte. Von höchster Bedeutung aber war es, daß er sein väterliches Gehöfte zu Skálholt, sowie viele andere Liegenschaften für ewige Zeiten als Dotation des Bisthums stiftete und für diese seine Stiftung die gesetzliche Gewährleistung des Althing erlangte. Erst hierdurch bekam das Bisthum einen auch pecuniär und politisch gesicherten Bestand. Viele der angesehensten Männer des Landes bewarben sich um kirchliche Bildung und wurden Priester. Als Bischof Gizurr, 75 Jahre alt, nach 36jähriger Amtsverwaltung im Jahre 1117 starb, waren nicht bloß alle Grundlagen einer festen kirchlichen Ordnung vorhanden, sondern der Clerus hatte auch schon die geistig bedeutendsten Männer der Insel an seiner Spitze.

Da Island vom Papste anfänglich mit den übrigen nordischen Ländern dem Erzbisthum Bremen-Hamburg zugetheilt worden war, ließen sich die ersten zwei Bischöfe in Deutschland weihen, Ísleifr in Bremen, Gizurr in Magdeburg. Schon der dritte Bischof von Skálholt erhielt indes seine Weihe in Lund, und für die nächste Zeit blieb Island unter diesem Primatialsitze, bis 1154 Throndhjem zur Metropole erhoben und nebst Norwegen auch Island seinen Erzbischöfen unterstellt wurde. Für die weitere Entwicklung des kirchlichen Lebens wirkte schon der Anschluß an Lund sehr förderlich. In Verbindung mit dem Erzbischof Özurr in Lund legten die Bischöfe Thorlákr Runólfsson von Skálholt und Ketill Thorsteinsson von Hólar den Grund eines isländischen „Christenrechtes", d. h. einer ausführlichen kirchlichen und kirchenpolitischen Gesetzgebung. Unter dem vierten Bischof Magnús Einarsson erweiterte sich das Besitzthum der Kirche von Skálholt um viele Liegenschaften, darunter den größern Theil der Westmännerinseln, wo der Bischof, doch ohne Erfolg, ein Kloster zu gründen versuchte; unter dem fünften Bischof Klaengr Thorsteinsson wurde eine für Island glänzende Kathedrale gebaut und feierlich, unter Assistenz eines zweiten Bischofs und eines Abtes, zu Ehren des hl. Petrus eingeweiht. Siebenhundert angesehene Gäste wohnten der Feier bei und erhielten von dem Bischof reichliche Geschenke, die sie alsdann durch neue, großmüthige Gaben und Stiftungen erwiederten.

Die ehrwürdige Ordensfamilie des hl. Benedikt, welche das Civilisationswerk der übrigen germanischen Stämme so glorreich vollzogen hat, daß man einen ansehnlichen Theil mittelalterlicher Geschichte die Benediktinerepoche nennen könnte, sollte auch Island nicht fehlen. Kaum hatte Jón Ögmundarson 1106 als erster Bischof den Stuhl von Hólar bestiegen, so verpflichtete er sich auch durch ein Gelübde, ein Kloster zu stiften. Sein Herzenswunsch stieß auf große Schwierigkeiten, die nothwendigen Stiftungssummen gingen nur sehr langsam ein; sein Eifer und seine Standhaftigkeit siegten

indes schließlich doch, und unter seinem Nachfolger Ketill erhielt die Benediktinerabtei Thingeyrar 1133 ihren ersten Abt und ward für das Land eine unversiegliche Quelle des Segens, des Gebets, des Wissens und wahrer christlicher Bildung. Noch 22 Aebte folgten in ununterbrochener Reihe, bis den letzten 1551 das „reine Evangelium" vertrieb. Im Jahre 1168 ermöglichte der reiche Thorkell Geirisson die Stiftung eines zweiten und größern Stiftes, des Augustinerklosters Thykkviboer oder Thykkvibaer in der Landschaft Álptaver an der Südküste, daher auch oft das Kloster í Veri oder Veraklaustr genannt.

Beide Orden, die Benediktiner und die Augustiner, erweiterten ihre segensreiche Thätigkeit durch Gründung noch anderer Klöster. Die Benediktiner eröffneten 1155 eine zweite Abtei zu Munkathverá am Eyjafjördr, und zwei Frauenklöster, Stadr i Reynisnesi (oder, wie der Ort heute heißt: Reynisstadr) im Nordlande (1295) und Kirkjubaer im Südland (schon 1186). Die Augustiner dagegen gründeten zu ihrem Stifte Thykkviboer noch vier Mannsklöster: eines auf der Insel Flatey an der Westküste (1172), das später (1184) nach Helgafell verlegt wurde, eines auf der Insel Viðey in der Nähe von Reykjavík (1226), eines zu Möðruvellir am Eyjafjördr, unweit von Akureyri (1295), eines zu Skriða im Ostlande (gegen 1500).

Selbst der protestantische Bischof und Geschichtschreiber Finnr Jónsson konnte sich dem Eindruck nicht ganz entziehen, daß die neun Klöster sehr wesentlich zur Hebung des isländischen Geisteslebens beigetragen haben. „Man kann nicht läugnen," sagt er (Hist. mon. Isl. c. I.), „daß die Sitten mancher Ordensleute anfänglich tadellos waren, nur daß sie dem römischen Aberglauben allzu sehr anhingen und damit Geld machten; in den meisten Klöstern blühten die Studien bis zum Jahre 1300 und darüber, sie hatten bisweilen gelehrte Aebte und ziemlich glänzende Bibliotheken."

Der Begründer des Ordenslebens auf Island, Jón Ögmundarson, erster Bischof von Hólar, war schon als Kind mit seinen Eltern nach Dänemark gekommen, hatte später in reiferen Jahren Norwegen, Dänemark und Deutschland durchreist, Rom besucht und war dann über Paris, wo er Saemundr Sigfússon traf, nach seiner Heimat zurückgekehrt. 1105 zum Bischof ernannt, kam er ein zweites Mal nach Rom und ward daselbst von Paschalis II. bestätigt. Er war ein überaus eifriger Seelenhirt, ging streng gegen die Reste heidnischen Aberglaubens und heidnischer Sitten vor, welche sich im Volk erhalten hatten, veränderte die alten heidnischen Namen der Wochentage in gleichgiltige (wie Óðinsdagr in Miðvikudagr = Mittwoch, Thórstag in Fimtudag u. s. w.), erließ strenge Decrete gegen Spott- und Liebesgedichte und schärfte dem Volke eine regelmäßige, tägliche Uebung des Gebetes ein. Wahrer wissenschaftlicher Bildung war er dabei durchaus nicht abhold, begünstigte sie vielmehr in jeder Weise. Unfern seiner Kathedrale errichtete er eine Schule, an welcher Gísli Finnson die Grammatik, sein Beicht-

vater Richinna aber Poesie und Musik lehrte. Aus dieser Schule gingen später viele Bischöfe, Aebte und andere gelehrte Männer hervor.

Vollständig lassen sich die Leistungen der isländischen Klöster nicht mehr überschauen, da zwei Drittel der Arna-Magnäischen Sammlung zu Kopenhagen im vorigen Jahrhundert ein Raub der Flammen wurden, von der geistlichen Literatur muthmaßlich sehr vieles schon zur Zeit der Glaubenstrennung seinen Untergang fand. Die erhaltenen Ueberreste beweisen indes nicht nur die regsamste wissenschaftliche Thätigkeit, sondern sind auch unvergleichlich bedeutender als alles, was die Klöster Norwegens aus dieser Zeit aufzuweisen haben. Daß die Heilige Schrift gelesen und erklärt wurde, wird durch das Zeugniß der Bischofschronik Hungrvaka bestätigt. Uebersetzungen von Vätern und ascetischen Schriftstellern sind noch erhalten. Die lateinischen Classiker dienten als Grundlage des Schulunterrichts, ihre Kenntniß verräth sich auch in den Commentaren zur Edda und Skálda, wie in den Geschichtswerken. Durch den Verkehr mit Europa verpflanzten sich auch geographische und mathematische Kenntnisse in die isländischen Klöster, sowie einige Bekanntschaft mit den Sprachen des Continents. Der Lieblingsgegenstand der isländischen Schriftsteller blieb die einheimische religiöse wie profane Geschichte.

Aus sämmtlichen Mannsklöstern gingen ausgezeichnete Gelehrte und Schriftsteller hervor: Aus dem Benediktinerstift Thingeyrar die Aebte Karl Jónsson und Arngrim, die Mönche Oddr Snorrason, Gunnlaug Leifsson und Árni Laurentiusson; aus dem zweiten Benediktinerstift zu Munkathverá die Aebte Nikolás Bergthórsson, Bergr Skokkasson und Árni Jónsson; aus dem Augustinerkloster Thykkviboer die Bischöfe Thorlákr Thórhallsson und Brandr Jónsson, der Abt Runólfr Sigmundarsson und der Dichter der Lilja, Eystein Ásgrimsson; aus dem Kloster Helgafell der Abt Thorsteinn Böllottr und der Prior Brandr hinn Fródi, aus Videy der geschichtskundige und rechtskundige Prior Styrmir hinn Fródi.

Mit der ernsten Pflege der Wissenschaft und schriftstellerischer Thätigkeit ging aber auch der Unterricht Hand in Hand. Nächst dem Gottesdienst und dem religiösen Leben war das die höchste Ehrensache und die wichtigste Sorge. Die Klöster hielten regelmäßige Schulen, an welchen nicht bloß jüngere Ordensmitglieder sich heranbildeten, sondern auch Studenten, die sich anderen Lebensständen widmen wollten. Von Brandr Jónsson, der 1247 bis 1262 Abt von Thykkviboer war, dann die Leitung des Bisthums Hólar erhielt, wird ganz besonders hervorgehoben, daß er der Klosterschule seine eifrigste Sorge zuwandte. Er war ein trefflicher Kalligraph, in allen Arten von Büchern bewandert und schulte durch seinen Unterricht die ausgezeichnetsten Männer heran: den Bischof Jörundr von Hólar, den Bischof Árni Thorláksson von Skálholt und den Abt Runólfr Sigmundarsson. Ein nicht minder der Wissenschaft ergebener, vielseitig gebildeter Mann war Laurentius Kálfsson, ebenfalls Bischof von Hólar.

„Wäre nur die Religion von dem Sauerteig des Papismus und dem Sittenverderbniß frei gewesen," meint Finnr Jónsson, „so wäre Island nie besser, berühmter und gelehrter gewesen."

Hält man weitere Umschau über die gesammte Blütezeit der isländischen Literatur und deren spätere, wenn auch nicht so glänzende Fortentwicklung bis zur Enthauptung des Bischofs Jón Arason, der nicht bloß der letzte katholische Bischof von Hólar, sondern auch der letzte große Patriot und Dichter des alten Island war, so bleibt wirklich nicht der mindeste Zweifel übrig, daß die gesammte mittelalterliche Geistescultur Islands und damit sein höchster Ruhm nicht zu geringem Theil dem segensreichen Einfluß der katholischen Kirche zugeschrieben werden muß. Sie hat mit den Bisthümern und Klöstern auch die Dom- und Klosterschulen gegründet und jene Gelehrten herangezogen, welche durch freie Privatschulen den geistigen Bildungsstand, wetteifernd mit jenen, über denjenigen Norwegens emporhoben. Alle großen Schriftsteller des alten Island waren entweder Mönche oder Priester oder Cleriker, oder endlich Laien, welche unter der Leitung und im freundschaftlichen Verkehr mit Priestern sich ihre vielseitige Bildung erworben hatten. An der Spitze der glänzenden Reihe steht Bischof Isleifr, der erste Bischof von Skálholt, als der Begründer des kirchlichen Unterrichts — und neben ihm sein ausgezeichneter Schüler Ari der Weise, der Verfasser des Isländerbuchs. Der größte der isländischen Historiker, Snorri Sturluson, wurde in den Jahren 1181 bis 1197 auf dem Hofe von Oddi erzogen, wo die wissenschaftlichen Bestrebungen und Ueberlieferungen des gelehrten Priesters Saemundr Sigfússon des Weisen seit dessen Tod im Jahre 1133 ununterbrochen fortgelebt hatten. Am Schlusse der langen Reihe gelehrter Bischöfe, Aebte, Priester, Mönche, Gesetzessprecher und Höfdinge steht bezeichnend der letzte katholische Skalde Jón Arason, Bischof von Hólar, der Zeit- und Leidensgenosse des Thomas Morus und des Bischofs John Fisher von Rochester.

Aus den Priesterschulen und Klöstern Islands sind aber nicht bloß tüchtige Gelehrte und Schriftsteller, Rechtskenner und Staatsmänner hervorgegangen, sondern auch zahlreiche, durch Tugend, Sittenreinheit und Heiligkeit ausgezeichnete Männer. Unter diesen ragen zwei Bischöfe hervor, welchen man schon während ihres Lebens die Gabe der Wunder zugeschrieben, und welche nach ihrem Tode bis auf die Zeiten der Glaubenstrennung vom Volke als Heilige verehrt wurden: Jón Ögmundarson, der erste Bischof von Hólar, und Thorlák Thorhallsson, der sechste Bischof von Skálholt. In dem 1519 gedruckten Brevier von Throndhjem (Breviarium Nidrosiense) ist dem hl. Thorlák das Kirchengebet gewidmet, welches gewöhnlich an Kirchenväter und Kirchenlehrer gerichtet wird.

Thorlák wurde aus angesehener Familie im Jahre 1133 geboren und erhielt seine Erziehung bei Eyjólfr Saemundarson. Nachdem er schon Diakon und Priester geworden, ging er, um sich noch gründlicher auszubilden, ins

Ausland und studirte noch sechs Jahre erst in Paris, dann in Lincoln. Nach Island zurückgekommen, wirkte er sechs Jahre als Weltpriester, trat aber, als der greise kinderlose Thorkell Geirisson ein Augustinerkloster in Thykkviboer gründen wollte, der Ausführung dieses Planes bei und übernahm 1168 erst als Prior, dann 1172 als Abt die Leitung des neuen Convents. Die Weisheit und Frömmigkeit, welche er in diesem Amte entwickelte, lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn, als Bischof Klaengr von Alter und Krankheit gebrochen war und man auf die Ernennung eines Gehilfen und Nachfolgers sinnen mußte. Einige erhoben zwar wegen seiner Liebe zum Stillschweigen Bedenken wider ihn. Denn noch bevor er ins Kloster trat, hatte er sich vorgenommen, so wenig als möglich das Kloster zu verlassen, die Versammlungen und Gastmähler der Vornehmen zu meiden und ohne zwingenden Grund auch das Althing nicht zu besuchen. Als wegen dieser Liebe zur Zurückgezogenheit seine Klugheit und Beredsamkeit von einigen in Zweifel gezogen ward, erwiederte ihnen der seiner Klugheit wegen angesehene Thorkell: „Es ist wahr, was ihr sagt; dieser Mann strebt mehr, so viel gute Werke als möglich zu thun, als so viel als möglich zu reden." Aus drei Candidaten wurde denn auch Thorlák zum Bischof gewählt. Im Jahre 1177 reiste er nach Norwegen und wurde vom Erzbischof Eystein zu Throndhjem unter Assistenz der Bischöfe von Stavangr und Bergen consecrirt. Ernst und schweigsam, ein Mann des Gebetes und der Selbstverläugnung, strenge gegen sich selbst, mild und voll der Liebe gegen die Armen, der kirchlichen Satzungen wohl kundig, wissenschaftlich hochgebildet und allen seinen Zeitgenossen gewachsen, aber allem weltlichen Treiben durchaus fremd, ein Musterbild priesterlichen Lebens, kam Bischof Thorlák zur richtigen Zeit, um den Clerus an seine erhabene Sendung zu mahnen und das Laienregiment zu bekämpfen, das sich durch die geschichtliche Entwicklung selbst in die isländische Kirche eingeschlichen hatte. Gelang es ihm auch nicht, die obwaltenden Mißstände überall zu beseitigen, so ist er doch seiner Zeit zum leuchtenden Vorbild und Leitstern geworden, hat die kirchliche Freiheit und Selbständigkeit muthig verkündet, standhaft vertheidigt und theilweise auch wieder errungen. Nach langem, mühseligem Kampf wollte er sich im Alter von 60 Jahren wieder in seine geliebte Zelle zurückziehen, als ihn im Januar 1193 unerwartet die letzte Krankheit traf und zur ewigen Ruhe berief. Auf dem Althing im Jahre 1198 wurde feierlich beschlossen, daß er als Heiliger verehrt werden dürfe. Zwei Feste wurden zu seiner Ehre eingesetzt, und als seine Gebeine in feierlicher Procession in die Kathedrale gebracht wurden, strömten Schaaren von Kranken und Nothleidenden herbei, die seine Barmherzigkeit im Leben erfahren hatten und nun von der Fürbitte des Verklärten Heil und Rettung zu erlangen hofften. Seine Verehrung drang über Skandinavien und die britischen Inseln bis nach Constantinopel, wo Kaiser Balduin ihm zu Ehren eine Kirche gebaut haben soll. Eine

förmliche Canonisation durch den Papst fand nicht statt; doch wurde gegen die ihm erwiesene Verehrung auch keine Einsprache erhoben.

Die feindliche Macht, mit welcher Bischof Thorlák hauptsächlich zu ringen hatte, war der Uebermuth und Trotz, die Zügellosigkeit und Herrschsucht der weltlichen Großen. Wiewohl der gesetzlichen Form nach Republik, stand das Land thatsächlich unter dem Einfluß einiger mächtigen Familien, deren Häupter Macht für Recht nahmen und ungestraft thaten, was sie wollten. Der mächtigste Isländer jener Zeit, Jón Loptsson, überließ sich einer Zügellosigkeit, die fast an den deutschen Heinrich IV. erinnert. Wie er kümmerten sich auch andere nicht um die einfachsten Gebote des Sittengesetzes, mischten sich dagegen unaufhörlich in die Rechte und Angelegenheiten der Kirche und erneuerten in ihren Patronatsansprüchen nahezu das heidnische Tempelregiment der alten Goden. Aller Mahnungen des Bischofs spottend, that Loptsson dessen eigener Familie unwürdigste Schmach an, verhöhnte die gegen ihn ergangene Excommunication und bedrohte seinen Oberhirten sogar mit dem Tode. Nur wie durch ein Wunder entging Bischof Thorlák den gegen ihn im Hinterhalt liegenden Mördern.

Nach Bischof Thorláks Tod nahmen die Ausschweifungen und Vergewaltigungen der isländischen Höfdinge immer zu und bewirkten, daß die Republik ihrem Untergang entgegenreifte. Denn wo Ehe und Sitte, Recht und Religion praktisch verachtet wurden, mußte schließlich auch das bürgerliche Gesetz seinen Einfluß verlieren und die Grundpfeiler des Freistaates ins Wanken kommen.

Einen erschütternden Mahnruf, der die Republik vom innern Verfall noch hätte retten können, erhielten die Isländer um diese Zeit (1198) von ihrem höchsten Oberhirten, dem großen Papst Innocenz III. Er wandte sich in zwei Schreiben an Island, im ersten an Episkopat und Clerus der Diöcesen Skálholt und Hólar, und im zweiten an die weltlichen Großen der Insel. Das erste Schreiben hebt also an:

„Obwohl Eure Insel durch weite Länderstrecken von Rom getrennt ist, so dürft Ihr nicht glauben, daß Ihr außer dem Bereiche Unserer apostolischen Fürsorge stehet. Denn durch die Pflicht des Apostolats sind Wir, dem Apostel gemäß, den Weisen und den Thörichten zu Schuldnern geworden, und indem Wir Unsere Hirtensorge den Nahestehenden zuwenden, dehnen Wir sie auch auf die Abwesenden aus, die Wir, abwesend dem Leibe nach, gegenwärtig dem Geiste nach, in Unserer Liebe umarmen. Wir haben fürwahr den Abt Erland, Ueberbringer des Gegenwärtigen, den Ihr zu Uns gesandt, als einen Mann von gutem Ruf, mit väterlichem Wohlwollen aufgenommen. Mit Siegel versehene Briefe hat er Uns keine überbracht; wie er versichert, hat er dieselben im Meeressturm verloren. Wie Wir also mündlich aus seinen Berichten vernommen, sind in Euern Landen Sitten und Gewohnheiten aufgekommen, die mit allem Fleiß aus dem Acker des Herrn

ausgerottet werden müssen, damit nicht der evangelische Same durch Dornen und Unkraut erstickt werde. Unter diesen glauben Wir zu Eurer Warnung die folgenden beispielsweise hervorheben zu müssen, damit Ihr durch dieselben die übrigen Hauptlaster zu meiden strebt, durch welche der Zorn Gottes über die Söhne des Mißtrauens kömmt, welche statt des Safran den Koth umarmen und die Finsterniß mehr lieben als das Licht."

Das erste, was der Papst rügt, ist die in weiten Kreisen herrschende Unbotmäßigkeit. Von diesen gegen die göttliche Anordnung sich Auflehnenden sagt er: „Entweder sind sie mächtig und vertheidigen ihre Sünden mit ihrer eigenen Verwegenheit, indem sie nicht beachten, was geschrieben steht: ‚Die Gewaltigen werden gewaltige Qualen zu erleiden haben' (Weish. 6, 7), und: ‚Die Gewaltigen entsetzte er von ihrem Throne.' Oder sie sind niedriger stehend, und um leichter sündigen zu können, stellen sie sich in den Schutz der Mächtigen, indem sie ihre Herzen abwenden zu Worten der Bosheit, um Entschuldigungen vorzuwenden ob der Sünde. Was sollen Wir sagen von den Morden, den Brandstiftungen und den Ausschweifungen? . . Wenn Wir alles einzelne bis aufs letzte verfolgen wollten, was infolge der Sünden unter Euch häufig vorkommen soll, so würde Unser Brief ins Unermeßliche anschwellen und den Lesenden und Hörenden Ekel bereiten."

Der Papst war wohl berichtet. Die Punkte, welche er berührt, waren die Grundschäden der Republik. Uebermuth der Mächtigen, feige und eigennützige Parteigängerei der Niederen, Mord, Brandstiftung und Unsittlichkeit waren an der Tagesordnung. Sie gehörten zur Signatur der Zeit. Kein Isländer hat sie so treffend und bündig zusammengefaßt wie Innocenz. Lediglich dem Einfluß der Kirche ist es zu danken, daß Religion, Gesittung und Bildung nicht völlig Schiffbruch litten, daß viel Gutes erhalten blieb, ja sogar neu gepflanzt und gefördert wurde.

Leider verhallte der Mahnruf des Papstes bei vielen ungehört. Mancher der kleinen isländischen Häuptlinge däuchte sich ein größerer Herr zu sein, als das Oberhaupt der christlichen Völkerfamilie. Die Unordnung wüthete weiter und entfaltete sich in der sogenannten Sturlungerzeit (1200—1260) zu einer bisweilen grauenvollen Verwilderung.

Ein ausführliches Bild dieser Schreckenszeit ist uns in der Sturlunga-Saga erhalten. Eine Blut- und Gewaltthat drängte die andere. Ungeheuerliche Mordbrennereien wurden für Heldenthaten angesehen. Alle Bande der Freundschaft und Verwandtschaft wurden durch unerhörte Frevel entehrt. Auch ein Theil des Clerus wurde mit in das Sittenverderbniß hineingerissen. Bischöfe, Aebte und Priester sahen sich genöthigt, in der allgemeinen Herrschaft des Faustrechts mit dem Schwert in der Hand sich ihres Lebens zu erwehren. Nachdem sich die Häupter der großen Familien Jahrzehnte lang in unseligem Parteikampf zerfleischt, alle göttlichen und menschlichen Rechte mit Füßen getreten und den alten Ruhm der Republik durch die schmäh-

lichsten Greuel entwürdigt hatten, gaben sie endlich selbst ihre Unabhängigkeit preis, stürzten ihre alte Verfassung und unterwarfen die Insel in den Jahren 1262—1264 der Oberherrlichkeit der norwegischen Krone.

In religiöser Hinsicht kann der Sturz der Republik kaum als ein großes Unheil betrachtet werden. Auf die altheidnische Tempelgemeinde gegründet, von den mächtigen Familien in eigennütziger Weise ausgebeutet, war die alte Verfassung für die freie kirchliche Entwicklung gar oft ein Hemmschuh gewesen. In alles mischten sich die Laien; alle wichtigen Verfügungen mußten dem Althing vorgelegt werden; diese merkwürdige Landsgemeinde wählte die Bischöfe, richtete über Priester und nahm sogar Heiligsprechungen vor. Erst durch den Untergang des Freistaates gelangte die Kirche endlich zu der ihr gebührenden Selbständigkeit, Bischöfe und Klöster zu freier Selbstverwaltung, der Clerus zu pecuniärer Unabhängigkeit, das religiös-kirchliche Leben zu seiner vollen Entfaltung.

In der schwierigen Uebergangsperiode erwies sich Árni Thorláksson, Bischof von Skálholt (1267—1298), nicht nur als einen eifrigen und thatkräftigen Vorkämpfer der kirchlichen Rechte, sondern auch als einen treuen und liebevollen Sohn seines Heimatlandes. Den Vornehmen, welche auch jetzt noch von ihrem alten Patronatsrechte soviel als möglich zu behaupten suchten, trat er energisch gegenüber; ebenso freundlich und väterlich nahm er sich aber des Volkes an und ward von diesem deshalb als ein echter Volksmann verehrt. In Privatstreitigkeiten zwischen Laien und Clerikern war er durchaus nicht parteiisch für letztere; den Einfluß, welchen er aber dadurch bei den Laien erlangte, machte er unbeugsam geltend, wenn sie den kirchlichen Satzungen nahezutreten wagten. Das neue isländische Christenrecht, dessen Abfassung er 1272 vollendet hatte, wurde 1275 angenommen. Von seiner Zeit an treten die Bischöfe als die einflußreichsten Männer in den Vordergrund der isländischen Geschichte, die sich nach der Sturm- und Drangperiode des vorausgehenden Jahrhunderts nunmehr etwas ruhiger entwickelt.

An allerlei Kämpfen fehlte es allerdings auch in dieser Folgezeit nicht. Oefters regte sich Opposition und Unzufriedenheit gegen die Abgesandten, Statthalter und Verfügungen der norwegischen Herrscher. Doch führte keiner dieser Kämpfe mehr ein solches Chaos herbei, wie es die Sturlungerzeit angerichtet hatte. Durch regelmäßige Verbindung mit dem Metropolitansitz zu Throndhjem und den übrigen Bisthümern Norwegens kam Island jetzt in lebendigern Verkehr mit der übrigen katholischen Welt. Seine Bischöfe betheiligten sich an norwegischen Nationalconcilen und Synoden, der Metropolit erließ Verfügungen und Anordnungen an sie und sandte Visitatoren. Die kirchliche Gesetzgebung erweiterte sich organisch nach der Norm des canonischen Rechts, die kirchliche Zucht wurde mit mehr Ordnung und Strenge gehandhabt. Zeitweilig bestiegen jetzt auch Norweger die isländischen Bischofsstühle,

und die aus dem Lande selbst gebürtigen Prälaten nahmen mehr Antheil an dem Leben und an den Schicksalen der gesammten Christenheit.

Wenn von protestantischen Geschichtschreibern der Niedergang Islands schon in diese Zeit versetzt wird, so muß hierbei das religiöse Moment wohl von dem politischen unterschieden werden. Politisch mußte Island natürlich sehr dadurch verlieren, daß es von einem selbständigen Gemeinwesen zu einem abhängigen Kronland Norwegens herabsank. Wurde es auch im allgemeinen von den norwegischen Königen noch erträglich milde behandelt, so kam es doch schon im 14. Jahrhundert vor, daß die Einkünfte für bestimmte Frist an einen Statthalter verpachtet wurden. Dazu wurde der bisher freie Handel beschränkt. Ohne königliche Bewilligung durfte niemand nach Island Handel treiben, die Bewilligung war an lästige Bedingungen geknüpft und Bergen der einzige Stapelplatz für die isländischen Waaren. Hierdurch mußte Wohlstand und Unternehmungsgeist nothwendig einen harten Schlag erleiden. An den durchaus verfehlten politischen Maßregeln der Könige war jedoch die Kirche völlig unschuldig, und das Gegengewicht, das sie der königlichen Macht bot, hat unzweifelhaft beigetragen, die Folgen derselben bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts weniger empfindlich zu machen.

Daß Literatur, Geschichte und Poesie im 14. und 15. Jahrhundert von der Höhe und Fülle der erreichten Glanzperiode wieder herabsanken, ist begreiflich genug, und auch hier kann der Kirche keine Schuld beigemessen werden. Bei keinem Volk dauert die Blütezeit der Literatur ganze Jahrhunderte hindurch. Auf Island hatte sich sowohl die wilde, ungezügelte Jugendkraft ausgetobt, aus welcher jene Dichtungen hervorgegangen waren, als auch der Stoff erschöpft, welchen die ersten Jahrhunderte, die Zeiten der Ansiedlung, der Bekehrung und des republikanischen Staatslebens geboten hatten. Das Interesse für Wissenschaft und Dichtung war aber damit keineswegs erloschen. Man sammelte die Reichthümer der Vergangenheit. Ausländische Literatur wurde übersetzt und bearbeitet. Die Geschichtschreibung wurde weitergeführt, wenn auch nicht mit dem glänzenden Geschick der früheren Historiker. Vor allem aber wandte sich die Poesie, wie das übrige Geistesleben, jetzt dem Religiösen zu und suchte hier Stoff zu neuer Thätigkeit.

An Stelle der alten Göttersagen drangen jetzt die christliche Offenbarung, die Anbetung Christi, die Verehrung seiner gebenedeiten Mutter, die Andacht zu den Heiligen und Engeln, der Empfang der heiligen Sacramente, der Gebrauch der Sacramentalien, die Uebungen christlicher Frömmigkeit, Buße und Mildthätigkeit tiefer in das Leben des Volkes ein. Anstatt der abenteuerlichen Geschichten wurden jetzt die heiligen Schriften, Homilien der Kirchenväter, Leben der Heiligen, geistliche Erbauungsbücher in die Landessprache übersetzt und gelesen. Die Literatur ward frömmer. An die Formen der Edda anlehnend, dann freier sich bewegend, erstand eine religiöse Poesie, welche tief und mächtig in den Schatz der Offenbarung hineingriff und die

Reichthümer kirchlicher Hymnologie in die Volkssprache umsetzte. Wie in anderen Ländern war es besonders die Gottesmutter und Jungfrau Maria, welche, in zahlreichen Liedern gefeiert, die Patronin der christlichen Dichtkunst wurde. Gebete, Sprüche, Gesänge voll der innigsten Frömmigkeit heiligten das alltägliche Leben des Volkes. Der Gottesdienst ward mit Pracht gefeiert, Kirchen und Klöster immer reicher ausgestattet. Christliche Sculptur und Malerei drang ins Land, Gesang und Musik verherrlichten die Feste, prächtige Festgottesdienste, Processionen und Wallfahrten drückten dem öffentlichen Volksleben das Gepräge religiöser Weihe auf. Mächtige Volksschaaren strömten alljährlich zu dem wunderthätigen Kreuz von Kaldarnes in der Árnes-Sýsla, ganze Züge von Männern, Weibern und Kindern ritten zu dem Gnadenbilde Unserer Lieben Frau von Hofstaðr am Skagafjörðr. Gelübde und Weihgeschenke, Stiftungen und Vergabungen bekunden die Glaubensinnigkeit des Volkes.

Das Nordische Museum in Kopenhagen bewahrt noch manche Andenken an die kirchlich-religiöse Kunst, die einst bis nach Island gedrungen war: so eine Mitra und ein Meßgewand aus Skálholt, zwei emaillirte Einbände von Büchern, deren einer Christus am Kreuze, der andere Christus als König zeigt, ein prachtvolles Meßgewand, mit 520 echten Perlen geziert, dessen Stickereien Mariä Verkündigung, Mariä Heimsuchung, Christi Geburt, Epiphania, Christi Auferstehung und die Herabkunft des Heiligen Geistes darstellen, u. s. w. Leider gelang es mir nicht, von einem dieser religiösen Kunstgegenstände eine Nachbildung zu erhalten, wohl aber ein Bild der Kirchenthüre von Valþjófsstaðir (Norður-Múla-Sýsla), welche sich ebenfalls in dem genannten Museum zu Kopenhagen befindet und welche nach dem Urtheile dänischer Alterthumsforscher aus der Zeit von 1200 bis 1225 herstammt. Der Eisenring daran ist mit Silber eingelegt. Das Holzwerk aber ist eine der schönsten Proben altskandinavischer Holzschnitzerei. Von den zwei kreisrunden Medaillons ist das untere ein phantastisches Ornament, das von den verschlungenen Leibern und Köpfen von vier Drachen gebildet wird, bekanntlich eines der beliebtesten Motive nordischer Ornamentik. Das andere, höhere Medaillon ist wieder in zwei Felder getheilt. In dem obern sieht man einen Ritter zu Pferd mit seinem Jagdfalken, links von einem Löwen gefolgt, während rechts an einer Hütte ein todter Löwe liegt. In dem untern durchbohrt derselbe Ritter einen gewaltigen Drachen, während links der Löwe flieht. Der dänische Forscher Sv. Grundtvig verwies zur Erklärung desselben auf die isländische Dietrichsage (Vilkina Saga oder Þiðriks af Bern Saga), von der es heißt: „Diese Sage ist zusammengesetzt nach der Sage deutscher Männer, aber zum Theil auch aus den Gesängen, welche zur Ergötzung reicher Männer dienen, und vormals wurden von denselben die Geschichten verfaßt, welche in dieser Sage erzählt werden.“ Der Archäologe Stephens versuchte die Runeninschrift zu entziffern, welche in

Hölzerne Kirchenthüre aus Island. (Im Museum zu Kopenhagen.)

Digitized by Google

der obern Darstellung unter dem todten Löwen steht. Er las resp. ergänzte sie folgendermaßen:

(ᛋᛁᛅ : ᛡᛁᚿ)ᚱᛁᚴᛁᛅᚴᚮᚿᚮᚿᚴ : ᛡᛂᚱ : ᚴᚱᛅᚠᛁᚿ :

ᛂᚱᚢᛅᛑᚱ ᛅ ᚴᚦᛅᛘ :

Sé enn ríkja Konong hér grafin, er vá dreka þenna.
Sieh den mächtigen König hier begraben, der bezwang Drachen diesen.

Costüm und Stil erinnerten Stephens an die englischen Teppiche zu Bayeux; von der Vilkina-Saga aber weicht die Darstellung darin ab, daß in der Saga der König zu Fuße kämpft und auch die jungen Drachen tödtet, während er hier zu Pferde sitzt und die kleinen Drachen fehlen. Auch Hartmanns Iwein steigt vom Pferde, da er den Löwen mit dem Drachen ringen sieht:

doch tet er als ein frumer man,
er erbeizte und lief den wurm an
und sluoc in harte schiere tôt
und half dem lewen ûz der nôt. (VI, 3861—3864.)

Als Ivents-Saga ist dieser Theil der Artussage auch ins Isländische übergegangen, und so ist wohl kaum ein Zweifel, daß die zwei Darstellungen den „Ritter mit dem Löwen" bedeuten, wie ihn Chrestien de Troyes († 1195) und Hartmann (um das Jahr 1200) in ihren Dichtungen gefeiert haben. Im Walde dahinreitend, begegnet er einem Löwen, der mit einem Drachen kämpft. Schon droht der Löwe zu erliegen, da erlegt der Ritter das geflügelte Ungethüm. Dankbar folgt nun der Löwe dem Ritter, begleitet ihn bei Tage, bewacht ihn bei Nacht, versorgt ihn mit Speise, errettet ihn aus Gefahr, und nachdem der Ritter gestorben, endet auch er an seines Herrn Grab. Es mag bloßer Zufall gewesen sein, daß eine solche Darstellung gerade auf eine Kirchenthüre kam; doch scheint mir eine schöne allegorische Deutung dabei nicht ausgeschlossen. Christus wird noch in der spätern mittelalterlichen Dichtung Islands (wie in der Lilja) als mächtiger Kämpfer aufgefaßt, der mit dem Drachen ringt und ihn erlegt. Ihm aber entreißt er zugleich den Löwen, den er mit dem Tode bedrohte, d. h. die Menschheit, die er schon mit den Ringen seines Schweifes umklammert hatte und beinahe ins ewige Verderben riß. Die Epoche, welcher die merkwürdige Arbeit zugewiesen wird, ist gerade jene Zeit, in welcher die Licht- und Schattenseiten des Mittelalters sich am grellsten nebeneinander zeigten.

Daß auch jetzt die alten Leidenschaften sich noch regten: ungezügelte Sinnlichkeit, Wildheit, Unbotmäßigkeit, Rauflust, bezeugen zahlreiche bischöfliche Erlasse, Diöcesanstatuten, Bußbücher und andere Urkunden. Aber es wurde dagegen angekämpft und die drohenden Mißstände durch die Sorge

der Oberhirten, den Eifer guter Priester und das Beispiel der Klöster wenn nicht beseitigt, so doch theilweise gehoben und gemildert, das Gute gepflegt und belohnt, das Böse gerügt und gestraft, das ganze Leben religiös geheiligt.

Als Ausdruck des frommen Geistes und zugleich als Zeichen des Wohlstandes, der noch im spätern Mittelalter auf Island herrschte, mag hier das Testament eines isländischen Grundbesitzers aus dem Jahre 1382 folgen:

„Ich, Einar Eiríksson, mache mein Testament wie folgt: Die Ruhestatt für meinen Leib kiese ich bei St. Ólafs Kirche in Vatnsfjördr und geb ihr meine Liegenschaften zu Hálshús, Vagós, Miðhús und die Hälfte von Eyri in Mjóifjördr, sowie von den Walfischeinkünften am Fljót (Flußmündung), soweit sie nachweislich im Besitze meines Vaters standen, und dazu einen vergoldeten Kelch, zwei Mark werth. Der Mann, der die Kirchengüter verwaltet, soll jeweilen an meinem Jahrzeitstag den Armen für ein Hundert (d. h. den Werth einer Milchkuh oder von sechs Mutterschafen mit ihren Lämmern) zu essen geben und eine Seelenmesse für mich lesen lassen. Der Kirche des hl. Laurenz in Grund geb' ich fünf Hunderte, der Kirche in Hrafnagil zwei Hunderte, dem Kloster in Munkathverá zwei Hunderte, der Kathedrale zu Hólar fünf Hunderte, dem Kloster in Reynisstaðr ein Hundert, dem Kloster in Thingeyrar zwei Hunderte, dem Kloster in Kirkjubaer drei Hunderte, dem Kloster in Helgafell ein Hundert, der Kirche in Gufudalr ein Hundert, der Kirche zu Staðr in Steingrímsfjördr ein Hundert, der Kirche in Skálholt zehn Hunderte, der Kirche in Árnes zwei Hunderte, der Kirche in Aðalvikr ein Sechstel des Walfischrechts in Höfn, der Kirche in Grunnavikr ein Viertel des Walfischrechts in Hlöduvik, der Kirche zu Snaefells drei Hunderte, der Kirche zu Kirkjuból in Lángadalr ein Hundert, der Kirche zu Augre ein Hundert, der Kirche zu Eyri im Skutilsfjördr ein Hundert, der Kirche zu Hól ein Hundert, der Kirche zu Staðr im Súgandafjördr ein Hundert, der Kirche zu Holt im Önundarfjördr ein Zwölftel des Strandrechtes in Sigluvikr, das Landgut in Draungar; zwei Theile des Strandrechtes soll aber mein Sohn Björn zu eigen behalten, und soll er dafür und für das übrige, was ich ihm gegeben habe, einen mir verwandten armen Mann unterhalten. Dem Priester, der mich zu Grabe singt (mik syngr til moldar) geb ich zwei Hunderte, den Priestern für Seelenmessen zehn Hunderte. Herr Indriði Kópi soll davon zwei Hunderte bekommen. Den armen Leuten soll für fünf Hunderte zu essen gegeben werden in sieben Nächten von meinem Hingang an gerechnet. Den armen Verwandten gebe ich zwanzig Hunderte, davon soll Valgerðr, des Nikulá's Tochter, fünf Hunderte bekommen, ihre Schwester Cäcilia drei Hunderte, Íngigerðr zwei Hunderte; wenn nicht Brigith, ihre Mutter, meine Erbschaft antritt, dann sollen sie es denjenigen meiner Verwandten überlassen, die es am meisten bedürfen."

So dachte der einfache Mann vom Volke in tiefem Glauben nicht bloß an seine eigene Seelenruhe im Tode, an das Wohl seiner Kinder und be-

dürftigen Verwandten, sondern auch an die Armen überhaupt, in welchen er die Person Jesu Christi verehrte, an den Dienst und an die Verherrlichung Gottes, an die Klöster des Landes und an beinahe 20 Kirchen an verschiedenen Punkten des Landes. Die kleinlich-engherzige Anhänglichkeit an die Scholle des nächstliegenden Besitzes war überwunden; echt katholische Liebe und Freigebigkeit hatte das Herz erweitert und die werkthätige Vaterlandsliebe in eine höhere Sphäre emporgehoben.

Die Kirche, durch welche dieser Geist ins Volk gedrungen, entsprach ihm auch ihrerseits durch Uebung barmherziger Liebe nach besten Kräften. Mißwachs und Hungersnoth, Erdbeben und verheerende Vulkanausbrüche, Pest und allgemeines Siechthum vermochten damals weder den Wohlstand des Landes zu vernichten, noch die Spannkraft des Volkes zu lähmen; es erholte sich aus all diesen Prüfungen immer wieder zu neuem Leben, kämpfte und arbeitete gottvertrauend weiter und bethätigte sich in Werken der Charitas, bis die herzlosen Verkünder des neuen Evangeliums die Klöster zerstörten, die Kirchen zu Staatsgut machten und das aus den Vermächtnissen so vieler Jahrhunderte zusammengeflossene lebendige Volksgut der Kirche in die todte Hand weltlicher Machthaber überlieferten. Da erst beginnt für die Insel die Zeit des wirklichen Niedergangs und eines furchtbaren Todeskampfes.

In der katholischen Zeit bewahrte das Volk nicht nur Muth und Kraft, ungerechte Angriffe von Fremden kühn und mannhaft abzuwehren, die furchtbarsten Heimsuchungen standhaft zu ertragen und ihre Folgen zu überwinden, es besaß noch seinen alten Frohmuth, seinen vollen Unternehmungsgeist, seine Wanderlust. Isländer machten die Kreuzzüge mit, Isländer handelten an den norwegischen, deutschen und englischen Küsten, Isländer wallfahrteten nach Rom und Jerusalem.

Erhalten ist noch unter dem Titel „Leidarvísir og Borgaskipan" (Wegweiser und Städteverzeichniß) der Bericht über die Pilgerfahrt, welche einer der gelehrtesten Aebte Islands, der Abt Nikolás Saemundarson von Thingeyrar, um das Jahr 1151 nach dem Gelobten Lande antrat. Er läßt die Pilger von Island aus in Alasund (Aalborg) aussteigen, wo die Isländer auf ihren Reisen nach dem Festland gewöhnlich zu landen pflegten, und von da aus zu Lande weiter nach Meginzoborg (Mainz) reisen, bemerkt aber, daß man oft bis Trektar (Utrecht) segelte und von da über Deventar nach Kölnisborg zog. Als Stationen des Landweges von Aalborg aus gibt er an: Vebjarga (Viborg), Heidabaejar (Heydaby), Aegisdarey (Eideren), wohin er die Grenze zwischen Dänemark und Saxland (Deutschland) verlegt. Dann folgt Heitsinnabaejar (Itzehoe) und Stöduborg (Stade), woselbst man über den Saxelfr (die Elbe) setzt. Da theilen sich die Wege. Ein näherer führt über Ferduborg (Werden), Nyjoborg (Nienborg), Mundiuborg (Minden) und Pöddubrunnir (Paderborn); ein weiterer über Horsafellz (Harsefeld), Valsoborg (Walsrode), Hanabrunnir (Hannover), Hildesheim, Fridlar (Fritzlar).

„In der Nähe von Mainz liegt“, nach Abt Nikolás, „die Gnitaheiðr, die Räuberhöhle, wo der Vatermörder Fáfnir, nachdem er in eine Schlange umgeschaffen worden war, die Schätze bewachte, die er seinem Vater geraubt hatte, und wo er später von Sigurðr Fáfnisbani getödtet wurde.“

Von Mainz, wo sich immer eine größere Anzahl von Pilgern zu sammeln pflegte, ging es dann den Rhein aufwärts nach Spiro (Speyer), Selisborg (Selz), Stransborg (Straßburg), Boslarborg (Basel), von wo viele Pilger nach Reichenau am Bodensee zogen. Andere reisten weiter nach Solatra (Solothurn), Vifilsburg (Avenches), Fivizuborg (Vevay) am Genfer See, der Marteinsvatn (St.-Martins-See) genannt wurde, und nach Mauriciusborg (St. Maurice), „wo der Martyrer mit seinem ganzen Heere, in allem sechstausend sechshundert und sechsundsechzig Mann, begraben sind“. Die Alpen Mundiufjall wurden am Mont Giu (Mont Joux) überschritten.

Wie in Deutschland, so erhalten auch in Italien und im Orient alle Ortsnamen ein nordisches, uns fremdartig anmuthendes Gepräge; man staunt aber über die genaue Kenntniß, welche diese Wanderer aus dem höchsten Norden über Mitteleuropa wie über die Länder des Mittelmeers bis hinüber zum Rothen Meer (Raudahaf) besaßen. Am einläßlichsten verweilt Abt Nikolás natürlich bei den Kirchen und Heiligthümern von Rómaborg (Rom) und bei den ehrwürdigen Stätten des Gelobten Landes, vorab Jórsalaborg oder Jórsalir (Jerusalem).

Die Pilgerfahrt dauerte drei Jahre. Denn erst 1154 kehrte Nikolás wieder in die heimatliche Insel zurück, wo er vier Jahre später starb. „Er war“, so sagt der Fortsetzer seiner Reisechronik, „ein gelehrter und berühmter Mann, mit einem außerordentlichen Gedächtniß begabt, reich an Kenntnissen, Lebensweisheit und Wahrheitsliebe.“

Ein charakteristisches Bild, wie sich der frühere Volksgeist noch im spätern Mittelalter bethätigte, gibt das Leben des Björn Einarsson, des Jerusalem-Fahrers, dessen eigene Reiseberichte leider in den Reformationszeiten spurlos verschwunden sind. Sein Vater, ein Norweger von Geburt, aber auf Island ansässig, ertrank mit allen seinen Leuten 1383 bei einem Sturm. Seine Mutter hieß beim Volke nur die Helga von Grund. Schon als Jüngling begleitete er 1379 den Bischof Oddgeir auf einer Reise nach Norwegen und wanderte selbst weiter bis Rom. Auf einer zweiten Wanderschaft wurde er 1385 nach Grönland verschlagen und gefiel den Leuten daselbst so gut, daß sie ihm aus freien Stücken die Einkünfte der Eiriksfjardarsyssel zu seinem Unterhalt zuwiesen. Während er dort weilte, wurde ein ungeheurer Walfisch (Steypireyðr) ans Land getrieben, in welchem die Harpune eines Isländers, des Ólafr von Andey, steckte. Die Grönländer wiesen Björn den Fang zu; er nahm ihn an, erstattete jedoch, als er zwei Jahre später nach Island zurückkehrte, dem Ólafr ein Viertel des Werthes, wie er ihm von Rechts wegen zukam. Den grönländischen Bischofsstuhl

fand er damals verwaist, da der Bischof Alfr 1378 gestorben war, sein Nachfolger erst 1389 geweiht wurde. Er traf aber zwei Klöster daselbst, eines für Mönche und eines für Nonnen. Mit seiner Frau und drei angesehenen anderen Isländern unternahm Björn 1388 eine dritte Reise durch Dänemark, Deutschland und Italien bis Rom und kehrte erst 1391 wieder wohlbehalten in die Heimat zurück. Hier wurde er mit Thórdr Sigmundarsson in Parteihändel verwickelt, welche sich durch Beitritt anderer zu einer blutigen Fehde gestalteten. Nachdem es Vigfús Ivarsson und Thorstein Eyjólfsson gelungen war, eine Versöhnung herbeizuführen, verheiratete Björn 1405 seine Tochter Christine, im Volksmund später als die „Vatnsfjördr-Kristin" bekannt, mit Thorleifr Árnason, machte sein Testament und ging dann mit Vilchin, dem Bischof von Skálholt, dem Lögmadr Narfi und dem Mönch Jón Hallfredsson zum viertenmal auf Reisen, diesmal infolge eines Gelübdes, das er dem hl. Jakob zu Compostella gethan hatte. Dem Bischof, der in Norwegen starb, hielt er feierliche Exequien und reiste mit seiner Frau Solveig dann weiter nach Rom und über Venedig ins Gelobte Land. Von Palästina ging er nach Spanien und löste sein Gelübde in Compostella, dann pilgerte er weiter über Frankreich und Flandern nach England, um auch dem hl. Thomas von Canterbury seine Huldigung darzubringen. Ueber Norwegen kam er auf die Shetlandsinseln, wo er von 1410—1411 überwinterte. Die letzten Jahre seines Lebens brachte er auf Island zu. Er starb 1415 am Hvalfjördr (an der Westküste) und wurde zu Skálholt begraben. Wie die Höfdinge der alten Zeit, führte er auf seinen vielen Wanderfahrten einen Skalden mit sich und schrieb selbst eine Reisechronik. Doch gingen sowohl die Dichtungen seines Poeten als seine eigenen Aufzeichnungen über Grönland und andere Länder verloren. Nur einige Hauptnachrichten erhielten sich durch das Zeugniß anderer und zeigen, daß das kirchliche Leben dem tüchtigen und unternehmenden Volkscharakter wie dem Volkswohlstand durchaus nichts entzogen hatte.

Wie in anderen Ländern, so hat das kirchliche Leben während des Mittelalters auch auf Island seine bewegten, trüben und stürmischen Tage gehabt. Die kirchenpolitischen Kämpfe des Stammlandes Norwegen machten ihre Einwirkungen bis in die ferne Insel geltend. Der kirchliche Zehnten und andere Rechte der Kirche wurden wiederholt zum Gegenstand langwieriger und verwickelter Streitigkeiten. An mancherlei Schwächen, Mißhelligkeiten, Mißbräuchen fehlte es auch im Clerus nie. Eine Periode schwerer Heimsuchung begann mit dem Ende des 14. Jahrhunderts. Viehseuche, Hungersnoth und Pest verheerten mehrere Jahrzehnte hindurch fast das ganze Land. In den Jahren 1403 und 1404 raffte die Sterblichkeit den größten Theil des Clerus dahin. In der Diöcese Skálholt blieben außer dem Bischof nur 50 Geistliche am Leben. Der Clerus von Hólar sank auf 6 Priester, 3 Diakonen und einen Mönch herab. Durch die Kalmarer Union (17. Juni

1397) war die Insel unterdessen unter dänische Oberherrlichkeit gelangt, und die steten Wirren in Skandinavien, wie das große Schisma, richteten auch in Island vielfache Unordnung an und bedrohten das religiöse Leben mit den ernstesten Gefahren. Beide Bischofsstühle blieben wiederholt jahrelang unbesetzt, oder die ernannten Bischöfe hielten sich im Ausland auf. So wurde es möglich, daß sich 1430 der Abenteurer Jón Gerreksson des Bischofssitzes von Skálholt bemächtigen konnte, der Hirtenstab von Hólar einige Zeit in die Hände von Engländern kam, welche durch Begünstigung ihrer handeltreibenden Landsleute die Interessen der Einwohner schädigten und deren Unwillen hervorriefen (1427—1435).

Selbst in diesen düsteren Zeitläuften bewahrte indes der Eifer und die Sorgfalt tüchtiger Bisthumsverwalter das kirchliche Leben vor gänzlichem Verfall. Schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts erhob sich dasselbe wieder zu erfreulicher Blüte, und wenn auch 1494 die Pest abermals den Clerus der Diöcese Hólar bis auf 26 Priester dahinraffte, so vermochte sich das Bisthum doch auch von diesem Schlage bald wieder zu erholen.

Sieht man von diesen verhältnißmäßig kurzen Perioden der Verwirrung und zeitweiligen Verfalles ab, so gewährt die Geschichte der isländischen Kirche im allgemeinen ein recht erfreuliches Bild. Bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts hatten die zwei Diöcesen durchweg eifrige, treue und wachsame Oberhirten.

Von den Bischöfen von Hólar haben sich Brandr Jónsson (1263 und 1264), Jörundr Thorsteinsson (1267—1313), Laurentius Kálfsson (1323 bis 1330), Egill Eyjólfsson (1331—1341) die höchsten Verdienste um Wissenschaft und Bildung erworben. Der dem ganzen Volke wegen seiner Frömmigkeit und Sittenstrenge verehrungswürdige Audunn Thorbergson (1313 bis 1321), persönlicher Freund des Königs Hákon Magnússon von Norwegen, war ein trefflicher Bauherr, Sänger, Förderer der Kunst; er führte zuerst den Gebrauch von Oefen ein. Mehrere der nächsten Bischöfe gingen aus Klöstern hervor und bemühten sich ernstlich, die Ordenszucht zu heben. Jón Skalli Eiríksson (1358—1391), ursprünglich Abt in Norwegen, dann zum Bischof für Grönland bestimmt, ging 1356 nach Rom, vertauschte dann den Sitz von Gardar mit jenem von Hólar und kehrte 1358 nach Island zurück, wo er sich durch bessere Regelung der bischöflichen Güterverwaltung verdient machte. Im Jahre 1369 war er wieder in Rom und wurde dort abermals als Bischof bestätigt: er führte 1375 das Fest Mariä Empfängniß auf Island ein. Unter den Bischöfen des folgenden Jahrhunderts ragt Gottskálk Gottskálksson hervor (1442—1457), ein Norweger von vornehmer Abkunft, der 1448 auch die Diöcese Skálholt visitirte, 1450 eine Provinzialsynode abhielt und sich die Einsammlung des Peterspfennigs sehr angelegen sein ließ; Papst Nicolaus V. bat ihn brieflich, ihm einen tauglichen Candidaten für das Bisthum Gardar vorzuschlagen, das dann auch in den nächsten Jahren wieder besetzt wurde.

Durch die Bischöfe Árni Thorláksson (1269—1298) und Árni Helgason (1304—1320) von Skálholt erhielt Island nach Beseitigung vielfacher Schwierigkeiten ein „neues Christenrecht", d. h. eine eingehende kirchliche und kirchenpolitische Verfassung, welche dem neuen Verhältniß zu Norwegen Rechnung trug. Der folgende Bischof Jón Halldórsson (1322—1339), ein gelehrter Dominikaner aus Norwegen, der in Paris und Bologna studirt hatte, führte das Frohnleichnamsfest und das Fest des hl. Magnús ein, unterstützte den Bau der Kathedrale zu Throndhjem und sandte sogar reiche Almosen an Papst Johann XXII. Die nächsten Bischöfe von Skálholt wurden meist aus norwegischen oder isländischen Klöstern gewählt, hielten häufige Visitationen und Synoden ab, förderten die Ordenszucht in den Klöstern und das religiöse Leben im ganzen Lande. Der Däne Michael (1383—1394) und Árni Ólafsson der Milde (1413—1430) bekleideten vor ihrer Erhebung zur Bischofswürde zeitweilig das Amt eines Pönitentiars in Rom. Der letztere wurde zu Lübeck geweiht, langte 1414 auf der Insel an und wurde bald der mächtigste Mann im Lande, da er zu seiner Würde noch die eines Visitators für Hólar und eines königlichen Präfecten erhielt. Er visitirte beide Diöcesen, stiftete in seiner Kathedrale vier neue Altäre und erwarb sich durch seine Güte und Wohlthätigkeit nicht nur den Namen des „Milden", sondern auch die allgemeine Liebe des Volkes. Nach seinem Tode fiel auch die Diöcese Skálholt für einige Zeit einem Zustande der Verwirrung anheim, der indes schon durch Bischof Godsvin (1437—1448) theilweise wieder gehoben wurde. Mit Sveinn Pjetursson (1466—1476), der im Ausland den Grad eines Magisters erlangt hatte, zog der Humanismus der neuern Zeit auf Island ein, doch im Sinne der ältern, entschieden christlichen Schule. Er hielt 1476, sein Nachfolger Magnús Eyjólfsson 1480 eine Synode zu Skálholt ab; 1489 folgte eine solche zu Thingvellir, welche sämmtlich die trefflichsten und wirksamsten Anordnungen erließen.

Ueberhaupt zeigte sich das ausgehende Mittelalter auch auf Island keineswegs als eine Periode des Verfalls, sondern weit mehr als eine Zeit geistiger Erneuerung, wachsenden religiösen Lebens. Häufige Synoden, bischöfliche Visitationen und Erlasse schärften immer von neuem die kirchliche Zucht ein, stellten Mißbräuche ab, schlichteten Streitigkeiten, trafen neue Bestimmungen, wie sie die Zeit heischte. Die acht älteren Klöster überdauerten alle Wechselfälle und Heimsuchungen des Landes, ein neues ward noch am Ende des 15. Jahrhunderts gestiftet. Die Kirchenzucht selbst ward eher strenger als nachsichtiger. Das gesteht sogar der protestantische Bischof Finnr Jónsson ganz offen ein. Von dem vorletzten katholischen Bischof von Skálholt, Stephán Jónsson (1491—1515), sagt er: „Was derselbe aber von anderen forderte, das that er selbst; er war von staunenswerther Enthaltsamkeit, überaus eifrig im Fasten und Gebet; er gönnte sich nur wenig Schlaf, der Nahrung aber so wenig, daß er sich Fleischspeisen nur an den höchsten Festen,

Milchspeisen nur an den anderen Sonn- und Festtagen verstattete; Wein und ähnliche Erquickungen erlaubte er sich kaum, den Cölibat hielt er aufs strengste. Seinem Amte entsprach er mit der größten Wachsamkeit; jedes Jahr, bevor er seine Kirchenvisitationsreise antrat, machte er sein Testament aufs neue und beschenkte seine Diener und Freunde. Wenn er zu Hause war, beschäftigte er sich beständig mit Lesen und Schreiben; in der dichterischen Improvisation war er so gewandt, daß er beliebig über jeden beliebigen Gegenstand passende Verse zu machen wußte; selbst literarisch gebildet (er hatte zehn Jahre lang in Frankreich sich den Studien gewidmet und sich den Grad eines Baccalaureus erworben), war er ein Freund und Gönner der Studien. Er eröffnete zu Skálholt wieder eine Schule, welcher er den Ásbjörn Sigurdsson, Baccalaureus der schönen Künste und Pfarrer von Reynisstadr, vorsetzte." Den Unternehmungsgeist seiner Landsleute aber regte er dadurch an, daß er selbst mit königlichem Privileg ein Handelsschiff ausrüsten ließ und durch alljährliche Fahrten desselben die Einkünfte des Bisthums wesentlich verbesserte. Der folgende, letzte Bischof von Skálholt, Ögmundr Pálsson, hatte in Belgien und England studirt, ward unter seinem strengen Vorgänger erst zu der angesehenen Pfarrei Breiðabolstaðr, dann zum Abt von Viðey befördert und endlich zu dessen Nachfolger ausersehen. Er wurde im Jahre 1521 geweiht und trat im folgenden seine Verwaltung an. Bis in sein hohes Alter waltete er mit hohem Ernst und unermüdlicher Gewissenhaftigkeit seines Amtes und schritt gegen alle Art von Unordnung muthig ein. Als die Lehre Luthers nach Island drang, raffte er sich, obwohl halb erblindet, zum Schreiben auf und bekämpfte sie nach seinem besten Vermögen. Als Bekenner starb er 1542 zu Sorö in Dänemark.

Nicht so tadellos steht der letzte Bischof von Hólar, Jón Arason, da, ein übrigens hoch begabter und gelehrter Mann, der letzte bedeutende Dichter der mittelalterlichen Periode. Es klebte ihm freilich eine Makel an, die ihn zu einem bedenklichen Wächter der angegriffenen Kirche machte, die Makel des verletzten Cölibats. Seine Wahl zum Bischof rief große Zwistigkeiten hervor, und erst 1524 erlangte er endlich die Weihe. Als indes die Stunde des entscheidenden Kampfes schlug, stand er mit dem Muthe eines Martyrers für die Sache der katholischen Kirche ein, und Paul III. selbst fühlte sich bewogen, seine Glaubensstärke und Entschiedenheit anzuerkennen. Das Breve vom 8. März 1548 sollte gleichsam der Abschiedsgruß des Papstthums an das bis dahin katholische Island sein.

„Paul III. Papst.

„Ehrwürdiger Bruder! Gruß und apostolischen Segen. Wir haben Dein Schreiben vom 17. August vorigen Jahres erhalten, so voll von Frömmigkeit gegen Gott, wie auch von Ehrfurcht und Gehorsam gegen Uns und gegen diesen Heiligen Stuhl. Wir sprechen Dir dafür Unsere höchste

Anerkennung aus in Gott, unserm Herrn, und ermahnen Dich, mit der Dir anvertrauten Heerde in diesen Gesinnungen zu verharren. Du wirst dafür Lob von den Menschen hier auf Erden erhalten und von Gott selbst das ewige Leben im Himmel. Was aber den Peterspfennig betrifft, den Du gemäß Deiner Meldung noch bei Dir behalten, so wird es Uns genehm sein, wenn Du ihn zum Besten jener Armen verwendest, welche Dir der Barmherzigkeit würdig scheinen werden. Sei versichert, Wir werden niemals unterlassen, was Wir mit Gottes Hilfe für Dich thun können. Gegeben zu Rom beim hl. Petrus unter dem Fischerring den 8. März 1548, im 15. Jahre Unseres Pontificats."

Als der Bischof durch zwei Hamburger, Wolf und Ludwig, diesen Brief erhalten hatte, ließ er seinen ganzen Clerus in der Kathedrale versammeln, trat im vollen Ornat, mit Mitra und Stab an den Hochaltar und ließ sich hier, Auge und Hände dankend zum Himmel erhoben, das Schreiben des Papstes vorlesen. Dann stimmte er das Te Deum an, dankte in begeisterter Rede dem Papst und brach von freudiger Rührung überströmt in die feierliche Versicherung aus: „Ich will lieber sterben, als dem Papst untreu werden!"

Jón Arason hat sein Versprechen glänzend gehalten. Nachdem König Christian III. von Dänemark bereits 1541 zwei Kriegsschiffe nach Island gesandt, den greisen Bischof Ögmundr von Skálholt gefangennehmen lassen, dem Süden von Island gewaltsam Luthers Lehre aufgedrungen hatte und nun auch den Norden reformiren wollte, griffen die Nordländer unter Führung ihres streitbaren Bischofs zu den Waffen, nahmen den protestantischen Bischof von Skálholt gefangen und eroberten fast ganz Island dem alten Glauben zurück. Nur durch verrätherische List fiel Jón Arason auf seinen Siegeszügen in die Hände der Gegner, wurde nach mannhafter Gegenwehr gefangen genommen, den Dänen übergeben und am 7. November 1550 als Rebell und Feind des „lautern Gotteswortes" enthauptet. Das Kreuz in der Hand, ging er zum Tode, grüßte unterwegs ein Muttergottesbild, wies scherzend den Prädicanten zurück, der ihn davon abmahnte, betete mit fester Stimme: In manus tuas, Domine, commendo animam meam, und legte muthig sein Haupt auf den Block.

Mit ihm starb die katholische Hierarchie des alten Island aus, aber nicht das gute Recht des gewaltsam „reformirten" Volkes, nicht die schönsten Erinnerungen seiner Vergangenheit.

13. Die Edda.

Island ist das einzige der germanischen Länder, das seine alte Sprache seit einem Jahrtausend nahezu unverändert bewahrt hat — jene Norraena oder Danska tunga, welche einst den ganzen skandinavischen Norden beherrschte, eine schöne, an Worten und Formen reiche, höchst gesetzmäßig ausgebildete, klangvolle und poetische Sprache, in mancher Hinsicht den Tochtersprachen überlegen, welche sich aus ihr entwickelt haben und nunmehr die Landessprachen Dänemarks und der skandinavischen Halbinsel sind.

Mit diesem köstlichen Erbstück brachten die norwegischen Auswanderer und Landnáma-Männer des 9. Jahrhunderts reichen andern Baustoff zu einer künftigen Literatur mit aus der alten Heimat herüber: eine speculativ zwar sehr unbefriedigende, aber poetisch anschauliche und fruchtbare Göttersage, welche alle Kräfte und Erscheinungen der Natur vermenschlichte und zu einer großen Welttragödie verband; eine Heldensage, voll der reichsten und ergreifendsten Motive; eine volksmäßige Spruchweisheit, die neben einiger Spreu doch auch die schönsten Kerngedanken enthielt; ein sehr entwickeltes Rechtssystem, welches, obwohl noch ungeschrieben, doch in lebendiger Wirksamkeit alle privaten und öffentlichen Verhältnisse umspannte und in demokratischen Volksversammlungen von den fähigsten Männern stets weiter ausgebildet ward; dann Liebe und Uebung der Dichtkunst sowohl seitens eigentlicher Skalden oder Dichter von Beruf, als auch von seiten des Volkes; endlich Familienüberlieferungen, durch welche jeder Clan mit der frühern Heimat in Verbindung stand und seinen Ruf in der neuen begründete. Während beliebte Dichtungen im treuen Gedächtniß des Volkes weiterlebten und zu anderen anregten, schuf die jugendkräftige Phantasie und das abenteuerliche Leben der Kolonisten der Poesie wie der Geschichte beständig neuen Stoff. Alle Küsten der Nordsee, die britischen Inseln, die Orkneys und Faröer, Grönland und Amerika, besonders aber die alte Heimat Norwegen ward von ihren Meerdrachen besucht. Island selbst war unaufhörlich der Schauplatz kleiner Kämpfe. Mit dem Christenthum drang ein Element der gewaltigsten Verwicklung und Gährung in das Leben des Inselvolkes. Religion, Cult, Bildung, Gesetzgebung, öffentliches und privates Leben gestalteten sich langsam um, ohne gewaltsam entscheidenden Kampf, aber unter desto häufigerem kleinen Zusammenstoß. Jahrzehnte lebten Christenthum und Heidenthum,

sich stets berührend, bekämpfend, mischend und entzweiend, nebeneinander fort, das erstere politisch siegreich, das andere durch alte Gewohnheit noch die Geister fesselnd.

Das höchste Kleinod der isländischen Literatur und zugleich das Bindeglied, welches sie am innigsten mit dem deutschen und mit dem europäischen Geistesleben überhaupt verbindet, sind unzweifelhaft jene Götter- und Heldensagen, welche ohne eine einheitliche, künstlerische Zusammengehörigkeit in der sogen. ältern Edda gesammelt sind. Man mag sie mit einer Wunderblume vergleichen, deren Keim gleich allen älteren abendländischen Volksüberlieferungen im fernen Orient wurzelt, deren Gezweige sich dann in mannigfacher Verschlingung über das Abendland hinrankte, und sich bereits entfaltete, als die heutigen germanischen und skandinavischen Völker noch dieselbe Göttersage umfing. Von den ersten norwegischen Ansiedlern ward sie hinübergepflanzt auf die entlegene Insel und entwickelte sich hier unter dem matten Schein der Polarsonne und unter der Feuerpracht des Nordlichts zum seltsamsten Eisgebilde voll grotesker Phantastik, voll wilden, urwüchsigen Lebens in seinen Figuren, aber starr und kalt in seinen Farben, das Bild einer längst untergegangenen Welt. Welche Bestandtheile der gemeinsamen indogermanischen Abstammung, welche der germanischen Völkerfamilie überhaupt, welche hinwieder dem skandinavischen Elemente und insbesondere den Isländern zuzuschreiben sind, die diese merkwürdigen Dichtungen zuerst fixirten, wann die schriftliche Aufzeichnung stattfand und wer dabei im Spiele war: alle diese Fragen und andere mit ihnen zusammenhängende haben schon ganze Schaaren gelehrter Forscher beschäftigt, und doch hat sich das darüber waltende Dunkel noch keineswegs gelichtet. Sicher ist, daß man sie nicht als ein ausschließliches Nationalheiligthum des skandinavischen Nordens betrachten darf, daß sie aber noch viel weniger unter die deutsche Nationalflagge gehören, daß vielmehr das nächste und beste Recht darauf jenes Volk hat, in dessen Sprache sie geschrieben sind und das der letzte Hüter des alten germanischen Mythenschatzes war, als derselbe, als Religion entwerthet, immer weiter in den Norden geflüchtet wurde und auch da endlich seine religiöse Bedeutung verlor, um als Dichtung der fruchtbare Keim einer ganzen Literatur zu werden.

Von den sechzehn mythologischen Dichtungen ist bei weitem die großartigste der Spruch der nordischen Sibylle, die „Völuspá". Weltanfang, Weltuntergang und Welterneuerung, die ganze Theogonie und Weltgeschichte ist hier in eine ergreifende Vision zusammengedrängt, die den nicht Vorbereiteten erst wie ein indischer Götzentempel anstarren mag, aber den ruhig Forschenden immer mehr wie eine gewaltige Elegie anmuthen wird, welche das nordische Heidenthum, seinen nahen Sturz ahnend, sich selbst gesungen. Im „Grimnismál" und im „Vafthrudnismál" werden einzelne Züge des großen Gesammtbildes weiter ausgemalt, in dem erstern besonders die zwölf Himmelsburgen, in

dem andern einige Momente der Schöpfungsgeschichte und des Weltendes. Die Vorboten, Anzeichen und bangen Ahnungen des letztern sind in „Ódins Rabenzauber" (Hrafnagaldr Ódins) ergreifend ausgeführt, nicht weniger schön die Ahnungen der Götter über Baldurs Tod in der „Vegtamskvida" (dem Liede vom Wanderer). Das einfachste, klarste und künstlerisch abgerundetste der eddischen Lieder ist die „Thrymskvida" oder „Hamarsheimt" (die Heimholung des Hammers). Um sich seinen Hammer wieder zu verschaffen, der in die Hände des Riesen Thrym gerathen ist, verkleidet sich der rothbärtige Gott Thórr als Freyja und läßt sich in Loki's Begleitung als Braut anmelden. Zur Verlobung reicht Thrym den Hammer her, den aber Thórr nur ergreift, um den Riesen und sein ganzes Geschlecht zu zermalmen. Ebenso listig, standhaft, kraftvoll zeigt sich der beliebteste der nordischen Volksgötter in der „Hýmiskvida", wo er mit dem Riesen Hýmir auf den Fischfang auszieht und ihm nach verschiedenen Kraftproben endlich den Bierkessel entreißt, dessen die Götter zu ihrem Festmahl bedürfen. Im „Hárbardsljód" dagegen, einem Gespräch zwischen dem unter dem Namen Hárbard verborgenen Ódinn und Thórr, zieht dieser, der Beschirmer der Erde, des Ackerbaus und alles irdischen Waltens, den kürzern gegen den mächtigsten der Asen, seinen Vater, den Beherrscher der Geisterwelt und den Heerführer im großen Götterkampfe. Das Fragespiel „Alvißmál" ahmt das „Vafthrudnismál" nach. Wie dort Ódinn in den mannigfachsten Fragen über den Riesen Vafthrudnir triumphirt, so gewinnt hier Thórr dem klugen Zwerg Alviß den Vorrang ab. Während in den bisherigen Dichtungen Ódinn und Thórr im Vordergrund stehen, schildert „Skirnisför" die Werbung des Gottes Freyr durch seinen Diener Skirnir um die schöne Riesentochter Gerdr, das „Hyndluljód" den zärtlichen Antheil der Göttin Freyja an ihrem sterblichen Günstling Óttar und an dessen Genealogie, das „Rigsmál" endlich die Abstammung der verschiedenen menschlichen Stämme von dem Gotte Heimdall. Einen weitern Umblick über die Mythologie gewährt „Oegisdrecka" (Oegirs Trinkgelage), die dramatisch lebhafte Schilderung eines großen Gelages bei dem Meergott Oegir, bei welchem Loki, der Stifter alles Bösen, der Satan des nordischen Göttervolkes, der Reihe nach alle Götter verhöhnt, lästert und in derbster Weise verspottet, bis der abwesende Thórr endlich erscheint und seinem Unwesen ein Ende macht. Das Ganze ist eine so furchtbare Satire, daß man darin sogar den Angriff eines christlichen Skalden gegen das Götzenthum hat erblicken wollen; doch paßt der Schluß keineswegs zu dieser Annahme, und in Loki's Treiben ist an sich kein Widerspruch gegen eine Götterwelt, die von vornherein dem schließlichen Untergang geweiht erscheint. An die meist balladenartig, lebhaft dialogisirten Sagen reiht sich im „Hávamál" (Lied des Hohen) ein kerniges, bildreiches Spruchbuch, das Ódinn in den Mund gelegt ist, aber die Weisheit eines alten Viking nicht übersteigt, welcher die Erfahrungen seiner Kämpfe, Geschäfte, Liebesabenteuer, Feindschaften und Freundschaften seines ganzen

privaten und öffentlichen Lebens mit großer Ruhe und Gemüthlichkeit zum Besten gibt, nicht ohne einen wehmüthigen Nachklang von unglücklicher Liebe, zugleich aber mit hoher Verehrung für die Macht der Runen, Poesie, Wissen und Weisheit. Der letzte Theil des „Hávamál“, das sogen. Runenlied Odins, ist in „Grógaldr“ (Erweckung der Gróa) nachgeahmt, worin Mutter Gróa ihrem Sohne zehn segenbringende Runensprüche mit auf seine Lebensfahrt gibt. Die Erwähnung, daß das Zusammentreffen mit christlichen Leichen kein Unheil bringe, weist bereits auf christliche Einflüsse hin. Ganz christlich aber ist das bereits mitgetheilte „Sonnenlied“ (Sólarljóð).

Räthselhaft ist trotz vieler Forschungen das „Fjölsvinnsmál“ geblieben. Es schildert die Rückkehr eines Wanderers Namens Vindkaldr zu der Burg seiner Braut Menglöð. Der Wächter Fjölsviðr wehrt ihm den Eintritt, was zu einer weitläufigen Beschreibung der mythischen Burg, ihres Gartens, ihrer Umgebung und ihrer Insassen führt. Am Schluß erklärt sich der Wanderer als der Bräutigam, dem Menglöð trotz seiner langen Abwesenheit treu geblieben; Menglöð kommt, erkennt ihn, und das freudige Wiedersehen klingt in die frohe Zuversicht aus, ewig selig zusammen zu leben. Nach Grimms Erklärung wäre Menglöð Freyja selbst, die Göttin der Liebe und des Frühlings.

Wie die alte Göttersage, so hat sich auch die Heldensage bei den Nordmännern nicht zu einem einheitlichen, abgeschlossenen Epos gestaltet. Die unruhige Phantasie, stets durch neue Thaten beschäftigt, durch kein Schriftthum und keine friedliche Cultur gefesselt, faßte nur sprungweise bald diesen, bald jenen Hauptzug der Sagen ins Auge, zeichnete ihn in großen Umrissen hin und schenkte ihm ihre ganze, ungetheilte Begeisterung. Die einzelnen Theile ordnen sich nicht zur geglätteten Mosaik zusammen, aber die ursprüngliche Kraft und Leidenschaft des alten Volks- und Heldenthums spricht sich darin ebenso gewaltig aus, als in den deutschen Heldenbüchern. Von den einundzwanzig für sich abgeschlossenen Heldendichtungen ist eine dem Schmiede Völundr, dem deutschen Wieland, gewidmet, eine andere erzählt den Heldentod des Helgi, König Hjörvarðs Sohn, zwei die Thaten und Geschicke eines andern Helgi, des Hundingtödters; die übrigen endlich verherrlichen die verschiedenen Helden der Völsungen, Niflungen und Gjúkungen, besonders Sigurðr, Brynhildr, Guðrún, Atli und Högni. Die feierliche Weissagung des Gripir führt Sigurðr (den deutschen Siegfried) als Hauptfelden ein; dann folgt die Geschichte des unheilbringenden Schatzes, um dessentwillen König Hreidmar von seinem Sohne Fáfnir ermordet wird, die Entzweiung der Brüder Fáfnir und Reginn, Regins Bund mit Sigurðr, Sigurðrs Sieg über den in Drachengestalt seinen Schatz hütenden Fáfnir, Regins Tödtung durch Sigurðr, welcher nunmehr alleiniger Herr des Schatzes ist und stolz zu Gjúki's Burg reitet. Auf dem Wege entdeckt er Brynhildr und entzaubert sie von dem durch Odinn über sie verhängten Schlafe, freit und heiratet Guðrún (die

Transscription

von A. Baumgartner S. J.

ngr á medal okkar: | eldi váru | eggjar utan görvar
önig zwischen uns: | im Feuer waren | die Ecken außen geschmiedet,

f. dauđa Sigđ * [en eitrdropum innan fáđar.] (Zeile 3.) [kviđu
Vom Tode Sigurds * [aber mit Eitertropfen innen bestrichen.] [Liede

ér svá til, sem þeir draepi (Zeile 4.) hann úti; en sumir segja
er so zu, | als ob sie erschlagen hätten ihn draußen; aber einige sagen

i rekkju sinni sof- (Zeile 5.) anda. | En þýđverskir menn segja
m Bette sein schla- fend. | Aber deutsche Männer sagen

kógi, | (Zeile 6.) ok svá segir | i Guđrúnar kviđu inni fornu, | at
Walde, und so wird erzählt | im Gudrun- Liede dem alten, | daß

(Zeile 7.) þings riđinn, | þá er hann var drepinn; | en þat segja
Thing geritten, | als er wurde erschlagen; | aber das sagen

sviku hann i trygđ | ok vágu at hánum liggjanda ok óbúnum. |
trogen ihn in Hinterlist | und überfielen ihn liegend und wehrlos. |

i dauđum; | hon grèt eigi | sem adrar konur, | en hon var búin
den) todten; | sie weinte nicht | wie andere Frauen, | aber sie war bereit

Til gengu baedi konur ok karlar | at hugga (Zeile 11.) hana, |
Zu (ihr) gingen beide, Männer und Weiber, | zu trösten sie, |

ögn manna, | at Gudrún hefdi (Zeile 12.) etit | af Fáfnis hjarta,
Bericht der Männer, | daß Gudrun habe gegessen von Fafnirs Herz,

dd. þetta er enn kve-] (Zeile 13.) [Ár var þaz Gudrún gördisk]
nne. Dies ist aber ge-] [Einst war's daß Gudrun sich bereitete]

rúnu.] (Zeile 14.) at deyja, | er hon sat sorgfull yfir Sigurdi: |
drun.] zu sterben, | als sie saß trauervoll über Sigurd: |

nè höndum slá | nè kveina um, | sem konur adrar. Gengu
noch mit Händen schlagen, | noch jammern darum, | wie Frauen andere. Es gingen

þeir er hards hugar hana löttu; | þeigi (Zeile 17.) Gudrún gráta
die ihres harten Sinnes sie abmahnten; | doch nicht Gudrun zu weinen

mundi hon springa. | Sátu itrar (Zeile 18.) jarla brudir | gulli
meinte sie (zu) zerspringen. | Es saßen herrliche Jarls- Bräute | mit Gold

þeirra sinn oftre- (Zeile 19.) ga, | þann er bitrastan | um bedit
von ihnen ihren übermäßigen Schmerz, | den sie als bitterſten | erduldet

ka (Zeile 20.) systir: | Mik veit ek á moldu munarlausasta: |
ti's Schwester: | Mich weiß ich auf Erden am wonnelosesten: |

orspell bedit, | tveggja doetra, | þriggja systra, | átta broedra, |
Verlust erduldet, | zweier Töchter, | dreier Schwestern, | acht Brüder, |

Gudrún gráta mátti, | svá var hon móđug at mög dauđan |
Gudrun weinen mochte, | so war sie schmerzbewegt um den Mann den todten |

rer fylkis. | þá kvad þat Herborg, | Húnalands dróttning: | hefi
Leiche des Königs. | Da sprach dies Herborg, | des Hunnenlands Königin: | habe

gja: | mínir sjau synir sunnanlands | verr inn (Zeile 25.) átti,
lden: | meine sieben Söhne im Südlande | und mein Mann der achte,

jórir broedr | þau á vági, | vindr of (Zeile 26.) lèk, | barđi
vier Brüder | diese auf dem Meere, | der Wind darauf spielte, | es schlug

k göfga, sjálf (Zeile 27.) skylda ek götva, | sjálf skylda ek höndla |
h schmücken, selbst mußte ich bestatten, | selbst mußte ich besorgen |

.) ek alt um beid | ein misseri | svá at mèr (madr) engi |
ich alles erduldete | allein in einem Halbjahr, | so daß mir (Mann) keiner |

l ek hapta | ok hernuma | sams misseris | síđan verda: | skylda
ich gefesselt | und Heeresgefangene | selben Halbjahres | seither zu werden: | mußte

nda | hersis kván | hverjan morgin. | Hon oegdi (Zeile 31.) mèr
nden | des Herſen Frau | jeden Morgen. | Sie drohte mir

gum keyrđi: | fann ek hús- (Zeile 32.) guma | hvergi in betra, |
ben schlug: | fand ich Haus- herrn | nirgends noch besseren, |

ygi Gudrún (Zeile 33.) gráta mátti, | svá var hon móđug | at
h nicht Gudrun (zu) weinen vermochte. | so war sie schmerzbewegt | um

um hrer fylkis. | þá kvađ (Zeile 34.) þat Gullrönd | Gjúka
um die Leiche des Königs. | Da sprach dies Gullrönd | Gjuki's

þótt þú fróđ sèr, |
obschon du weise bist, |

* Schluß eines Bruchstückes von einem Sigurdliede (Brot af Sigurđarkviđu), Zeile 2—13 wegen ausdrücklicher Erwähnung der deutschen Heldensage merkwürdig ist. Mit Zeile 8 g des sogenannten I. Gudrunliedes, mit Zeile 13 dieses selbst.

Digitized by Google

Chriemhild des Nibelungenliedes), erwirbt Brynhildr für seinen Schwager Gunnar, Gjúki's Sohn. Brynhildr, in Sigurdr verliebt, auf Gudrún neidisch und deshalb unglücklich, reizt Gunnar zu dessen Morde auf. Högni mahnt davon ab, aber Guthorm vollzieht die Blutthat. Brynhildr ersticht sich, um im Tod mit Sigurdr vereint zu sein. Dann folgt Gudrúns Verheiratung mit Atli (Etzel), Atli's Verrath an den Gjúkungen Gunnar und Högni. Nachdem Atli beide schrecklichem Tode überantwortet, erhebt sich Gudrún als Rächerin, tödtet ihre mit Atli erzeugten Söhne, läßt Atli ihr Herz essen und ihr Blut trinken, durchbohrt ihn selbst in trunkenem Schlummer und steckt die Burg in Brand. Ihr schreckensvolles Jammerschicksal ist damit noch nicht erfüllt. Der König Jörmundrekr läßt ihre Tochter Svanhildr, seine Gattin, von Rossen zerstampfen; sie reizt dafür ihre Söhne Hamdir und Sörli zur Rache auf, diese hauen Jörmundrekr Hände und Füße ab und werden endlich selbst auf Odins Dazwischenkunft getödtet. Als jammervolle Niobe aller Kinder beraubt, durch Ströme von Racheblut besudelt, ruft sie endlich den Schatten ihres geliebten Sigurdr herbei und besteigt den Scheiterhaufen.

Einer der ergreifendsten Momente im Verlauf dieser gewaltigen Tragödie ist die Klage Gudruns an Sigurds Leiche, wie sie im ersten sog. Gudrúnlied beschrieben wird [1].

„Gudrún", so erzählt die Prosa-Einleitung zu dem weit ältern Gesang, „saß über den todten Sigurd gelehnt. Sie weinte nicht wie andere Frauen, aber das Herz sprang ihr beinahe vor Gram. Es traten zu ihr hin sowohl Frauen als Männer, um sie zu trösten; aber das war nicht leicht. Es geht der Bericht unter den Leuten, daß Gudrún von Fáfnirs Herz gegessen habe und daß sie deshalb der Vögel Stimmen verstehe." Das aber wird von Gudrun berichtet:

Einst war's, daß Gudrún gerne wollt' sterben,
Da sie saß sorgvoll über Sigurd.
Sie kannte kein Schreien, kein Schlagen der Hände,
Sie wehklagte nimmer wie andere Weiber.

Es kamen Jarle, hofkundige Männer,
Des harten Wehes Wucht ihr zu lösen,
Doch Gudrún konnte vor Gram nicht weinen,
Schmerzvoll sie meinte schier zu zerspringen.

Blühend saßen Jarlarbräute,
Goldgeschmückte, vor Gudrún,
Ihren Kummer klagte jede,
Was nur Bitt'res bracht' das Leben.

---

[1] Als Probe altisländischer Schrift fügen wir den Anfang dieses Liedes in einem Facsimile des Codex Regius bei.

Da sprach dies Gjaflaug, Gjúki's Schwester:
„Ich auf Erden bin die Aermste.
Fünf der Männer mir sind gestorben,
Zwei der Töchter, drei der Schwestern,
Acht Brüder, allein bin ich übrig.“

Doch Gudrún konnte vor Gram nicht weinen,
So trug sie Leid um des Liebsten Tod
Und Kummer um die Leiche des Königs.

Da sprach dies Herborg, Hunnenlands Herrin:
„Herberen Harm hab' ich zu melden.
Mir sieben Söhne südwärts kämpfend
Und als achter der Gatte mir fielen.

„Vater und Mutter, vier der Brüder
Fern im Winde faßte die Woge,
Es brach die Welle des Schiffes Wände.

„Selbst sollt' ich schmücken, selber sargen,
Selber bestatten ihre Leichen:
All das erlitt ich in einem Halbjahr,
Und kein Mensch mich mochte getrösten.

„Sklavin dann ward' ich, Schlachtgefang'ne
Selben Halbjahrs; seither blieb ich's,
Sollte schmücken, Schuhe binden
Des Jarles Weib jeden Morgen.

„Eifersüchtig immer sie quält' mich
Und mit harten Hieben sie schlug mich;
Bessern Hausherrn fand ich keinen,
Von Hausfrauen keine schlecht're.“

Doch Gudrún konnte vor Gram nicht weinen,
So trug sie Leid um des Liebsten Tod
Und Kummer um die Leiche des Königs.

Da sprach dies Gullrönd, Gjúki's Tochter:
„Wenig weißt, Mutter, wenn auch sonst weise,
Jungen Weibes Weh du zu lindern.
Hüte dich, die Leiche des Herrschers zu hüllen.“

Rasch den Schleier riß sie von Sigurd,
Wandte die Wange hin zu dem Weibe:
„Schau den Geliebten, leg Mund an Lippe,
Den Hals umfange, wie einst den heilen!“

Auf sah Gudrún, nur einmal,
Sah blutig das Haar des Helden umronnen,
Die lichten Augen des Königs erloschen,
Des Fürsten Brust vom Schwert durchfurcht.

Da sank Gudrún nieder aufs Polster,
Es riß das Stirnband, roth ward das Antlitz,
Und Regentropfen rannen nieder zum Kniee.

So schrecklich sich die Gestalt der nordischen Chriemhild oder Gudrún ausnimmt, wenn man die gesammte Sage überblickt, so tief ergreifend mildert sie sich in einzelnen Liedern, während andere allerdings die volle Herbheit des heidnischen Rachegefühls nicht sparen. So klingt das „Atlamál" (der Gesang von Atli) in die Verse aus:

> Selig heißt seitdem, dem solch eine kühne
> Tochter gegönnt ist, wie Gjúki zeugte.
> Ueberleben wird in allen Landen
> Der Vermählten Feindschaft, wo sie Menschen hören.

Das „Gudrúnarhvöt" — der letzte Abschied Gudrúns vom Leben — schließt dagegen mit Worten, welche sehr deutlich jene Rührung bezeichnen, die den Griechen als Hauptwirkung der Tragödie galt:

> Allen Männern werde sanfter zu Muth,
> Allen Schönen lindr' es die Schmerzen,
> Wenn sie mein Harmlied hören.

Ein strenges Silbenmaß, einen scharf gegliederten Strophenbau und den eigentlichen Schlußreim kennt die älteste nordische Poesie nicht; doch die zum Stabreim verbundene Assonanz und Alliteration verlieh der Dichtersprache sowohl Wohlklang, als auch ein rhythmisches Gepräge, und reichte hin, das Gedächtniß zu fesseln. An Großartigkeit, Kraft, Schwung und Lebendigkeit der Darstellung aber erreichen die eddischen Dichtungen völlig die beste mythische Volkspoesie der höchststehenden Völker.

---

14. Die mittelalterliche Saga-Literatur.

Als Ausgangspunkt der eigentlichen isländischen Literatur ist Haukadalr in der Nähe des großen Geysir, im Flußthal der Hvitá, zu betrachten. Dort fand Ari — später der Weise genannt —, als sein Vater Thorgil auf einer Romfahrt gestorben war, als siebenjähriger Knabe Aufnahme, Pflege und Unterricht bei Hallr, der selbst noch im Jahre 999 von dem deutschen Missionär Thangbrandr als dreijähriges Knäblein getauft worden und mit der ersten christlichen Generation des Volkes aufgewachsen war. Als Studiengenossen hatte Ari bei dem angesehenen Hallr u. a. auch Teit, den Sohn des Bischofs Isleifr, und wurde so früh mit den wichtigsten Ueberlieferungen des Landes bekannt. Mit einem Godord, d. h. mit der Vorsteherschaft einer frühern Tempelgemeinde betraut, erhielt er auf dem Althing Sitz und Stimme; Bischof Gizurr weihte ihn zum Priester, und so ward er einer der einflußreichsten und angesehensten Männer des Landes. Zu einer Zeit, wo noch die Bekehrungsgeschichte Islands in unmittelbar lebendigem Andenken stand, über das weiter zurückliegende Jahrhundert wenigstens noch verläßliche mündliche Zeugnisse vorhanden waren, hatte er den glücklichen Gedanken, die älteste Geschichte des Landes, wenigstens in ihren Hauptumrissen, niederzuschreiben. Er that dies mit dem scharfen und umfassenden Blick eines in geistlichen wie in weltlichen Dingen wohlerfahrenen Mannes, das Wichtige taktvoll vom Unbedeutenden sichtend, kurz, klar und genau, mit der Sicherheit eines gewandten Politikers und Geschichtschreibers. Sein Íslendingabók, die Grundlage der isländischen Geschichtschreibung, von 874 bis auf seine Zeit reichend, ist in jeder Hinsicht ein Meisterwerk. Andere historische Arbeiten, wie das Konungabók, die Anfänge des Landnámabók und die Kristni-Saga, welche ihm theilweise zugeschrieben wurden, fußen jedenfalls auf seinen Forschungen und Vorarbeiten. Er starb im Jahre 1148, im Alter von 81 Jahren. Von seinem Zeitgenossen und Freund Saemundr Sigfússon (geb. 1056, gest. 1133), welcher in Deutschland und Frankreich studirt hatte und ebenfalls Priester war, ist keine Schrift erhalten; doch genoß er als Kenner der alten Ueberlieferungen eines hohen Rufes und hat wahrscheinlich die später niedergeschriebenen Königschroniken schon theilweise entworfen und chronologisch geordnet. Beim Volke stand er im Rufe eines Magiers und wurde als solcher in viele abergläubische Sagen hineingezogen; die späteren Geschicht-

schreiber aber berufen sich des öftern auf ihn, und lange wurde ihm die Sammlung der älteren eddischen Gesänge zugeschrieben. Auf die später durch Snorri Sturluson niedergeschriebene Prosa-Edda hat er jedenfalls dadurch Einfluß gehabt, daß dieser im Kreise der Familie Saemunds seine Erziehung erhielt und aus den von ihm übermittelten Kenntnissen schöpfte.

Neben den beiden Geschichtschreibern trat fast gleichzeitig in Thóroddr (geb. um 1085) der erste Grammatiker auf. Bei dem Althing des Jahres 1117 wurde sodann beschlossen, daß das bestehende Recht aufgezeichnet werden sollte. Im folgenden Winter fand unter Leitung des Gesetzessprechers Bergthór Hrafnsson und des Goden Haflidi Mársson die Aufzeichnung statt, und im nächsten Sommer konnte schon der über Mord und Zweikampf handelnde Theil (Vígslódi) nebst anderen Gesetzen zur Vorlesung kommen. Als Bestandtheil des spätern Gesetzbuches Grágás (Graugans) sind diese Gesetze noch erhalten. Ebenfalls um diese Zeit, oder nicht viel später, wurden schon Homilien der lateinischen Kirchenväter ins Isländische übersetzt und die unter dem Titel Rimbegla noch erhaltene Sammlung arithmetischer Abhandlungen angelegt. Die so nach allen Seiten begründete Literatur erreichte schon im Laufe des 12. und 13. Jahrhunderts ihre höchste Blüte, entwickelte sich in den drei folgenden Jahrhunderten noch immer in erfreulicher Weise weiter und ward erst durch die gewaltsame Unterdrückung der katholischen Kirche für lange Zeit geknickt. Im übrigen Europa ward diese reiche Literatur kaum bekannt und beachtet, bis der protestantische Bischof Brynjólfr Sveinsson 1639 die nahezu verschollenen eddischen Gesänge wieder entdeckte und als Merkwürdigkeit nach Kopenhagen sandte. In Deutschland wurde der Edda erst im Laufe dieses Jahrhunderts die allgemeinere Werthschätzung zu theil; die übrige isländische Literatur hat verhältnißmäßig sehr wenig Beachtung gefunden.

Vielleicht noch bevor diese merkwürdigsten aller isländischen Dichtungen niedergeschrieben wurden, erhielt Island eine Geschichts- und Unterhaltungsliteratur, wie sie um jene Zeit noch keines der anderen europäischen Völker aufzuweisen hatte. Die isländische Saga-Literatur steht in ihrer Art auch heute noch ganz einzig da.

„Saga", pl. „Sögur", bezeichnet, wie das griechische λόγος, sowohl das mündliche Wort als den schriftlich aufgezeichneten Bericht im weitesten Sinn. Ihre Erlebnisse und Abenteuer zu berichten, anderer Helden Thaten und Schicksale zu erzählen, „saguaskemtan", war die Lieblingsunterhaltung der alten Isländer. Im allgemeinen hielten sie dabei auf schlichte Treue und Wahrhaftigkeit, und ein altes Sprichwort sagt: „Jede Saga muß so erzählt werden, wie es wirklich gegangen hat" (þat verðr að segja svá hverja sögu sem hún gengr). Bei dem vielen Verkehr, den steten Wanderungen, der republikanischen Oeffentlichkeit des gesammten Lebens, der Kraft und Treue des Gedächtnisses, an das selbst Gesetzgebung und Rechtspflege gewiesen waren, fand die angeborene Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe

des Volkes in dessen eigenen Zuständen den kräftigsten Schutzwall. Dabei geschahen genug merkwürdige Dinge, man brauchte sich nicht nach erfundenen umzusehen. Erst als die Poesie im Leben selbst abnahm, kamen vollständig erfundene Geschichten auf und wurden — bezeichnend genug — einfach Lügensagen (skröksögur) genannt, gerade wie ein falscher Zeuge skrökvåttr oder skrökvitni hieß.

Bei einem so lebhaften, gefühlvollen und redseligen Volke konnte indes der erste erzählte und dann niedergeschriebene Bericht derselben Thatsachen, ganz innerhalb der Grenzen der Wahrheit, bald kürzer, bald länger, bald einfacher, bald ausführlicher, bald ruhiger, bald lebhafter ausfallen. Ohne irgendwelche Verletzung oder Fälschung entstanden über dieselben Zeitereignisse, Personen, Geschichtsabschnitte Darstellungen sehr verschiedenen Charakters, nüchterne Genealogien, gedrängte Chroniken, weitläufige Berichte, poetisch angehauchte Erzählungen und endlich Geschichte, die dem prosaischen Leser des 19. Jahrhunderts fast wie ein Stück Roman oder Novelle klingen mögen. All das aber wird einfach „Saga" genannt. Was im Landnámabók in ein paar kurzen genealogischen Strichen verzeichnet ist, finden wir in den Lokalsögur der vier Landschaften zu höchst romantischen Geschichten ausgeführt; was in der Kristni-Saga nur kurz berührt wird, spinnt sich in der Hungrvaka zu ganzen Bischofsbiographien aus. Die Einführung des Christenthums wird uns, im wesentlichen, ja bis selbst in ganz kleine Umstände hinein, durchaus übereinstimmend, doch von verschiedenen Sögur in fast allen Tonabstufungen geschichtlicher Darstellung berichtet. Ari der Weise gibt nur die allerwichtigsten Momente an, kurz, bündig, fast wie ein Tacitus; das Landnámabók vertheilt sie ebenfalls sehr kurz auf die Betheiligten der verschiedenen Landschaften; die Kristni-Saga führt sie mit einer Menge kleiner Umstände zum religiös-kirchengeschichtlichen Bilde aus; die jüngere Saga des Königs Ólafr Tryggvason geht auf viele dieser Umstände noch viel einläßlicher ein, während die Niáls-Saga nur das Hauptsächlichste davon in die romantische Familiengeschichte des alten Niáll eingegliedert hat und andere, kleinere Sögur nur die Thatsache der Bekehrung oder einzelne besondere Nachrichten darüber erwähnen. Die sachliche Uebereinstimmung ist aber hier, wie in anderen Theilen isländischer Geschichte, so groß, daß man auch die anscheinend poetischeren und ausführlicheren Darstellungen meist als bedeutsames, culturgeschichtlich überaus werthvolles Quellenmaterial betrachten darf. Kleine Abweichungen oder Unebenheiten klären sich meist aus den Umständen selbst, und da die reicheren Aufzeichnungen nicht willkürlich erweitert sind, sondern meist nur aus eingehenderen persönlichen, culturgeschichtlichen, beschreibenden Zuthaten erwachsen, eine Einzelperson oder Familie oder wichtige Ereignisse aus der Gesammtgeschichte hervorheben, so gestaltet sich aus der Zusammenstellung der verschiedenen Berichte nicht selten ein überraschend concretes, lebendiges Geschichtsbild.

Im allgemeinen haben wir also in der Saga-Literatur eine vorwiegend geschichtliche Literatur vor uns, in den Isländern ein Volk, das ernst, kernig und tüchtig genug war, seine liebste Unterhaltung nicht in erfundenem Phantasiespiel, sondern in den wahren, wirklichen Erinnerungen seiner eigenen Vergangenheit zu suchen. Aus diesen Erzählungen schöpfte der Knabe die ersten Begriffe von Welt und Leben, an ihnen entflammte sich der Jüngling zu kühner That, an ihnen ergötzte sich der Mann mitten im Wirrwarr seiner eigenen Abenteuer und Meerfahrten, an ihnen erlabte sich der Greis noch am Rande des Grabes. Wie ein heiliges Vermächtniß gingen sie von Geschlecht zu Geschlecht, und die ersten Bischöfe und Priester waren darin unzweifelhaft besser bewandert, als in subtilen Fragen der Philosophie und Theologie. In diesen Erinnerungen, welche durch die schriftliche Aufzeichnung keineswegs verblaßten, wurzelte der kraftvolle Volksgeist, die mächtige Heimatliebe, der kühne Thatendurst, der die ersten Jahrhunderte isländischer Geschichte so anziehend macht. Deutlich tritt darin der lebhafte Antheil hervor, den jeder nach bestem Vermögen an dem hochentwickelten Rechtsleben und den politischen Fragen der Zeit nahm, die innige Zusammengehörigkeit und das mächtige Ehrgefühl der einzelnen Familien, bei vielen Zügen von Wildheit und Grausamkeit doch ein männlicher, ritterlicher Geist, aufopfernde Treue, hoher Edelmuth, Heldensinn in allen nur erdenklichen Gefahren. Das Weib befand sich durchweg unter ähnlicher Bevormundung, wie das Kind, und ward nur langsam zu jenem höhern sittlichen Einfluß herangezogen, den die christliche Civilisation ihm zuwies. Erscheint es auch oft als der Spielball und Zankapfel wilder Leidenschaft, so fehlen doch auch nicht Bilder der schönsten häuslichen Tugend, unbesieglicher Treue und starken Opfermuthes. Da die älteren Sögur sich fast sämmtlich mit den ersten zwei Jahrhunderten der isländischen Geschichte beschäftigen, so waltet theils das heidnische Element, theils noch jene merkwürdige geistige Gährung in ihnen vor, welche das erste Zusammentreffen des Heidenthums mit dem Christenthum, ihr Kampf, ihr Compromiß, ihr Nebeneinanderwirken hervorbrachte. Sie bieten gerade hierin ein psychologisch und culturgeschichtlich überaus interessantes Bild. Da alle Poesie schließlich ein Nachbild der Natur und des Menschenlebens ist, so konnte es der isländischen Saga auch an Poesie nicht fehlen. Die abenteuerlichen nordischen Gestalten, die Shakespeare in Macbeth, Hamlet, Lear so kunstvoll idealisirt hat, stehen hier in einfacherer Zeichnung, aber als wirkliche Wesen von Fleisch und Bein leibhaftig vor uns: titanenhafte Charaktere, riesige Leidenschaften, die unbändigen Naturkräfte der Menschenbrust, furchtbare Verwicklungen, schauderhafte Thaten, erschütternde Katastrophen; aber dazwischen auch die gemüthlichsten Bilder eines noch einfachen Culturzustandes, große patriarchalische Familien mit ihrem altererbten Besitz, frohe Hochzeiten und mächtige Volksversammlungen, weite Seereisen und abenteuerliche Wanderungen, das stille Wirken der Gnade, merkwürdige

Beispiele von Buße und Bekehrung, das milde Aufblühen der Kirche und der ersten christlichen Bildung, die Pilgerfahrten der ersten Bischöfe nach Rom, das Leben und Walten frommer und heiliger Männer. Auch an weltlicher Poesie gebricht es nicht. Skalden waren überall mit dabei, einige Sögur handeln nur von ihnen, wie andere von berühmten Höfdingen, Bischöfen und norwegischen Königen. Da nichts Wichtiges geschah, ohne daß Verse dabei entstanden, Lobgedichte oder Spottweisen gedichtet wurden, so sind die Sögur voll von Strophen und Citaten, wohl auch von ganzen Gesängen, welche im Volksmund noch lebten und als echt historisches Zeugniß Ereignisse und Stimmungen schildern halfen. Als gesundes Element des Lebens ward die Dichtung ein nicht weniger gesundes Element der Geschichte. Leben, Poesie und Geschichte waren nicht zergliederte und getrennte künstliche Gewächse, sie durchdrangen sich als ein organisches Ganze. Dank der republikanischen Verfassung traten weder Dichter noch Gelehrte, weder die Häupter der mächtigen Familien noch der Clerus als eine gesonderte Kaste aus dem Volke heraus. Die größten Talente thaten sich mehr darauf zu gute, ihre Heimatsprache, ihre eigene Literatur und Geschichte gründlich zu kennen, als mit lateinischen Kenntnissen und fremder Weisheit zu prunken, und bis zur Glaubenstrennung arbeiteten Bischöfe, Aebte und Priester aufs segensreichste mit an der Pflege heimischer Sprache, Geschichte und Dichtung. Durchaus charakteristisch ist es dabei, daß von den Zweigen des religiösen Wissens die Kirchengeschichte und Heiligenlegende in Form der Saga den reichsten Antheil erhalten hat und daß von der Bibel selbst zunächst die geschichtlichen Bücher übersetzt wurden, und zwar als Juden-Saga, Gydinga-Sögur.

Erst als der historische Stoff einigermaßen erschöpft war, das Verständniß der eddischen Gedichte und deren kunstreicher Sprache abgenommen hatte, wandte sich die Sagenschreibung vorwiegend erfundenen, poetischen Stoffen zu. Wie bei uns ein Theil der mittelalterlichen Epen durch freie Prosabearbeitung zu „Volksbüchern" umgestaltet wurde, so wurden auch die Heldensagen der Edda und andere verwandte in der Form der Saga weiter ausgeführt, während von Norwegen her französische Ritterromane und andere ähnliche Unterhaltungsliteratur nach Island drang und ebenfalls zur Saga, d. h. zur schlichten Prosaerzählung umgewandelt wurden.

Die Literatur, welche der gemeinsame Name „Saga" umfängt, zerfällt mithin in drei wesentlich verschiedene Hauptgruppen:

1. Die poetische Saga, mythischen oder romanhaften Inhaltes, entsprechend unseren alten Volksbüchern und Volksromanen.

2. Die halbgeschichtliche Saga — isländische Lokal- und Familiengeschichte, mit historischem Kern, aber mehr oder weniger poetisch ausgeschmückt, wegen der Verbindung der Insel mit Norwegen und den britischen Inseln vielfach in die Geschichte und Culturgeschichte dieser Länder hinübergreifend.

3. Die geschichtliche Saga, d. h. eigentliche Geschichtswerke, profane wie kirchliche.

Die poetischen Sögur schließen sich zum Theil unmittelbar an die Edda an oder entwickeln andere mit ihr zusammenhängende Sagenstoffe, wie die Völsunga-Saga, die Nornagests-Saga, die Ragnar-Lodbroks-Saga, die Hrólfs-Kraka-Saga, die Hervarar-Saga 2c.; zum Theil an andere altskandinavische Heldengeschichte, wie die Fridþjófs-Saga, die Thorsteins-Saga, die Ásmundar-Saga Kappabana, die Gautreks-Saga, die Örvar-Odds-Saga u. a.; zum Theil endlich sind sie Uebersetzungen und Bearbeitungen der mittelalterlichen continentalen Literatur, meist auf Anregung der norwegischen Könige Hákon des Alten, Magnús Lagabaetir und Hákon Háleggr (Magnússon) unternommen. Durch diese Uebersetzungen zogen fast alle Lieblingshelden des Mittelalters nach Norwegen und Island hinüber. Das Alexanderlied ward zur Alexanders-Saga, die karolingischen Epen zur Karla-Magnús-Saga, die Eneït zur Trojumanna-Saga, das Nibelungenlied zur Thidreks-Saga, die Epen des Artuskreises zur Parcevals-Saga, Ivents-Saga, Valvents-Saga, Möttuls-Saga, Erreks-Saga. Daran reiht sich Merlinuspá, Tristrams-Saga, Saga om Flores ok Blankiflor. Skandinavien und Island besaßen so gegen das Ende des 13. Jahrhunderts fast den gesammten poetischen Sagenschatz der romanischen und germanischen Völker in zwar einfacher, aber ansprechender, echt volksthümlicher Bearbeitung, doch nur als Ergänzung und Anhang zu dem reichen, überaus merkwürdigen Grundstock der eigenen Saga-Literatur.

Was der isländischen Literatur ihr eigenartiges Gepräge gibt, das ist vorab die Saga, die man die halbgeschichtliche nennen kann, d. h. jene einfachen, urwüchsigen Familiengeschichten und Biographien, welche, aus der lebendigen Volksüberlieferung hervorgewachsen, fast sämmtlich die verhältnißmäßig kurze Zeit von 960 bis 1060, also gerade die Uebergangsperiode vom Heidenthum zum Christenthum umspannen, vielfach jedoch sowohl durch ihre Genealogie als durch ihre Erzählungen in die Geschichte der ersten Colonisation der Insel zurückgreifen und von der Culturentwicklung das umfassendste Bild gewähren. Kein anderes Volk Europa's hat aus der letzten Periode des Heidenthums und seinem Uebergang zum Christenthum ein so umfassendes Monument aufzuweisen, in welchem der gesammte Volksgeist nach allen Richtungen hin sich spiegelt. Kein anderes Volk Europa's besitzt ein so klares, einfaches und dabei doch poetisches Bild seiner ältesten Geschichte, wie es diese Erzählungen dem isländischen bieten. Die vielfach verschlungenen Abenteuer führen uns in allen Fjorden, Thälern und Bergen der Insel, an allen Küsten des Nordmeeres herum, aber die Haupthandlung weist uns meist schlicht und recht auf das „Isländerbuch" Ari's, diesen Grundstein der isländischen Geschichtschreibung, zurück; das bunte topographische und genealogische Gewirre lenkt uns auf das Landnámabók hin, wo die einzelnen Fäden sich zum klaren, übersichtlichen Gesammtbild gestalten. Dort finden

wir die Grundlinien der gesammten Profan- und Kirchengeschichte, hier den Ausgangspunkt der einzelnen Familienchroniken, Lokalhistorien und Biographien.

Eine chronologische Anordnung dieser einzelnen echt isländischen Sögur ist versucht worden, aber bis jetzt nicht gelungen. Ari starb 1148; doch wann die Aufzeichnung der Sögur begonnen und wann die einzelnen niedergeschrieben wurden, hat die Forschung bis dahin kaum annähernd zu bestimmen vermocht. Lange vor Ari dürfte das Niederschreiben kaum begonnen haben; die meisten der Erzählungen aber mögen im Laufe des 12. Jahrhunderts noch niedergeschrieben worden sein. Gudbrandr Vigfusson, einer der tüchtigsten Kenner der isländischen Sprache und Literatur, nimmt als eigentliche Zeit der Saga-Schreibung die Jahre 1140—1220 an, und theilt die Sögur, um eine Uebersicht derselben zu gewinnen, in zwei Klassen ein: die „größeren", d. h. fünf derselben, welche durch Umfang und Bedeutung als Hauptdenkmale hervorragen und zusammen ein sehr vollständiges Culturbild des alten Island gewähren, und die „kleineren", welche nur in untergeordneter Weise dieses Culturbild ergänzen. Die letzteren theilt er — wenn auch nicht eben sehr wissenschaftlich, doch ganz praktisch — nach den Landschaften ein, welchen sie durch ihre Haupterzählung angehören. So viel wird aus dieser Uebersicht klar, daß alle Theile der Insel ihre alten Sagen und Ueberlieferungen besaßen. Die beigefügte Zahl bezeichnet die Zeit, um welche ungefähr die Handlung einer jeden Saga spielt:

Südwest-Island: Hardar- oder Holmverja-Saga (980); Haensa-þóris-Saga (993).

West-Island: Bjarnar-Saga Hitdaela-kappa (1010—1024); Gunnlaugs-Saga Ormstungu (980—1008); Gull-þóris-Saga (um 930); Gísla-Saga Súrssonar (960—980); Hárvardar-Saga Isfirdings (997—1002).

Nord-Island: Vandamanna-Saga (1050—1060); Ölkofra-þáttr (um 1000); Heidarvíga-Saga (990—1014); Vatnsdaela-Saga (890 bis 980); þorvalds-Saga Vidförla (980—984); Svarfdaela-Saga (900); Ljósvetninga-Saga (1009—1024; 1050—1060); Valla-Ljóts-Saga (um 1010); Víga-Glúms-Saga (um 930); Reykdaela-Saga (um 990).

Ost-Island: Vápnfirdinga-Saga (950—1000); þorsteins-Saga Hvíta (um 900); þorsteins-Saga Stangarhöggs (985); Hrafnkels-Saga Freysgoda (960); Droplaugarsona-Saga (997—1007); Braudkrossa-þáttr (?); Gunnars-Saga þidranda-bana (Njardvikinga-Saga 1000 bis 1008); þorsteins-Saga Sidu-Hallssonar (1014).

Grönland und Vinland (Amerika): Flóamanna-Saga (?); Eiriks-Saga Rauda; þorfinns-Saga Karlsefnis (990—1000); Fóstbraedra-Saga (1015—1030); Graenlendinga-þáttr.

Alle diese Geschichtserzählungen sind in überaus einfachem Stile gehalten, schlicht und naiv wie Herodot. Der Erzähler tritt völlig zurück. Naturschilderungen, lange Personenbeschreibungen, künstliche Gespräche, vorbereitende Auseinandersetzung und verwickelte Gruppirung kennt er nicht. Er erzählt, wie die Dinge sich zugetragen. Wo Erklärungen aus der Vergangenheit nöthig sind, flicht er sie einfach ein. Die Personen werden mit etlichen kurzen Zügen, oft nur mit einem Adjectiv oder mit ihrem genealogischen Titel gezeichnet. Alles entwickelt sich aus der Handlung selbst heraus. In der Handlung kehren vielfach dieselben Hauptmotive wieder: Rechtshändel, Blutrache, Mordbrennereien (das war die beliebteste Specialität), Heiraten, stürmische Althingssitzungen, Seeabenteuer, Träume und abergläubischer Spuk, Streitigkeiten aus Eifersucht, blühender Aufschwung oder schreckliche Schicksalsschläge ganzer Familien. Abwechslung bietet nicht bloß die reiche Verschiedenheit der Charaktere, Lokalbeziehungen, Schicksale der Einzelnen, sondern auch die Selbständigkeit und Eigenartigkeit jeder einzelnen Landschaft. Das Volk besteht nicht aus farblosen Atomen, sondern aus lauter selbständigen Gemeinwesen, von denen jedes seine eigenen Stammväter, sein eigenes organisches Leben und seine eigene Geschichte hat.

Als Beispiel, wie die schlichte Volkserzählung nicht selten den Reiz eines vollendeten Romans besitzt, mag hier kurz der Inhalt der Gunnlaugs-Saga skizzirt werden. Zu Borg an der Westküste, nur eine Tagereise vom heutigen Reykjavik, lebt Thorsteinn Egilsson. Er sieht im Traume einen Schwan von wunderbarer Weiße; zwei Adler fliegen herbei, kämpfen um ihn und fallen beide in furchtbarem Kampfe. Der Schwan weint bei ihrem Tode. Ein dritter Vogel kommt und fliegt mit ihm davon. Durch diesen Traum geschreckt, befiehlt Thorsteinn seiner Frau, das zu erwartende Kind auszusetzen, wenn es ein Mädchen ist. Sie bringt es aber nicht über's Herz. Die kleine Helga wird zu Verwandten gebracht und bei ihnen aufgezogen. Das Kind ist so schön und lieblich, daß Thorsteinn seiner Frau ihren Ungehorsam verzeiht und das Kind zu sich nimmt. Zu Gilsbakki, weiter im Lande drin, wohnt der biedere Illugi, von dessen zwei Söhnen der eine, Gunnlaug, ein kecker junger Recke ist. Da sein Vater ihn nicht auf Heldenthaten ausziehen lassen will, zieht er ohne Aussteuer trotzig davon zu Thorsteinn nach Borg, läßt sich von ihm in der Gesetzeskunde unterrichten und verlobt sich mit Helga. Er soll ihre Hand aber erst erhalten, wenn er drei Jahre in fremden Landen gereist ist. Der künftige Schwiegervater Thorsteinn rüstet ihm selbst ein Schiff aus, und damit geht er lebensfreudig in die Weite. Er besucht, als trefflicher Skalde überall gern gesehen, den Jarl Eirikr in Norwegen, den König Aedelred in England, den König Sigtryggr in Irland, den Jarl Sigurdr auf den Orkney-Inseln, den Jarl Sigurdr zu Skara in Gotland. Helden- und Dichterruhm krönen seine Fahrten. Doch nun trübt sich sein Glück. Zu Mosfell, zwischen Borg und Reykjavik,

an der Westküste Islands, ist gleichzeitig mit ihm ein anderer Held und Dichter aufgewachsen, Hrafn, der Sohn des Önundr. Jahr für Jahr zieht dieser auf Abenteuer aus, und so trifft er mit Gunnlaug am Hofe des Königs Ólafr in Svíthjód (Schweden) zusammen. Es entspinnt sich Streit zwischen ihnen, der Streit wächst zur bittersten Feindschaft empor. Hrafn thut das Schlimmste; er kehrt nach Island zurück und freit um Gunnlaugs Braut, die schöne Helga. Sie wird ihm erst verweigert. Thorsteinn und Illugi der Schwarze, Gunnlaugs Vater, verabreden, daß noch länger auf die Rückkehr des ersten Bewerbers gewartet werden soll. Aber Gunnlaug kommt nicht. Er wird erst in England, wo man einen Einfall der Dänen erwartet, dann in Norwegen aufgehalten. Hier erst — zu spät — erhält er Nachricht von Hrafns Werbung um Helga. Er säumt nun nicht länger, sondern kehrt mit dem Skalden Hallfredr dem Störrischen nach Island zurück, aber die festgesetzte Frist, welche ihm den Besitz Helga's gesichert hatte, ist abgelaufen. Der Hochzeitstag für Hrafn und Helga ist schon da. Bei der Landung von Thórdr verwundet, ist Gunnlaug nicht einmal im Stande, nach Borg zu gehen. Helga ist kaum Hrafns Gattin geworden, als sie vernimmt, daß Gunnlaug zurückgekehrt. Da wacht ihre erste Liebe mit unwiderstehlicher Gewalt auf, sie hält es bei Hrafn nicht aus, und dieser bringt sie selbst ihren Eltern zurück. Bei einer Hochzeit, derjenigen Svertings, trifft Gunnlaug die ihm entrissene, seither unglückliche Braut wieder. „Die Weiber saßen auf der Querbank, Helga die Schöne zunächst der Braut; oft schweifte ihr Auge hinüber zu Gunnlaug, und es bewährte sich der Spruch, daß die Augen es nicht verbergen, wenn ein Weib einen Mann liebt.“ Beim Abschied spricht Gunnlaug mit seiner einstigen Verlobten und schenkt ihr ein Gewand. Eifersüchtig tritt Hrafn dazwischen, und nur die Väter verhindern, daß es zwischen den beiden Gegnern zum Kampfe kommt. Im nächsten Sommer beim Althing in Thingvellir stoßen jedoch beide abermals zusammen; Gunnlaug fordert den Hrafn öffentlich zum Zweikampf auf. Nach drei Nächten schlagen sie sich auf Öxarhólmr, auf der Insel, welche die Öxará bildet, nachdem sie, aus der Almannagjá hervorgebrochen, sich dem Thingvalla-See nähert. Gunnlaug wird verwundet, Hrafn verliert sein Schwert; beide rühmen sich des Sieges. Ein weiterer Zweikampf wird von den Verwandten verhindert, am nächsten Tag der bis dahin gesetzlich erlaubte Zweikampf von der Volksversammlung für immer abgeschafft. Die feierliche Einführung eines neuen Rechts scheint der furchtbaren Fehde nun für immer ein Ende zu machen: allein die Wuth Hrafns ist nicht gesättigt. Er ladet Gunnlaug auf das nächste Jahr nach Norwegen zum Zweikampf vor, zieht gleich nach Throndhjem und überwintert in dem benachbarten Lifangr (Levanger). Gunnlaug zieht erst zu Sigurdr, dem Orkney-Jarl, kämpft mit diesem auf seinem Inselreiche und in Schottland, und besucht dann den Jarl Eiríkr in Norwegen. Umsonst verbietet dieser das angesagte Duell, vergeblich spottet das

Volk über die beiden Kampfhähne: da Hrafn Lifangr schon verlassen, wandert ihm Gunnlaug von dem Fjord von Throndhjem in das Thal der Vera nach, Tag und Nacht, bis er ihn endlich am Morgen bei Sonnenaufgang erreicht, auf dem Vorgebirge eines kleinen Landsees. Zwei Norweger werden als Zeugen bestellt. Dann stürzen die zwei Eifersüchtigen mit ihren Leuten aufeinander los. Nachdem jeder dem andern einen Mann getödtet, holen sie endlich im Zweikampf gegeneinander aus. Gunnlaug schlägt Hrafn den einen Fuß ab, und dieser wäre des Sieges nun völlig verlustig, wenn der Sieger nicht in seinem biedern, offenen Edelsinn ihm selbst, auf seine Bitte, im eigenen Helm einen Labetrunk aus naher Quelle herbeibrächte. In hämischer Wuth greift er mit der Linken nach dem dargereichten Helm, mit der Rechten aber nach dem Schwert und bringt dem unbewehrten Gunnlaug eine tödtliche Wunde am Haupte bei. Noch am Boden ringen sie verzweifelt miteinander, bis Hrafn endlich der Todesstreich trifft. Sterbend gesteht er noch: „Ich gönne dir Helga die Schöne nicht!" Sein Wunsch erfüllt sich: Gunnlaug erliegt nach drei Tagen seinen Wunden und wird in der Kirche von Lifangr begraben. Während der blutige Zweikampf vermöge der Blutrache von beiden Familien noch weitere Opfer fordert, findet auch Helga die Schöne kein Glück mehr. Sie wird an Thorkell, einen ruhigen, biedern Mann, verlobt; aber sie liebt ihn nicht. Gunnlaug kam ihr nicht aus dem Sinn, ob er auch längst todt ist. Sie härmt sich ab und erkrankt. An einem Sonnabend läßt sie sich auch den Mantel bringen, den Gunnlaug ihr einst geschenkt, sieht ihn lange an und sinkt dann sterbend hin.

Wie schon in diesem kleinen Familienroman, der alle Züge der Wirklichkeit besitzt, das öffentliche Rechtsleben Islands, das ganze Culturleben des Nordens und die gesammte Welt der nordischen Insel- und Küstenreiche großartig hineinspielt, so ist das noch weit mehr bei anderen dieser Erzählungen der Fall, besonders aber bei jenen, welche Vigfusson mit vollem Recht als die „großen Sögur" Islands bezeichnet und welche nach seiner Ansicht erst in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts niedergeschrieben worden sind. Groß mag man sie nennen, weil sie nicht nur an Gestalt und Form, Umfang und Bedeutung die anderen überragen, sondern auch bis auf den heutigen Tag die beliebtesten Volksbücher geblieben sind. Es sind die Niáls-Saga, die Eyrbyggja-Saga, die Laxdaela-Saga, die Egils-Saga und die Grettis-Saga. Die darin geschilderten Thatsachen gehören sämmtlich der Uebergangszeit von 970—1030 an. In dem alten, gesetzeskundigen Niáll ist der altisländische Republikaner, in Egill Skallagrímsson der wanderlustige Skalde, in Grettir der für vogelfrei erklärte Abenteurer und Freibeuter mit Meisterhand gezeichnet; die Eyrbyggja-Saga gewährt den besten Einblick in den alten Götzendienst und Aberglauben, die Laxdaela-Saga in das gesammte Volksleben überhaupt.

Während ungenannte und unbekannte Schriftsteller diese aus dem Volksmund und dem Volksleben selbst geschöpften Historien der Nachwelt aufbewahrten, gingen aus den Klöstern und Schulen des Landes aber auch Geschichtschreiber hervor, welche mit dem Gewicht ihres Namens und Ansehens für ihr Zeugniß eintreten konnten und wollten. Oddr Snorrason, Benediktinermönch von Thingeyrar, schrieb (1160—1180) das Leben des Königs Ólafr Tryggvason, des waffengewaltigen Bekehrers der nordischen Reiche. Gunnlaug, ebenfalls ein Mönch († 1219), verfaßte ein Leben des Königs Ólafr des Heiligen, von dem jedoch nur Bruchstücke in dem sogen. Flateyarbók und den Biskupa-Sögur erhalten sind. Karl Jónsson, Benediktinerabt von Thingeyrar, wurde in den Jahren 1185—1187 auf den Wunsch des norwegischen Königs Sverrir dessen Biograph. Sein treffliches Werk wurde später von dem Priester Styrmir Kárason hinn Fródi, Abt von Videy und Gesetzessprecher von 1210 bis 1214, fortgesetzt und ergänzt.

Alle diese Geschichtschreiber übertraf indes Styrmirs Freund, der große Staatsmann und vielseitige Gelehrte Snorri Sturluson. Zu Hvammr in einem der Thäler am Breidifjördr 1178 geboren, kam er schon als Knabe von drei Jahren auf den Hof zu Oddi, der durch Saemundr den Weisen bereits zu einer Schule höherer Bildung geworden war und wo jetzt dessen Enkel Jón Loptsson, einer der besten Gesetzeskenner und der beliebteste Mann auf ganz Island, wohnte. Jón Loptsson stand aber nicht nur durch seine Verwandten väterlicherseits mit den ersten bahnbrechenden Männern isländischer Geistesbildung in nächster Beziehung; da seine Mutter Thóra eine Tochter des norwegischen Königs Magnús Barfuß war, so trafen Islands ehrwürdigste Erinnerungen in seinem Hause auch mit jenen des Stammlandes und seiner Herrscher zusammen. In diesem Kreise wuchs Snorri auf und erlangte, bei tüchtiger Schulung, eine Kenntniß der altnordischen Mythologie, Heldensage und Geschichte, wie sie vor ihm noch keiner seiner Landsleute besessen hatte. Als Jón Loptson starb, blieb er bei dessen Sohne Saemundr, heiratete mit 20 Jahren die reiche Herdís Bersadóttir und ward, als deren Vater 1202 starb, der Erbe eines ungeheuren Vermögens. Er verließ nun Oddi, zog nach Borg und dann nach Reykholt, wo er sich mit fürstlicher Pracht einrichtete. Schon 1215 trat er als Gesetzessprecher für vier Jahre an die Spitze der Republik, lebte längere Zeit in Norwegen und Schweden, ward abermals für acht Jahre zum Gesetzessprecher gewählt, wußte durch geschickte Politik die Pläne des Königs Hákon des Alten auf Eroberung Islands vorläufig zurückzuhalten, war aber weniger glücklich in seiner innern Politik, indem er zwar durch günstige Verheiratung seiner Kinder immer mehr Besitz, Macht und Einfluß im Lande gewann, aber auch im Schoße der eigenen Verwandtschaft sich mächtige Gegner erweckte. Andere beneideten den Mann, der, einem König gleich, mit achthundert Mann zum Thingfeld ritt; wieder andere wurden durch die Anmaßung seines Sohnes Úrackja gereizt.

König Hákon, der umsonst erwartet hatte, daß Snorri seine Landsleute zur Unterwerfung unter Norwegen bereden würde, benutzte die Erbitterung und forderte Gizurr Thorvaldsson auf, ihn entweder gefangen nach Norwegen zu bringen oder aus dem Leben zu schaffen. Eine Anzahl Verschworener thaten sich zu diesem Zweck zusammen, und Snorri Sturluson fiel unter ihren meuchlerischen Händen am 23. September 1241 auf seinem eigenen Gute zu Reykholt. In den mehr als 40 Jahren seines öffentlichen Wirkens hatte er indes Zeit gefunden, sich neben der Politik mit allen Zweigen isländischer Geistescultur zu beschäftigen. Er besang selbst als Skalde den Jarl Hákon und den Jarl Skúli und erwarb sich dafür gleich anderen Sängern Schwert, Schild, Harnisch und Banner. Eine von der Kritik zwar angefochtene, aber sehr alte und beständige Ueberlieferung schreibt ihm die Abfassung jenes Sammelwerkes zu, welches als „jüngere Edda“ die wichtigste Ergänzung zu den Liedern der ältern Edda bildet und als „Snorra-Edda“ seinen Namen trägt. Die Sammlung umfaßt drei Haupttheile. Der erste, welcher den Titel „Gylfaginning“ (Gylfi's Verblendung) führt, entwickelt in unvergleichlich schöner, einfacher, natürlicher Darstellung die gesammte nordische Mythologie, eines der schönsten Volksbücher aller Völker und Zeiten. Der zweite, „Skáldskaparmál“, bietet eine vollständige Poetik, worin die dichterischen Umschreibungen, Synonyma und Anspielungen der mythologischen Sprache ihre Erklärung finden. Der dritte, „Háttatal“, endlich erläutert dem angehenden Skalden 100 verschiedene Versarten an passenden Proben. Ist es auch wahrscheinlich, daß die grammatischen und überhaupt schulmäßigen theoretischen Zusätze von anderen Verfassern herrühren, so bleibt doch ebenso die größte Wahrscheinlichkeit bestehen, daß der Kern des Ganzen und namentlich die meisterliche Prosafassung der eddischen Mythen von Snorri geschrieben ist. Sein Hauptwerk aber ist „Heimskringla“ (der Weltkreis), wie sein großes Geschichtswerk später nach dessen Anfangswort benannt worden ist, eine norwegische Königschronik, welche von den mythischen Zeiten bis auf König Magnús Erlingsson und dessen Kämpfe gegen die Birkebeiner einschließlich (1177) reicht.

Es ist eines der schönsten Geschichtswerke des Mittelalters, auf umfassendster Erforschung aller alten Ueberlieferungen, verständiger Kritik und genauer Kenntniß der betreffenden Länder, Norwegen, Island und Schweden, beruhend, mit dem praktischen Scharfblick eines erfahrenen Staatsmannes aufgefaßt, mit der Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit eines echten Dichters ausgeführt, das herrlichste Denkmal isländischer Geistesbildung und ein Zeugniß, daß das so abgelegene Inselland sein Stammland in geistiger Regsamkeit weit überflügelt hatte. Auch hier hat zwar die Kritik die Autorschaft Snorri's angefochten; daß die besten der darin enthaltenen Königschroniken von ihm herrühren, steht aber ziemlich fest, und an der Bedeutung des Werkes selbst wird durch Annahme anderer Mitverfasser nichts geändert. „Er

war ein weiser und hochgelehrter Mann," so bezeugen von ihm die alten Annalen, „ein mächtiger in der Staatskunst gewandter Höfding. Er hat die Edda und mehrere andere gelehrte Werke verfaßt." (Han samsetti Eddu ok margar aðrar fraeðibaekr.)

Ein Geschichts- und Literaturdenkmal von ebenfalls hohem Werthe ist die Sturlunga-Saga, auch die große isländische Saga oder die „Blume" genannt, gleich der Heimskringla im einfachen Stile der Saga gehalten, Hauptquelle für die furchtbar bewegte Zeit, welcher Snorri Sturluson selbst theilweise noch angehörte und welche nach seinem Tode noch einen düsterern Charakter annahm, bis es 1272 dem König Hákon endlich gelang, die isländische Republik zu stürzen. Ein Theil der umfangreichen Saga wird dem Sturla Thorðarson zugeschrieben, einem Vetter Snorri's, der als Mitglied der Sturlunga-Familie selbst in die furchtbarsten Wirren des innern Bürgerkrieges verwickelt war und nach zahllosen Abenteuern am 30. Juli 1284 starb.

Mit seinem von anderen fortgesetzten und ergänzten Werke, das unter anderem auch die höchst merkwürdige Lebensbeschreibung des Priesters Guðmundr enthält, ist die isländische Geschichtschreibung noch lange nicht erschöpft. An die Königssögur der Heimskringla reiht sich noch die Knytlinga-Saga (ein ansehnliches Stück dänischer Geschichte, darunter diejenige Amloði's — Hamlets — enthaltend), die Jómsvikinga-Saga, deren Fortsetzung, die Orkneyinga- und die Faereyinga-Saga. Auch die englische Geschichte wurde in einigen Theilen herangezogen. Erst nach der Vollendung der Sturlunga-Saga kam die erfundene Saga, der Roman, auf und verdrängte theilweise die herrliche bisherige Volksliteratur.

Dem Scharfblick und praktischen Sinne des isländischen Clerus macht es hohe Ehre, daß er dem Geschmack des Volkes am Geschichtlichen überhaupt und an der überlieferten Sagaform insbesondere höchst liebevoll entgegenkam und den religiösen Unterricht — einige Sammlungen von Homilien abgerechnet — fast immer in die Form der Saga kleidete. Die Marienlegende trat als „Mariu-Saga" in das Leben des Volkes hinein; die Apostel, die vier Evangelisten und der hl. Johannes der Täufer wurden ihm durch die „Postula-Sögur" gleichsam als Helden eines neuen Zeitalters vorgeführt; die beliebtesten Heiligen des abendländischen Martyrologiums und Kalenders wurden in den „Helgra-Manna-Sögur" sein Eigenthum; die historischen Bücher des Alten Testaments brauchten in der schlichten Einfachheit ihrer Erzählungsweise nur übersetzt zu werden, um im Geiste des Isländers gewinnend anzuklingen. Näher als die christliche Geschichte des europäischen Festlandes lag dem auf seiner Insel abgeschlossenen Volke seine eigene heimische Kirchengeschichte, zu der Ari Fróði in seinem Isländerbuch schon die Grundlinien gezeichnet hatte. Ein Leben des heiligen Bischofs Thorlák von Skálholt ist bereits in einer Handschrift vom Jahre 1200 erhalten. „Hungerweckerin" (Hungrvaka) ist der Titel eines ebenfalls sehr alten Werkes, in

welchem das Leben der ersten fünf Bischöfe von Skálholt beschrieben ist. Erhalten sind außerdem ein anderes Leben des hl. Thorlák und besondere Biographien der Bischöfe Jón Ögmundarson († 1121), Páll Jónsson († 1211), Árni Thorláksson († 1298), Laurenz Kálfsson († 1330) und des Priesters Gudmundr († 1236), von denen einige trefflich geschrieben sind. In den Klöstern wurde, im gläubig-gemüthlichen Geist des Mittelalters, neben fast allen Zweigen des Wissens auch die fromme Legende gepflegt. Bergr Sokkason, Benediktinerabt von Munkathverá († 1350), schrieb ein Leben des heiligen Erzengels Michael und des hl. Nicolaus; Árni, Mönch von Thingeyrar († 1296), ein Leben des hl. Dunstan; der Priester Grímr Hansteinsson († 1298) ein Leben des hl. Johann Baptist; der Priester Bergr Gunnsteinsson († 1211) ein Leben des hl. Thomas von Canterbury; der Priester Jón Holt († 1301) ein Leben desselben Heiligen.

Die Zeiten sind vorüber, wo man hochmüthig auf das ganze Mittelalter herabsehen zu dürfen glaubte. Protestantische Gelehrte aus Skandinavien haben selbst Hand angelegt, alle diese katholischen Erzeugnisse zu retten und durch quellenmäßige Publicationen zu erneuern. Vieles ist indes auf diesem Gebiete noch zu thun und harrt der Thätigkeit katholischer Forscher, welche in jenen Erzeugnissen nicht bloße Aeußerungen der Menschheit erblicken, sondern ehrwürdige Spuren von dem Walten der einen, wahren Kirche.

15. Die Skaldendichtung.

Lange vor der Einführung des Christenthums auf Island und in Norwegen hatte sich an den Höfen der norwegischen Könige und Großen die Sitte entwickelt, daß redegewandte Männer das Lob ihrer gestorbenen, später auch das ihrer lebenden Herren in feierlichen Liedern besangen. Es war das einzige Mittel, den Kämpfen, Waffenthaten und Siegen der Fürsten wie des Volkes die gewünschte Unsterblichkeit zu sichern. Skalden (von Skáld oder Skald) nannte man diese Dichter, welche ihre Lieder so oft wiederholen mußten, bis sie im Gedächtniß des Volkes haften blieben. Sie Hofdichter oder höfische Dichter zu nennen, ist nicht ganz unberechtigt, kann indes leicht mißverständlich werden. Denn nicht aus kleinlicher Eitelkeit gingen ihre Lieder hervor, sondern aus hoher, männlicher Ruhmbegier, stolzer kriegerischer Begeisterung, einem kräftigen Selbstgefühl, das in dem Ruhm der Herrscher und Heerführer zugleich die eigene Würde, die Ehre des eigenen Volkes und die Macht der Stammesgötter verherrlicht fand.

Gleich ihren Königen waren auch die Skalden kühne Abenteurer, die sich bald in den Gebirgen und Fjorden Norwegens, bald in Island, bald auf dem Meer, den Orkneys, Shetlandsinseln, den Faröern, den Hebriden und britischen Inseln, bald in Schweden, Dänemark und Grönland herumtummelten, Kämpfe lieferten und Kämpfe besangen, um schöne Frauen warben und schweres Leid um sie litten, die Thaten der Herrscher feierten und die Feste des Volkes verherrlichten, mehr Poesie lebten als eigentlich dichteten. Von den Literaturhistorikern späterer Zeiten ist das Verdienst dieser Skalden nicht selten zu gering angeschlagen worden. All ihr Ruhm ist nahezu auf die Geschichtschreiber übertragen worden, welche nachmals den guten Gedanken hatten, mit den noch im Volksmund erhaltenen Dichtungen ihre Chroniken auszuzieren. Der poetische Hauch, der diese Geschichtswerke durchweht, rührt aber zu gutem Theil von jenen Barden her, welche die Abenteuer des 9. Jahrhunderts oder der folgenden mit durchlebten, durchaus nicht als feile Hofdiener und Speichellecker der Könige, sondern als kampfgewaltige freie Männer, die dienen konnten, wem sie wollten, und sich dessen bewußt waren. Sie standen nicht als eine eigene Menschenklasse da, sie traten nur als die geistig Begabteren des kriegerischen Zeitalters hervor.

Einen mächtigeren Aufschwung nahm die Skaldenpoesie erst, als der Norden durch die Vikingerzüge in häufigere Berührung mit den bereits christlichen Ländern trat und das Christenthum vernehmlich an seine Pforte klopfte. Da die Dichter aber Worte und Formen, Bilder und Gedanken, Stabreim und Rhythmus den früheren Götter- und Heldenliedern entlehnten, in ihrem wilden Treiben noch ganz oder halb heidnisch blieben, so behielt die Skaldenpoesie auch in der Folgezeit noch lange ihren frühern, vorherrschend weltlich-kriegerischen Charakter mit mythologischer Färbung.

Die Hauptform war die sogenannte Drápa, d. h. ein längeres, vorwiegend episches Lobgedicht, das in kräftigen Zügen die Waffenthaten eines Fürsten oder Kriegführers schilderte. Gewöhnlich bestand die Drápa aus drei Theilen, die durch einen Refrain (Stef, Stab) voneinander geschieden waren: dem Upphaf (oder Eingang), dem Stefjamál (Stabrede), die meist wieder durch untergeordnete Versstäbe in kleinere Abtheilungen gegliedert war, und endlich dem Slaemr (oder der Schlußrede). Erfidrápa hieß ein längeres Loblied auf einen Verstorbenen, Mansöngsdrápa ein größeres Liebesgedicht. Es fehlte aber auch nicht an kürzeren Liedern (Flokkr) und Sprüchen, und in Spottgedichten (Nidvísúr) rächten sich die Skalden nicht selten an ihren Feinden.

Der Riese Christophorus hatte trotz des Althingsbeschlusses vom Jahre 1000 arge Mühe, sich an das Tragen des Christkindes zu gewöhnen. Von Zeit zu Zeit setzte er es wieder ans Ufer, um seinen Vikingerfahrten und Abenteuern nachzugehen. Dann fügte er sich wohl abermals unter das so sanfte, aber ihm wegen seiner Sanftmuth widerstrebende Joch. Furchtbare Gewaltthaten, Mordbrennereien, Zweikämpfe, Fehden hören auch nach der officiellen Bekehrung nicht auf. Der Dichter Hallfredr Ottarsson Vandraedaskáld will sich nur taufen lassen, wenn der König Ólafr Tryggvason sein Pathe zu werden verspricht, tritt dann als Christ in dessen Dienste, bekommt Heimweh nach den alten poetischen Göttern, weiht sich aufs neue Christus, schlägt dem König einen Dienstmann todt, wird für ein Gedicht begnadigt, heiratet in Schweden die Heidin Ingibjörg, verläßt sie nach zwei Jahren wieder auf eine Mahnung Ólafs im Traum, kehrt nach Island zurück, zwingt seine frühere Geliebte Kolfinna zum Ehebruch, schlägt ihrem Manne Gris einen Neffen todt, wird durch die Nachricht vom Tode des Königs Ólafr gerührt, zahlt Buße, geht nach Norwegen, will den Tod des Königs rächen, zieht in Schweden, Norwegen und Island herum, stirbt auf dem Meer. Sein Sarg wird auf der Insel Jona ans Land getrieben, dort geplündert, die Leiche erst durch eine Erscheinung des Königs Ólafr zur friedlichen Bestattung gebracht.

So geht es kraus durcheinander bei diesen Neubekehrten. Viele schwanken. Viele leben nach der Taufe wie zuvor. Reiche Höfdinge werden die ersten Bischöfe der Insel, Vater und Sohn. Doch faßt das Christenthum immer tiefere Wurzeln. Durch die ersten Oberhirten zieht die abendländische Bildung endlich in die Gehöfte der Insel ein. Die gewaltigen Vikinger lernen lesen

und schreiben; die Sitten mildern sich langsam. Die einsamen Höfe zu Haukadalr und Oddi werden Schulen, und der reiche, unabsehbare Stoff, der sich in zwei Jahrhunderten aufgespeichert hatte, gestaltet sich endlich zu einer Literatur, lange bevor der Sagenschatz des frühen Mittelalters in Deutschland und Skandinavien gehoben ward, schon gegen Ende des 11. Jahrhunderts.

Was vor dieser Zeit liegt, kann kaum als eine Literatur bezeichnet werden, aus dem einfachen Grunde, weil niemand schreiben konnte und deshalb nichts aufgezeichnet wurde. Es sind zwar eine Menge Namen von Skalden, sowohl norwegischen als isländischen, erhalten. Die frühesten, Starkadr und Bragi der Alte, sind halb mythische Gestalten und gehören, wie Thjódólfr von Hvin, Thórbjörn Hornklofi, Eyvindr Finnsson, noch dem Stammland Norwegen an. An der Spitze der isländischen Skalden steht Egill Skallagrímsson (904—990), dessen Erinnerung nebst Bruchstücken seiner Dichtungen später durch eine biographische Saga erhalten wurde. In die Hände des Königs Eirikr Blódöx gefallen, entriß er sich dem Tode durch ein auf den König verfaßtes Lobgedicht Höfudlausn (Hauptlösung); nach Island zurückgekehrt, widmete er seinem Freunde Arinbjörn das Gedicht Arinbjarnardrápa; im Alter endlich seines liebsten Sohnes Bödvar beraubt, der im Meer ertrank, machte er seinem Zorne gegen die Götter in einigen schmerzlichen Strophen Luft, welche gleich der „Höfudlausn" noch theilweise in der Egilssaga erhalten sind. Dieselbe Saga erwähnt auch seinen etwas jüngern Freund Einar Helgason, der den mächtigen Norweger Hákon Jarl in dem Gedicht Vellekla (Goldmangel) verherrlichte und dafür eine Wagschale zum Geschenk erhielt. Kämpfe und Abenteuer zweier anderer Dichter, des Gunnlaug Ormstunga (Schlangenzunge) und des Skáld Hrafn, sind, nebst Bruchstücken aus ihren Liedern, in der Gunnlaugs-Saga berichtet, welche alle Elemente eines vollständigen Romans enthält. Doch ist die Liebe und Eifersucht, welche sie zum Kampf entflammt, durchaus nicht romantisch ausgeführt; was die Isländer weit mehr anzog, waren blutige Heldenthaten, Zweikampf, Mord und Brand. Auch der Liebes-Skalde Kormakr Ögmundarson, der umsonst seine Geliebte Steingerdr in wunderlichem Heldenpathos besingt, lebt und stirbt als Viking, nachdem sie einen andern, den Holmgang-Bersi, zum Mann genommen. Von den Dichtungen des Thorleifr Skúma, des Tindr Halkelsson, des Glúm Geirason sind nur kleine Bruchstücke gerettet. Bei weitem der merkwürdigste der Skalden ist der schon erwähnte Hallfredr der Störrische, eine wilde, unruhige Kraftnatur, Krieger und Barde zugleich, schwankend zwischen den alten Göttern und Christus, nur durch die Diensttreue zu König Olafr Tryggvason aus den tiefsten Verirrungen sich erhebend und erst im Tode rastend an der Insel des hl. Columba.

Thordr (oder Thóroddr) Kolbeinsson besang den Jarl Eirikr Hákonsson in seiner Eiriksdrápa, besuchte dann den hl. Ólafr, verherrlichte ihn in einer

Ólafsdrápa und erhielt dafür Goldring, Gürtel und Schwert. Von Björn Hittdaelakappi mit einem andern Goldring an dessen Braut Oddný gesandt, gab er dieser vor, daß Björn gestorben sei, und heiratete sie. Daraus erwuchs furchtbarer Zwist zwischen beiden; sie bekämpften sich erst in bitteren Spottgedichten und endlich mit dem Schwerte, wobei der betrügerische Thordr obsiegte.

Viel bedeutender als Thordr war Sighvatr Thordarson, ein begeisterter Anhänger und Krieger des hl. Ólafr. Er machte die große Schlacht zwischen diesem König und Jarl Svein bei Nes mit und besang sie in seinen Nesjavísur. Dann fuhr er mit dem Marschall (stallari) Björn im Dienste des Königs gen Schweden, dichtete dabei sein Ostfahrtlied (Austrfararvísur) und ward nun selbst „Stallari“. Wie alle Helden jener Zeit, hatte er aber keine Ruhe, zog gen Dänemark zu Knut dem Großen, dann nach Rudeborg in Valland, d. h. nach Rouen in der Normandie, und endlich gen England wieder zu Knut dem Großen. Als zwischen diesem und dem hl. Ólafr Krieg ausbrach, wandte er sich nach Norwegen zurück; Ólafr wollte erst nichts von ihm wissen, aber bald nahm er ihn wieder in Gnaden auf. Die Entscheidungsschlacht bei Stiklestad (Stiklastadir), in welcher Ólafr des Martyr- und Heldentodes starb, traf den Sänger nicht an seines Königs Seite, da er mit dessen Erlaubniß eben nach Rom gefahren war; er verherrlichte indes den König in zwei Drápen (Ólafsdrápa und Erfidrápa). Nach weiteren Zügen durch Jemtland und Helsingland in Schweden kam er abermals nach Norwegen zurück und ward hier durch das Loos zum Stimmführer der aufrühreriſchen Bauern erkoren, welche König Magnús als die Mörder seines Vaters strenge verfolgte. In ihrem Namen dichtete er die „Versöglivísur“, das freimüthige Lied, worin er den König von weiterer Verfolgung abmahnte.

Einen noch treuern Anhänger fand der hl. Ólafr an Thormódr, welcher wegen seiner Liebeslieder auf Thorbjörg mit den schwarzen Augenbrauen der Kolbrúnarskáld hieß. Nachdem er zeitweilig bei Knut dem Großen, dann in Norwegen und Grönland gelebt hatte, schloß er sich später wieder dem Gefolge Ólafs an, begleitete ihn auf seiner Flucht aus Norwegen, kehrte mit ihm dahin zurück und war der Waffengefährte seiner letzten Kämpfe.

In der Schlacht von Stiklestad schwer verwundet, versuchte er nach dem Fall des Königs umsonst zu entfliehen. Ein Pfeil streckte ihn vollends nieder. Nachdem eine der Arzneikunst erfahrene Frau sich vergeblich bemüht hatte, ihm den Pfeil aus der Brust zu ziehen, faßte er ihn selbst mit einer Zange und riß ihn heraus. Als mit der Spitze rothe und weiße Fasern herauskamen, sagte er: „Gut hat der König uns genährt, Fett hab' ich noch an der Herzwurzel“ (vel hefir konungrinn alit oss, feitt er mér enn um hjartaraetr). Und dann sank er hin und starb.

Diesen hervorragenden Skalden des 10. und 11. Jahrhunderts folgte ein ganzes Heer von anderen. Bis zum Jahre 1400 werden 425 namhaft

gemacht, von welchen nur einer ein Däne war, 45 Norweger, die anderen 379 Isländer. Eine ebenso große Menge von Namen wird verloren gegangen sein. Denn an eine strenge Trennung von Kunst- und Volksdichtung ist kaum zu denken. In dem einsamen Gehöfte wie der Königshalle war die Erzählung von Heldenthaten die Unterhaltung an den langen Winterabenden, der Vortrag von Lob- und Kampfgesängen die Krone der Feste, und Verse aller Art die Würze des gesprächigen Volksverkehrs. Die Poesie war nicht als Geschäftssache oder professioneller Kunstzweig oder gar als Damen- und Salondivertissement von dem großen öffentlichen Leben, von Recht, Politik und Religion getrennt, sondern der Jubelruf, Schmerzensschrei, die Freude und Unterhaltung, die stete unmittelbare Lebensäußerung des noch kerngesunden, männlichen, thatenlustigen Volkes. Auch als mit der Kunst der Schrift eine eigentliche Literatur begann, versiegte jene überströmende Fülle echt poetischen Lebens noch lange nicht: die Lieder der Vergangenheit lebten noch immer im Volksmund weiter und regten stets zu neuer Dichtung an.

Die älteste Skaldendichtung hat in Ton und Haltung, Bild und Ausdruck so vieles mit den Gesängen der Edda gemein, daß die Versuchung naheliegt, diese selbst nicht in allzu entlegene Jahrhunderte hinaufzurücken, sondern als eine poetische Erscheinung aufzufassen, welche sich wenigstens in ihren Endpunkten noch mit den Anfängen der Skaldendichtung berührt. In einigen Götterliedern der Edda ist noch der volle naive Glaube des Heidenthums gewahrt. Dann folgen andere, in welchen sich die Würde der Götter schon stark vermenschlicht. Die humoristische Darstellung nimmt im weitern Verlauf fast den Charakter der Satire an. Ein Anhauch von christlichen Gedanken beginnt sich den ursprünglichen heidnischen Mythen beizumischen. Im Sonnenlied endlich tritt der christliche Gedanke klar und deutlich hervor, aber noch immer einer Zeit entsprechend, in welcher Christenthum und Heidenthum nebeneinander bestehen. Diesem geistigen Entwicklungsstadium ist die älteste Skaldenpoesie verwandt. Von vier Vertretern derselben sind uns biographische Sögur, d. h. ausführlichere Lebensbeschreibungen erhalten von Egill Skallagrímsson, von Kormakr Ögmundarson, Hallfredr Vandraedaskáld und Gunnlaug Ormstunga. Zwei sind noch Heiden, einer ist mit dem Kreuze gezeichnet, einer schon getauft, aber nicht fest in seinem neuen Glauben. Die kurze Regierung des Königs Ólafr Tryggvason (995 bis 1001) vermag noch nicht, die Skaldendichtung zu christianisiren.

Erst unter König Ólafr dem Heiligen (1015 bis 1040) gelangte das Christenthum in Norwegen nach langem Kampfe zum vollen Sieg. Als echter Viking hatte er den ganzen Norden von Irland und den Hebriden bis hinüber nach Rußland durchfahren, als Schlachtenführer in Frankreich und Spanien, Norwegen und Schweden gekämpft, als Held war er bei Stiklestad für seinen Glauben gefallen. Der Strahlenglanz des Martyriums und des Wunders verklärte seine erhabene Gestalt. In ihm fand die Skalden-

dichtung einen Helden, welcher den Ruhm der alten Zeit mit der Schönheit christlicher Ideen verband. An seinem Grabe bekehrten sich seine erbittertsten Feinde; Blinde erhielten das Licht der Augen wieder; die Glocken läuteten von selbst und über alle Berge strömte das Volk gen Throndhjem, um an dem heiligen Schreine seines Königs Gnade und Segen von Gott zu erflehen. Die Skalden, welche ihn auf seinen Kriegszügen begleitet hatten, vor allen Sighvatr Thordarson, stimmten alsbald nach seinem Tode Loblieder an, welche in dem gewaltigen Schlachtenkönig auch den Heiligen und Martyrer besangen. Den Grundton der neuen christlichen Skaldendichtung bezeichnet das „Glockenlied", das Thórarinn Loftunga, früher ein Skalde des Königs Knut, am Schreine des Heiligen anstimmte:

Nun hat sich zum Sitze die Stadt gesetzt
Des Volkes Fürst: Throndhjems Veste.
Da will er für immer, für ewige Zeiten,
Der Ringbrecher, des Reiches rathen.

Da, wo Ólafr einstens gethront,
Bevor er ging zu den himmlischen Gauen,
Da ward, wie alle wissen,
Ueber dem König die Kirche gekreuzt.

Sehnend hatte sehr geseufzt
Haralds Sohn zur Himmelsheimat,
Eh' er, der Wackere, aus der Welt wanderte
Und nun herrschet hehr mit dem Herrn.

Lobselig liegt die reine Leiche
Des Königs da und kündet Glück.
Wie an Lebendigen Haar und Nägel
Wachsen ihm mit wackerm Wuchs.

Ueber dem Lager läuten die Glocken,
Selig dem Fürsten singend von selber,
Festlich ertönet täglich dem Volke
Vom König das glorreiche Glockenlied.

Hoch am Altare heilige Kerzen
Strahlend erhellen des Seligen Sarg.
Denn es hat Ólafr, bevor er starb,
Sündenlos seine Seele geborgen.

Wo süßen Schlummers der König schläft,
Kommen Krüppel kräftig zum Gehen,
Bittend dem Fürsten nah'n die Blinden,
Und leuchtend dem Auge lacht wieder das Licht.

Bitte zu Ólafr, er möge dir gönnen —
Gottes Freund ist er — sein Land und sein Reich.
Allen gewinnt er von Gott selber
Frieden und Freude und fröhlich Gedeih'n.

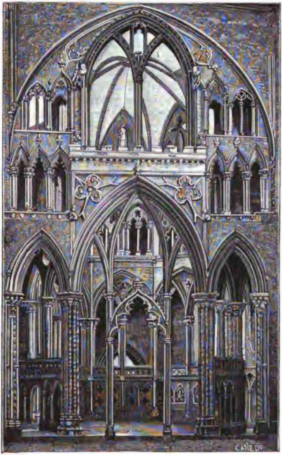
Das Christenthum milderte und heiligte den alten kampflustigen Sinn, lähmte oder ertödtete ihn aber keineswegs. Unter den Königen Magnús

Ólafsson (1035—1047) und Haraldr Harðráðr (1047—1066) besangen Arnórr Jarla-Skáld und Thjóðólfr Arnorsson in begeisterten Drápen die Großthaten dieser Herrscher selbst, wie anderer Fürsten und Helden, Schlachten in Norwegen und Dänemark, Seegefechte im Baltischen Meer, an den britischen Gestaden und fern an den Orkney-Inseln. Der isländische Gesetzessprecher und Skalde Markús Skeggjason, der am Ende des 11. und am Anfang des 12. Jahrhunderts blühte, verherrlichte in seiner Eiríksdrápa den König Erich den Guten von Dänemark, seine Kriegsfahrten nach Wendenland und seine Pilgerfahrt nach Rom, das „Munkaveldi", Reich der Mönche genannt wird. Freudig berichtet er, wie der Papst, der Freund Christi (Kristz unnandi Pavi), alles gewährte, was der König verlangte, wie Erich dann mit dem Herrscher von Frakkland zusammen kam, den erzbischöflichen Stuhl von Lund begründete, zum Heile seiner Seele mit einer wackern Schaar gen Jerusalem zog, um sich zur Reise auf eine bessere Welt vorzubereiten, und wie er selbst nach seinem Tod in fremdem Land von Fürsten und Völkern geehrt ward. Von einem Liede des Markús Skeggjason auf den Erlöser und auf den hl. Knut sind leider nur ein paar Verse erhalten; doch weisen uns dieselben schon auf das Heranreifen einer eigentlich religiösen Poesie hin.

Unter den Skalden des 12. Jahrhunderts ragt der Priester Einar Skúlason hervor, aus West-Island gebürtig, von einer Familie, aus der schon viele beliebte Dichter hervorgegangen waren. Den größten Theil seines Lebens brachte er in Norwegen zu, wo er um 1160 starb. Bei Gelegenheit des großen Reichs- und Kirchentages, der im Februar 1152 zu Nidarós (Throndhjem) zur Ordnung der kirchlichen und weltlichen Angelegenheiten gehalten wurde, in Gegenwart des Cardinal-Legaten Nicolaus Brekspear (des spätern Papstes Adrian IV.), des Erzbischofs Jón Birgisson und der vier norwegischen Bischöfe von Bergen, Oslo, Stavanger und Hamar, der übrigen Bischöfe, sowie der drei Könige und Brüder Ingi, Sigurðr und Eystein, trug der isländische Skalde im Dome der Primatialstadt das berühmteste seiner Gedichte vor: „Geisli" (Der Strahl) genannt, ein Loblied auf den heiligen König Ólafr, um dessen Schrein die großartige Versammlung tagte. Der Chronikschreiber (der Morkinskinna) erzählt, es sei dabei ein süßer Wohlduft von dem Schrein des Heiligen ausgegangen und die Leute hätten das als ein Zeichen aufgefaßt, daß der Heilige selbst sein Wohlgefallen an der Dichtung habe bezeugen wollen. In der Folgezeit ist dieselbe, wie P. A. Munch bemerkt, immer unter die schönsten Erzeugnisse der ältern Dichtkunst gerechnet worden.

Das merkwürdige Loblied ist mit der feinen Symmetrie einer vollendeten Kunstdichtung aufgebaut. Von den 71 Strophen fallen 17 der Einleitung zu, 26 dem Schlusse; der eigentliche Kern des Gedichtes aber ist durch einen „Stab" oder Refrain von zwei Zeilen in 9 Glieder von je 3 Strophen

getheilt. Den Namen „Geisli" oder „Strahl" hat das Gedicht davon, daß Einar die Glorie des Heiligen gleich im Eingang als einen „Strahl" bezeichnet, der von „der Sonne der Gnade" ausgeht und ein herrliches Licht verkündet. Schöner ließ sich die katholische Auffassung der Heiligenverehrung



Octogon am Grabe des hl. Olafr im Dome von Throndhjem.

kaum bezeichnen. Der Heilige ist kein Gott, den man anbetet, sondern nur eine Offenbarung der ewigen Geistersonne, des Dreieinigen, von welchem alle Gnade und Heiligkeit ausgeht und der durch das Beispiel der Heiligen unsern Lebensweg erleuchtet. An die Stelle der Huldigungen, welche die

Digitized by Google

altheidnischen Drápen den Göttern und Helden zollten, tritt in dieser Dichtung ein erhabenes Bekenntniß des christlichen Glaubens und ein frommer Festgruß an die glänzende Zuhörerschaft; an die Stelle der Kämpfe und Waffenthaten, welche einst den Hauptgegenstand der Dichtung bildeten, treten hier die Wunder, womit Gott seine Heiligen hienieden verherrlichte; an die Stelle des Hasses und Schreckens, der die Götter der Vorzeit umgab, tritt hier die Liebe Christi und der Segenswunsch, der von Nägeln durchbohrte Erlöser möge alle Menschen auf die Fürbitte seiner Heiligen von Leid und Uebel erlösen. Gerne möchte ich eine Uebersetzung des herrlichen Feierliedes versuchen, allein die kühnen Bilder und Wendungen der alten Skaldenkunst sind uns ebenso fremdartig, als die Stabreime und Wortumstellungen, über die er verfügte und die ein modernes Deutsch kaum wiederzugeben im Stande ist. Ich begnüge mich deshalb, den Inhalt nur kurz zu skizziren.

A. Einleitung (Upphaf).

I. Glaubensbekenntniß.

1. Huldigung an den dreieinigen Gott, die Sonne der Gnade, von der die Glorie des Heiligen herrührt. Str. 1.
2. Die Menschwerdung. Die ewige Sonne wird das Licht dieser Welt und will geboren werden als Mensch vom Stern der Meere: Maria. Str. 2.
3. Die Passion. Die ewige Sonne läßt sich beim Untergang umdunkeln, auf daß wir zum Licht gelangen mögen. Christi Tod am Kreuz ist unser Leben. Str. 3.
4. Die Auferstehung. Am dritten Tag ging die Sonne der Gerechtigkeit wieder auf. Sie ist die Hoffnung unseres Lebens. Str. 4.
5. Die Himmelfahrt. Der Sohn erhob sich zu den höchsten Himmelshallen und wird angebetet von den Heerschaaren des Himmels. Str. 5.
6. Die Sendung des Hl. Geistes. Da sandte uns der Herr die Gaben seines Geistes, und es erhob sich die Gemeinschaft der Christenheit, die der Gehorsam gegen einen Gott vereint. Str. 6.

II. Anrede an die Gäste des Festes.

1. Aufruf, den hl. Ólafr und seinen heiligen Schrein zu verehren. Str. 7.
2. Gruß an die Könige Eystein, Sigurðr und Ingi und an den Cardinal Nikolás. Str. 8.
3. Gruß an den Erzbischof Jón und den Clerus. Str. 9.
4. Gruß an die Mitglieder der St. Ólafsgilde. Str. 10.
5. Gruß an alle Thrönder (Einwohner von Throndhjem) und alle Nordmänner. Str. 11.

III. Kurzer Blick auf das Leben des Heiligen.

1. Sighvatr und Óttar, die Meister der Dichtkunst, haben ihn schon besungen. Str. 12.
2. Fünfzehn Winter saß er auf dem Thron, bis er zu Stiklestad fiel. Str. 13.
3. Viele herrliche Thaten des Königs kennt Gott allein. Str. 14.
4. Vor dem Kampfe hatte Ólafr, der König von Rauma und Hordaland, einen Traum. Str. 15.

5. Er sah eine Leiter, die in den Himmel reichte; er stieg hinauf und ward vom Herrn des Himmels aufgenommen. Str. 16.
6. Da ward die Schlacht von Stiklestad geschlagen und der König fiel. Eine böse That war es, die seine Mörder thaten. Str. 17.

B. **Der Hauptgesang** (Stefjamál).

Stef. Zu lindern das Leid der Völker, vermag Gottes hehrer Ritter alles; was er wünscht, gewinnt der wack're Ólafr vom König der Sonne. Str. 18.
1. Sonnenverfinsterung beim Tode des Heiligen; wunderbares Licht über seiner Leiche. Str. 19—21.
2. Heilung eines Blinden durch Wasser, das mit dem Blute des Königs gemischt. Str. 22—24.
3. Ein Stummer, dem die Zunge abgeschnitten, erhält die Sprache an dem wieder ausgegrabenen Sarge des Königs. Str. 25—27.
4. König Magnús, des Heiligen Sohn, erhält wunderbaren Beistand im Kampfe gegen die Wenden. Str. 28—30.
5. Guttorm, Neffe des Heiligen, siegt unter seinem Beistand gegen dreifache Uebermacht im Sund von Anglesay. Str. 31—33.
6. Einer ungläubigen Frau, welche den Festtag des Heiligen durch Backen von Brod verletzt, werden ihre Brode in grauen Gries verwandelt. Str. 34—36.
7. St. Ólafr gibt einem jungen Mann in Hlið, dem man die Zunge abgeschnitten, Zunge und Sprache wieder. Str. 37—39.
8. Ein Mann, den die Wenden jämmerlich verstümmelt, wird durch St. Ólafr geheilt. Str. 40—42.
9. Das Schwert des Heiligen, das bei der Schlacht von Stiklestad ein Schwede geraubt, wird später wunderbarerweise in Griechenland, bei der Leibwache der Waräger, wieder aufgefunden. Str. 43—45.

(Jedes dieser Wunder ist lebendig und kurz in zwei und einer halben Strophe erzählt, an welch letztere sich jeweils wieder der Stef oder Refrain anschließt.

C. **Der Epilog** (Slaemr).

I. Weitere Ausbreitung der Wunder und der Verehrung des Heiligen
1. Der Kaiser von Miklagarð (Constantinopel) erhält wunderbare Kunde vom Schwert des hl. Ólafr, erhebt es auf den Hochaltar und erfährt seine Macht im Kampfe. Str. 46—51.
2. Sieg der Waräger auf dem Petzina-Felde in der Walachei durch Beistand des hl. Ólafr über ein sechzigmal stärkeres heidnisches Heer. Str. 52—56.
3. Heilung eines jungen Priesters, dem grausame Menschen die Augen ausgestochen, die Zunge abgeschnitten und die Beine gebrochen auf Fürbitte des hl. Ólafr. Str. 57—61.

II. Freudige Betrachtungen über die Verherrlichung des Martyrer-Königs. Dank gegen den Papst, „das Haupt der Welt“, für die Errichtung des neuen Erzstuhles zu Throndhjem. Str. 62—66.

III. Schluß. Segenswünsche an alle. Bitte an König Eystein um den üblichen Sangeslohn. Str. 67—71.

Ein seltsames Gegenstück zu dieser glänzenden religiösen Drápa ist die ganz und gar weltliche Jómsvíkinga-Drápa des Bjarni Kolbeinsson, der

als Bischof der Orkney-Inseln im Jahre 1223 starb. Wahrscheinlich ist sie ein Jugendwerk desselben, da er im Prolog schmerzlich über unglückliche Liebe klagt, dann aber in gewaltigen kriegerischen Accorden die berühmte Schlacht beschreibt, welche die sogen. Jómsvikinger, so genannt nach der in Dänemark gelegenen Jómsburg, dem Jarl Hákon und seinen Anhängern in Norwegen um das Jahr 987 oder 988 lieferten, die aber später von der Sage romantisch ausgesponnen wurde. Zwischen den prachtvollen Kampfesschilderungen klingt im Refrain des Haupttheils die anfangs erhobene Liebesklage durch, bis sie endlich nach gewonnener Schlacht verstummt.

Während die weltliche Drápadichtung im Laufe des 13. Jahrhunderts allmählich zurücktrat, entwickelte sich dagegen die religiöse Poesie in immer reicherer Fülle. Mehrere dieser Dichtungen, wie die „Placidusdrápa", „Heilags anda Vísur" (ein Gedicht über den Heiligen Geist), „Leiðarvísan" (Wegweisung), „Leiknarbraut" (Weg der Gnade) und „Harmsól" (die Sonne der Reue), sind nach langer Vergessenheit in neuerer Zeit wieder ans Licht gezogen worden. Die letztere, ein Werk des Benediktinermönches Gamli Kanoki, ist eine regelrechte Drápa, welche die Nothwendigkeit und den Werth der Reue schildert. Alle diese Werke übertrifft indes weit eine Dichtung aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, die „Lilja" (Lilie) des Augustinermönches Eystein Ásgrímsson aus dem Kloster Thykkviboer an der Südküste der Insel.

In Sprache und Bild wie im Versmaß geht Eystein theilweise von den hergebrachten Formen ab, doch nur wie ein echter Künstler, um das Ueberlieferte harmonisch in weisem Maße freier zu entwickeln. Die sechssilbige Dróttkvaetzeile verlängert er zum achtsilbigen Verse und baut so eine regelmäßige achtzeilige Strophe auf. Die allzu dunkeln Ausdrücke der ältern Skaldendichtung sucht er zu meiden und spricht diese Absicht auch im Gedichte selbst aus. An ein paar Stellen fügt er zum Stabreim auch den Schlußreim. Im übrigen ist sein Gedicht eine regelrechte Drápa mit der üblichen Dreitheilung. Der Prolog hat 25, der Epilog 25, der Hauptgesang 50 Strophen. Der letztere ist wieder ganz regelmäßig durch Stäbe in zwei Haupttheile und diese wieder in je vier kleinere Abschnitte gegliedert. Die Einleitungsstrophe wiederholt sich in der letzten (hundertsten), so daß die ganze Dichtung gewissermaßen in denselben Grundgedanken eingerahmt ist. Das mag allzu kunstreich, ja fast gekünstelt erscheinen, doch der poetische Genius hat vollständig über die freiwillig gezogenen Schranken triumphirt. Bei der ersten Lesung ahnt man die Kunst nicht, welche sich unter dem lebendigen Fluß der schönsten Verse verbirgt; man fühlt nur, daß alles harmonisch zusammenstimmt.

Majestätisch wie Orgelklang tönt das erhabene Gebet, mit welchem die Dichtung beginnt:

Aller Wesen Gott und Schöpfer,
Herr der Engel, Herr der Völker,
Nicht gebannt an Raum, noch Zeiten,
Waltend still im Friedensreiche,
Außen thronend wie auch innen,
Oben, unten, in der Mitte:
Lob sei dir in Ewigkeiten,
Wahre Einheit in drei Zweigen!

Dann ruft der Sänger Gottes Gnade auf sein Werk herab:

Zeig mir deine große Gnade,
Die ich mit zerknirschtem Herzen
Sehnend suche; denn nichts will ich,
Herr, als was du Gutes bietest.
Reinige mein Herz und leite
Kunstvoll löblich Wort zum Worte,
Daß gestäbt das Lied und zierlich
Euch aus diesem Mund ertöne.

Der Titel „Lilja“, womit der Dichter die allerreinste Mutter des Erlösers bezeichnet, läßt ein zartes, liebliches Lied der Minne erwarten, beseelt von dem erhabenen Gedanken des Hohenliedes, umwoben von den holdesten Bildern der Natur, von Lenzespracht und Blumenschöne. Dieses Element fehlt auch nicht ganz, doch für den kampflustigen Normannen, den geistigen Erben der Vikingerzeit, bleibt es ein untergeordneter Schmuck. „Stark wie der Tod ist die Liebe“ — das ist der Wahlspruch seines Minnesanges. Die Madonna, die ihm vor Augen schwebt, ist nicht die holdselige Jungfrau und Mutter mit dem Himmelskinde, welche die kölnischen Maler und Fiesole und Raphael so bezaubernd gemalt; es ist die Judith des Neuen Bundes, das starke Weib, das der Schlange den Kopf zertreten, die Mutter und Mitkämpferin des großen erhabenen Schlachtenkönigs, der den größten Kampf gekämpft und den glänzendsten Sieg erstritten, der glorreich an die Stelle der kriegslustigen alten Götter trat, ihr Reich zerstörte und die Fesseln des Todes brach und hoch am Kreuze den Fürsten dieser Welt mit all seiner List und Macht auf ewig zu Schanden machte. Diese Auffassung tritt schon in dem Prolog hervor, der uns die Schöpfung, den Fall der Engel, den Fall der Menschheit und den Plan der Erlösung in wenigen grandiosen Zügen vor Augen führt.

Lebe neu! ist Gottes Rathschluß,
Lebe auf von Adams Falle!
Solche Gunst zu sich'rer Stunde
Ward gesandt von Gottes Händen;
Daß das Licht stieg lebend nieder,
Lebend, traun! und die Gequälten
Risse aus der Teufelsgrube:
So beschloß der Engel König.

Zur Ausführung dieses Rathschlusses mitzuwirken, mitzuleiden, das ist Maria's Ruhm und Ehre: seine Früchte uns mitzutheilen, ihr süßes, herrliches Amt. Tiefpoetisch, kraftgewaltig verfolgt die Dichtung nun den Weltkampf Christi bis hinauf auf Golgotha. Da — genau in der Mitte — steht sie auf ihrem Höhepunkt.

Hei! sie liefen, fanden Jesus,
Zerrten grausam, schlugen, banden,
Schleppten höhnend vor die Heiden
Ihn und geißelten den Nackten.
Dornen flocht die Brut des Teufels
Um die segensvolle Stirne,
Nagelte ans Kreuz ihn, stach ihn,
Bis sein letztes Herzblut aufspritzt.

Doch wie in den alten Schlachtgesängen, wenn sie mitten im dichtesten Kampfgewühl angelangt sind, der Sieg zweifelhaft, die Niederlage fast sicher scheint und sich nun doch plötzlich das Blatt wendet, so auch hier. Alle Anschläge des Dämons schlagen fehl. Im Augenblick, wo Christus, scheinbar besiegt, stirbt, zieht er als Sieger hinab in die Vorhölle und befreit da die Gefangenen von Jahrtausenden. Herrlich ist sein Eintritt da geschildert.

Was gibt's Neues? Welterlösung!
Weshalb? Jesus hat gelitten.
Was gibt's? Feindesniederlage!
Wer ist Sieger? Gott der Schöpfer.
Was gibt's? Heiligenbefreiung!
Wohin? In den Sitz des Ruhmes.
Was gibt's? Himmelsanerbieten!
Wem? Uns, die das Kreuz wir preisen.

Segenslicht, o süßer Jesu,
Lebenshort der todten Menschheit!
Reiß mich aus dem Reich des Feindes,
Lieber Herr und halt mich bei dir.
Mit erhob'ner Hand hochpreisend
Ewig soll auf beiden Knieen
Liegen, was du hast geschaffen,
Schöpfer mein, vor deinem Antlitz!

Christus hat uns erlöst, nicht Maria. Aber Maria ist im ewigen Rathschluß, in ihrem Leben, Wirken, Leiden und ihrer Herrlichkeit so mit Christus vereint, so mit ihm verschmolzen, daß die Liebe zur Mutter naturnothwendig aus der Liebe zum Sohne folgt. Und darum wendet sich des Dichters Flehen vom Sohne zur Mutter und durch sie zum Sohne zurück:

Vor dein Kind im Strahlenglanze
Stell dich, die du Gott geboren,
Fleh, daß milde Gnade finde
Jeder, und die Sünde weiche.

Wenn du bringst auf sanften Lippen
Bittwort für der Christen Seelen,
Maria, liebste Mutter Jesu,
Scheide mich nicht von den Deinen.

Reinen Lebens lichte Taube,
Tochter Gottes, Heil der Kranken,
Weg der Wonne, Licht der Lüfte,
Braut der Bräute, Himmelsherrin!
Gottes Herberg, Sorgenfreistatt,
Freudenquelle, Sündenschranke,
Gnaden-, Segensborn der Völker,
Maid, dein Lob besiegt die Engel!

Die „Lilja" blieb nicht vereinzelt. Sigurdr der Blinde (von 1450 bis ungefähr 1530), ein sehr talentvoller und fruchtbarer Dichter, schrieb am Vorabend der Glaubenstrennung ein Seitenstück dazu: „Rosa" (die Rose), in 133 Strophen desselben Versmaßes, nicht so formvollendet, wie die „Lilja", aber an poetischer Schönheit doch überaus reich. Zwischen beiden liegt ein ganzer Blütengarten von frommer, sinniger Madonnapoesie. Ueber 50 größere Mariendichtungen und 26 Marienlegenden sind noch erhalten, dazu eine Menge anderer religiöser Poesien, auf verschiedene Heilige, besonders den hl. Ólafr, den hl. Petrus, den hl. Johannes Baptist und auf das wunderthätige Kreuz zu Kaldarnes.

Während die weltliche Poesie einen großen Theil der alten Stoffe, der mittelalterlichen Romane und Sögur in sog. Rimur (Volksballaden und Volksepen in kurzen und gereimten Zeilen) verwandelte, blühte jene religiöse Dichtung nicht minder freudig weiter. Noch gegen die Zeit der Glaubenstrennung hin galten zwei Geistliche, Einar Snorrason (um 1532), der Ölduhryggjar-Skáld genannt, und der Priester Gunni Jónsson zu Hólar, für tüchtige Dichter. Weit bedeutender war indessen der letzte Bischof von Hólar, Jón Arason, dessen „Krossvísur" (Kreuzlieder), „Píslagrátur" (Passionsklagen), „Ljómur" (der Glanz), nebst anderen Gedichten, gleich der „Lilja" noch bruchstücksweise im Volke fortlebten, auch nachdem es protestantisch geworden war. Sie sind ein Denkmal der innigsten Frömmigkeit, wie eines echt poetischen, schöpferischen Geistes.

Die Dichtung „Ljómur", welche mit dem alten Stabreim auch den Schlußreim in überaus kunstreicher Weise verbindet, hebt mit folgender erhabenen Anrufung an den Heiligen Geist an:

Höchster, Heiliger Geist!
Himmelskönig voll Stärke,
Liebend schau nieder zu mir!
Zu Land und Meer gesegnet,
Wahr in Willen und Werken,
Hör mich! Ich rufe zu dir.

Laß dem Pfuhl des Feindes mich entweichen,
Daß mich seine Qualen nicht erreichen;
Durch Maria's Sohn, den gnadenreichen,
Laß mein Lied zur Ehre dir gereichen!

Aehnlich wie in der „Lilja“ wird dann das ganze Leben und Walten des Erlösers in seinen großen Hauptumrissen dargestellt, als der entscheidende Weltkampf des größten aller Helden, aus dessen scheinbarer Niederlage der ewige Triumph hervorgeht. Alles wird aber nur kurz, mit der lebendigen, dramatischen Kraft der alten Skaldendichtung ausgeführt. So die Passion in folgenden zwei Strophen:

Dreiunddreißig Jahre
Lebt der Himmelskönig
Hier in Knechtsgestalt;
Aber ihm zu schaden,
Wuchs im Volk der Juden
Bittern Neids Gewalt.

Judas Skariot läßt sich gewinnen,
Spricht und handelt ganz nach Satans Sinnen,
Haß und Bosheit wächst im Herzen drinnen:
„Den ich küsse, laßt ihn nicht entrinnen!“

Da fuhr Angst und Bangen
In die Judenschaaren,
Jeder denkt nur sein.
Alle schreckbefangen
Flieh'n vor den Gefahren,
Jesus bleibt allein.

Nur Maria und Johannes, beide
Halten fest im bittern Herzeleide,
Trotzen allem Haß und allem Neide,
Stehen unverzagt dem Kreuz zur Seite.

In ebenso gedrängter Weise schildert die Dichtung dann den Sieg Christi und das Weltgericht, in welchem Maria und Johannes, die Getreuen am Kreuze, zum letztenmal als Fürbitter auftreten. Mit ihrem Flehen vereint der Dichter dann das seine, das noch nach seinem Tode in Island und auf den Faröern fortklingen sollte bis auf den heutigen Tag.

16. Islands Verfall nach der Glaubenstrennung.

Kaum ein Land Europa's hat unter den Folgen der Glaubenstrennung so schwer gelitten wie Island.

Mit Jón Arason war nicht bloß ein einzelner Mann und Kirchenfürst enthauptet, sein Todesstreich war auch der Todesstreich für das kirchliche Leben der Insel, für ihre Freiheit und Selbständigkeit, für ihre Literatur und ihre materielle Wohlfahrt. Es hat nicht viel gefehlt, und das edle, geistig so hochbegabte Volk wäre gleich Grönland dem vollständigen Untergang anheimgefallen.

Eine Menge Isländer haben im Laufe des Mittelalters Rom besucht, viele haben an den Kreuzzügen theilgenommen, zahlreiche Kleriker studirten in England, Frankreich, Deutschland und Norwegen. Mit dem Metropolitansitze in Throndhjem standen die Bischöfe von Hólar und Skálholt in stetem, regem Verkehr. Hauptsächlich durch die Kirche nahm Island an dem Geistesleben und selbst an dem materiellen Fortschritt der übrigen Christenheit theil. Noch bis in das 16. Jahrhundert hinein waren die isländischen Bischöfe die Stütze der nationalen Selbständigkeit und Bildung, der einheimischen Volkswirthschaft und des Handels mit anderen Völkern. Auf einmal war dies mächtige lebensvolle Band durchschnitten, Island von der christlichen Völkerfamilie ausgeschieden und den Händen der dänischen Könige, Beamten und Kaufleute überliefert.

Was von kirchlicher Kunst auf das ferne Eiland gedrungen war, wurde entweder zerstört oder hinweggeräumt oder weltlichen Zwecken zugewiesen. Der herrliche Cult der Kirche wurde verstümmelt und auf ein nüchternes Maß herabgedrückt. Die Religion wurde aus dem Volksleben in die officiellen Gotteshäuser zurückgedrängt, die Kirche ein Staatsinstitut. Die Klöster, Sitze der Wissenschaft und Wohlthätigkeit, wurden aufgehoben und nichts Gleichwerthiges oder Besseres an ihre Stelle gesetzt. Ihr Eigenthum wurde, wie dasjenige der zwei Bischofssitze, zu königlichem Lehen erklärt und die aus dem Verkauf der Liegenschaften gelösten Summen dem dänischen Staatsschatz zugetheilt. Die Bischöfe wurden zu Staatsbeamten herabgesetzt, welche der König anfangs noch vom Volke wählen ließ und bestätigte, später einfach selbst ernannte. Die Verwaltung der Kirchengüter wurde ihnen entrissen und weltlichen Beamten zugewiesen; selbst der Bischofszehnt und die Strafgelder mußten künftighin nach Kopenhagen entrichtet werden.

Gleich den Bischöfen, verloren auch die Pröpste, Pfarrer und Diakonen ihr Ansehen und ihren Einfluß, die Kirchen und Kapellen ihre alten Rechte, die geistliche Strafgewalt fast jede Bedeutung.

Wie der lutherische Bischof und Geschichtschreiber Finnr Jónsson erzählt (Per. VI. S. II. c. I.), hatte Christian III. anfänglich die Absicht, die Klöster, wenigstens jene der Diöcese Skálholt, in Gymnasien und Schulen zu verwandeln. Ein Erlaß in diesem Sinn vom 1. Februar 1541 verfügte: die Klöster Helgafell und Videy sollten Gymnasien, Thykkvibaer, Skrida und Kirkjubaer Volksschulen werden. Allein „zu nicht geringerem Nachtheil der Religion und Wissenschaft, wie auch zu üblem Ruf der Reformation, als ob dieselbe nur aus Sucht nach Bereicherung unternommen worden wäre, wie die Katholiken munkelten, begann des Königs Ansicht sich zu ändern; denn nach wenigen Wochen nahm er sein Edict in Bezug auf Videy zurück, unter dem Vorwand, dieses Kloster sei als Landaufenthalt für seine Amtmänner so gelegen, daß sie desselben nicht entbehren könnten, was ihm fälschlich Otto Stigoti oder ein anderer berichtet haben wird; Helgafell wurde 1543 oder 1544 von den Königlichen in Besitz genommen. Die übrigen Klöster aber traf in der nächsten Folgezeit bis etwa 1551 oder 1552 dasselbe Schicksal; sie wurden unter dem Titel ‚Redemptur' fortan vermiethet, der Ertrag dem königlichen Schatze zugewiesen." Ein Jahrzehnt später (1565) hörte Friedrich II., der Sohn des Reformationskönigs, man finde in den ehemaligen isländischen Klöstern „allerlei Ornamenter, die man nicht brauche, bloß zu unnützer Zerstreuung und Verderbniß" (allehande ornamenter, som intett brugis, men till unötte bortuendis oc forderffnis); er gab deshalb seinem Amtmann Paul Stissen den Auftrag, sich danach umzusehen, das Nöthige den Kirchen zu lassen, „das übrige aber zu Unserer und der Krone Aufsicht anzunehmen", die „großen" Inventarien der Klöster aufzuspüren, und „was sich dann mehr findet als gebührt, in Unserm Auftrag an sich zu nehmen". Das Kloster Videy wurde, wie Finnr Jónsson sagt, nach „Feindes- und Piratenart überfallen und ausgeraubt"; der Hauptführer der dänischen Reformationsarmee, Claudius von Merviz, wurde wegen der von ihm begangenen notorischen Räubereien, Frevel und Verleumdungen 1542 gerichtlich zu ewigem Kerker verurtheilt. Paul Hvitfeld, ein anderer Bevollmächtigter des Königs für die isländische Reformation, machte sich an Bischof Ögmundr und dessen Schwester Ásdísa der niederträchtigsten Betrügereien und Gelderpressungen schuldig. „Gewiß", sagt Jónsson, „gereichten diese und andere Thatsachen, die ich nicht aufzählen will, den zu Bekehrenden zu großem Anstoß, da die Reformatoren nicht ihr Seelenheil, wie sie behaupteten, sondern nur ihren zeitlichen Gewinn zu suchen schienen."

Während den Isländern soviel als möglich abgenommen, aber nahezu keines der königlichen Versprechen gehalten wurde, krönte Christian III. schon 1547 und dann wieder 1552 seine geistlichen Finanz-Operationen damit, daß

er den ganzen Handel nach Island und den Westmännerinseln als freies Operationsfeld der Stadt Kopenhagen und ihren Kaufleuten preisgab. Sie sollten diese Kronländer „haben, nützen, gebrauchen und behalten mit allen königlichen Renten und Rechten, Zoll und anderm Antheil“; nur sollten sie ihm für das Geschäft auf den Westmännerinseln jährlich auf St. Michelstag „200 gutgemünzte, unverfälschte Joachimsthaler als Abgabe entrichten“, für Island aber ebenfalls jährlich auf St. Michelstag 1000 Kroner, die in Lübeck und Hamburg gangbar sind. Ueber die Verwaltung sollten Bürgermeister und Rath nach drei bis vier Jahren Rechenschaft ablegen, damit der König erfahren könne, „ob Uns und der Krone mehr Rente davon zukommen kann, dann sollen sie fürder mehr davon geben“.

Der einzige Mann, welcher den politischen Blick, den kriegerischen Muth, das Ansehen und die Macht gehabt hatte, die evangelische Schacher- und Raubpolitik des Dänenkönigs zu durchkreuzen, war der streitbare Bischof Jón Arason gewesen. Der König erklärte ihn darum 1549 für vogelfrei, und da er ihm nicht anders beizukommen wußte, hielt er es nicht unter seiner Würde, sich in einem Handschreiben an eine Anzahl hervorragender Laien: Ormr Sturluson, Lögmaðr für Nord- und West-Island, Daði Guðmundsson aus Snóksdal, Erlendr Torvarðsen, Lögmaðr für Süd- und Ost-Island, Páll Vigfússon auf Hliðarendi, Eyjólfr Einarsson aus Dalr, Bjarni Erlendsson bei Ketilstaðr, Björn Jonsson auf Eyvindará, Tórleifr Grímsson auf Möðruvellir, Thorstein Finnbogason auf Haffrafellstungu, Jón Magnússon auf Svalbarð, Árni Jónsson zu Draflastaðr, Egill Jónsson auf Skarð, zu wenden, den Bischof bei ihnen anzuklagen und sie unter vielen Liebesversicherungen und Gnadenverheißungen zu bitten und aufzufordern, „dem Bischof und seinen Anhängern fürder jede Hilfe und Beistand zu versagen“. Dem Daði Guðmundsson aber, einem erbitterten Feinde des Bischofs, gab er besondern Auftrag, den letztern gefangen zu nehmen und nach Dänemark auszuliefern. Als die Gefangennahme gelang, war das Nordland noch katholisch, ein großer Theil des Südens ebenfalls; die zwölf Männer, welche über den Bischof zu Gericht saßen, entschieden für vorläufige Gefangenhaltung und Auslieferung an den König; nur die Furcht, daß der Bischof durch die Ueberzahl des Volkes in Freiheit gesetzt werden möchte, trieb sie an, ihn rasch hinzurichten und dadurch dem „Evangelium“ den Sieg zu sichern. „Beil und Boden sind die sichersten Wächter!“ so meinte einer der Richter. Der dänische Schreiber Christian und der lutherische Superintendent Martin Einarsson stimmten bei, und so ward Jón Arason enthauptet.

Dem Absolutismus und der herzlosen Krämerpolitik Christians III. trat nun kein entschiedener Führer mehr entgegen. Eine Schilderhebung des Nordlandes war bald durch die Dänen niedergeworfen, und die Isländer ergaben sich ohne weitern thatkräftigen Widerstand in die neue Ordnung der Dinge.

Der Schlag traf zunächst die religiösen und kirchlichen Verhältnisse. Den Kirchen wurde nur das Nöthigste belassen, alles übrige säcularisirt. Die Geistlichen wurden schlecht bezahlt, die versprochenen Schulen nicht errichtet, das frühere Kirchengut zu großem Theil verschleudert. Die neue Heilslehre wirkte wie überall: niemand hatte mehr Lust zu guten Werken, am wenigsten zu solchen, die Geld kosteten. Fromme Vermächtnisse wurden kaum mehr gemacht. Die Prädicanten warteten meist vergebens auf die freien Gaben, welche früher den Priestern an den höheren Festen reichlich dargebracht wurden. Bei Taufen und Heiraten mochten die Reicheren noch allenfalls etwas hergeben, aber, wie Finnr Jónsson sagt, blieb es meist beim frommen Verlangen. „Denn mit der Reformation", so gesteht er ganz offen, „hörte die Freigebigkeit gegen Kirchen und Priester, wo nicht gänzlich, so doch großentheils auf" (III, 103)[1].

Für ein Land wie Island, das reichlichen Ertrag an Fischfang und Viehzucht bot, aber Korn, Salz, Holz, Eisen vermißte, kam alles auf günstige Handelsverbindungen an, welche ihm seine Landesproducte gut bezahlten und ihm zu günstigem Preis die anderen unerläßlichsten Dinge lieferten. Noch bis zum Ende des 16. Jahrhunderts wurden die bedrohlichen Rechte und Privilegien der Kopenhagener Kaufmannschaft und des Königs selbst durch Engländer, Deutsche und Holländer gemildert, welche nach Island Handel trieben, einigermaßen jenen Bedingungen entsprachen und durch Concurrenz die Ausbeutung von seiten der Dänen verhinderten. Nachdem indes die Kirche von Island wie ein Schwamm ausgepreßt war und keine überflüssigen „Ornamenter" mehr daselbst zu holen waren, sollte die Reihe nun auch an das unglückliche Volk kommen, dem mit der Selbständigkeit der Kirche zugleich jede Widerstandskraft abhanden gekommen zu sein schien. Um die dänischen Handelsinteressen zu heben, machte Christian IV. im Jahre 1602 den Handel nach Island einfach zum Monopol. Die Fremden wurden aus-

[1] Den gewaltsamen Charakter und die schädliche Wirkung der „Reformation" gesteht der protestantische Historiker K. Maurer mit anerkennenswerther Offenheit ein: „Den ersten Verkündigern der neuen Lehre, dem spätern Lögmanne Odd Gottskálksson und dem spätern Bischof Gizur Einarsson, welche, in Wittenberg geschult, aus inniger Ueberzeugung und in treuem Ernst sich dieser angeschlossen hatten, nahm König Christian III. die Sache aus der Hand, um die Glaubensreinigung in derselben bureaukratischen Weise durchzuführen, wie sie in Dänemark, Norwegen und Schweden durchgeführt wurde." Die Verurtheilung und Hinrichtung des Bischofs Jón Arason nennt er eine „tumultuarische" und gesteht, daß durch dieselbe nur der äußere Widerstand gebrochen ward. „Ungehindert konnten des Königs Beamte fortan Kirchen und Klöster plündern, sowie deren Liegenschaften einziehen; aber von einem innerlichen Durchdringen des evangelischen Geistes war begreiflich zunächst noch nichts zu verspüren und in politischer Hinsicht wirkte die Veränderung sogar entschieden nachtheilig, weil sie das Gegengewicht beseitigte, welches die Bischöfe des Landes bisher noch gegenüber dem einseitigen Druck der königlichen Beamten gebildet hatten" (Zur politischen Geschichte Islands. Leipzig 1880. S. 275).

geschlossen, die Städte Kopenhagen, Malmö und Helsingör erhielten das ausschließliche Recht, nach Island zu handeln. Und so blieb es, nahezu ohne die geringste Erleichterung, fast zwei Jahrhunderte, nur daß die Träger des Monopols bisweilen wechselten. Zeitweilig übernahm es die Regierung selbst, zeitweilig wurde der gesammte Handel bestimmten Handelscompagnien oder Kaufstädten übergeben, mitunter auch einzelne Häfen besonders an einzelne Kaufleute verpachtet; doch waren solcher Kaufleute nie viele und eine Concurrenz deshalb zur Unmöglichkeit gemacht. Zum Schutz des Monopols aber wurden die strengsten Strafen eingeführt. Wer von Fremden sich nur einen Sack Mehl verschaffte oder ihnen etwas getrocknete Fische verkaufte, war im Ertappungsfall mit Ruthenstreichen, Gefängniß, Confiscation bedroht. Die Folgen dieser Handelsgesetzgebung waren für Island von unberechenbarer Tragweite.

Den Preis der isländischen Waaren zu bestimmen, lag nun ganz in den Händen weniger dänischer Kapitalisten und der Regierung, und sie drückten denselben so tief herunter als sie konnten. Ein Schiffpfund Fisch, das auf dem europäischen Markt bis zu 40 Riksdaler kostete, wurde den Isländern nicht einmal mit 8 Riksdalern bezahlt. So war es mit Wolle, Talg, Butter, Thran, Dunen, Thierhäuten, kurz allem, was von Island ausgeführt wurde. Die Isländer waren unter schwerer Strafe gezwungen, alles zu ungünstigen, oft wahren Bettelpreisen an die Dänen zu verkaufen, und diese schlugen aus den Waaren dann Wucherpreise heraus.

Wie der Werth der Ausfuhrartikel blutsaugerisch heruntergedrückt wurde, so wurde jener der Einfuhrartikel dagegen zum Sechs- und Achtfachen emporgeschraubt. Während das Sinken der Ausfuhrpreise jede Thätigkeit, jeden Unternehmungsgeist lähmen mußte, jeden Wohlstand untergrub, griff die Steigerung der Einfuhrpreise noch viel grausamer in das Leben des Volkes ein. Die nothwendigsten Dinge zum Leben, wie Korn, Holz, Eisen, mußten wie Luxusartikel bezahlt werden. Der Reichere konnte mit aller Anstrengung kaum das Nothwendige sich mehr beschaffen, der Aermere vermochte den Preis dafür nicht mehr zu erschwingen. Man hat berechnet, daß in den nächsten Jahren nach Einführung des Monopols etwa $^1/_6$ der Bevölkerung am Hungertode gestorben ist. Gegen die Mitte des folgenden Jahrhunderts erlag abermals $^1/_6$ der Bevölkerung der furchtbaren Wirkung des Monopols, und als die Regierung endlich einschritt und 1758 der Handelsgesellschaft, welche das Elend herbeigeführt hatte, ihre Rechte entzog, dauerte es nicht lange, und die neuen Besitzer wurden überführt, statt Hilfe gebracht, völlig unbrauchbares Mehl nach Island verschifft und zu wucherischen Preisen daselbst verkauft zu haben. Die Isländer erhoben sich jetzt zu verzweifeltem Widerstand und gründeten eigene Handelsgesellschaften; allein vergeblich. Die dänischen Kaufleute ruhten nicht, bis diese Gesellschaften durch Processe schwer geschädigt und unterdrückt und alles wieder beim Alten war. Und so blieb es dann bis 1786.

Der Gegensatz zwischen den wirthschaftlichen Verhältnissen des Mittelalters und der darauf folgenden Epoche zeichnet sich sehr merkwürdig an der Geschichte eines Ausfuhrartikels, der im heutigen isländischen Handel keine erhebliche Rolle mehr spielt. Die Schwefelminen des Nordlandes wurden nämlich im Mittelalter fleißig ausgebeutet und kamen den Einwohnern selbst zu gute. Auf die Ausfuhr von Schwefel und Falken hatte zwar der Erzbischof von Throndhjem das Recht des Monopols; aber gegen einen kleinen Zoll gab er die Ausfuhr frei. Nachdem jedoch 1563 die Regierung gegen einen Bettelpreis die Minen an sich gebracht, war dieser Handelszweig den Insulanern entzogen, und die dänische Krone erzielte im ersten Jahre schon aus der Ladung eines einzigen Schiffes den Reingewinn von 10 000 Riksdalern. Als später der Preis des Schwefels fiel, verpachtete die Regierung die Minen an dänische und fremde Unternehmer. Für die Isländer selbst aber wurde nichts gethan.

Es ist sicher kein bloßer Zufall, daß die herzlose merkantile Aussaugung der Insel genau um jene Zeit begann, wo die Regierung nach Klosterinventarien und überflüssigen „Ornamentern“ zu spüren anfing, wo nach dem Ausdruck des Bischofs Pjetursson „die frühere Freigebigkeit gegen die Kirchen und ihre Diener aufhörte und die Lage der isländischen Geistlichen eine überaus elende war“, die Zeit, wo die katholische Kirche aus dem Lande vertrieben wurde und mit der neuen Lehre der Staatsabsolutismus und der unbeschränkteste Egoismus ans Ruder kam.

Vergeblich suchte später (1576) der lutherische Bischof Gudbrandr Thorláksson mit königlicher Bewilligung Friedrichs II. seine Landsleute dazu zu bereden, sich wieder der Seefahrt zu widmen und eigene Schiffe anzuschaffen. Vertrauen und Muth waren schon so völlig gesunken, daß er auf den beharrlichsten Widerstand stieß und daß man ihn sogar beim König verklagte, weil er den Isländern etwas „Schädliches und Gefährliches“ aufhalsen wolle. Nicht viel besser ging es dem Bischof Brynjólfr Sveinsson, dem Wiederentdecker der Edda, als er 1670, auf Anregung des von Christian V. gesandten Admirals Jens Rodsteen, die Bauern durch den Clerus auffordern ließ, Geld zur Anschaffung von eigenen Handelsschiffen zusammenzubringen. Die meisten entschuldigten sich mit gänzlicher Mittellosigkeit, und es wurde nichts daraus. So vollständig war der alte Nationalgeist des unglücklichen Volkes gebrochen, das einst die Insel besiedelt hatte, alle Meere des Nordens mit eigenen Schiffen befuhr, zwei reiche Bischofssitze und neun wohlbegüterte Klöster besaß, sich seine eigenen Gesetze gab und den norwegischen Königen die trefflichsten Historiographen und Dichter lieferte, das tüchtigste und begabteste aller nordischen Völker. Jetzt hatte sein Althing nichts mehr zu sagen. Der Dänenkönig ließ ihm seinen Willen durch einen Admiral zutragen, dieser wandte sich an den Bischof, der Bischof an die Prestr, die Prestr an die „freien evangelischen“ Bauern — und diese erklärten, sie hätten nicht einmal Geld für ein einziges eigenes Handelsschiff.

Die Pacht, welche die dänische Krone in den Jahren 1602—1786 aus dem isländischen Handel zog, belief sich nach einer Durchschnittsberechnung alljährlich auf mehr als 7000 Riksdaler (nach einer Schätzung 7659, nach einer andern 7355, nach einer dritten 7316 Riksdaler). Da den Königen schon daran gelegen sein mußte, diese Geldquelle nicht ganz versiegen zu lassen, stellten sie wiederholt (1619, 1684, 1702, 1776) Waarentarife auf, wonach die dänischen Kaufleute sich bei der Ausfuhr richten sollten; allein wie in diesen Tarifen selbst das Interesse der Dänen mehr berücksichtigt war, als jenes der Isländer, so blieben letztere thatsächlich der Willkür der ersteren überantwortet. Behörden zum wirksamen Schutz der isländischen Producenten waren keine vorhanden. Für die nöthigsten Einfuhrartikel blieben sie an die dänischen Händler gewiesen, und wenn diese nur zu niederen Preisen kaufen wollten, so blieben die Waaren unabgesetzt liegen, da kein Concurrent sich fand, der besser bezahlt hätte. So kam Island immer mehr in Noth und Elend, während Dänemark sich aus seinem Handel bereicherte.

Nachdem das Althing praktisch schon nach Einführung der sogenannten Reformation fast jede Selbständigkeit eingebüßt hatte, ward ihm 1662 auch noch der letzte Schein von Selbstverwaltung genommen und die erbliche Alleinherrschaft des Königs gesetzlich ausgesprochen. Der König übernahm durch einen eigenen Beamten, den „Landfógeti", nun selbst die Finanzverwaltung der Kolonie, setzte dem Althing, das bis dahin die Justizpflege in Händen gehabt, einen königlichen Amtmann vor und ergänzte durch einen militärischen Befehlshaber die neue oberste Behörde. Alle Geschäfte gingen nun nicht mehr direct an den König, sondern erst an die königlich dänische Kanzlei und Rentenkammer. Wie die wirthschaftlichen, geriethen auch die Rechtsverhältnisse infolge dieser Veränderungen in den traurigsten Verfall. Die Justizverwaltung sank in greuliche Unordnung, das Althing verlor in den Augen des Volkes jedes Ansehen, die Mitgliederzahl wurde verringert, der Versammlungsort von dem geschichtlich ehrwürdigen Thingvellir 1799 nach Reykjavík verlegt, am 11. Juli 1800 aber das Althing selbst aufgehoben und damit der letzte Schatten einstiger Freiheit und Größe begraben. Denn die literarischen Schätze Islands, die kostbaren Denkmäler seiner mittelalterlichen Literatur, hatte Árni Magnússon schon am Ende des 17. Jahrhunderts, bis auf wenige unbedeutende Ueberreste, den Dänen überliefert und eine Feuersbrunst 1728 zwei Drittel derselben für immer zerstört.

Zu dem innern wirthschaftlichen und politischen Verfall des Landes gesellten sich von dem Anfang des 17. Jahrhunderts an äußere Heimsuchungen der verschiedensten Art. Im Jahre 1627 ward die Insel von türkischen Piraten überfallen, welche nach vielfachem Raub und Mord nur mit Mühe endlich zurückgeschlagen wurden und 400 Einwohner in die Sklaverei nach Algier führten. Auch englische und französische Seeräuber beunruhigten die Küste, während unter dem Volke selbst der Wahnglaube an Hexen schreckliche Processe hervorrief und etwa 30 Menschenleben dem

Feuertode überantwortete. Die Hekla hatte im Laufe des 17. Jahrhunderts vier größere Ausbrüche, der Vulkan Eyjafjalla einen, der Vulkan Katla zwei, die beide eine große Verheerung anrichteten. Viel schrecklicher entwickelte sich jedoch die vulkanische Thätigkeit der Insel im folgenden Jahrhundert, in welchem 22 Eruptionen aufgezählt werden. Diese Katastrophen pflegten jedoch nie allein zu kommen. Auf den Hekla-Ausbruch von 1693 folgte unmittelbar eine Viehseuche, welche sich über das ganze Land verbreitete und die schon hart geschädigte Bevölkerung in empfindliche Noth versetzte. Im Jahre 1707 brachen die Blattern aus und rafften 18 000 Menschen, $^1/_3$ der Bevölkerung, dahin. Ein paar Jahrzehnte später folgte die schon erwähnte schwere Hungersnoth, welcher $^1/_6$ der Bevölkerung erlag. Der Ausbruch der Katla im Jahre 1755 machte fünfzig Bauernhöfe unbewohnbar und verwüstete das dazu gehörige Land. Eine Viehseuche vernichtete im Jahre 1762 die Hälfte des Schafstandes auf der ganzen Insel. Vier Jahre später nur (1766) ereignete sich eine der stärksten Eruptionen der Hekla, welche meilenweit alle Weiden verheerte, furchtbare Ueberschwemmungen hervorrief und bis in den Herbst das ganze Land in einem Kreis von 30 Meilen bedrohte. Als sie endlich ausgetobt hatte, brach infolge von Futtermangel wieder Viehseuche aus, und eine skorbutartige Krankheit raffte eine große Zahl Menschen hinweg. Im Jahre 1772 warf die Hekla wieder ungeheure Bimssteinmassen aus, deren Verwüstungen sich jedoch auf geringere Strecken beschränkten. Im Jahre 1783 aber begann der schrecklichste Vulkanausbruch, von welchem Island je betroffen wurde, derjenige des Skaptárjökull, an der westlichen Seite jener ungeheuern, fast noch unbetretenen Wüste, welche das sogenannte Vatnagebirge im Südosten der Insel bildet. Während Asche und Auswürflinge des Vulkans weite Landstrecken überdeckten, entsandte der Vulkan im Juni jenes Jahres zwei Lavaströme, von welchen der eine längs der Skaptá sich gegen 70 bis 80 km weit ergoß, stellenweise bis zu einer Breite von 21 km, der andere längs der Hvervisá 70 km weit, bei einer Breite von 15 km, Weiden und Gebüsch versengend, alle Wohnungen unterwegs zerstörend, den breiten und tiefen Fluß Skaptá in 24 Stunden völlig austrocknete. An beiden Flüssen wurden weite Felsschluchten von 150 bis 190 m Tiefe vollständig ausgefüllt und ausgeebnet, an der Skaptá staute die Lava völlig einen Nebenfluß, bildete an einer steilen Felswand statt des frühern Wasserfalles eine glühende Lavacascade und füllte unten das Bett des Wasserfalles aus. Im ganzen wurden 37 Bauernhöfe völlig verödet, 400 Menschen obdachlos. Das Schlimmste aber folgte erst wieder hinterher. Unter Pferden, Rindern und Schafen brachen Seuchen aus; die schon vom Skorbut heimgesuchten Einwohner aßen in ihrer Noth von dem Fleisch der gefallenen Thiere, wodurch das Uebel noch mehr um sich griff. Die Hungersnoth wuchs in den folgenden zwei Jahren, während welcher 9336 Menschen dem Elend erlagen, 28 000 Pferde, 11 461 Stück Rindvieh, 190 488 Schafe umkamen.

Die Gesammtbevölkerung der Insel, die noch im Beginn des Jahrhunderts über 50 000 Seelen betrug, war im Jahre 1786 bis auf 38 000 herabgesunken. In Dänemark dachte man daran, die noch übrig gebliebenen Einwohner nach Jütland auswandern zu lassen und sie dort als Kolonisten in öden Heidestrecken zu verwenden.

Als das Elend jedoch diesen Höhepunkt erreicht hatte, begann man endlich in Dänemark auf die Stimmen derjenigen zu achten, welche die Ursache desselben vernehmlich genug bezeichneten. Es war vor allem der wackere isländische Patriot Skúli Magnússon, welcher schon früher die Gründung eines selbständigen isländischen Handels entschieden befürwortet hatte; dann der holsteinische Schriftsteller Detlev Eggers, welcher unerschrocken behauptete, daß nicht so sehr die furchtbaren Naturereignisse, als vielmehr die verkehrte Handelspolitik den stufenweisen Verfall des Landes herbeigeführt habe. Es wurde eine Commission niedergesetzt, welche die Lage Islands und die Ursachen seines Rückganges untersuchen sollte, und die Commission war vorurtheilsfrei genug, die furchtbare Wirkung des Handelsmonopols einzugestehen.

Der Handel nach Island wurde nun wenigstens für alle Unterthanen der dänischen Krone (d. h. für Dänemark, Norwegen, Schleswig-Holstein) freigegeben. Sofort stieg der Werth der isländischen Waaren: der Preis der Fische in zwei Jahren um das drei- und vierfache, die Ausfuhr von Talg und Wolle allein um das zehnfache (von 100 000 Pfd. jährlich auf 1 000 000). Die Isländer faßten wieder Muth, Verkehr und Wohlstand hoben sich, die Bevölkerung nahm von 1786—1800 um 23 % zu. Gründlich war jedoch dem Lande noch nicht geholfen. Die dänischen Kaufleute drängten immer wieder auf Einschränkung der Isländer, und als während der napoleonischen Kriege englische Schiffe die Nordsee unsicher machten, warnte die dänische Regierung selbst ihre Seefahrer, Island zu besuchen. Island wäre durch diese Warnung aufs neue dem Elend preisgegeben worden, wenn nicht einzelne dänische Schiffer sich nicht an die Warnung gekehrt und die Engländer selbst die Insel mit Zufuhr versehen hätten. Nach dem Frieden von Kiel (1814) wurde auch Ausländern der Handel nach Island gestattet, aber gegen eine so hohe Steuer, daß die Erlaubniß nahezu illusorisch ward. Die Steuer kam der dänischen Staatskasse zu gut, und der Verkehr nach Island beschränkte sich abermals fast ausschließlich auf Kopenhagen.

Wenn man die ganze Leidensgeschichte Islands von 1550 an überschaut, so muß man wirklich staunen, wie das Volk, abgeschnitten von aller Hilfe, hundertmal aus seinem Elend emporringend und hundertmal in dasselbe zurückgeworfen, in allen Bedingungen naturgemäßer Entwicklung gehemmt und gehindert, dennoch seine alte Heimatsliebe, seinen Freiheitssinn, seinen Muth und seine Regsamkeit nicht verlor. Groß einst in Thaten, hat es sich auch im Leiden heldenmüthig bewährt.

Ein großer Vortheil war es, daß es bei der Glaubenstrennung nicht dem Calvinismus oder einem der schrofferen protestantischen Religionssysteme anheimfiel. Durch den Lutheranismus, die Episkopalverfassung, die alte kirchliche Eintheilung, die Liturgie, vor allem aber durch die alte zähe Volks- und Familienüberlieferung blieb es in viel stärkerer Fühlung mit seiner katholischen Vergangenheit, als andere protestantische Völker. Man braucht nur die „Passions-Psalmen" des Hallgrímr Pjetursson, eines der beliebtesten religiösen Volksdichter, zu lesen, um sich zu überzeugen, daß die alte katholische Andacht zum leidenden und sterbenden Erlöser noch mächtig im Volke weiterlebte. Bei dem Gekreuzigten suchte und fand es Trost und Muth in seinem namenlosen Leiden. An den religiösen Grundwahrheiten des Christenthums hing es mit tiefem Ernste fest, und in einer sehr umfangreichen Erbauungsliteratur machte sich der Eifer geltend, mit welcher es dieselben umfing. Die Andacht zu Maria aber lebte nicht nur beim schlichten Landvolk weiter, auch der gelehrte Bischof Brynjólfr Sveinsson, dessen Name unzertrennlich mit jenem der Edda verbunden ist, hat, nach dem Beispiel der alten katholischen Skalden, die Mutter des Herrn in zahlreichen, lateinischen Gedichten gefeiert. Tief ergreifend klingt sein Bittruf zu ihr, der durch ihre Fürbitte allvermögenden Königin der Apostel und Heiligen, daß sie dem armen, verlassenen Inselvolke Hilfe bringen möge:

Excellens superum gloria civium
Angustis fer opem rebus in asperis,
Cui non defuit unquam
Praesens copia gratiae.

Quas debent inopes reddere gratias
Pro summis homines muneribus Deo,
Clemens atque benigna
Nostro nomine solvito!

Sic longum faveas gentibus indigis
Et nos multiplici crimine sordidos
Commendare memento
Mater sedula Filio!

Auch die Anhänglichkeit an die nationale Vergangenheit bewahrte das isländische Volk in treuem Herzen. Nachdem die literarischen Schätze des Mittelalters nach Kopenhagen gewandert waren, blieb ein großer Theil davon noch im Gedächtniß des Volkes erhalten. Viele der alten Sögur waren gedruckt und erhielten sich als Volkslectüre in den langen Winternächten. Die Bauern gaben sich wieder ans Schreiben und schrieben für sich ganze Bücher ab. Eine Menge junger Isländer aber zogen den alten Handschriften nach und bildeten in Kopenhagen eine kleine wissenschaftliche Kolonie, in welcher sich die Kenntniß des alten Islands lebendig erhielt, sich wissenschaftlich erweiterte und vertiefte und endlich auch dem politischen Selbstgefühl neue Nahrung zuführen konnte.

Manche dieser jungen Isländer dienten dänischen und schwedischen Forschern als Gehilfen, andere arbeiteten sich selbst zu unabhängigen Gelehrten empor, andere gingen als Geistliche und Beamte in die Heimat zurück. In der 1623 zu Kopenhagen errichteten sogenannten Regenz, einem mit der Universität zusammenhängenden Convict, bekamen die Isländer 20 Plätze. Der gelehrte Isländer Árni Magnússon war 1760 im Stande, reiche Stiftungen zu machen, aus deren Zinsen altisländische Handschriften neu herausgegeben, nordische Alterthümer gesammelt und auch zwei junge Isländer für das Studium derselben herangebildet werden sollten. Im allgemeinen hingen diese Gelehrten- und Studentenkreise so enge mit der dänischen Gelehrtenwelt zusammen und waren von dem beherrschenden Einfluß der Hauptstadt so abhängig, daß sich in denselben bis tief in das gegenwärtige Jahrhundert hinein keine eigentlichen isländischen Sonderbestrebungen geltend machten. Die lutherischen Bischöfe, Pröpste und Geistlichen, welche in Kopenhagen herangeschult wurden, erwiesen sich durchweg dem dänischen König-Papst als die bereitwilligsten Diener und die verläßlichsten Stützen seiner Autorität. Sie erhielten das Volk in schweigendem Gehorsam, beschwichtigten es, wenn das Joch des Monopols seine schrecklichen Wirkungen allzu fühlbar machte, sie vertrösteten es auf bessere Zeiten und wußten auch wohl durch unterthänigste Eingaben einige scheinbare Erleichterungen zu erwirken, ohne daß man in Kopenhagen Hand an die Wurzel des Uebels zu legen brauchte. Sie brachten es zu Stande, daß für Kirche und Schule wenigstens dann und wann eine Kleinigkeit geschah, und so unzureichend das sein mochte, galt es immerhin als ein Zeichen, daß „Unser Land Island" dem König noch am Herzen liege. Auch Juristen, Philologen und andere Gelehrten wirkten mehr oder weniger in diesem Sinn. Bei den drückendsten Heimsuchungen, bei den furchtbarsten Folgen des Handelsmonopols regte sich höchstens ein schmerzlicher Aufschrei um Hilfe, aber nie jener unbändige Trotz und Freiheitssinn, mit dem einst Islands erste Ansiedler dem Scepter des Königs Harald Schönhaar entwichen waren.

Während der 180 Jahre, daß das Handelsmonopol die Kräfte Islands aussaugte, um damit die dänische Staatskasse zu bereichern, und die Bevölkerung decimirte, um mit dem „Reingewinn" dann ein skandinavisches Wissenschaftspatronat in Kopenhagen aufzuspielen — hat kein einziger lutherischer Prediger oder Bischof den Muth gehabt, mannhaft seine Stimme gegen diesen lebensmörderischen Wucher zu erheben; dagegen schwärzten sie in ihren historischen Tractaten die katholische Kirche an, schilderten die Erzbischöfe von Throndhjem, die Bischöfe von Skálholt und Hólar als Blutsauger, die vom Marke des Landes gelebt hätten, und verdächtigten das Ordensleben des Mittelalters als ein geldgieriges Raubsystem, dazu erfunden, um mit Ablässen und Stolgebühren den gemeinen Mann auszuplündern.

---

17. Islands Wiederaufleben im 19. Jahrhundert.

Trotz aller religiösen Vorurtheile blieb das geschichtliche Studium des alten Islands, seiner Sprache, Literatur und Geschichte, nicht ohne Frucht. Es lebte wenigstens vorerst wissenschaftlich neu auf. Die Edda wurde von zahlreichen Gelehrten studirt, übersetzt und commentirt. Die alten Geschichtsquellen wurden neu herausgegeben, die alten Literaturdenkmäler gesammelt. Es erschienen bedeutende Werke über isländische Geschichte und Literatur, es bildeten sich für deren Erforschung gelehrte Vereine und Gesellschaften. Die bedeutendste stiftete am 30. Mai 1816 der dänische Philologe Rask als „Isländische Literaturgesellschaft", Hið islenzka bókmentafélag. Obwohl in ihrem Plane rein wissenschaftlich, ward sie doch zum Herde und zur Pflanzstätte patriotischer Anschauungen und Bestrebungen. Mit dem Verständniß des alten Nationalgeistes begann auch dieser selbst wieder zu erwachen. Wie der königliche Absolutismus, hatte auch das alte Lutherthum in den Stürmen der großen Revolution manchen Stoß erhalten. Die jüngeren Isländer, welche in Kopenhagen mit den Ideen der Neuzeit bekannt geworden, sahen zu den Rechten der Krone nicht mehr mit dem dumpfen Heilsglauben und der unbegrenzten Resignation ihrer Väter empor — wie zu einer unumschränkten Vogtei, welche der Himmel selbst zugleich mit Luthers Evangelium den Königen von Dänemark für ihre Insel übertragen. Sie fingen an, über ihr eigenes Volk und dessen Rechte selbständig nachzudenken. Wohl hatte sich Island in den Jahren 1256 bis 1264 nach und nach dem König von Norwegen unterworfen, aber freiwillig, mit Vorbehalt des eigenen alten Landrechts und der Macht, die bisher das Althing besessen. Als selbständiges Land, mit unabhängiger Gesetzgebung, nicht als norwegische Provinz kam Island 1380 an die Könige von Dänemark. In den folgenden Jahrhunderten behielten sich die Isländer wiederholt feierlich ihre alten Grundrechte und Privilegien vor; sie ließen sich nie auf die diplomatischen Clauseln ein, durch welche das souveräne Erbkönigthum das dänische Recht unumschränkt für Island geltend zu machen suchte. Und nun — warum hatten sie kein Althing mehr? Warum konnten sie sich nicht selbst regieren? Warum hatten sie nicht ihr eigenes Recht und ihre eigenen Gerichte, eigenen Handel und eigene Schiffe? Warum dienten die Erzeugnisse ihres Landes nur fremder Bereicherung und nicht ihrem eigenen Nutzen? Sie hatten ihre eigene Sprache, ihre eigene Geschichte: warum sollten sie nicht auch ihre eigene Verfassung haben?

Als infolge der allgemeinen europäischen Bewegung des Jahres 1830 es sich auch in Dänemark 1831 um die Einführung von Provinzialständen handelte und man dabei den Isländern drei Sitze in dem Landtag der Inseldänen zutheilen wollte, nahm der Ruf nach selbständiger Vertretung und Verwaltung ebenso entschiedene als praktische Fassung an. Baldvin Einarsson forderte die Einführung eines eigenen isländischen Landtages. Die für Beschickung der dänischen Provinzialstände nöthigen Wahlen kamen in Island nicht zu Stande. Statt dessen gingen 1837 Proteste mit zahlreichen Unterschriften gegen die beabsichtigte Aufnahme Islands in das dänische Parlament nach Kopenhagen ab. Der König bewilligte hierauf 1838, daß zehn der höchsten isländischen Beamten sich fortan alle zwei Jahre in Reykjavik versammeln sollten, um über die wichtigsten Angelegenheiten des Landes zu berathen und ihre Vorlagen dann an die dänischen Provinzialstände zu übermitteln. Eine solche königliche Beamtencommission, anstatt einer eigenen Landesvertretung, konnte den Wünschen der Isländer natürlich nicht genügen. Sie erneuerten ihre Forderungen, und nach langen Unterhandlungen wurde ihnen am 8. März 1843 endlich ein eigener Landtag zugestanden, der den frühern Namen Althing führen und aus 20 vom Volk, 6 vom König gewählten Männern bestehen sollte. Er versammelte sich zum erstenmal Anfang Juli 1845, zum zweitenmal 1847, und war auf dem besten Wege, die einmal begründete Verfassung ruhig weiter zu entwickeln, als infolge der Revolutionsbewegung von 1848 sich die alten Schwierigkeiten von neuem erhoben.

Als Dänemark nämlich in diesem Jahre eine neue Verfassung erhalten sollte, wurde abermals der Versuch gemacht, Island einfach in Dänemark aufgehen zu lassen, nur wurden diesmal der Insel fünf Abgeordnete zugestanden. Davon wollten aber die Isländer nichts wissen. Sie forderten mündlich und schriftlich eigene Verwaltung und ein eigenes Althing. Volksversammlungen wurden an verschiedenen Punkten gehalten, eine größere, von 180 Männern besuchte in Thingvellir. Eine Massenpetition mit 1940 Unterschriften ging an die Regierung. Diese kam den Wünschen insoweit entgegen, daß sie noch 1848 eine „isländische Abtheilung“ im Ministerium errichtete, deren Beamtenstellen mit lauter Isländern besetzt werden sollten. Im Jahre 1849 wurde dann ein Wahlgesetz für das Althing entworfen und der Regierung vorgelegt. Während das Volk sich in der Presse, auf Versammlungen und im alltäglichen Leben mit immer regerem Interesse an den großen Verfassungsfragen betheiligte, war die dänische Regierung unterdessen wieder auf ihre früheren Bedenken zurückgekommen, schob alles auf die lange Bank, und als auf dem Althing 1851 die Hauptfragen endlich erledigt werden sollten, brach der königliche Commissär Graf Trampe, nachdem die Debatten kaum fünf Wochen gedauert hatten, plötzlich dieselben ab und löste die Versammlung auf. Als er die Formel der Auflösung be-

gonnen hatte, bat der isländische Volksführer Jón Sigurðsson ums Wort. Graf Trampe verweigerte ihm das Wort und vollendete die officielle Formel. Da rief Sigurðsson: „So protestire ich gegen dieses Verfahren!“ Der Graf verließ seinen Sitz und erwiederte: „Ich glaube, die Althingsmänner haben gehört, daß ich im Namen des Königs die Versammlung aufgelöst habe.“ Darauf antwortete Sigurðsson: „Und ich protestire im Namen des Königs und des Volkes gegen dieses Verfahren, und ich behalte der Versammlung das Recht vor, über die Gesetzwidrigkeit, die hier vorgeht, beim König zu klagen.“ Nun erhoben sich alle Mitglieder und riefen nahezu einstimmig: „Wir protestiren alle!“

In Bezug auf die gewünschte Verfassungsgrundlage hatte der Protest keinen Erfolg; doch vergeblich waren deshalb die Anstrengungen des Volkes, die Reden und Arbeiten seiner Führer keineswegs gewesen. Das Volk selbst war in diesen zwanzig Jahren von dem politischen Schlummer dreier Jahrhunderte wieder aufgewacht, hatte gelernt, wieder an seine Rechte und Vortheile zu denken, hatte sich zu gesetzlicher Agitation und zu politischer Thätigkeit herangeschult und die Kernfragen seines Daseins mit klarem Blick und festem Willen erfaßt. Im Anfang zeigte sich noch eine gewisse politische Unreife und Jugendlichkeit. Der Ursprung der Bewegung verrieth sich noch deutlich darin, daß manche der Theilnehmer noch nicht mit den Ideen und Factoren der Neuzeit zu rechnen wußten. Sie lebten noch ganz in der Vergangenheit, wollten die altisländische Republik mit allem Drum und Dran von den Todten auferwecken und legten fast mehr Gewicht darauf, wieder durch die Almannagiá nach dem alten Thingfeld zu reiten, als die nöthigen Wahlgesetze nach dem Bedürfnisse der Gegenwart einzurichten. Reiche Bauern, Juristen, Lehrer und sogar Studenten warfen sich indes mit regstem Antheil auf die Politik, lernten in dem langen Verfassungskampf die juristischen, wirthschaftlichen und politischen Seiten desselben genauer kennen und lenkten von der ersten poetisch-akademischen Nationalbegeisterung bald in die richtigen praktischen Geleise ein. Dabei bildeten sich in der patriotischen Bewegung selbst verschiedene Schattirungen aus. Manche tüchtige Männer hingen durch die Ueberlieferung ihrer Familien noch mit der dänischen Herrschaft zusammen, andere betrieben die nationale Sache mit jugendlich einseitiger Begeisterung, wieder andere suchten zu vermitteln und noch andere suchten durch gesetzliche Mäßigung und Consequenz der nationalen Sache ein bleibendes Uebergewicht zu verschaffen.

Unter den letzteren ragte Jón Sigurðsson hervor (geb. 1811), noch in den besten Jahren, der tüchtigste Kenner der alten Geschichte, Literatur und Rechtsgeschichte, dabei ein gewandter Publicist, Redner und Staatsmann, in stürmischen Augenblicken voll der Ruhe und Fassung, gegenüber der Verschleppung und Saumseligkeit der Regierung ein unermüdlicher Agitator, voll Rücksicht auf das, was Dänemark für Island gethan und noch thun wollte, aber

unerbittlich in Bezug auf das, was es unberechtigterweise verweigerte, voll von dem Geiste der großen nationalen Vergangenheit, die niemand besser kannte als er, aber ebenso bewandert in der neuern Gesetzgebung, ihren Formen, ihren verschiedenen Beziehungen, persönlich ein Biedermann, von allen geachtet und selbst seinen politischen Gegnern verehrenswerth. O'Connells schneidenden Witz, zündende Glut und niederschmetternde Gewalt besaß er nicht; aber an tiefem Ernst, praktischem Blick, eiserner Beharrlichkeit und staatsmännischer Einsicht gab er dem großen Befreier Irlands nichts nach. Er verdient gleich diesem unter die tüchtigsten Volksmänner des 19. Jahrhunderts gerechnet zu werden.

Jón Sigurdsson.

Den ersten großen Triumph feierte seine unermüdliche patriotische Thätigkeit, als die dänische Regierung am 15. April 1854 ein neues Gesetz über die Schiffahrt und den Handel nach Island erließ. Das Handelsmonopol wurde darin auch in Bezug auf das Ausland völlig aufgegeben. Schiffe aller Länder konnten nun ungehindert die Küsten Islands befahren, Island selbst sich wieder am Handel betheiligen, Ausfuhr und Einfuhr wurden durch heilsame Concurrenz der bisherigen Ausbeutung entzogen. Island lebte von dem Joche einer mehr als zweihundertjährigen Ausplünderung neu auf.

Ein Preßgesetz vom folgenden Jahre (1855) gab der isländischen Presse wenigstens soviel Freiheit, als die dänische seit 1851 besaß; auch in Bezug auf die Wahlen zum Althing wurde 1857 ein günstigeres Gesetz erlassen;

dagegen konnte man sich sowohl über die Stellung Islands zur Gesammtmonarchie, als auch über die Rechte in der Finanzverwaltung, besonders die Feststellung des Budgets, noch lange nicht einigen. Noch viele Petitionen wanderten nach Kopenhagen, noch mancher Gesetzes- und Verfassungsentwurf wurde hüben und drüben erwogen und besprochen, ohne daß sich beide Theile zusammenfanden. Als das Althing 1871 den Verfassungsentwurf zurückwies, welchen der dänische Reichstag im Januar desselben Jahres genehmigt hatte, schien es sogar zu einer schärfern Krisis kommen zu wollen. Die Isländer wurden unruhig. Auf den Volksversammlungen und in der Presse erscholl der Ruf nach Home-Rule dringender, lebhafter und ungestümer. Man drohte sogar laut, Island zu verlassen und in Nordamerika eine freie Heimat zu suchen. Am mächtigsten aber wirkte die durch Zahl und Ansehen bedeutende Volksversammlung, welche im Sommer 1873 in Thingvellir gehalten wurde. Das Althing, das sich bald darauf versammelte, mäßigte indes unter dem Einfluß des klugen Patrioten Jón Sigurdsson die ungestümen Wünsche des Volkes und zeigte sich der Regierung gegenüber so rücksichtsvoll, daß auch diese sich zu Zugeständnissen herbeiließ, und so kam am 5. Januar 1874 die gegenwärtige Verfassung Islands zu Stande, gerade ein Jahrtausend, nachdem der erste norwegische Ansiedler Ingólfr sich bleibend auf Island niedergelassen. Der König beschloß, im Sommer selbst nach Island zu reisen und die Proclamation der Verfassung mit der patriotischen Feier des Millenariums zu verbinden. Es war der erste Besuch eines Königs auf Island, obwohl die Insel seit sechs Jahrhunderten unter den Herrschern von Norwegen und Dänemark gestanden hatte. Die Hauptfeier fand vom 5. bis 7. August 1874 auf dem alten Thingfelde am Lögberg statt. Christian IX. erschien in Begleitung von Abgesandten aller Nationen und verkündete die neue Verfassung an derselben Stätte, welche längst durch alle bedeutenden Erinnerungen der Landesgeschichte geheiligt war. Indem er dem wackern Volke nach einer dreihundertjährigen Leidenszeit sein Althing und seine selbständige Verwaltung wiedergab, sühnte er die Mißgriffe seiner Vorgänger und brachte die langen Verfassungskämpfe endlich zu einem vorläufigen Abschluß. Es war das schönste Fest, das Island seit Jahrhunderten gefeiert.

Das Wesentlichste der neuen Verfassung und worauf den Isländern am meisten ankam, war, daß Island staatsrechtlich aus der Gesammtmonarchie abgelöst, auf eigene Füße gestellt und als selbständiges Land anerkannt wurde, nur durch Personalunion mit den übrigen Ländern der dänischen Krone verbunden. Das gewährte der erste Artikel der neuen Constitution. An den dänischen Reichsangelegenheiten nimmt es keinen Theil, an Dänemark zahlt es keine Steuern, es ist im dänischen Reichstag nicht repräsentirt.

Die Legislative übt der König gemeinschaftlich mit dem Althing aus, die Executive der König allein, die Richtergewalt die durch Gesetz näher zu bestimmenden Richter. Der König regiert durch einen Minister, der den

Titel Minister für Island führt. Er kann Mitglied des dänischen Cabinets sein, jedoch ist dies nicht erforderlich. Für die Geschäftsführung auf der Insel selbst ernennt der König einen Gouverneur oder Höfding, der seine

Christian IX., König von Dänemark.

Befehle von dem Minister erhält. Der Minister kann durch das Althing zur Verantwortung gezogen werden, doch sind die Bedingungen hierüber in der Verfassung selbst noch offen gelassen; ebenso kann das Althing gegen

Maßregeln des Höfdings sich an den König wenden und dieser ihn nach seinem Ermessen zur Verantwortung ziehen oder entfernen. Alle königlichen Beamten müssen dänische Unterthanen sein und isländisch sprechen; der König kann sie absetzen und dislociren, aber nicht auf einen niedrigern Posten versetzen. Das Althing oder isländische Parlament besteht aus 36 Mitgliedern, die sich in zwei Häusern versammeln. Die untere Abtheilung, 24 Mitglieder stark, besteht aus lauter Volksabgeordneten, die obere aus sechs vom König, sechs vom Volke erwählten Repräsentanten. Stimmberechtigt zu den Althingswahlen sind alle unbescholtenen, unabhängigen Männer von 25 Jahren an, die wenigstens ein Jahr in dem betreffenden District gewohnt haben, und zwar 1. Bauern, wenn sie eine eigene Wiese versteuern; 2. Stadtbewohner, welche vier Riksdaler Steuer zahlen; 3. Fischer, die sechs Riksdaler Steuer zahlen; 4. Beamte und Angestellte ohne weitere Bedingung; 5. andere gebildete Leute (Theologen, Mediciner, Juristen rc.), wenn sie ein Examen in Kopenhagen oder Reykjavik bestanden haben. Zur Wählbarkeit in das Althing muß noch das vollendete 30. Lebensjahr und vollständige persönliche Unabhängigkeit hinzutreten. Alle Mitglieder müssen ferner Isländer sein. Die Abgeordneten werden für sechs Jahre gewählt, es sei denn, daß die Versammlung vor Ablauf dieser Frist vom König aufgelöst würde.

Das Althing versammelt sich alle zwei Jahre im Anfang Juli zu Reykjavik, nimmt selbst die Wahlprüfungen vor und gibt sich seinen Vorsitzenden. Jedes Mitglied kann Gesetzesvorschläge einbringen und Adressen an den König richten. Steuern können nicht ohne Genehmigung des Althing auferlegt werden, und alle Steuern müssen gesetzlich geregelt werden. Keine Gelder dürfen aus der isländischen Staatskasse verwendet werden, ohne daß die Verwendung durch das allgemeine Landesbudget oder specielle Gesetze gebilligt ist. Bei jeder Sitzung soll dem Althing ein Budget für die nächsten zwei Jahre vorgelegt werden, mit genauer Specification aller ordentlichen und außerordentlichen Einnahmen und Ausgaben. Beide Kammern haben das Recht, über jeden einzelnen Posten genaue Auskunft zu verlangen.

Jede Gesetzesvorlage hat dreimalige Lesung zu passiren und geht dann an die andere Kammer. Können sich die beiden Kammern nach Aenderungs-Vorschlägen beiderseits nicht einigen, so tritt das Gesammtalthing zusammen. Bei der Stimmabgabe müssen sich dann aber wenigstens $^2/_3$ der Mitglieder betheiligen, und zur Annahme oder Verwerfung jedes Gesetzes, das Budget ausgenommen, ist die Zustimmung von $^2/_3$ der anwesenden Deputirten erforderlich.

Durch § 45 ist die evangelisch-lutherische Kirche noch als Landeskirche anerkannt und der Staatshilfe versichert, durch § 46 jedoch zugleich Gewissens- und Cultusfreiheit gewährleistet, soweit die guten Sitten und die öffentliche Ordnung dadurch nicht bedroht werden. Nach § 47 soll niemand um der

Religion willen seine bürgerlichen Rechte verwirken, noch sich selbst von Erfüllung seiner bürgerlichen Pflichten freisprechen dürfen.

§ 54 proclamirt die absolute Preßfreiheit, § 55 und 56 Vereins- und Versammlungsfreiheit; durch § 60 sind alle politischen Vorrechte, Titel und Würden des Adels abgeschafft. Die Schulfrage ist ganz der weitern Gesetzgebung überlassen; nur zum Schutze ganz verlassener und hilfloser Kinder setzt § 53 fest, daß das öffentliche Gemeinwesen sich derselben annehmen und für ihre Erziehung sorgen soll.

Für die politische Verwaltung und das Gerichtswesen ist die Insel in drei Aemter (Ömt oder Umdaemi) getheilt, jedes derselben in Sýslur (pl. von Sýsla), die Sýsla in Hreppur oder Gemeinden. Süd- und Westamt sind jedoch gegenwärtig unter einem Amtmann vereint, der in Reykjavík residirt, während der andere seinen Sitz in Akureyri hat; die drei Aemter sind folgendermaßen weiter eingetheilt:

I. Das Südamt (26503 E.).
  1. u. 2. Gullbringu- und Kjósar Sýsla (36 Quadratmeilen mit 8227 Einwohnern in 10 Gemeinden).
  3. Borgarfjardar Sýsla (32 □M., 2598 E., 9 Gem.).
  4 Árnes Sýsla (156 □M., 6257 E., 13 Gem.).
  5. Rángárvalla Sýsla (163 □M., 5360 E., 8 Gem.).
  6. Skaptafells Sýsla (258 □M., 3504 E., 7 Gem.).
  7. Vestmannaeyja Sýsla (0,3 □M., 557 E.).

II. Das Westamt (18226 E).
  1. Mýra- und Hnappdals Sýsla (60 □M., 2328 E., 10 Gem.).
  2. Snaefellsnes Sýsla (28 □M., 2644 E., 7 Gem.).
  3. Dala Sýsla (38 □M., 2357 E., 8 Gem.).
  4. Bardastrandar Sýsla (49 □M., 2857 E., 10 Gem.).
  5. Ísafjardar Sýsla (72 □M., 5551 E., 14 Gem.)
  6. Stranda Sýsla (51 □M., 1861 E., 6 Gem.).

III. Das Nord- und Ostamt (27716 E.).
  1. Húnavatns Sýsla (141 □M., 5028 E., 12 Gem.).
  2. Skagafjardar Sýsla (94 □M., 4599 E., 12 Gem.).
  3. Eyjafjardar Sýsla (96 □M., 5325 E., 10 Gem.).
  4. Thingeyar Sýsla (313 □M., 5336 E., 13 Gem.).
  5. Nordur Múla Sýsla (208 □M., 3825 E., 10 Gem.).
  6. Sudur Múla Sýsla (72 □M., 3603 E., 10 Gem.).

Die drei Kaufstädte Reykjavík (ungefähr 3000 E.), Akureyri (545 E. nach der Zählung von 1880), Ísafjördr (518 E. nach der Zählung von 1880) haben ihre eigene politische Verwaltung. Kirchspiele mit mehr als 500 E. gibt es nur wenige:

im Südamt: Gardr (893 E.), Gaulverjabaer (508 E.), Oddi (550 E.), Kirkjubaejar-Klaustur (541 E.), Heimaey (557 E.);

im Westamt: Helgafell-Stykkishólmr (568 E.), Eyri i Skutulsfirdi (883 E.);

im Nord- und Ostamt: Mödruvalla-Klaustur (567 E.), Akureyri (713 E.), Hof i Vopnafirdi (843 E.), Kirkjubaer (566 E.), Dvergasteinn (617 E.), Hólmar (558 E.).

[Die Bevölkerungszahlen sind aus dem Jahre 1880.]

Dank der Aufhebung des Handelsmonopols und dieser selbständigen, echt freisinnigen, den Bedürfnissen des Landes entsprechenden Verfassung hat sich die Lage Islands in dem seither verflossenen Zeitraum von Jahr zu Jahr sichtlich gehoben. Schon 1850 hatte die dänische Regierung officiell anerkannt, daß Island durch die zweihundertjährige Verkümmerung seines Handels einen Schaden erlitten habe, der sich gar nicht mehr in bestimmten Ziffern angeben lasse, während Dänemark ohne Gegenleistung den alleinigen Vortheil daraus gezogen. Bei den darauf folgenden Verfassungsstreitigkeiten gelangte sie auch endlich zu der Einsicht, daß wenigstens etwas geschehen müßte, um das schreiende Unrecht der Vergangenheit zu sühnen und den isländischen Finanzen wieder aufzuhelfen. Im Jahre 1865 bot sie Island einen jährlichen Zuschuß von 42000 Riksdalern auf 12 Jahre; später veränderte sie dieses Angebot auf 37500 Thaler jährlich auf immer, nebst einem Zuschuß von 12500 Thalern für die nächsten 12 Jahre. Da indes diese Anerbieten in staatsrechtliche Forderungen verwickelt waren, welche die Isländer in ihrem Ringen nach Selbständigkeit nicht befriedigen konnten, so wurden sie abgewiesen. Erst als die Verfassungsfrage nach dem Wunsche der Isländer zum Abschluß gekommen, fand auch diese Finanzfrage ihre endgiltige Regelung. Die dänische Regierung verpflichtete sich, zur Staatsverwaltung Islands jährlich 60000 Kroner (67500 M.) beizutragen und 20 Jahre lang einen außerordentlichen Zuschuß zu leisten, der mit 40000 Kroner beginnen und dann sich alljährlich bis auf Null vermindern sollte.

Mit Hilfe dieses Zuschusses befinden sich die isländischen Finanzen dermalen in einem ganz erfreulichen Zustand. Die Jahreseinkünfte beliefen sich nach dem officiellen Budget von 1882/83 auf 426500 Kr., darunter an Zoll auf Branntwein und Tabak allein 140000 Kr.

Die Ausgaben dagegen erreichten nur die Summe von 400000 Kr. Davon kostete der Landeshöfding mit seinem Verwaltungsbureau 13400 Kr., das Althing mit seinen Diäten und Schreibereien 32000 Kr., die Civilverwaltung 52800 Kr., die Gerichtsverwaltung 80000 Kr.

Für Unterstützung des Landbaues wurden 20000 Kr. ausgelegt, für Dampfersubventionen 18000, für Sanitätswesen 36000, für kirchliche Zwecke 26000, für das Unterrichtswesen 74000, für Pensionen 50000. Eine Staatsschuld hat Island nicht, dagegen einen Reservefond (viðlaga sjóður) von 700000 Kr. Das „Theuerste", was die Kräfte der übrigen Staaten erschöpft, ist ihm erspart: es hat kein Militärbudget.

Als ein eigentlich armes Land ist also Island gegenwärtig nicht mehr zu betrachten. Auf den Reisenden, der von Süden kommt, mag es allerdings noch immer den Eindruck eines solchen machen. Kein Wald, keine Obstbäume, keine Saatfelder erfreuen das Auge; keine Straßen schlängeln sich an den Bergen dahin, keine Brücken überspannen die Flüsse. Die drei Kaufstädte gleichen eher noch Dörfern als Städten. Eis und Schnee steigt

den größern Theil des Jahres bis in ihre Nachbarschaft hinab, und selbst im Sommer wird es nie ordentlich warm. Die Bauernhöfe und Fischerwohnungen liegen meist weit auseinander, die Kirchen und Häuser sind zu klein und unansehnlich, um den Eindruck von stattlichen Dörfern zu machen. Die aus Stein und Rasen aufgeschichteten Hütten mit ihren Grasdächern, die meist primitive Einrichtung der Wohnung, die unscheinbare bäuerliche Kleidung, die einfache, meist aus Fisch und Milchspeisen bestehende Nahrung, die weiten unfruchtbaren Strecken zwischen den kleineren bebauten — alles weckt die Vorstellung von Dürftigkeit, Mangel, Armuth. Und doch sind die Leute nicht eigentlich arm. Landwirthschaft und Fischfang bringen so viel auf, daß sie sich die dem Lande fehlenden Producte schon verschaffen und ein menschenwürdiges Dasein führen können.

Von den 72000 Einwohnern leben etwa 54000 als Bauern von Wiesenwirthschaft, Viehzucht, vorzüglich Schafzucht. Die um die Bauernhöfe selbst liegenden, mit Steinmauern eingefriedigten besseren Wiesen (tún) liefern ein ganz treffliches Heu; die weniger guten Anger (engjar) wenigstens Winterfutter für Pferde und Vieh; außerdem läßt man noch Theile des Heidelandes (die afréttir) im Sommer beweiden. Große Torfmoore liefern Brennmaterial, kleine Gärten wohl auch etwas Gemüse. Die Zahl der Pferde wurde 1876 auf 31000 Stück geschätzt, die des Hornviehs auf 20000. Das letztere ist von nicht sehr großer, aber guter Rasse und liefert den nöthigen Bedarf an Milch, Käse und Butter, und wenn die letzteren Artikel nicht besonders gut sind, so ist das lediglich Schuld der Bereitung. Die Ausfuhr von Pferden wird in den letzten Jahren auf etwa 1000 Stück geschätzt. Der wichtigste Zweig der Landwirthschaft ist die Schafzucht, welche verhältnißmäßig wenig Sorge erfordert und dabei viel einbringt. Die Schafe werden im Frühjahr ausgetrieben und bevölkern die ausgedehnten Bergheiden. Da bleiben sie bis in den Herbst, wo sie wieder zurückgeholt werden. Man rechnete 1876 etwa 415000 Schafe, darunter 178000 Milch- und Mutterschafe. Im Jahre 1881 wurden (nach Notizen, welche ich der Güte des Herrn Tryggvi Gunnarsson, Präsidenten der isländischen Handelsgesellschaft Gránufélag, verdanke) 925000 kg rohe Wolle, 9300 kg gesalzenes Schaffleisch und 220000 kg Talg ausgeführt. Die Ausfuhr von gesponnener Wolle und von Schafhäuten ist dagegen im Sinken.

Der andere Hauptnährungszweig ist der Fischfang, mit dem sich etwa 7000 Menschen beschäftigen mögen. Er war durchgängig vor der Freigebung des Handels noch mehr vernachlässigt als die Land- und Viehwirthschaft, hat sich aber seither ebenfalls bedeutend gehoben. Im Jahre 1881 wurden 7000000 kg meist eingesalzene Fische ausgeführt und 10000 Tonnen Thran.

Die Ausfuhr von Eiderdaunen belief sich in demselben Jahre auf 2700 kg, das Jahr zuvor auf 3800 kg.

Von den Haupteinfuhrartikeln bezifferten sich 1879 Roggen und Roggenmehl auf 3 383 670 kg, Gerste auf 852 690 kg, Hülsenfrüchte auf 298 145 kg, Reis auf 462 950 kg, Zucker auf 341 480 kg, Kaffee- und Kaffeesurrogate auf 282 610 kg, Tabak auf 64 690 kg, Eisen und Stahl auf 61 070 kg, Holz auf einen Werth von 30 800 Kroner (schon gesägte Balken und Bretter nicht gerechnet), Eisenwaaren auf einen Werth von 169 322 Kroner, Leinwand auf einen Werth von 277 150 Kroner. Beträchtlich ist ebenfalls die Einfuhr von Salz, Fischgeräthen, Hausrath, Luxusgegenständen.

Die Einfuhr von Branntwein wurde in den Jahren 1864—1869 auf einen Werth von 248 020 Mark durchschnittlich im Jahr veranschlagt; im Jahre 1876 betrug sie 2120 hl; seither soll sie noch bedeutend zugenommen haben, während der Consum von Wein und anderen Spirituosen nicht die Hälfte jenes Quantums erreicht.

Was dem Lande am nöthigsten ist, das ist einerseits noch ein zunehmender Verkehr mit dem Continent und den übrigen europäischen Ländern, andererseits die Einrichtung eines lebhaftern und bessern Verkehrs im Lande selbst, Straßen, Brücken, Posten. Besonders sollte die Einfuhr von Holz und Baumaterial aller Art gehoben werden, damit die Leute sich bessere Wohnungen einrichten können.

Wie das Land mit keinem Militärbudget belastet ist, so ist es bis dahin auch ziemlich mit übertriebener Bureaukratie verschont geblieben. Unter dem Landvogt stehen zunächst die zwei Amtmänner, unter diesen die Sysselmänner der 19 Kreise (von denen aber mehrere keinen eigenen Syſſelmann haben, sondern mit einer andern Sýsla vereinigt sind) mit ihrem Kreisrath (oder Kreisvorstehern), unter diesen die Gemeindevorsteher (Hreppstóri) und Gemeinderäthe der 171 Hreppr oder Gemeinden. Richter erster Instanz ist der Syſſelmann in seinem Kreise, die zweite Instanz bildet das Obergericht in Reykjavik, weitere Appellation geht nach Kopenhagen. Kirchlich ist das ganze Land oder Bisthum in 19 Propsteien, diese in 141 Kirchspiele getheilt, von denen aber viele mehrere Kirchen besitzen. Für die Gesundheitspflege sind 20 ärztliche Districte gezogen, die ihren eigenen Arzt haben; die Centraldirection führt der Oberlandesarzt in Reykjavik.

Ein eigentliches Volksschulsystem gibt es noch nicht; doch sind Anfänge dazu gemacht und der Verkehr mit dem Ausland läßt vielen ein solches als wünschenswerth erscheinen. Für höhern Unterricht sorgen die Lateinschule von Reykjavik (125 Schüler), die Realschule zu Mödruvellir (40 Schüler) und drei Mädchenschulen.

Eine Universität, wie schon in deutschen Blättern behauptet wurde, besitzt Island nicht, sondern bloß eine Theologenschule in Reykjavik, an welcher zuweilen etwa 10 bis 20 junge Leute studiren, und eine sogen. Medicinschule, die es aber noch nicht auf 10 Schüler gebracht hat. Sie besteht lediglich darin, daß die zwei Aerzte in Reykjavik neben ihrer Praxis

her einige junge Leute in den medicinischen Fächern unterrichten. Die Juristen und künftigen Beamten müssen ihre Studien in Kopenhagen machen, wo im ganzen jährlich etwa 20 bis 30 junge Isländer zu studiren pflegen und zum Theil durch Stipendien unterstützt werden. Isländische Philologie und Geschichte ist dem Fleiße der Gymnasialprofessoren und einzelner Privatgelehrten überlassen.

Trotz dieser anscheinend ungünstigen Verhältnisse hat Island in neuerer Zeit eine nicht unbedeutende Literatur hervorgebracht und überhaupt ein reiches geistiges Leben entwickelt. Philosophie und Theologie sind dabei nur kümmerlich vertreten, aber um so ansehnlicher Geschichte, Politik und Poesie. Ihren gesunden, lebenskräftigen und fruchtbaren Kern erhielt die neue Literatur dadurch, daß sie in treuer Liebe auf die geschichtliche Vergangenheit zurückgriff und diese gleichsam neu aufleben ließ. Das größte Verdienst erwarb sich auch auf diesem Gebiete der große Patriot Jón Sigurdsson, mit ihm die tüchtigen Forscher Finnr Magnússon und Sveinbjörn Egilsson. Während durch sie fast die ganze alte Saga-Literatur in Neudrucken vom Grabe auferstand und durch Sammlung anderweitiger Geschichtsquellen ergänzt ward, arbeiteten Jón Espolin und Pjetur Pjetursson werthvolle Geschichtswerke aus, Konrad Gislason, Eiríkr Jónsson und Gudbrandr Vigfusson eröffneten durch große lexikographische Werke das Verständniß der alten Sprache, Benedikt Sveinbjörnsson Gröndal und Gísli Brynjúlfsson förderten das Studium der nordischen Mythologie, Jón Thorkelsson die Erklärung der alten Saga, Jón Árnason sammelte die alten und neuen Sagen des Volkes, Björn Gunnlaugsson arbeitete eine treffliche Karte der ganzen Insel aus, Jón Sigurdsson begründete eine äußerst sorgfältige und fleißige Statistik.

Wie aber in all diesen Arbeiten der echt patriotische und historische Sinn des Volkes, sein mächtiger unbesieglicher Volksgeist zu Tage trat, so auch in der Poesie. Es gab hier keine künstliche Romantik. Die Dichtung sog von selbst ihre Nahrung aus den Ideen, Erinnerungen, Lebenswurzeln der Vergangenheit. Sprache und Form wuchs aus dem Studium der ältern Nationaldichtung hervor. Neue Anregung und neuen Gehalt schöpfte man aus dem Leben des Volkes. Als die bedeutendsten Skalden der Neuzeit glänzten Bjarni Thorarensen († 1841) und Jónas Hallgrímsson († 1845); an sie reihen sich Finnr Magnússon, Sveinbjörn Egilsson, Jón Thoroddsen, Grímr Thomsen, Gísli Brynjúlfsson, Benedikt Sveinbjörnsson Gröndal.

Durchaus charakteristisch ist es, daß bis jetzt keiner der Mode- und Lieblingsdichter des modernen Europa ins Isländische übersetzt ist, wohl aber Milton, Klopstock, Homer und einige Stücke von Shakespeare und Tegnér. Von Romanen besitzt Island erst einen einzigen, der als historische Erzählung sich eher der alten Saga nähert. Novellen sind nur ein paar geschrieben, die erste war Piltur og Stúlka (Knabe und Mädchen), ein schlichtes, ein-

faches Bild des heutigen bäuerlichen Alltagslebens — eine „Dorfgeschichte“ ohne sensationellen Charakter. Dramen gibt es nur einige wenige: „Die Geächteten“ (Útilegumenn) von Matthias Jochumsson, das Lesedrama Ragnarökkur von Gröndal und das Volksdrama Nyársnóttin von Indridi Einarsson. Um so reicher blüht die nationale Lyrik und Epik.

Von allen Völkern des Nordens, ja von Europa überhaupt, hat sich keines so von Ausländerei fern gehalten, ist sich so treu, so schlicht und wahr geblieben wie das isländische. Man kann es nicht näher kennen lernen, ohne es dafür zu lieben und hochzuschätzen. Es hat in den schweren Leiden der letzten Jahrhunderte an den Ueberlieferungen seiner Väter nicht nur wie an einem rührend elegischen Vermächtniß festgehalten, sondern wie an einem Erbgut, auf dem heiliger Vatersegen und die Verheißung einer bessern Zukunft ruht. Nur ein Punkt trübt den schönen Zusammenhang seiner ganzen Geschichte: es ist der Abfall von der katholischen Kirche, nicht aus dem Herzen des Volkes hervorgegangen, sondern ihm aufgedrungen von außen. Bei der Abgeschiedenheit des Landes hat sich jedoch auch schließlich das Lutherthum tief in das Leben des Volkes hineingesenkt, ist mit seinen Erinnerungen mächtig verwachsen und hat den Blick für die fernere Vergangenheit sehr getrübt. Innerlich stark ist das Lutherthum aber nicht. Von Dänemark ausgegangen und von Dänemark gestützt, ist es ein Theil des alten Staatsmechanismus, der noch mit in die neue Constitution hinübergeschleppt ward. Principiell hat diese mit der alten Ordnung gebrochen, indem an die Stelle des Cäsareopapismus das Princip der Religions- und Gewissensfreiheit gestellt wurde. Wenn die isländischen Patrioten consequent sein wollen, so werden sie sich früher oder später auch einer vorurtheilsfreien Würdigung jener Kirche zuwenden müssen, unter deren mildem Walten Island die schönsten Tage seines Ruhmes und seines Glückes erlebt hat. Der Glaube, den Ari hinn Fróði und Saemundr hinn Fróði, Snorri Sturluson und Jón Arason bekannten, gehört ebenso gut in den Kreis ihrer fruchtbarsten Nationalerinnerungen, als das Papstthum selbst, das durch das ganze Mittelalter hindurch der mächtigste Hort der Volksfreiheit gegen die absolutistischen Gelüste der Könige gewesen ist.

Der Zusammenhang der isländischen Volksfreiheit mit den kirchlichen Ueberlieferungen des Mittelalters ist übrigens nicht ganz aus dem Bewußtsein des heutigen Geschlechts entschwunden, und in einem balladenartigen Liede auf den letzten katholischen Bischof Jón Arason hat der Dichter Gísli Brynjúlfsson seiner Heimat nicht bloß das Wiedererstehen ihrer Freiheit, sondern auch wieder Bischöfe verheißen, wie jene der alten Zeit:

An tapfrer Väter Tugend wuchs auf Jón Arason;
Von hehren Felsenzinnen klang ihrer Lieder Ton,
Er schwebt entlang die Thäler wie Todesantiphon:
Noch heut' beweinet Island den allerbesten Sohn.

Jón Arason.

Er stand in Jugendjahren, die Armuth scheut' er nicht;
Denn Muth schlug ihm im Herzen, der Unglückswogen bricht.
„Stützt euren künft'gen Bischof!“ sprach scherzend er als Knab';
Den Weg, den wenige wandeln, schritt kühn er bis zum Grab.

Den Kampf hat er entboten tyrannischem Geschlecht;
Frei unter freiem Himmel soll blüh'n der Väter Recht!
Denn wahrhaft war er, furchtlos, treu seinem Heimatland;
Lieber, als feige weichen, läg' er todt im Sand.

Ihn schreckte nicht von Osten der Flotten stolzer Lauf,
Der Heimat Bergesgeister rief er zum Kampfe auf.
Zum Panzer ward die Casel, der Bischofsstab zum Schwert;
Er trieb vom Land die Lüge, hat ihrer Macht gewehrt.

Auf hohen Felsenzinnen stärkt er sich Muth und Wehr,
Dann stürzt er wie ein Waldstrom auf seiner Feinde Heer,
Zersprengt die stolzen Schaaren der Dänen, derb und keck.
Zum Meer, zu ihren Schiffen flieh'n sie in Angst und Schreck.

Doch Neid und Bosheit schmieden dem Volk der Knechtschaft Noth
Und Tage voll des Harmes in seines Helden Tod.
Zum Blutgerüste schleppen sie ihn als Opferthier,
Den Greis im Silberhaare: so fiel der Männer Zier.

Es fiel sein Haupt, das greise, der Insel treu'ster Hort.
So heischte es das Schicksal, so des Verräthers Wort;
Doch späte Enkel fassen, was dieser Greis gethan:
Island wird wieder schauen solch einen Bischofsmann!

In Schmerz und Sorge trauert um ihn das ganze Land,
Kein Sänger weiß mehr Lieder, kein Held ihm auferstand,
Und aus den Sklavenketten kein freier Mann erwacht:
Auf Island ruht der Schlummer dreihundertjähr'ger Nacht.

So schwanden hin die Tage. Doch Hoffnung winkt am Ziel!
Das Land ist nicht verloren; ein einzig Haupt nur fiel.
Laßt uns die Herzen härten an dem, was uns geraubt;
Laßt nimmer uns vergessen dies blut'ge Bischofshaupt.

Es war so alt, ehrwürdig! Doch alles Alte fällt;
Der Berge Zinnen fallen, es sinkt die Pracht der Welt.
Doch grünend steigt die Erde von Neuem aus dem Meer
Und neue Sonnen strahlen hellleuchtend rings umher!

18. Fjorde und Handelsplätze der Westküste.

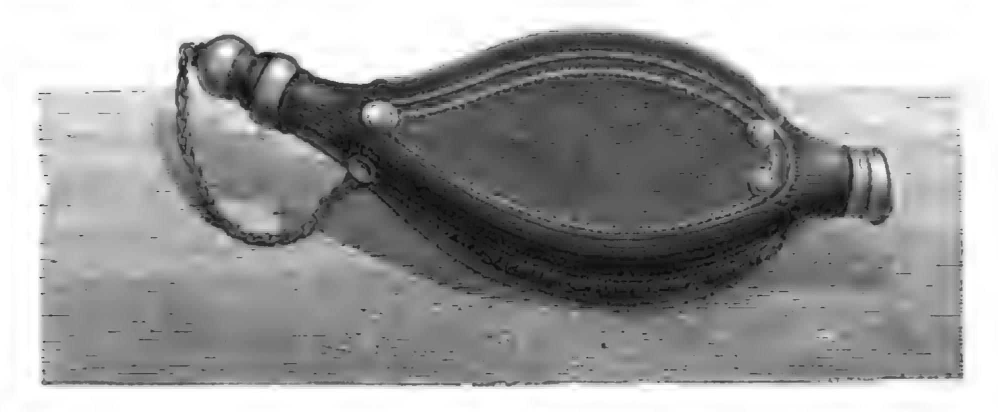
31. Juli.

Der letzte Tag unseres Aufenthalts in Reykjavik war gekommen; es war das Fest unseres Ordensstifters, des hl. Ignatius von Loyola, das zum ersten Male hier von Angehörigen seiner großen Familie gefeiert wurde. Wir hatten deshalb unsern Altar so gut wie möglich geziert und die schönsten Paramente, die zu finden waren, hervorgeholt. Nicht ohne eine gewisse Wehmuth packten wir sie ein, nachdem wir unsere beiden heiligen Messen gelesen. Wann werden endlich Priester kommen, um hier zu bleiben? Wann wird ein Glöcklein täglich die Bewohner von Reykjavik zum Gottesdienst laden?

Nachdem wir unsere Vorbereitungen zur Weiterreise der Hauptsache nach getroffen, besuchten wir unsere Freunde und Bekannten, um ihnen Lebewohl zu sagen. Bei dieser Gelegenheit hörten wir in den sonst so stillen Straßen zum ersten Male die Klänge einer Blechmusik. Wir fragten, was das bedeute, und nun erfuhren wir, daß sich die Musikanten von Reykjavik auf den nächsten Tag einübten, an welchem die erste Industrieausstellung auf Island eröffnet werden sollte — ein Ereigniß für das ganze Land! Durch gütige Vermittlung eines Freundes wurde uns die Gunst zu theil, die Ausstellung schon heute besichtigen zu dürfen. Als Ausstellungsgebäude diente das aus dunkler Lava neu gebaute Elementarschulhaus der Stadt. Es war wohl die primitivste und einfachste Ausstellung, welche in diesem Jahrhundert der Weltausstellungen gehalten worden ist; aber sie war insofern interessant, als sie von den materiellen Culturverhältnissen des Landes eine annähernde Vorstellung gab.

In dem ersten Zimmer kamen die Handwerke und die bäuerliche Industrie zu Ehren, in einem zweiten der Fischfang, in einem dritten die Wollindustrie nebst den feinern Künsten; doch war die Trennung nicht ganz haarscharf durchgeführt, wie es ja in Island keine professionsmäßige Trennung der Gewerke gibt. In jedem Haus wird gesponnen, gewoben und genäht. Jeder Bauer ist selbst Zimmermann, Schreiner, Schlosser, Schmied, allenfalls auch Sattler, Maurer und Fischer. Was mir zuerst in die Augen fiel, war ein Globus, einige Karten und ein Hausmodell; ein Knabe von 15 Jahren, Eiríkr Guðmundsson aus Miðdalr in Mosfell, hatte das alles zu Stande gebracht. Spinnräder, welche daneben standen, waren zwar sehr stark lackirt und glänzten wie Fixsterne, aber die sonstige Arbeit daran war

ziemlich roh. Neben verschiedenen Proben von Winter- und Sommerbutter konnten auch die Butterfässer nicht fehlen. Die isländischen Tabaksdosen, in Gestalt von kleinen Pulverhörnchen, sind bekannt. Auf unserm Ausflug nach der Hekla führte Eyvindr immer eine solche mit sich. Gleich beim Beginn unseres Rittes zog er sie hervor, riß das Zäpfchen aus der vordern Oeffnung, woran es mit einer Kette befestigt war, bog seinen Kopf nach hinten, steckte das Hörnchen in die Nase, schüttelte daran und bot es dann mir zum Schnupfen, was ich jedoch dankend ablehnte. Solcher Tabakshörnchen waren viele da, mehr oder minder fein gearbeitet; doch erreichte keines die kunstvolle Schnitzerei der frühern Zeit, wovon das antiquarische Museum gute Proben bot. Sehr charakteristisch für den sinnreichen, geduldigen Arbeitsfleiß des Volkes war eine Nähmaschine, welche ein Mann im Ostlande, der nie eine solche gesehen, auf bloß mündliche Beschreibung hin angefertigt hatte, und welche ganz brauchbar ausgefallen war. Ein Webstuhlmodell bezeugte, daß der alte Webstuhl hier zu Lande noch nicht



Isländische Tabaksdose.

aus dem Gebrauch gekommen. Sehr sauber und solid gearbeitet schienen mir einige Pferdegeschirre, sowohl was die Leder- als die Metallarbeit daran betraf; am meisten Pracht und Luxus aber entfaltete ein Frauensattel. Zwischen Näpfen und Holzgeschirren der verschiedensten Form und Größe, wie sie die Milchwirthschaft erheischt, deutete ein elegant eingelegtes Schmuckkästchen mit vielen Schubfächern und ein Schachbrett aus Messingblech auf die Lust an feinerem Luxus hin; doch waltete überall das Einfache, Praktische und Nothwendige vor, und auch hier würde jeder Handwerker und Gewerbetreibende unendlich vieles vermißt und das Vorhandene in gar wenigen Proben vertreten gefunden haben. Es war nicht eine Ausstellung von tüchtig geschulten Professionisten, sondern von fleißigen Autodidakten, welche da und und dort nach alter Familienüberlieferung gearbeitet und von eingeführten Mustern zu lernen gesucht hatten. Es fehlt den Isländern gar nicht an praktischem Verstand, Erfindungsgeist, Geschick, Handfertigkeit; was sie mitten in dem industriellen Lebensstrom der Neuzeit um ein Jahrhundert zurückgehalten hat, ist lediglich die frühere Armuth des Landes und des Volkes,

ihre Isolierung vom allgemeinen Weltverkehr und die schwierige Communication im Lande selbst.

Unter dem Titel Niđarsođinn Silungur frá þingvöllum viđ Öxará hatte unser Freund, der Pastor Pálsson von Thingvellir, Lachsforellen aus dem Thingvalla-See in Blechdosen ausgestellt: ein sehr gut gelungener Versuch einheimischer Conserven; ob der erste, weiß ich nicht.

Während das erste Zimmer sonst mehr die Handwerke vertrat, wie sie sporadisch im Innern des Landes, mit mehr Erfolg in Reykjavik getrieben werden, galt das zweite dem Fischfang, der einen großen Theil der Küstenbevölkerung beschäftigt. Leinen, Angeln, Netze, andere Fischgeräthe hingen hier in großer Anzahl; daneben waren die wichtigsten Fischsorten — Häringe Steinbutten, Dorsche, Klippfische — eingemacht, gesalzen und getrocknet, nach ihrer verschiedenen Qualität, Fangort, Zubereitung ausgestellt. Soweit ich beurtheilen konnte, war auch dieser Theil der Exposition nicht eben reich, doch immerhin ein erfreulicher und ermuthigender Anfang.

Der dritte Raum bot einen buntern Anblick dar. Hier war vereint, was sich an Kunst und an Webereien hatte auftreiben lassen. Das erste war wenig: einige Kreidezeichnungen von Ólafr Eiríksson, die Leistungen eines Durchschnitts-Gymnasiasten nicht übertreffend, einige colorirte botanische Zeichnungen und das Millenialbild von 1874 von Benedikt Gröndal, der am Gymnasium naturgeschichtlichen Unterricht ertheilt, und ein paar kleine Porträts, von einer Frau Melsted gemalt. Ziemlich reich war dagegen, was weiblicher Fleiß an Webereien aufzuweisen hatte. Denn fast in jedem Haus findet sich ein Webstuhl. Bis jetzt versahen die Hausfrauen und Töchter ihre Familien mit selbstgewobenem Tuch. Dieses Wolltuch, Vađmál genannt, aus isländischer Schafwolle gesponnen und gewoben, ist ungemein stark, dauerhaft und nahezu wasserdicht, dabei angenehm weich und warm. Meist wird es grau, braun und schwarz gefärbt. Die verbreitetste Sorte ist ziemlich grob; doch werden, besonders für die Frauenkleider, auch feinere Sorten angefertigt. Die Ausstellung wies sowohl Garne als Gewebe der verschiedensten Art auf, und außer den gewöhnlichen auch solche in sehr lebhaften Farben. Als ich über einige sehr schöne Gewebemuster meine Bewunderung ziemlich laut aussprach, gestand mir Fräulein Pjetursson, die Tochter des Bischofs, welche mit Frau Dr. Schweitzer ebenfalls die Ausstellung besichtigte, ganz bescheiden erröthend, daß sie die Weberin sei. Einige vorzügliche Teppiche waren von einer Wittwe in Reykjavik angefertigt. Ein herrlich warmer Ueberrock, außen braun, innen roth und grün gefüttert, war zu einem Preis von 50 Kroner käuflich. Da das Tragen von Wollhandschuhen ganz allgemein ist, so war von solchen eine Menge vorhanden. Sie haben immer sechs Finger, so daß man etwas wechseln kann. Manche hatten sehr barocke Dessins. Von einem Fräulein Margrjet Jónasdóttir waren Stickereien ausgestellt, die aber schon vom Jahre 1841 herrührten;

neuern Datums dagegen waren künstliche Blumen, welche eine Schwester des Stadtvogtes, Frl. Jónasson, verfertigt hatte. Wie in den anderen Abtheilungen, so war auch in dieser mehr Reykjavik als das Land überhaupt vertreten. Das war sehr erklärlich, da der Seeweg nach Norden bis vor einigen Tagen verschlossen war, der Transport zu Lande mehrere Tage, wenn nicht eine Woche und mehr, in Anspruch nimmt und nur die Küstenortschaften im Sommer leichtere Verbindung mit der Hauptstadt haben. Ohne bessere Verbindungswege kann kaum das nöthigste Material für die verschiedenen Gewerbe ins Innere des Landes dringen, und eine glänzendere Industrieausstellung wird Reykjavik erst feiern können, wenn einmal ordentliche Straßen da sind und Wagen und Posten sie regelmäßig befahren. Hierfür scheint es aber nicht nur an Geld, sondern auch an Interesse zu fehlen. Ich glaube, daß die Isländer auf ihr Reiten förmlich versessen sind und sich schwer entschließen werden, ihre Pferdchen an Wagen zu spannen.

Der übrige Theil des Tages verging mit Packen und Visiten. Um 8 Uhr abends ließ P. von Geyr sich mit dem Gepäck an Bord bringen. Graf Waldburg und ich machten noch einmal einen Rundgang durch die Stadt. Es war schon überall still; nur am Strande tummelte sich eine Menge Volk. Es war seit langem die erste Gelegenheit, per Dampf in den Norden zu kommen. Viele Studenten hatten darauf gewartet, um in die Ferien zu gehen; Leute aus allen Ständen wollten mit und fuhren zum Theil schon der „Thyra" zu, oder standen noch mit ihren Angehörigen und Freunden am Ufer. Das Schiff war weit draußen auf der Rhede, und es verging wohl eine Viertelstunde, bis das von dort für uns abgeschickte Boot uns endlich aufnahm. Um das Schiff war aber ein noch viel tolleres Gewimmel als am Strande. Wohl an die zwanzig Boote hatten da angelegt, und wir mußten von einem ins andere springen, um endlich die Schiffstreppe zu erreichen. Nachdem ein dichter Nebel bis in den Nachmittag hinein die ganze Bucht eingehüllt hatte, war es gegen Abend recht hell und freundlich geworden. Nur der Snaefellsjökull hatte sich dem Wolkenmantel nicht zu entringen vermocht. Der Tag hatte schon etwas abgenommen; doch dunkelte es nur sehr langsam, und noch gegen Mitternacht hin wurde es nicht vollständig dunkel. Auf dem Schiff und um das Schiff herum war ein so lustiges Leben, daß man gar nicht mehr in Island zu sein glaubte. Beide Decke waren von Isländern überfüllt. Fast um jeden der Reisenden war eine Gruppe von Bekannten, welche ihn umdrängten. In beiden Cajüten und oben auf Deck wurde wacker gezecht, meistens Bier, doch auch Wein und Aquavit. Dazwischen waren Gruppen von ganzen Familien, andere von Frauen und Mädchen, die sich zum Abschied noch tausend Dinge zu sagen hatten. Ihr Gepäck hatten die Isländer meist in kleine Holzkasten gepackt, wie man sie den Pferden anhängt, damit sie von ihrer Küstenstation rasch weiter kommen könnten.

Das belebte Treiben auf dem Schiff erinnerte unwillkürlich an die komische Seite, welche die Ankunft von Schiffen, besonders im Anfang des Jahres, früher darbot, als der Verkehr noch nicht so lebhaft war. Da kamen gegen Ende des langen Winters besonders die Schnupfer und die Schnapsbrüder in große Noth und zählten die Tage bis zur Ankunft des ersten Seglers oder Dampfers. Auch das übrige Volk sehnte sich dann nach überseeischen Waaren und Neuigkeiten — und das erste Schiff aus Kopenhagen war wie ein Freudenengel aus einer bessern Welt. Die durstigen Bauern wußten dann freilich nicht immer Maß zu halten und verpraßten mitunter auf einen Sitz die Ersparnisse mancher mühsamen Wochen. Ein isländischer Dichter hat das selbst recht heiter in einem Gedichte beschrieben, und da es auch zur Zeichnung des Volkslebens mit beiträgt, so setze ich es, mit einiger Kürzung, hierher. Es beweist, daß das humoristische Element dem Isländer nicht ganz abgeht, und niemand wird so unbillig sein, das etwas derbe Genrebild à la Jan Steen auf ganz Island übertragen zu wollen. Es gibt in Island, wie allüberall, sehr durstige, aber auch ganz mäßige und musterhafte Bauern.

Ach Gott! was wird das Frühjahr lang
Den Leuten drinnen im Lande!
Noch immer kein Schiff! Und sie warten so bang,
Sie sitzen mit allem im Sande.
Kein Mehl ist in den Truhen mehr,
Kein Branntwein mehr im Glase,
Die Schreine sind leer, die Taschen sind leer,
Und kein Tabak in der Nase!
Mit ödem Kopf, mit langem Gesicht
Begegnen sie sich auf der Wiese:
„Heil sei dir, Freund! Hast du mir nicht
Noch eine letzte Prise?“ —
„Ach, hätt' ich das, wie wär' ich froh,
Da könnt' der Sturm nur wettern!
Doch, ach, ich schnupf' seit langem Stroh
Und Staub von dürren Blättern.“ —
„So steht's mit dir, du armer Mann?
Mir wird's auch unerträglich;
Statt Tabak kau' ich Thymian,
Wir leben ganz unsäglich.“ —
„Ach, Thord, hast du von Branntewein
Nicht einen Rest noch über?“ —
„Ach, hätt' ich den, ich theilt' ihn fein
Sofort mit dir, mein Lieber!
Allein, allein — zum Kuckuck nur,
Ich sah seit sieben Wochen
Von Branntewein nicht eine Spur,
Hab' nichts davon gerochen.“ —
„Doch sag', wer reitet dort daher,

Den Kittel schief und offen?
Der Bjarni ist's, der alte Bär —
Er ist ja knallbesoffen." —
„He, Bjarni! Halt ein wenig still —
Sag', ist ein Schiff gekommen?" —
„Jau! das ist's, was ich melden will,
Hab' meinen Schnaps bekommen." —
„Und was gibt's Neues in der Welt?" —
„Kann noch nicht viel euch sagen.
Man zankt um Glauben und um Geld
Und will sich nicht vertragen,
Und London ist mit Mann und Maus
In einer Nacht versunken;
Der Kaufmann sagt's, ein wack'res Haus
Bei dem ich eins getrunken!" —
Da lebt der alte Adam auf,
Verjüngt strahlt nun die Erde.
Sie springen nach Haus in fröhlichem Lauf,
Sie setzen sich hurtig zu Pferde.
„Das Schiff! Das Schiff! Wir müssen es seh'n!
Den Kaufmann seh'n, den Dänen,
Nun werden vom Jammer wir aufersteh'n
Und trocknen unsre Thränen!" —
„Auf! Auf! Mein Rößlein, spute dich,
Flieg' hin über Mooren und Steinen!"
Sie reden kaum, schau'n nicht um sich,
Sie zappeln mit Armen und Beinen.
Sie sausen dahin wie das wilde Heer,
Zur Peitsche dient nur der Zügel,
Bis die Kaufstadt winkt am blauen Meer,
Am dunkeln, felsigen Hügel.
Hurrah! Da steht das Schiff im Sund,
Mit Schätzen reich befrachtet.
Da steh'n die Händler mit lächelndem Mund,
Den Göttern gleich geachtet.
Die Bauern grüßen mit schüchterner Hand
Und biegen tief den Rücken:
„Willkommen, Herr Kaufmann, hier zu Land",
Sie stammeln voll Entzücken. —
„Gud velsigne jer"[1], spricht er froh
Und zeigt sein Waarenlager;
„Alt i buden I skal faa,
Hvad Eder behager."[2] —
„Prächtige Waaren bringen wir,
Lammsfell fest und trocken,
Dichtgesponnene Wolle hier
Und hellgraue Socken." —

[1] Der Kaufmann spricht dänisch: „Gott segne euch!"
[2] „Alles in der Bude sollt ihr bekommen, was jedem behagt."

Pfiffig guckt der Kaufherr drein:
„Hvad er det I vil begjaere?"[1] —
„Tabak, Tabak und Branntewein,
Branntwein und ikke mere."[2] —
Und es perlt im Gläschen das köstliche Naß,
Es rieselt durch Mark und Beine,
Ein zweites — ein drittes — „Ach, hätt' ich ein Faß!"
Kein Gläschen bleibt alleine.
„Was sind wir schuldig, edler Mann?" —
„Nichts weiter, ihr habt noch zu gute."
Ach, keiner mehr recht rechnen kann,
Es flimmert der Schnaps im Blute.
„Sechs Fische liegen ja auf dem Tisch,
Laßt euch den Trunk nur schmecken!" —
„Was?" munkeln die Bauern, „ein Centner Fisch?
Wir bleiben in Schulden stecken."
Ein jeder legt noch sechs Fische zu,
Ein jeder drei Paar Socken,
Sie trinken weiter in seliger Ruh',
Die Gurgel wird nicht trocken.
Zum Abschied läßt ein jeder sich
Noch eine Flasche füllen.
„Topp," sagt der Kaufmann, „die geb' ich
Umsonst der Freundschaft willen!"
Da fallen die Bauern ihm um den Hals,
Bedecken ihn mit Küssen,
Das Haus ist voll des Freudenschalls:
„Ihr habt noch ein Gewissen!
Euch segne der Herr auf dem salzigen Meer,
Zu Land mög' der Herr Euch beschenken.
Ach, kommet das nächste Jahr wieder her
Und bringt uns von diesen Getränken!"
Sie steigen zu Pferd, sie sprengen davon,
Doch nicht mehr stumm und stille,
Es saust der Peitsche schriller Ton
In der Lachenden Gebrülle.
Sie lachen und jauchzen und schimpfen und schrei'n,
Sie hauen auf die Pferde,
Sie peitschen aufeinander drein,
Sie peitschen daneben die Erde.
Der eine taumelt, der andere fällt,
Der dritte liegt schon im Grase,
Im Kopfe tanzet die ganze Welt,
Es bluten Mund und Nase.
Zum Glück ist's nicht mehr weit von Haus,
Man schleppet sie zu Bette,
Man schirrt die armen Gäule aus
Und jammert um die Wette.

---

[1] „Was ist's, das ihr verlangt?" [2] „Und nichts mehr."

Der Snaefellsjökull.

Digitized by Google

Die Waaren alle sind verkauft,
Doch kam kein Geld zurücke,
Geschirr und Kleider sind zerrauft,
O arge Schicksalstücke!
Das Prümchen und der Schnupftabak
Ging unterwegs verloren,
Zerrissen ist der Mantelsack,
Zerschlagen Kopf und Ohren.
Das Fäßchen mit dem Branntewein,
Die Quelle aller Wonnen —
Es steckt kein Zapfen mehr darein,
Es ist ganz ausgeronnen.
Kein Mann ist heil, kein Gaul bereit,
Ihn auf den Markt zu tragen.
Das ist die neuste Neuigkeit
Vom Schiff aus Kopenhagen.

Unser Schiff war bei weitem besser als der „Romny", breit, geräumig, noch neu und comfortabel eingerichtet. Der Capitän Hammer war ein dänischer Marineofficier, ein fein erzogener Mann. Er sprach fertig deutsch und englisch und nahm uns mit vieler Artigkeit auf. In der ersten Cajüte trafen wir Dr. Schweitzer mit seiner Frau, welche gleich uns die Rückfahrt um die Insel machen wollten. Dr. Schierbeck mit seiner Frau war auch da, um Abschied zu nehmen. Wir selbst erhielten noch einen Besuch um den andern. Fast alle die Herren, mit denen wir näher bekannt geworden, ließen sich noch ans Schiff rudern und blieben etliche Zeit bei uns, einige bis fast zur Abfahrt des Schiffes. Es war rundum nur ein Kommen und Gehen, ein Lachen und Schwätzen, ein Knixen und Abschiednehmen, wie auf einem Markt. Das Schiff schien ein großes Restaurant, von dem sich die Reykjaviker nur mit Mühe trennen zu können schienen. Erst als um Mitternacht das letzte Dampfsignal erscholl, fuhren die letzten Boote nach Hause; die schweren Anker wurden aufgezogen und hinaus ging's in nächtlicher Dämmerung dem Eismeer zu.

1. August.

Unsere Hoffnung, den Snaefellsjökull nun in seinem vollen Glanze in der Nähe zu sehen, sollte sich nicht erfüllen. Als ich um 8 Uhr auf Deck kam, hatten wir zwar schon längst das Vorgebirge umfahren, welches der alte Vulkan zwischen dem Faxafjördr und Breidifjördr nach Westen ins Meer hinausreckt; aber die obere Spitze des Berges war ganz in Wolken. Was von weitem der Fuß einer einzigen schönen Pyramide geschienen hatte, breitete sich zu einem vielzerklüfteten Gewirre kahler Hügel aus, deren letztere erst sich langsam nach den Wolken hin zuspitzten. Oben wohnt, der Sage zufolge, „Bardr Snaefellsáß", der Sohn des Riesenkönigs Dumbr und der Riesin Mjöll, von welcher der weißeste Schnee seinen Namen hat, einer der

wenigen Riesen, welche in der Mythologie einen menschenfreundlichen Charakter besitzen. Jetzt mußte er wohl schlafen oder übler Laune sein.

„Ist das nicht das miserabelste Land der Welt?“ sagte der Major H., ein englischer Artillerieofficier, auf den mich P. von Geyr schon am Abend zuvor aufmerksam gemacht hatte und von dem die Dänen behauptet hatten, er müsse ganz sicher nicht recht bei Troste sein. Er war aber durchaus bei Troste, ein sehr gescheidter und allseitig gebildeter Mann. Er war zweimal schon in Indien gewesen, jetzt in Woolwich stationirt und an einer militärischen Zeitschrift betheiligt. Er hatte das Jahr zuvor Norwegen bereist und wollte dieses Jahr seine Ferien auf Island verwenden. Allein die Vergnügungsreise war ihm durch das Wetter gründlich verdorben worden. Er hatte sich am 5. Juli schon zu Leith auf der „Thyra“ eingeschifft, welche programmmäßig am 1. Juli von Kopenhagen abgegangen war, und befand sich somit fast einen Monat auf dem Schiff. Dieses sollte an den Hauptstationen der Ost-, Nord- und Westküste landen und am 25. Juli in Reykjavik eintreffen. Es stieß aber an der Nordküste auf Eis und mußte nun die ganze Fahrt zurück machen, um von Süden her nach Reykjavik zu kommen. Die Schiffsgesellschaft sagte dem Engländer nicht zu. Im Nordland war es sehr kalt. Die ersten Küstenortschaften, wo das Schiff hielt, machten den ungünstigsten Eindruck. Der einzige Trost meines guten Majors war der menschenfreundliche Capitän Hammer, mit dem er einen großen Theil des Tages Karten spielte. Daneben studirte er etwas Isländisch aus einer recht praktischen Grammatik von Lund und einem Neuen Testament, das er von der Bibelgesellschaft um 1 sh. (eine Mark) bezogen hatte. In Reykjavik war er ans Land gestiegen, fand sich aber in all seinen Erwartungen auch hier so getäuscht, daß er nicht einmal einen Ausflug ins Innere machen wollte, sondern sich wieder an Bord des Schiffes begab und hoch und theuer gelobte, den Fuß in Island nicht wieder ans Land zu setzen. Dieser Schwur, welcher den Dänen und Isländern zu Ohren gekommen war, mußte ihnen natürlich wie eine ganz gottlose Lästerung vorkommen. Ich konnte mir aber recht gut vorstellen, daß Island einem Manne, der an englischen Comfort, englische Reinlichkeit und Lebensart gewohnt war, fast abscheulich erscheinen mußte, und daß Reminiscenzen aus Indien der nordischen Nebelwelt auch den letzten Reiz von Poesie raubten, den man sonst daran finden mag. Mit einem Galgenhumor, wie ich ihn noch selten gefunden, faßte er seine Reise als einen sehr vorzüglichen Ulk auf und versprach, darüber eine Saga zu schreiben. Meine Versuche, Island in seinen Augen zu retten, oder wenigstens zu entschuldigen, mißglückten vollständig. Island war in seinen Augen gerichtet. Dabei hatte aber sein Humor durchaus nichts Mephistophelisches, Ironisches oder Satirisches. Es war nur der drollige Gegensatz feinen, modernen Weltbürgerthums zu dem urwüchsigen, patriarchalen Winkelbürgerthum, der mich nach beiden Seiten hin gar sehr erlustigte. Bald kam mir

Island ganz närrisch vor, das um fast ein paar Jahrhunderte in der äußern Civilisation zurückgeblieben ist; bald der Major, der so weit hergereist war, um es nicht zu sehen; bald die altisländischen Helden, die sich aus Eifersucht die Schädel einschlugen und dafür unsterblich geworden sind; bald die moderne Civilisation, die jetzt ungefähr wieder bei allem Unsinn angelangt ist, den die römische Kaiserzeit hervorbrachte. Der goldene Weg liegt eben in der Mitte, und Jung-Island bemüht sich tapfer, darauf voranzuwandeln.

Etwa um halb 2 Uhr mittags gelangten wir an eine Gruppe kleiner Inseln, welche im Breidifjördr ziemlich nahe nach der Küste hin liegen. Eine davon wurde mir als Ellida-ey, d. h. als die Insel bezeichnet, von welcher gegen Ende des 10. Jahrhunderts Erich der Rothe ausgezogen sein soll, um Grönland und Nordamerika zu entdecken. Da mochte der Herr Major nun lachen. Die armen Isländer sind wirklich sowohl dem Christoph Columbus als den Engländern zuvorgekommen! Schon im 9. Jahrhundert soll von Island aus eine Inselgruppe aufgefunden worden sein, die nach ihrem Entdecker die „Gunnbjörnsschären" (Gunnbjarnarsker) genannt wurden. Ihm folgte im nächsten Jahrhundert ein wegen Todtschlags geächteter Isländer, der aber auf den Inseln durch die eigenen Genossen den Tod fand. Erich der Rothe, der ebenfalls wegen Todtschlags von Island fliehen mußte, wollte diese Inseln aufsuchen, gerieth aber dabei an eine viel fernere Küste, die er Grönland, d. h. grünes Land nannte, wohl mehr um andere Ansiedler zu gewinnen, als um der Schönheit des Landes willen. Es gelang ihm auch, andere von Island herüberzulocken, und 985 wurde eine feste Ansiedlung gegründet. Sein Sohn Leifr war ein muthiger Seefahrer; er holte sich erst eine Braut auf den Hebriden, fuhr dann 999 zu König Ólafr Tryggvason nach Drontheim und übernahm es, in dessen Auftrag den ersten christlichen Priester nach Grönland zu bringen. Auf der Fahrt dahin fand er Vínland hit góda, das gute Weinland, d. h. eine Küstenstrecke des nordamerikanischen Festlandes, wo wilder Wein wuchs. Von dort fuhr er weiter nach Grönland und ließ sich bei seinem Vater Erich nieder. In demselben Jahre (1000) also, wo das isländische Thing an der Almannagjá die Annahme des Christenthums beschloß, wurde Amerika entdeckt und erhielt Grönland seinen ersten Priester. Was die Bekehrung des alten Erich betrifft, stimmen die isländischen Berichte nicht völlig; nach dem einen Bericht ließ er sich, wenn auch nicht ohne Widerstreben, taufen, nach dem andern trennte sich seine christlich gewordene Gattin von ihm und blieb er vermuthlich heidnisch oder halbheidnisch. Auch beim übrigen Volk scheint sich das Christenthum anfänglich mit allerlei heidnischen Anschauungen gemischt zu haben. Doch wurde 1121 der Isländer Eirikr zum ersten Bischof von Grönland geweiht; von 1202 an beginnt eine regelmäßige Reihe der Bischöfe von Gardar und bald erhielt das Land auch Klöster.

Durch die Inseln, von denen die meisten irgend eine Hütte oder ein Torfhaus zeigten, gelangte die „Thyra“ in eine kleine Bucht, die, von einer schroff abfallenden Felseninsel (Súgandisey) beschützt, einen ziemlich guten Hafen bildet. Es wurde der Anker geworfen. Wir benützten das Postboot, um ans Land zu steigen. Eigentliche größere Landungsbrücken für Dampfer, gibt es auf Island nicht. Die Schiffe müssen immer in einiger Entfernung vom Lande halten. Die Post besorgte der erste Steuermann, der uns sehr freundlich war.

Stykkishólmr ist ein ziemlich lebhafter Verkehrsplatz, der in den letzten Jahren gewonnen hat. Herr Zeulner aus Kopenhagen, der mit uns auf dem „Romny“ nach Island gereist war, hatte hier eine Factorei. Nachdem wir, nicht ohne einige Turnkünste, aus dem Boot auf die kleine Landungsbrücke gelangt waren, suchten wir die Factorei auf, fanden aber statt eines thranduftenden Güterschuppens ein ganz artiges kleines Haus, mit feinen Möbeln, Blumen, Nippsachen und allem Kopenhagener Comfort ausgestattet. Als ich mich beim Complimentiren etwas unvorsichtig drehte, stieß ich mit dem Kopf an einen schweren metallenen Kronleuchter. Vor dem Haus war ein Garten und da stand sogar Apollo mit der Lyra. Herr Zeulner, der erst in der Nacht von einem weiten Geschäftsritt zurückgekommen war, erschien ziemlich verschlafen; unser Ueberfall schadete jedoch nicht, da er doch mit dem Schiffe weiter wollte. Um die Bucht haben sich an den Hügeln empor zehn bis zwanzig recht artige Wohnungen, darunter ein paar zweistöckige, angekrustet, und so sieht Stykkishólmr schon einer kleinen Ortschaft gleich. Die Kirchengemeinde Helgafell, zu der Stykkishólmr gehört, hat über 500 Einwohner. Oben am Hügel, mit prächtiger Aussicht aufs Meer, lag das Pfarrhaus. Wir besuchten hier die Frau des Pfarrers, der uns in Reykjavik eingeladen hatte, und wurden nebst einigen Isländerinnen, die ebenfalls von dem Schiff gekommen waren, mit einem Gläschen Portwein tractirt. Unweit vom Pfarrhof war eine Art Belvedere errichtet, ein dreistöckiges Holzthürmchen, das uns einen Ausblick über die Inseln und den recht malerischen Breidifjördr verschaffte.

Thórsnes, die kleine Halbinsel, an der Stykkishólmr liegt, war in den alten Zeiten ein nicht unbedeutender Platz. Thórólfr Mostrarskegg, der das Land von der Stafá bis zur Thórsá in Besitz genommen hatte, ein eifriger Heide und Verehrer Thórs, baute da einen großen Thórstempel, der beim Volke in hohen Ehren stand, und daneben seine Wohnung, später Hofstadr (Tempelstätte) genannt. Mit Zustimmung aller benachbarten Ansiedler wurde der Platz zugleich zur Dingstätte für das Héradsthing (Districtsversammlung) erhoben. „Da war“, wie das Landnámabók erzählt, „ein Stein Thórs, und da wurden den Männern die Knochen gebrochen, welche zum Opfer bestimmt waren, und rundum war der Kreis für das Gericht, welches die Männer zum Opfer verdammte.“ In der Eyrbyggja-Saga

wird von dem „Blótsteinn“ in Thórsnes ausdrücklich erwähnt, daß man das Blut der Opfer noch daran sehe. An dem Stein standen die Götzenbilder und der Opferkessel, in welchem man das Blut der Geschlachteten auffing. Die zahlreichen mit „Steinn“ und „Ketill“ (Kessel) zusammengesetzten isländischen Personennamen sind noch eine Erinnerung an diesen grausamen Opferdienst.

Bald nach der Einführung des Christenthums wurde auf dem Hügel, den schon Thórólfr Helgafell, „den heiligen Berg“, genannt hatte, eine weithin sichtbare Kirche errichtet. 1184 zogen die Augustinermönche, welche sich erst 1172 auf der Insel Flatey niedergelassen hatten, hierher, und an der einstigen Stelle blutigen Götzendienstes stieg durch mehrere Jahrhunderte frommes Gebet und Psalmengesang zum Himmel empor.

Die Dingstätte mit dem Opferstein ist in neuerer Zeit wieder aufgefunden worden; dagegen hat sich von dem Kloster nichts erhalten. Wir konnten die merkwürdige Stelle nicht besuchen, da wir um 3 Uhr wieder an Bord sein mußten. Die Schiffsgesellschaft mehrte sich um eine Zahl Isländer, die zum Theil an eine der nächsten Stationen, zum Theil nach Norden wollten. Es war darunter der Sysselmann von Stykkishólmr, ein Verwandter des berühmten Patrioten Jón Sigurðsson.

Was ein Sysselmann ist, habe ich früher zwar flüchtig angedeutet; aber eine genauere Bestimmung kann nicht schaden.

Die alte Republik Island war einst einfach nach den Himmelsgegenden eingetheilt, und diese Theile hießen Viertel. Die Eintheilung blieb unter den Norwegern. Auch die Dänen behielten sie bei, als sie durch einen Amtmann die ganze Insel verwalten ließen; erst 1770 wurde das Land in zwei Aemter getheilt (das nordöstliche und das südwestliche), 1787 auch das letztere Amt noch in ein südliches und ein westliches halbirt. Jetzt bestehen officiell noch drei Amtsbezirke, die jedoch nur von zwei Amtmännern verwaltet werden. Der eine in Reykjavík regiert das südliche und westliche Amt, der andere in Akureyri den Norden mit der Ostküste. Die drei Aemter (umdaemi) sind in Syssel (sýsla, d. h. etwa Kreise) und diese sind wieder in hreppar (Gemeinden) eingetheilt.

Gegenwärtig bestehen, nach mehreren kleinen Aenderungen in der Administration, 19 Landkreise oder Syssel mit 171 Hreppar und drei Stadtkreise (Kaupstaðr), die ihre eigene politische Verwaltung haben. Die drei sogen. „Kaufstädte“, d. h. die drei größeren Handelsplätze Islands, sind Reykjavík und Eyri (auch nach dem Fjorde, woran es liegt, Isafjörðr genannt) an der Westküste und Akureyri im Nordlande. Die letzteren beiden Städte erhielten während unserer Anwesenheit auf Island eine neue Communalverfassung nach dem Vorbilde derjenigen von Reykjavík. An der Spitze der Geschäfte steht fürder ein Baejarfógeti (Bürgermeister) und ein Stadtrath von sechs Mitgliedern. Wahlberechtigt sind alle Stadtbürger von

25 Jahren an, in Schulangelegenheiten aber hat der Prestr von selbst saeti og atkvaedi, Sitz und Stimme, er braucht nicht erst gewählt zu werden. Eine sehr vernünftige Anordnung!

Wie der Landshöfding oder Gouverneur und die beiden Amtmänner, so werden auch die ihnen unterstehenden Sýslumenn von der Regierung ernannt, die Hreppstjórar oder Gemeindevorsteher dagegen von den Amtmännern der Bezirke, zu denen sie gehören. Um Sýslumadr zu werden, muß man ein juristisches Examen in Kopenhagen bestanden haben, während für die Anstellung als Geistlicher ein Examen in Reykjavik genügt.

Der Sýslumadr — um endlich auf die Hauptsache zurückzukommen — ist der Stellvertreter der Krone in den einzelnen Kreisen des Landes, und zwar nach allen Seiten hin; er führt die ganze Civilverwaltung des Districts, treibt die Steuern ein, leitet die Wahlen, überwacht, was von Wegen vorhanden ist, sowie die vorgeschriebene Einfriedigung der einzelnen Höfe, fungirt als öffentlicher Notar, controllirt die vorkommenden Erbschaftsfälle, ist Polizeipräfect, Friedensrichter und Vorsitzender des Héradthings, d. h. der jährlichen Gerichtsverhandlungen erster Instanz.

Der Sýslumadr ist also ein großer Mann vor dem Herrn, und der berühmte Montesquieu hat sich sehr getäuscht, wenn er meinte, das germanische Recht sei in den Wäldern erfunden worden. Ce beau système a été trouvé dans les bois! Nein! man muß ein Examen in Kopenhagen machen. Dann erst erhält man die Amtskappe mit goldenem Rand, die blaue Uniform mit königlich dänischen Amtsknöpfen und kann die administrative und richterliche Gewalt ins volle Gleichgewicht bringen. Das alles hatte mein Freund Sigurdur Jónasson, wohl schon der zwölfte Jónasson, mit dem ich selbst näher bekannt geworden war. Er war sehr aufgeräumt, und da ich mit Begeisterung seines Oheims erwähnte, wurde auch er, obwohl dänischer Kronbeamter, ganz poetisch-national gestimmt und sprach über nationalen Aufschwung, daß es eine Freude war. Die dänischen Kaufleute schienen sich an diesem Patriotismus freilich weniger zu erbauen.

Der Himmel hatte sich unterdessen etwas geklärt. Der Snaefells war zwar noch nicht ganz wolkenfrei; doch über langgestreckte Wolkenbänke ragte schimmernd ein Theil des Gipfels empor, während von einem Sattel dahinter größere Massen sich aufballten und nur an einzelnen Stellen die Ansätze von einer zweiten und dritten Spitze durchblitzen ließen, die eine höher, die andere bedeutend niedriger als die erste, alles schimmernd weiß mit den darunter liegenden Basalthügeln und trostlosen Lavafeldern eine echt nordische Landschaft, mit den seltsamen Lichteffecten ein lohnender Vorwurf für einen Maler. Wie die Isländer erzählten, ist die Besteigung sehr oft versucht worden, schon im vorigen Jahrhundert und öfters in diesem, von Isländern, Engländern und Franzosen; doch sei es keinem gelungen, die Spitze zu erreichen. Bald hätten tiefe Eisspalten den Weiterweg abgeschnitten, bald

Schneewehen ein weiteres Vordringen unmöglich gemacht und noch öfters Wolken und Nebel dasselbe zu einem unbesieglichen Wagniß gestaltet. In der Volkssage gehörte der Berg seit alter Zeit dem Riesen Bardr; in seinen Klüften und Abhängen aber trieben sich zahllose Zwerge und Kobolde herum. Eine Kirche am Südabhang des Vulkans heißt heute noch Tröllakirkja, d. h. Kobold- oder Hexenkirche, und an einer andern Kirche in Hitardalr zeigt man zwei rohe Steinfiguren, von denen die eine den Bardr Snaefellsáß, die andere Hit, die Riesin jenes Thales, vorstellen soll.

Der Breidifjördr, d. h. die breite Bucht, heißt nicht umsonst so. Sie bietet dem Meer zwar kein so großes Eingangsthor, wie der Faxafjördr, reicht aber durch zwei Seitenbuchten, den Gilsfjördr und Hvammsfjördr, um so tiefer ins Land hinein. Die meist ruhige Fläche, welche indes gegen Sturm und Unwetter doch nicht völlig gesichert ist, erscheint, besonders gegen die Küste hin, wie mit einer Unzahl von kleinen Inseln und Scheren übersäet. Es sind nicht, wie in den südlichen Hebriden oder auf Loch Lomond, artige grüne Nähkissen, aus dem Brautschatz urweltlicher Riesentöchter, sondern grobe Felsklötze, wie sie sich die Jötnar oder Riesen einst bei ihren urgermanischen Parlamentsverhandlungen an den Kopf geworfen haben mögen. Sie sind aber sämmtlich ins Wasser gefallen, und der Ocean hat sie seit Jahrhunderten tüchtig verwaschen.

Etwa zwei Stunden waren wir, bei ziemlich vormärzlicher Temperatur, über den breiten Fjord gefahren, da hielt unser Dampfer wieder zwischen schroff abfallenden Felseninseln, und wir konnten uns im Postboot an die, wie der Name sagt, flachere Insel „Flatey“ bringen lassen. Ganz flach ist sie nicht; doch sind die Erhöhungen nicht von großer Bedeutung. Sie ist etwa 1,5 km lang und 1 km breit. Es war Ebbe und deshalb nicht leicht, trockenen Fußes an das knorrige Felsgestade zu kommen, wo es tüchtig nach Fischen duftete. Ziemlich weit oben lag ein ansehnliches Handelsboot, das mit der Flut da hinauf gerathen war und nun ganz im Trockenen saß. Meine beiden Freunde liefen gleich dahin, um im Ufersand und Geröll nach Seethieren zu suchen. Ich begleitete Dr. Schweitzer, welcher den Propst aufsuchen wollte. Das Pfarrhaus lag zwischen einigen anderen Bauernhöfen unfern des Strandes. Gerade als wir ankamen, trat der Herr Propst, schwarz gekleidet, den Cylinder auf dem Kopf und den Regenschirm unterm Arm, zur Hausthür heraus, um nach dem Dampfer zu gehen und nach einem der nächsten Fjorde zu reisen. Obwohl es mit dem Schiffe gar nicht eilte, ließ er sich nicht aufhalten, sondern wies uns nach kurzem Gruß an einen jungen Mann, welcher uns die Kirche und die Bibliothek zeigen sollte.

Bókasafn! Eine Bibliothek! Auf diesem Eiland mitten im Meere draußen, selbst für den Dampfer zwei Stunden von der isländischen Küste weg! Eine Bibliothek hier zwischen Krabben und Seeigeln, Stockfischen und Eidergänsen, Meer und Fels! Ich konnte mich von meinem Erstaunen

kaum erholen. Herr Schweitzer lächelte und fragte, wo die Bibliothek denn sei. Der Jüngling wies nach einer kleinen Holzbaracke hin, die etwa zehn Minuten weit an dem baumlosen, sturmgepeitschten Ufer stand: ich hätte das Lokal höchstens für einen Schober gehalten.

An dem ersten Hofe, an dem wir vorbeigekommen waren, hatte es so stark nach Fischen gerochen, daß mir der feinere Duft von Büchern fast unmöglich erschien. Der Hof war indes groß und gut im Stand, ein recht behagliches Bauernhaus. Noch besser war der Pfarrhof und ein paar benachbarte Häuser. Wir traten in eines, um ein Glas Milch zu trinken, und sahen dabei durch die Fenster in ein freundliches und wohnliches Zimmer hinein. Die Wiesen rundum waren von den besten, die ich noch in Island gesehen. Das Gras wird den Sommer über geschont und gibt einen ganz ordentlichen Schnitt. Die Schafe werden im Frühjahr nach den vielen unbewohnten Inseln gebracht, wo sie frei weiden können, und erst im Herbste heimgeholt. Auf anderen der zahlreichen Inseln nisten Eidervögel, deren Nester, sorgfältig ausgenützt, einen hübschen Ertrag abwerfen. Dazu ist der Fischfang wohl organisirt und beschäftigt viele Hände. So sind die Bauern auf Flatey wohlhabende Leute. Im Winter aber, dem trostlosen, langen Winter, kürzen sie sich die Zeit mit Lesen und Schreiben. Dafür haben sie ihre Bókasafn.

Das getheerte Holzhäuschen, etwa 10 Fuß breit und 18 Fuß lang, mit einer Holzthür versehen und von zwei kleinen Fensterchen erleuchtet, war wirklich eine Bibliothek. Einige Gestelle von gehobelten, aber nicht angestrichenen Brettern waren vom Boden bis an die Decke mit Büchern vollgepfropft. Wir schätzten sie auf etwa tausend, lauter schon ältere Bücher, lutherische Erbauungsliteratur, Psalmbücher, Predigten, alte Sögur, die bekannten Rechtsbücher, Geschichtswerke aus den letzten Jahrhunderten, dänische Werke aus den verschiedensten Fächern, darunter beispielsweise eine dänische Reisebibliothek aus dem vorigen Jahrhundert in 14 Bänden. Alles war sehr zerlesen. Die Bibliothek wird als Leihbibliothek, wo jeder sich seinen Lesevorrath holen kann, noch immer jeden Winter tüchtig benützt. Ein Schrank, den uns der junge Mann aufmachte, war voll Handschriften, nicht von alten, sondern von neueren, d. h. von geschriebenen Copien ganzer Bücher, z. B. die Copie eines Geschichtswerkes, das die Feldzüge Napoleon Bonaparte's I. behandelte. Ein anderer großer Manuscriptband in Folio enthielt die Geschlechtsregister der Insel — die sogen. Aettar-tölur. Alle diese fleißigen Abschriften, meist sehr schön und leserlich angefertigt, rührten von Bewohnern der Insel, einfachen Bauern, her. So sonderbar es erscheinen mag, daß ein Mann vier Jahrhunderte nach Erfindung der Buchdruckerkunst, ja im Zeitalter des Schnellpressendrucks sich noch daran gibt, ein gedrucktes Buch abzuschreiben, so halte ich das doch, wenn ich die Folgen der modernen Lesewuth in Betracht ziehe, durchaus nicht für absurd.

Ein Bauer, welcher beispielsweise während eines langen Winters den ganzen ersten Band von Janssens Geschichte des deutschen Volkes sich sorgfältig abschriebe, natürlich mit Bedacht, alles nachdenkend und überlegend, was sich beim langsamen Schreiben von selbst gibt, jeden Abend das Geschriebene den Seinen erzählte und Gespräche daran knüpfte, würde sich nothwendig das Ganze ungemein lebhaft und fest einprägen, ganz zu seinem Eigenthum machen und am Ende des Winters weit mehr an wahrer Bildung gewonnen haben, als ein anderer, der während dieser Zeit 100 oder 200 Bändchen wohlfeiler, sogen. Volksliteratur verschlungen hätte. Gedächtniß, Verstand und Charakter werden sich in dem einen Falle stärken und vertiefen, in dem andern verwässern und verflachen. Die Verflachung des Geistes aber hat gewöhnlich wieder Verrohung im Gefolge. Nur gesunde und mäßige Kost, ernste, geduldige Arbeit nährt und bildet wirklich die Seele, ganz wie es im leiblichen Leben der Fall ist.

Die Kirche von Flatey war, wie andere, ein einfacher, kleiner Holzbau, zeichnete sich indes dadurch aus, daß sie von außen mit einer ins Röthliche spielenden Steinfarbe angestrichen war. Von weitem ließ ich mich auf einige Entfernung wirklich täuschen und meinte, sie wäre von Stein. Ein Altarbild stellte das letzte Abendmahl dar, den Altartisch schmückten zwei alte Leuchter von netter Zeichnung, den übrigen Raum zwei einfache Kronleuchter. Um die Kirche lag der kleine Friedhof mit Kreuzen von Gußeisen und Stein. Das düstere Meerbild erinnerte mich an die Insel Jona in den Hebriden.

Gleich Jona beherbergte einst Flatey wirklich ein Kloster, von dem Bischof Klaengr von Skálholt 1172 gestiftet. Doch wurde dasselbe schon 12 Jahre später nach Helgafell verlegt, und Flatey hat nie jene großartige Wirksamkeit erlangt, wie sie Jona weit über die Grenzen Schottlands entwickelte. Immerhin ist sein Andenken in der Geschichte noch durch das sogen. Flatoyjarbók, eine mittelalterliche Chronik, erhalten, die im 14. Jahrhundert aus Aufzeichnungen zusammengestellt und bis 1395 weitergeführt wurde und heute noch eine bedeutende Quelle für die ältere Geschichte Skandinaviens bildet. Obwohl keine Trümmer hier das Walten der Mönche und Priester der alten Zeit verkündigten, so lud die einsame Kirche doch ein, ihrer zu gedenken; denn sie und ihre Brüder sind auf der nahen größern Insel, wie drüben in Grönland und auf den Hebriden, in Schottland und Norwegen, die eigentlichen Pioniere der Civilisation gewesen. Die katholische Kirche ist auch hier am Rande des Polarkreises in uraltem Besitz, und es ist kaum zu bezweifeln, das geistige Leben hätte hier viel freudiger fortgeblüht, wenn diese Länder nicht von ihrem alten Rebstock abgeschnitten worden wären. Auf der „Bibliothek" stand noch eine wohlerhaltene polychrome Statue des heiligen Evangelisten Johannes — der einzige freundliche Ueberrest der alten Zeit.

An der Kirche traf ich wieder mit meinen Gefährten zusammen. Es war nun nichts mehr zu sehen, als die Bauernhöfe, vor denen die Leute

neugierig zusammenstanden, während viele der Schiffspassagiere am Ufer herumliefen. Ein Boot, auf das wir gerechnet hatten, kam nicht. Ein anderes, in das wir wollten, war zu klein und elend, das Wasser ging bis an den Rand. Endlich fanden wir an einem andern Punkte des Gestades ein drittes, großes, das mit Säcken voll Eiderdaunen bepackt war. Ein paar Isländer brachten noch ihr Gepäck herein, und dann wurden wir auf dem weichen Sitze ans Schiff gerudert.

2. August.

Während der Nacht entführte uns die „Thyra“ aus dem Breidifjördr an den nordwestlichen Theil der Insel, welcher von dem Breidifjördr einerseits und von dem Húnaflói anderseits nahezu von dem Hauptlande abgerissen ist. Nur durch eine schmale Landzunge hängt er noch mit demselben zusammen. Durch mehrere tiefe Buchten, die von Südost nach Nordwest gehen, ist diese Halbinsel fächerartig gespalten und sieht auf der Karte fast wie eine Hand mit ausgespreizten Fingern aus. Den Kern der Halbinsel bilden zwei noch wenig erforschte Gebirge, der Glámu Jökull südlich, der Dránga Jökull nördlich. Beide erheben sich nur zu etwa 880 m, sind aber wegen der Nachbarschaft des Polarkreises mit ewigem Schnee bedeckt. Der erste umfaßt ein Gletscherfeld von 440, der andere von 825 qkm. Nur die in zahllose kleine Buchten zerrissene Küste ist bewohnt und gehört zu den Strecken, wo der Fischfang am meisten blüht.

Gegen 8 Uhr morgens erreichten wir den Eingang der ersten größern Bucht, des Patreksfjördr, der seinen Namen, wie schon erwähnt, von irischen Ansiedlern erhalten hat. Die Küste war nach beiden Seiten hin namenlos öd und traurig. Kahle Felscoulissen schoben sich, eine hinter der andern, nach dem Ufer vor, selten über 150 m hoch, von ähnlicher Gestalt und Höhe, am Ufer meist von Schutt umgeben. Dahinter Felsenhöhen von sehr einförmiger Zeichnung, bis zu etwa 400 m, und noch weiter zog sich darüber eine schmale Schneelinie in die grauen Wolken. Wie in den Faröern sind die Felswände treppenartig geschichtet, langgestreckte Tuff- und Trapplager übereinander von röthlichem Anhauch. Die ferneren Hügel erscheinen dunkel graublau, Meer und Himmel ebenso. Kein fröhlicher Farbenzug milderte das melancholische Ganze.

Etwa um 10 Uhr kamen wir an die innere Spitze der Bucht. Knatterndes Gewehrfeuer verkündigte uns schon vorher die Anwesenheit des „Dupleix“, dessen Mannschaft hier Schießübungen anstellte. Bald zeigte sich der stattliche Kriegsdampfer und etwas weiter zwei große französische Fischerboote, auf welchen ganze Familien hausten. Die Weiber hielten eben Waschtag; rothe Wolljacken und weiße Wäsche baumelten als lustige Decoration im Takelwerk. Am Ufer verkündigte der Danebrog ein paar kleine Factoreien. Eine armselige Landungsbrücke, an welcher schon Waarenballen bereit standen, ermöglichte uns, von dem Boote ans Land zu kommen. Unfern der Factorei

trafen wir am Strande das Gerippe eines großen Walfisches, das jedoch nicht mehr vollständig war. Während P. von Geyr mit der Zärtlichkeit eines Naturkundigen die ungeheuren Wirbelknochen betrachtete, und ich ihm boshaft rieth, das liebe Thierchen doch in sein Museum aufzunehmen, fanden sich zwei isländische Hunde bei uns ein, die uns zuerst gewaltig anbellten. Es war ihnen jedoch nicht ernst; denn als wir weiter gingen, schlossen sie sich uns ganz gemüthlich an, liefen voraus, kamen zurück, hüpften um die Wette spielend an uns herauf, als ob wir ihre Herren gewesen wären. Wir hatten Zeit, ein weiter liegendes Gehöft zu erreichen, wo sich zugleich isländische Fischindustrie und Pferdewirthschaft entwickelte. In der Nähe stand ein kleines steinernes Monument, oben mit einem Kreuze geziert. Die Inschrift lautete: „Ici repose le corps de Mr. Rebours du Pontrieux, capitaine du S. François, décédé dans cette baie, le 17 Août 1867, âgé de 31 ans. — Loin de nous, chers enfants, à nos regrets et douleurs, Dieu t'a appelé à lui, mais nous ne t'oublierons jamais." Auf dem Rückweg begegneten uns französische Fischer, welche aus einem Nachen schwere Salzsäcke ans Ufer schleppten. Wir erkundigten uns, ob sie Kranke an Bord hätten, um nöthigenfalls priesterlichen Beistand leisten zu können. Da niemand unserer Hilfe bedurfte, die Leute sich ziemlich unfreundlich zeigten, machten wir keinen Besuch auf ihrem Boot, sondern ließen uns an unser Schiff bringen, das bald darauf wieder den Fjord hinausfuhr.

Die zwei nächsten Fjorde, den Tálkna- und Arnarfjörðr, brauchte dasselbe nicht zu besuchen, so daß wir noch am Abend den Dýrafjörðr erreichten, woselbst eine regelmäßige Station ist. Die Scenerie nach den beiden Fjorden hin, welche wir passirten, war ähnlich der des Patreksfjörðr, nur noch öder und düsterer. Im Dýrafjörðr lud uns Dr. Schweitzer ein, während der Nacht mit ihm zu Pferde über einen Theil des Glámugebirges nach Ísafjörðr zu reiten. P. von Geyr und ich hatten keine Lust; dagegen nahm Graf Waldburg die Einladung an und fuhr mit ans Land.

3. August.

Am Morgen befanden wir uns schon in Önundarfjörðr, wo ein bequemer natürlicher Hafen, von einer in die Bucht vorspringenden Landzunge gebildet, den Schiffen einen trefflichen Zufluchtsort gewährt. Auf der Landzunge standen einige gutgebaute Holzhäuser. Mit der dänischen Factorei ist ein meteorologisches Observatorium verbunden. Der Observator, ein artiger junger Mann, kam an Bord, mit ihm ein paar Studenten, welche sonst in Reykjavik studirten, und einige Commis, die ziemlich zigeunerhaft aussahen. Die Rede kam bald auf den sogen. Surtarbrandr, eine Art Braunkohle, wovon sich in der Nähe kleinere Lager finden. Größere gibt es an anderen Punkten der Westküste, am Seyðisfjörðr (Ostküste) und noch mehrerorts auf der Insel. Diese Lager bestehen theils aus vollständigen verkohlten

Baumstämmen, zum Theil aus einem Gemisch von Schiefer und verkohlten vegetabilischen Stoffen. Unter den Bäumen sollen sich nicht bloß die verschiedensten europäischen Nadelhölzer, dann Birken, Eichen, Buchen u. s. w. gefunden haben, sondern auch tropische Gewächse. Der Name bedeutet „Brand des Surtr" (des Schwarzen) d. h. des Feuerriesen, der im Beginne der Welt das Erdinnere in Flammen setzte und einst beim Weltbrand (Surtarlogi) die Erde verzehren soll. Wie die schieferige Braunkohle des Niederrheins läßt sich auch der Surtarbrandr in ganz dünne Blätter spalten, die bald die braunschwarze Farbe des Gesteins angenommen haben, bald sich durch hellere Farbe davon abheben. Eine nationalökonomische Bedeutung hat dieser Surtarbrandr nicht erlangt. Dafür kommt er in zu geringer Menge vor, und zudem gewährt er kaum so viel Hitze, um das Feuer in einer kleinen Bauernschmiede zu unterhalten. Wo der Torf nicht ausreicht, braucht man deshalb überall Steinkohlen, welche von Schottland eingeführt werden. Wie der isländische Silberschmuck, so gehört aber auch der Surtarbrandr zu den Raritäten, welche die Touristen aus Island mitzunehmen pflegen. Seltsam ist es schon, bei einer feuchten Winterkälte am Önundarfjord, in der nächsten Nachbarschaft des Eismeeres, von einer tropischen Vegetation zu hören, die einst hier geblüht haben soll und in furchtbaren Umwälzungen tief im Erdboden begraben ward. Von dem schneebedeckten Hochplateau des Glámugebirges war im Schoße des Fjordes eine weite Strecke sichtbar, die sich wie ein Leichentuch auf die Trapphügel des Ufers herabsenkte. Diese selbst aber starrten kahl und trostlos gleich riesigen Pyramiden, Sphinxen und Grabhügeln in das dunkle Meer hinein — ein melancholisches Wüstenbild des Nordens.

Um 10 Uhr vormittags fuhren wir ab. Der Charakter der Uferscenerie blieb wesentlich derselbe. Je weiter wir indes kamen, desto näher stieg der Schnee zum Meere hinab. Am Eingang in das Isafjardardjúp schien er es beinahe zu erreichen. Wir waren hier über den 66. Grad schon lange hinaus und dem Polarkreis sehr nahe.

Diese Strecke entfaltete von allen bisherigen Küstenlandschaften den eigenartigsten malerischen Zauber. Das Ufer, felsig, öde, trostlos, meist steil nach dem Meere abfallend, ist durch zahllose kleinere Buchten zerrissen und zerklüftet, wie die phantastischen Felsennester der Hebriden. Aber nur selten senkt sich zwischen die von Bergstürzen auseinandergezerrten Felstreppen und Bergzacken ein von mattem Grün angehauchtes Thal. Wenn nicht gerade ein verstohlener Sonnenstrahl darauf hinleuchtet, verschwindet die kümmerliche Vegetation völlig in der sie umgebenden Wüste, ähnlich wie auf dem Höifjeldet, dem norwegischen Hochplateau. Die wirr unterbrochenen Felsterrassen sehen zertrümmerten Riesenburgen gleich, immer von neuem aufgethürmt und immer wieder gewaltsam zerbrochen. Wie düstere Spukgestalten ziehen sie am Blick vorüber, bis plötzlich eine weitere Bucht sich aufthut und die glitzernden

Schneefelder des dahinterliegenden Gebirges herabwallen bis an den Rand der See. Es ist keine gewöhnliche Winterlandschaft, es ist die ganze wilde Meerherrlichkeit des Nordens. Da wundert man sich nicht mehr über die phantastischen Bilder der eddischen Kosmogonie: die Eisströme, die das alte Chaos füllen; den Eissturm, der von Niflheim daherfegt; die Frostriesen, welche die furchtbare Oede bevölkern; Hymir, das winterliche Meer, das die Erde mit seinen schnaubenden Hunden gefangen hält; Thrym, den winterlichen Riesen, der Thór den Hammer des Donners entwendet und in sein unwirthlich Reich versteckt. Natürlich erscheint da die Vorstellung des Weltuntergangs als eines Fimbulwinters, d. h. eines Winters, dem kein Sommer mehr folgt. Plötzlich verschwindet der mächtige Eispalast wieder. Dunkle Felsbasteien recken sich drohend in die See hinaus, rücken zum engen Fjord zusammen, phantastische Bergzacken ragen über sie hinaus. Wolken senken sich zum Meer herab, doch der Wind trägt sie weiter und abermals erscheint von ferne der todtenstille Eispalast des Gletschers, das Riesenheim der gewaltigen Sage, größer, unheimlicher als zuvor. Man zeigte uns das kleine Fischerdorf Höll in einem Thalgrund zwischen zwei ungeschlachten Felspyramiden. Wir wollten kaum glauben, daß da Menschen wohnten. Der Schnee senkte sich bis tief in diese Thalmulde, und monatelang bildet das Eis hier oft eine Brücke bis hinüber nach Grönland. Aber es hatte seine Richtigkeit. Die Gemeinde zählt über 300 Einwohner, und in den Monaten, wo das Meer eisfrei ist, lohnt der reichste Fischfang ihr mühseliges Dasein. Der Name Ísafjördr stammt von demselben Norweger Flóki her, welcher der ganzen Insel den Namen „Island" gab.

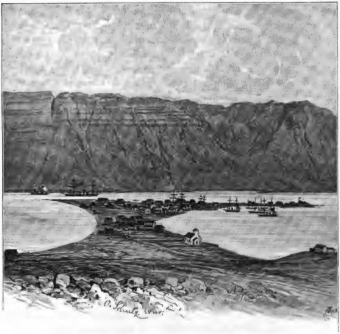
Etwas nach halb 2 Uhr mittags bog unser Dampfer aus dem breiten und in seiner Oede und Wildheit großartigen Hauptfjord in eine kleine Seitenbucht ein, welche die Richtung des Hauptfjords kreuzt, also von Südwest nach Nordost läuft, eine wahre Sackgasse, beiderseits und im Grunde von hohen, steil abfallenden Felsmauern geschützt. Gegen das Ende der Bucht streckt sich vom Westufer eine beträchtliche Landzunge in den Fjord hinein, so daß das Ende des Fjords einen mehrfach gedeckten Hafen bildet. Auf der Landzunge liegt die alte Ortschaft Eyri, früher von keiner hervorragenden Bedeutung, seit den regelmäßigen Dampfschiffverbindungen zur zweiten „Stadt" Islands angewachsen und gegenwärtig auch politisch den Städten Reykjavík und Akureyri gleichgestellt. Es gab hier sogar eine größere Landungsbrücke für die Kauffahrteischiffe. Unser Dampfer wagte sich indes nicht zu derselben vor. Ehe wir aussteigen konnten, brachte ein Boot unsere Reisegefährten Graf Waldburg und Dr. Schweitzer wieder an Bord, welche ungemein froh waren, nach ihrer nordisländischen Bergtour wieder eine menschenwürdige Mahlzeit zu bekommen. Der Ritt war eine entschiedene Strapaze. Ein Isländer hatte sie erst nach einem Hofe geführt, wo sie Pferde bekommen sollten. Aber die Pferde waren nicht da, sondern mußten

erst weit hergeholt werden. In einer höchst unbequemen schmutzigen Hütte mußten unsere Freunde fast bis Mitternacht warten, bis endlich ein Führer aufgetrieben war und die Pferde brachte. Bei ungemüthlichem Dunkel und frostigem Nebelrieseln ritten sie dann die Hügel hinauf, geriethen in den Schnee, mußten zeitweilig absitzen und die Pferde am Zügel führen, und Wege reiten, die keine Wege waren. Dabei belästigte sie die Sorge, das Dampfschiff wieder rechtzeitig zu erreichen. Gar froh waren sie deshalb, als sich in der Morgenfrühe die Sicht auf den Isafjördr aufthat. Als sie unten anlangten, ritt der Führer zu einem Häuschen, das er ein Hotel nannte. Da sah es aber sehr wunderbar aus. Das Zimmer höchst unreinlich, die Tische voll Gläser und geleerter Branntweinflaschen. Der Wirth schien noch beduselt und lachte an einem fort aus vollem Halse. Obwohl es kalt war, zogen es die beiden Wanderer doch vor, lieber draußen im Gras bei den Pferden, als in der abscheulichen Bude zu rasten.

Die „Thyra" hatte in Eyri viel aus- und einzuladen. Wir erhielten darum vollauf Zeit, die zweite Stadt Islands und ihre Herrlichkeiten anzusehen. Und da es nun einmal eine Stadt ist, so wollen wir auch gleich eine Altstadt, eine Neustadt und eine Hafenstadt unterscheiden. Die Anfänge zu alledem sind vorhanden.

Wir besuchten zuerst die Altstadt, indem wir die beiden anderen Stadttheile nur rasch durchwanderten. Sie ist ein echtes altisländisches Dorf am Abhang des ziemlich jähen Westufers, das hier weit hinauf mit Gras bewachsen war. Ihr Mittelpunkt ist eine gewöhnliche Holzkirche mit Friedhof. Um sie sind in einiger Entfernung längs des Strandes Hütten im alten Stil aus Stein und Rasen, auch wohl mit einem hölzernen Anbau. Wir gingen weit den Abhang hinauf, bis das oben von den Felsen rinnende Wasser die Wiese so sumpfig machte, daß der Spaziergang unfreundlich wurde. Jeder Winter schiebt große und kleine Blöcke über diese Wiesen hinunter, welche den Sommer über das Moos zu tapezieren beginnt. Ich skizzirte mir den Eingang in den Fjord und die Stadt, die sich von da oben recht freundlich ausnahm. Die Felswände gegenüber waren ganz wie gewisse Felspartien in den Faröern, die treppenartig steil ansteigende Felsmauer, da und dort von Sandstürzen, auch einmal von einer weiten kraterähnlichen Mulde unterbrochen, beim Sonnenschein röthlich angehaucht. Unten längs des Ufers wenigstens grüne Streifen, während auf der Seite meines Standortes die weiß angestrichene Kirche recht traulich von den grünen Wiesen sich abhob. Die Neustadt und die Hafenstadt bilden mit der Landzunge ein Dreieck, dessen längste Seite ungefähr in der Mitte der Bucht den beiden Ufern parallel läuft. Die Neustadt besteht großentheils aus neuen, in europäischem Stil gehaltenen kleinen Holz- oder Steinhäusern, theils noch schwarz getheert, theils weiß und bunt, mitunter in schreienden Farben bemalt. Dazwischen liegen Rasenplätze und Gärtchen, in welchen namentlich Rettiche

gepflanzt werden. Ganz ähnlich ist die Hafenstadt, welche sich sofort daranschließt; nur hat dieselbe noch ihre Landungsplätze, kleinere Magazine und ziemlich weite Quais, welch letztere aber nicht als Promenadeplatz für die schöne Welt dienen, sondern als Trockenplatz für die Fische. Dazu ist der Platz geebnet und zum Theil mit Steinen belegt; Waarenhäuser sind gleich daran gebaut, um die getrockneten Fische aufzubewahren, und von diesen können sie sofort in die Schiffe eingeladen werden. Die ganze Sache schien mir besser organisirt, als in Reykjavik oder sonst auf Island. Daneben



Isafjördr. (Nach einer Skizze des Verfassers.)

existiren dann auch Import-Kaufläden, wo alle Naturalien und Industriezweige Europa's zu haben sind. Wir besuchten eines dieser Magazine, wo P. von Geyr sich nach einigen Fischsorten erkundigte, den Doctor, der sich in der Neustadt ein allerliebstes Heim eingerichtet hatte, und endlich den Factor des Herrn Zeulner, einen Herrn Riis, dessen Wohnung sich im Inneren kaum von einem behäbigeren dänischen Wohnhaus unterschied. Zu dem feinen Ameublement zählte ein ganz neues Pianino. Wir wurden von der Familie sehr herzlich aufgenommen und glänzend bewirthet.

Digitized by Google

Als Merkwürdigkeit wurde dem P. von Geyr berichtet, daß der Lootse des Orts einen Spanfisch (Trachypterus arcticus, bogmorus oder vogmorus) gefangen habe. Obwohl das Exemplar bereits nach England verschickt worden war, gelang es meinem Freunde, dasselbe noch steckbrieflich zu verfolgen und für das Naturaliencabinet in Ordrupshøj zu erwerben. 1½ m lang, 20 cm hoch und nur 2 cm dick, gleicht der Fisch wirklich einem Holzspan. Die Isländer hielten ihn früher für giftig, weil die Raben ihn verschmähen, und der Rabe ist der Vogel, „der viele Dinge weiß".

Isafjördr — wie die Stadt jetzt gewöhnlich genannt wird — hat sich durch die regelmäßige Dampferverbindung in kurzer Zeit sogar über Akureyri emporgeschwungen. Es soll jetzt über 1000 Einwohner zählen und ist nächst Reykjavik jedenfalls der bedeutendste Handelsplatz der ganzen Westküste. Auch hier wird Wolle und gedörrtes Schaffleisch zu Markte gebracht. Die Hauptsache aber ist entschieden die Fischerei. Außer dem eigentlichen Stockfisch oder Dorsch (þorskr), dem Schellfisch (ýsa) und dem Eishai (hákarl) werden in dem großen äußern Fjord, der zum Unterschied von dem innern Seitenfjord das Isafjardardjúp genannt wird, auch der Rochen (skata), der Seewolf (steinbítr oder hlýri), der Seehase (hrognkelsi), der Köhler (upsi), die Heilbutte (heilagfiskr) in großen Mengen gefangen. Der Fang des Härings (síld oder hafsild), von den Isländern früher vernachlässigt, ist durch die Norweger auch hier in Aufschwung gekommen und wirft einen bedeutenden Ertrag ab.

Das Eis brachte früher von dem Norden her mitunter Eisbären an diese Küste; doch scheinen diese Gäste seltener geworden zu sein. Wenigstens wurde uns von neueren derartigen Besuchen nichts vermeldet.

---

19. Am Eismeer.

4. August.

Wovon ich als Knabe so oft geträumt, was ich aber nie in meinem Leben zu sehen erwartete, das lag nun vor mir — das Nördliche Eismeer. In seinem stahlgrauen Panzer wogte es majestätisch um unser Schiff, dem felsigen Gestade zu, über welches dichte, graue Nebelballen sich tief herabsenkten. Noch vor einer Woche lag hier alles voll Polareis, und eine scharfe Winterkälte bezeugte, daß der Südsturm noch nicht alle Reste der Blokade auseinander getrieben hatte. Etwas nach 9 Uhr morgens umschifften wir die nordwestliche Spitze Islands, das sogen. Cap Horn oder Nordcap, das zwar den Polarkreis nicht völlig erreicht, aber sich ihm auf ein paar englische Meilen nähert. Leider senkte sich der Nebel immer tiefer herab, so daß wir von dem eigentlichen Vorgebirge nur die Uferlinie zu Gesicht bekamen. Dagegen blieb zeitweilig noch das Meer frei, und da erblickten wir in weiter Entfernung ein paar stattliche Eisberge, die langsam auf der dunkeln Fläche einhertrieben. Wir hatten wenigstens eine Probe von arktischer Landschaft. In seiner schimmernden Weiße nimmt sich das Eis unter dem grauen Winterhimmel prächtig aus. Es war übrigens ordentlich kalt. Jedermann mummte sich ein und ich mußte meinen leichten Sommerüberzieher ebenfalls gegen einen Winterrock umtauschen. Vom Ufer her dehnte sich leider der dichte Nebel bald auch über das Meer aus. Sicherheitshalber durfte das Schiff nur mit halber Kraft fahren, und in regelmäßigen Zwischenräumen erscholl das schrille Dampfsignal — eine traurige und düstere Erinnerung, da in den letzten Jahren trotz aller Vorsicht und aller Signale so viele Schiffe aufeinander gestoßen und so viele Menschenleben der unheimlichen Gewalt des Nebels zum Opfer gefallen sind.

Bis ungefähr hierher war die „Thyra" vierzehn Tage zuvor gekommen. Sie hätte nur noch etwa vier Stunden nach Isafjördr gebraucht; da starrte ihr das Eis entgegen und zwang sie, vier Tage und Nächte um ganz Island herumzufahren. So erzählte mir der englische Major. Wegen Eis und Nebel sei die Fahrt nicht ganz gefahrlos gewesen.

Gegen 4 Uhr hatten wir den Eingang der weiten Bucht Húnaflói durchmessen und hielten in der Nähe von Skagaströnd. So wird nicht bloß dieser ganze Theil der Küste genannt, sondern auch einer der Hauptlandungsplätze. Für die Schiffe gibt es hier keinen Hafen, nicht einmal ein schützendes Vorgebirge war zu erspähen. Man ist fast so gut wie auf hohem Meere. Wir

wurden diesmal gehörig geschaukelt, als wir ans Land fuhren. Da nahm sich das Meer auch viel großartiger aus als von dem stolzen Dampfer. Am meisten aber freute es mich, zwei große Trümmer von Eisbergen in der Nähe zu sehen, welche die Flut hier ans Land geschwemmt hatte. Obwohl schon bedeutend zusammengeschmolzen und von der Brandung unterwühlt, bildete der eine noch einen Krystallpalast, in dessen blaugrünem Porticus unser ganzes Boot Platz gehabt hätte. An dem felsigen Landungsplatz lagen schon ganze Berge von Ballen und Säcke von Wolle zur Einschiffung bereit, und dazwischen ein paar kleine Haifische, gegen 2 m lang, häßliche Bestien, aber von den Isländern nicht nur des Thrans wegen geschätzt, sondern auch im Nothfall als Nahrungsmittel im Gebrauche.

Der Hákarl, wie die Isländer diesen Fisch nennen — der Eishai, Scymnus glacialis —, erreicht ausgewachsen eine Länge von 5,6 bis 7,8 m und ist an der ganzen isländischen Küste herum zu Hause. Die Haut ist schmutziggrau und braungefleckt und wird von den Isländern zu Schuhen verwandt. Das Fleisch wird meist weggeworfen; ärmere Leute vergraben es indes wohl einige Monate in die Erde, hängen es dann in die Luft, und so soll es wenigstens unschädlich und genießbar werden. Bei einem Besuch in Reykjavík wurde uns zur Probe davon angeboten; doch fanden sowohl Dr. Schierbeck als Graf Waldburg den Geschmack so abscheulich, daß sie den Bissen nicht hinunterbrachten, sondern möglichst rasch aus dem Munde entfernten. Dabei riecht es wie fauler Käse, aber noch eindringlicher. Bei Hungersnoth wird es indes viel genossen. Das eigentlich Kostbare an dem Fisch ist seine ansehnliche Leber, welche durchschnittlich etwa 280 englische Quart Thran liefert. Dieser Thran dient zur Gerberei und soll hauptsächlich nach Schweden und Deutschland gehen. Da der Fisch sehr häufig ist, so bringt er den Isländern weit mehr ein als die selteneren Walfische. Im Sommer wie im Winter wird auf ihn Jagd gemacht mittelst starken Stricken, an denen ein etwa 15 cm langer Widerhaken befestigt ist. Als Lockspeise dient Pferdefleisch, das zuvor in Blut getaucht ist, oder Seehundsfett. Der Geruch des todten Hai ist so unausstehlich, daß die Fischer gewöhnlich nur die Leber herausnehmen und den Kopf abschneiden, den Leib aber nicht ins Boot nehmen, sondern an der Außenseite desselben mitschleppen. Ins Wasser werfen sie ihn nicht gerne, weil dann gleich andere Haie sich daran füttern und weniger zum Anbeißen geneigt sind. Die ganze Fischerei ist ein höchst unästhetisches Gewerbe. Wer aber an den Küsten Islands reisen will, der darf sich vor Thran- und Fischgeruch nicht allzu sehr scheuen. An jedem Strande weht derselbe dem Ankommenden entgegen. Weiter vom Landungsplatz stießen wir auf einen todten Wal, dem nur die Leber ausgenommen war. Das übrige war noch zu haben, und ich nahm mir zum Andenken wenigstens ein Stück von den Barten mit. Es ist etwas Reizendes um so einen nordischen Speckkoloß in freier Natur!

In gemüthlichem Gegensatz zu dem immer übelduftenden Fischerleben steht in Island wie überall das bäuerliche Wesen. Etwas weiter nach dem Lande hinein lagen gleich ein paar Gehöfte, und zwischen dem Strande und den romantischen Felszinnen der Uferberge dehnten sich leidliche Weidegründe aus. Eben ritt des Weges daher eine kleine Karawane, Männer und Frauen, in sonntäglichem Staat. Für Besuche putzen sich die Isländerinnen immer so gut als möglich auf; mit ihren langen Reitkleidern sitzen sie als Amazonen ganz stolz in dem feinen Sattel, schwingen sich mit Eleganz vom Pferde, und die geschmackvolle Tracht bewirkt, daß eine solche Reitergruppe ganz allerliebst malerisch aussieht, wie ein Bild aus einem freundlichen Alpenlande. Da heißt es dann „Saelir" und „Saelar"; unter zahllosen Küssen bewillkommt man sich; aus den Familientruhen werden die feinen Täßchen hervorgeholt und die Kaffeevisite beginnt. Die Männer aber, immer schlechter gekleidet, besorgen ihre Pferde und gönnen sich dabei vor allem einen Schluck Branntwein, um ihr Herz gegen die scharfe Polarluft zu stählen.

Nachdem wir dem Absteigen der kleinen Cavalcade zugesehen, wollten wir ein weiter entlegenes Gehöfte aufsuchen, wo ein Bekannter wohnte: ein ursprünglicher Däne, der sich vom Laufjungen in einer Nägelfabrik zum Kaufmann emporgearbeitet hatte und mit uns von Kopenhagen nach Reykjavik gereist war. In kurzer Zeit jedoch erscholl vom Dampfschiff her das erste Signal. Ich hielt es für das Sicherste, ihm zu folgen, und trat den Rückweg an. P. von Geyr ließ sich nicht einschüchtern, sondern machte seinen Besuch. Er hatte Recht. Nachdem er über eine Stunde bei Herrn Berensen geweilt, kam er mit diesem an Bord, und die „Thyra" blieb noch eine, zwei, drei Stunden, ja bis tief in die Nacht. Es waren viel mehr Güter einzuladen, als der Capitän geglaubt hatte. Abends kam dichter Nebel, so daß die Weiterfahrt gefährlich war, und so lichtete die „Thyra" erst um 2 Uhr morgens die Anker.

Die Uferansicht am Skagaströnd bot eine freundlichere Zeichnung, als die einförmigen Riffe und Felsbasteien an der Westküste. Ein vielgezackter Hügelrücken lief in einiger Entfernung dem Strand entlang, oben mit Felsenzinnen gekrönt, vorwiegend röthlich, doch nicht ohne einiges Grün; rechts und links davon zeigten sich fernere bläuliche Hügel.

Skagaströnd gehört zur Húnavatns-Sýsla, welche mehrere nach dem Húnaflói hin mündende Thäler umfängt. Das berühmteste derselben ist das zwischen steilen Bergen eingeschlossene Vatnsdalr, woselbst sich zum Theil die alte Vatnsdaela-Saga abspielte und woselbst Óttar wohnte, der Vater der unsteten Hallfreðr Vandraeðaskáld. Zu Melstaðr, am Ausgange des Mjofidalr, lebte einst (1598 bis 1648) als Pfarrer der gelehrte Arngrímr Jónsson, der durch seine Werke (Brevis Commentarius Islandiae 1593, Crymogaea 1609 und Specimen Islandiae 1635) sich die größten Verdienste um die Kenntniß und Geschichte der Insel erworben hat, wenn ihm

auch viele der wichtigsten Geschichtsquellen, wie die Sturlunga-Saga, das Íslendingabók u. s. w. in seiner Einsamkeit am Eismeer unbekannt geblieben zu sein scheinen. Nur etwa 30 km südlich von der Dampfschiffstation Skagaströnd liegt eine der bedeutendsten Culturstätten Islands, Thingeyrar, heute allerdings nur ein Kirchspiel von 358 Seelen, aber einst der Sitz jenes Benediktinerstiftes, aus dem mehrere der größten Geschichtsschreiber Islands hervorgegangen. Die neue Steinkirche habe ich schon erwähnt; von dem Kloster hat sich leider nichts erhalten.

Auch die Poesie hat übrigens in diesen Regionen nach den Zeiten des Hallfreðr noch weiter geblüht. Denn Syſſelmann daselbst war um die Mitte des 14. Jahrhunderts Einar Gilsson, der Verfasser der Ólafs-Rima, d. h. eines größern Gedichtes, welches die früheren Legenden über den Martyrtod und die Wunder des hl. Ólafr nicht mehr in den alten Versmaßen, sondern in kurzen, gereimten Verszeilen, den sogen. Rimur, besang. Ihm wird auch von einigen die Skíðaríma zugeschrieben, die köstlichste komische Epopöe, welche sich aus dem Mittelalter noch erhalten hat.

Der Held derselben ist der Bettler Skíði, eine urwüchsige Gestalt des Volkshumors, so meisterlich gezeichnet wie nur eine der Proletarierfiguren, die Walter Scott in seinen Romanen mitwirken läßt. Lang, hager, ausgemergelt, mit eckigen Backenknochen und dünnem Bart, bummelt der langarmige Stromer, seinen Bettelranzen an der Seite, den zu Keilereien unentbehrlichen Bettelstock in der Hand, von Hof zu Hof durch den ganzen Nordwesten der Insel und läßt sich, anstatt zu arbeiten, von den Bauern füttern. Er hat vernommen, daß bei Thorgil Oddason in Staðarholt eben ein fetter Ochs geschlachtet worden ist, und geht gleich dahin, um sich Leder für zwei Paar Schuhe zu erbetteln. Dann zieht er weiter nach Hvamm zu Sturla und bekommt hier ein Messer von Stahl und einen kleinen Ranzen geschenkt. Von Hvamm trottelt er weiter nach Hitardalr, wo Thorleifr wohnt. Dieser ist aber mit Sturla entzweit, und da er hört, daß der Bettler von ihm her kommt, will er ihm nicht zu essen geben. Skíði legt sich nun auf den Hof zu den anderen Bettlern und schneidet sich aus dem erhaltenen Ochsenleder seine Schuhe zurecht. Dann wird er müde, packt seine Sachen zusammen in sein Ränzel, legt sich zum Schlafen nieder und hat einen Traum.

Inn kom maðr í stofuna stórr: með staeltan hamar í hendi;
þatt var enn illi Ása-þórr: er Óðinn kóngur sendi.
Herein kommt ein Mann in die Stube groß, mit stählernem Hammer in Händen;
Das war der böse Ása-Thórr, den Óðinn der König thät senden.

Im Auftrag des Göttervaters ladet er den armen Skíði nach Walhalla (Valhöll) ein, um daselbst die unter den Göttern ausgebrochenen Händel zu schlichten. Skíði nimmt die Einladung an. In rascher Fahrt durchkreuzen die beiden Island und wandern von Kap Horn im Ostland über das Meer nach Norwegen. Die Wogen reichen ihnen kaum über die Schuhe. In

Norwegen treffen sie einen Mann Namens Ölmóðr, der eben Zauberei treibt. Nachdem sich Skíði mit ihm gezankt, geht's weiter durch Norwegen und Dänemark bis zu der Halle Óðins in Asia-Land. Da sitzt Óðinn mit den zwölf Asen auf den Richterstühlen und trinkt sein Bier. Um die Götter schaaren sich die Helden der Vorzeit, Haraldr Hilditönn und König Hálfdan der Milde, Hrolfr Kraki und Starkaðr der Alte, die Völsunger und Gjúkunger, kurz, das ganze Götter- und Heldenpersonal der ältern Edda wie der mythischen und halbmythischen Saga. Óðinn nimmt den Skíði aufs herablassendste auf und läßt ihn neben sich sitzen: „Heill ok saell minn Skíði!" Er fragt ihn nach dem Zustand von Island:

Eru margir meiri enn þú menn á Ísalandi?
Gibt es außer dir noch mehr in Island große Männer?

Skíði nennt den Thorgil, der ihm das Leder zu den zwei Schuhen, und Sturla, der ihm das Messer und den Ranzen geschenkt. Darauf will ihm Óðinn auch etwas schenken, und Skíði erbittet sich eine neue Zwinge an seinen Bettelstab und eine gute Ration Butter in seinen Topf. Beides wird bewilligt, obwohl Óðins Frau Freyja die Butter nicht gern hergibt. „Hafi-þér Guðs-laun, Óðinn! Habe dir Gottes Lohn!" ruft da Skíði als echter christlicher Bettler aus. Da hält sich aber Óðinn die Ohren zu und verbietet ihm, diesen Namen wieder zu nennen. Dagegen fordert er ihn auf, sich eine Braut zu wählen und bei den Göttern seine Hochzeit zu halten. Er gibt ihm freie Brautwahl, nur Freyja behält er sich selber vor. Skíði wählt sich die junge Hildr, die Tochter des Högni von Mjóva, und Óðinn macht nun selbst den Brautwerber.

Óðinn fragt die junge Maid: „Du darfst dich schon besinnen —
Ist's dir, gold'nes Kind, nicht leid, so wackern Mann zu minnen?"

Hildr: „Hjeðinn bin ich versprochen schon und sollt' nicht von ihm lassen;
Doch ist es meinem Vater recht, soll mir auch Skíði passen."

Óðinn: „Hilditönn soll Zeuge sein, Herr Hálfdan auch, der Schnelle!
Drum trinken wir den Brautkauftrank zusammen auf der Stelle!"

Skíði reicht die schmutz'ge Hand, sich Hildr zu vermählen,
Óðinn gab ihm Asia-Land und was er sonst mocht' wählen.

Der Königsname ist nun sein; kühn ist er, weis und wacker.
Doch Einige stechen auf ihn ein: „Der Skíði ist ein Racker!"

Kaum hört das Skíði, schlägt er gleich ein Kreuz, voll Angst und Grausen.
Da fühlt er einen wucht'gen Streich auf seine Nase sausen.

Gott Heimdall schlug ihn so halb krumm mit seines Hornes Kanten.
Drauf Högni sprach: „Wer geht so um mit meinen Anverwandten?"

Nun entsteht eine allgemeine Prügelei unter den Helden Walhalla's, die aufs ergötzlichste geschildert wird. Geirmundr Heljarskinn, ein ganz gewöhnlicher Bauer, der eigentlich weder zu den Göttern noch zu den Helden

gehört, schwingt seine breite Axt; er und Haraldr und Ubbi, der Friese, gerathen ins Handgemenge; Starkadr der Alte trifft den Ivarr ins Auge; Ubbi schlägt achtzehn Männer nieder, aber Hrókr der Schwarze zieht gegen ihn los und wirft ihn, aus achtzehnhundert Wunden blutend, zur Thüre hinaus. Die Söhne Arngríms und die Völsunger kommen wegen Skídi in Aufruhr; Sörli der Starke und der berühmte Göngu-Hrolfr (Rollo), der einst Paris belagert, schlagen mit blanken Schwertern drein; Gunnar bearbeitet Sigurdr Sveinn so furchtbar, daß ihm das Schwert in dessen Zähnen stecken bleibt; der in eine Schlange verwandelte Fáfnir speit ganze Ströme von Eiter aus und wüthet gegen Skídi; dieser treibt seinen festen Pfeil in den schrecklichen Rachen des Ungethüms und reißt ihm den fürchterlichsten Zahn aus. Thórr selbst mischt sich mit dem Hammer Mjölnir in das furchtbare Gedränge; sämmtliche Asen rufen:

„Den Skídi werfe hinaus wer kann: sonst bringt er um uns alle!"

Doch Skídi leistet tapfern Widerstand, ja Wunder von Heldenmuth: den Baldr und den Njördr stößt er in die Hölle, fünfzehn Götter läßt er auf die Erde fallen, zwölf wirft er in den Mond, bis endlich Sigurdr das Schwert des Zornes, Gramr, ergreift, ihn bemeistert und aus Walhalla hinauswirft. Schmerzlich bemerkt er nach dieser polizeilichen Maßregelung, daß er seinen Bettelranzen zurückgelassen, und fleht Sigurdr an, ihm denselben zu lassen. Ásmundr wirft ihm denselben nach, und von dem kräftigen Wurf erwacht Skídi unten im Hofe des Thorleifr zu Hitardalr.

Aber welch' Erwachen! Verwundet und zerschlagen liegt er da.

Vier der Zähne fehlten gar vorn ihm in der Runde,
Der fünfte aber wacklig war, weh that's ihm im Munde.

Die zwei neuen paar Schuhe sind in Fetzen zerrissen; an seinem Stab findet er einen Ring, der acht Pfund schwer ist; sein Betteltopf ist voll Butter, kein Zweifel, Butter aus Asia-Land! Doch da man sie den Hunden zu fressen gibt, liegen sie bald alle todt am Boden. In seinem Ranzen aber findet er einen Heldenzahn aus Walhalla, zwanzig Pfund schwer. Man schnitzte den schönsten Bischofsstab für den Bischof von Hólar daraus. Skídi indes geht es schlecht, und der Dichter fürchtet, daß es ihm nicht besser gehen wird, solange er sich nicht entschließt, seine losen Reden aufzugeben und sich Samstags zu waschen.

Das ganze Gedicht zählt nicht weniger als 800 Verse, mit zierlichen und reinen Reimen zu 200 Strophen aufgebaut[1]. Ob Einar Gilsson (um die Mitte des 14. Jahrhunderts) wirklich das Gedicht verfaßt hat, ist sehr unsicher, da es in den alten Quellen bald einem Einar Fóstri, bald einem

[1] Es wurde in neuerer Zeit dreimal in isländischer Sprache neu herausgegeben von K. Maurer (1869), Th. Wisén (1880), G. Vigfusson (1883). Dem isländischen Bischof Vigdalin († 1823) gefiel es so gut, daß er es ins Lateinische übertrug.

Sigurdr Fóstri zugeschrieben wird. Ziemlich übereinstimmend wird der Verfasser aber als jener Skalde bezeichnet, der Björn, den Jerusalemsfahrer, auf seinen Reisen begleitet habe. Jedenfalls stammt das Gedicht aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts und ist ein sprechendes Zeugniß, daß die Kenntniß der älteren Sagen- und Mythenwelt damals noch keineswegs erstorben war, und daß der „römische Aberglaube" die Söhne des Nordens durchaus nicht um ihren fröhlichen Humor gebracht hat. Züge von Don Quijote und von Sancho Pansa sind in Skídi's Gestalt aufs drolligste vereint, und die munteren Verse gleiten mit ihrem steten Wechsel von Heldenpathos und naiver Laune, komischer Schilderung und dramatischem Zwiegespräch ungemein leicht und wohllautend dahin.

5. August.

In der Frühe des Morgens schon waren wir in den Skagafjördr gelangt, welcher einen der tiefsten Einschnitte in die Nordküste macht. Der Kurs beinahe südwärts. Wir kamen an einigen Inseln und Riffen vorbei, welche durch die Sage berühmt geworden sind. Eine dieser Klippen heißt der Karl, d. h. der Mann, und eine daneben die Kerling, d. h. die Kerlin oder Frau. Möchten sich deshalb die neueren Töchter der Germanen nicht so leicht daran stoßen, daß man einmal einen tüchtigen Menschen einen wackern „Kerl" nennt. Das ist zum wenigsten so anständig als Monsieur oder Signore! Der „Kerl" ist eine dürre hagere Felsnadel, die „Kerlin" dagegen sieht von einiger Entfernung fast wie ein Segelschiff aus. Bedeutender als diese Riffe ist die Insel Drángey — ein Felsencastell, das nach allen Seiten fast lothrecht etwa 180 m in die See abfällt. Nur an einer Stelle ist die Felsmauer geborsten und bietet einen Abhang, an dem man hinaufkommen kann, um die zahlreichen Vogelnester zu plündern, die sich auf dem Hochplateau und an den Löchern der Felsen befinden. Grettir Ásmundarson, ein gewaltthätiger Recke, der zwanzig Jahre lang als Geächteter an diesen Küsten hauste, fand in der Felsbastei seinen letzten Zufluchtsort. Die Grettissaga, welche seine Abenteuer erzählt, ist eine der wildesten und schaurigsten alten Heldengeschichten, voll Mord und Spukgestalten, und entspricht ganz dem unheimlichen Felsennest, wo sie ihren Abschluß findet.

Die Poststation Saudakrókr, Südwinkel, liegt im tiefsten, südlichen Ende des Fjords. Sie ist von Bedeutung, weil von hier sowohl über die ganze Halbinsel Skagaströnd, als dem Fluß Jökulls-á hinauf und ebenso nach Húnaflói und Akureyri hinüber viele Höfe und kleine Ortschaften mit bebautem Lande liegen, meist an den zahlreichen Flüssen, welche an verschiedenen Punkten des Eismeeres münden. Den Mittelpunkt des ganzen Landstrichs bildete einst der Bischofssitz Hólar im Hjaltadalr, keine zwei Stunden von Saudakrókr. Gar nicht weit liegt die ehemalige Benediktiner-Abtei Thingeyrar, d. h. der Platz, wo sie gestanden, und noch näher die

Stätte des Frauenklosters Reynisstadir. Viel hat sich auch in Hólar aus katholischer Zeit nicht erhalten; immerhin hörte ich von einem alten Flügelaltar mit silbernen Ornamenten, von Bildern der drei heiligen Isländer Thorlákr, Jón und Gudmundr, von einem merkwürdigen Taufstein und alten Grabmälern. Wir überlegten, wie wir dahin kommen könnten. Allein die Postdampfer lassen sich durch nichts bestimmen als durch ihre Woll-, Thran- und Fischladungen. Unter den günstigsten Verhältnissen hätten wir allenfalls über Hólar die Station Akureyri zu Pferde noch bis zur Abfahrt des Dampfers erreichen können. Aber die geringste Verzögerung konnte uns ebenso gut nöthigen, einen ganzen Monat im Nordland zuzubringen. Dazu hatten wir keine Lust und verzichteten deshalb auf den Ritt.

Die Gegend von Saudakrókr bot nicht viel Anziehendes dar. Eine sandige Hügelkette, die Moräne eines einstigen Gletschers, verbarrikadirte die Aussicht ins Innere des Landes; am Fuße desselben stand eine Reihe von Baracken, Häuschen, Factoreien mit der dänischen Flagge, dem Danebrog. Am Strande herrschte aber fröhliches Gewimmel, und Pferdekarawanen kamen von Zeit zu Zeit die Hügel herab, und Boote brachten eine Menge Wollballen, Thranfässer und Fischbündel an Bord. Der große Mann in Saudakrókr war der Sysselmann Briem, eine kräftige Gestalt in Uniform. Ein so dichtes, weißes Vollhaar umwallte sein Haupt, daß er einen „Winter" hätte vorstellen mögen oder einen greisen Gesetzessprecher aus den Zeiten der Saga. Wir waren mit mehreren seiner 19 lebenden Kinder auf unserer Reise bekannt geworden. Einer seiner Söhne, candidatus juris, und eine Tochter, welche sich zwei Jahre in Kopenhagen zur Lehrerin ausgebildet hatte, fuhren von Kopenhagen mit nach Reykjavik; ein anderer Sohn, Partner eines großen Handelsgeschäfts, das seinen Sitz in Glasgow-Huset (Reykjavik) hat, stieg in Leith ein, besuchte uns öfter in Reykjavik und erwies uns manche Gefälligkeit. Er war Mitglied des Althing, ein sehr intelligenter, tüchtiger Geschäftsmann. Wenn ich mich nicht irre, war ein anderer Bruder von ihm ebenfalls Althingsmann und Prestr. Wieder ein anderer Bruder hatte etliche Jahre früher eine Auswandererkolonie als Prestr nach Winnipeg (Britisch-Nordamerika) begleitet, war aber schon gestorben.

„Jede Frau, die mehr als acht Kinder hat, soll schwer gestraft, jede, die mehr als zehn Kinder hat, todtgeschlagen werden," erklärte einer der Mitreisenden, mit der classischen Herzlosigkeit eines modernen Nationalökonomen à la Malthus. So oft ich sonst sein gesundes, nüchternes Urtheil bewunderte, so forderte dieses doch zum Widerspruch heraus. Allerdings mag der isländische Kindersegen im allgemeinen mit der Armuth der inländischen Nahrungsquellen in einigem scheinbaren Gegensatz stehen; aber im gesammten Lande ist doch nicht so viel schreiende Noth als in den Armenquartieren der großen britischen Städte, wie ich es mit eigenen Augen gesehen habe. So jämmerlich wie die unterirdischen Kellerwohnungen der Armen

in London und Glasgow ist die ärmste isländische Hütte nicht. Wo Gottvertrauen, christliche Sitte und redlicher Fleiß walten, da sorgt die Vorsehung schon für Brod; es braucht niemand todtgeschlagen zu werden, selbst am Eismeer nicht. Ohne jene religiösen Mächte aber werden die reichsten Länder der Erde den socialen Jammer nicht zu überwinden vermögen.

Es freute mich, daß Fräulein Briem uns an Bord besuchte, um uns ihre Mutter vorzustellen, eine ehrwürdige Matrone von energischem und doch mildem Gesichtsausdruck — das Musterbild einer wackern Skandinavierin

Die Insel Drangey. (Nach einer Skizze des Verfassers.)

aus der guten alten Zeit, ruhig, ernst, ausdauernd, einem Leben voll Entbehrung, Mühe und Arbeit gewachsen. Wenn Alban Stolz irgendwo bemerkt, daß Leiden und Alter die Leute oft schöner machen und ihnen einen Zug von stiller Verklärung geben, so mochte sich das an dieser Frau völlig bewahrheiten.

Die Tochter trug jetzt nicht die schlichte isländische Werktagskleidung, in der wir sie früher auf dem Schiff gesehen hatten, sondern die Festtagstracht der Nordländerinnen, ein schwarzes Jäckchen über dem Kleide, ein roth-

seidenes Fichu um den Hals und eine rothe Schürze. Als Kopfputz aber hatte sie, wie ihre Mutter, die Hufa, die kleine schwarze Calotte mit der schweren Quaste, die auf die Schulter niederhängt. Während unseres Aufenthalts in Reykjavík war sie in den Norden geritten und hatte ihre förmliche Anstellung als Lehrerin erlangt. Sie hat nun die weibliche Jugend aus zwei der nördlichen Syssel, d. h. etwa 20 Mädchen aus besser gestellten Familien, zu unterrichten. Die Fächer sind: Isländisch, Lesen, Schreiben und Rechnen, Dänisch, Singen, Nähen und Stricken. Es sind, wie ich hörte, bis jetzt vier solcher Mädchenschulen auf Island eingerichtet; im Jahresbudget für 1884/85 waren für Mädchenschulen (Kvennaskóli) 3000 Kroner angesetzt, für Kleinkinderschulen 2000, für Volkselementarschulen 4000, aber nur unter der Bedingung, daß von anderer Seite (den Gemeinden und Familien) weitere 2000 Kroner zu diesem Zweck zusammengebracht würden.

Unsere Schiffsgesellschaft vermehrte sich in Saudakrókr um zwei dänische Familien und den Dr. Keilhack aus Berlin, den wir früher in Reykjavík getroffen hatten. Wir waren sehr erstaunt. Denn der Herr Doctor hatte uns vorher gesagt, er wolle mit seinem Collegen Schmidt das ganze Westland bis in das Glámu- und Dránga-Gebirge, dann das Nordland bis zum Mývatn (Mückensee) und endlich das Ostland bis in den Vatna Jökull durchreiten, um dann erst mit einem der späteren Schiffe zurückzukehren. Sie waren zusammen am 3. Juli schon von Reykjavík aufgebrochen und über Reynisvellir nach Saurbaer am Hvalfjord geritten. Sie hatten sich nicht Pferde gemiethet wie wir, sondern jeder zwei Reitpferde zu 135 Mark und drei Packpferde zu je 90 Mark gekauft. Bereits in Saurbaer wurde eines der Packpferde unbrauchbar und sie machten mit den Nöthen des Pferdekaufs nicht poetische, sondern höchst prosaische Bekanntschaft. Sie mußten für das invalide Pferd ein anderes eintauschen, hohen Zuschlag zahlen und erhielten dafür einen Beißer, der sie überall belästigte und den ihnen niemand tauschweise abnehmen wollte. So wanderten sie weiter an den Borgarfjord, dann nach Reykholt, das durch seine warmen Quellen und als Wohnstätte des Snorri Sturluson berühmt ist. Von hier wandten sie sich dem Innern der Insel zu, ohne indes tiefer in die noch unerforschten Gebiete des Eiríks-Jökull einzudringen. Endlich reisten sie nordwärts nach Hvammr am Fuß des Vulkans Baula. Doch hier erkrankte Dr. Keilhack an einem ernstlichen Fieber.

Nur mit großer Mühe gelang es ihm noch, in einem dreizehnstündigen Ritt den Hafenort Bordeyri am Húnaflói zu erreichen, wo wenigstens auf einige Pflege und Gelegenheit zur Heimreise zu rechnen war. Ganz erschöpft kam er hier an. Nach mehrtägigem fruchtlosem Warten auf Besserung bat er seinen Genossen, allein weiter zu reisen. Zum Glück fand er im Hause eines dänischen Kaufmanns, Bryde mit Namen, eine gute Wohnung und liebevolle Pflege. Doch das Fieber wollte nicht weichen und ärztlicher Beistand war nicht zu haben. Der nächste Arzt wohnte zwei Tagereisen ent-

fernt. Erlösung aber war lange nicht zu hoffen, da Treibeis den Eingang in den Húnaflói versperrte. Erst nach 17 langen Tagen des Harrens erschien am 31. Juli endlich der „Camoëns“, um in Bordeyri 300 bis 400 Auswanderer abzuholen, die über Schottland nach Amerika wollten. Mit dem englischen Schiff kam Dr. Keilhack bis Saudakrókr, wo er, mit vier Auswandererfamilien in ein kleines Häuschen zusammengepfercht, abermals ein paar schreckliche Tage und Nächte auszustehen hatte, bis endlich die „Thyra“ ankam. Ganz war auch jetzt noch die Noth nicht vorüber. Der gute Herr sah überaus elend und leidend aus, hatte weder Gepäck noch Wäsche bei sich und erregte bei einigen Passagieren nicht Theilnahme, sondern gesundheitspolizeilichen Verdacht. Sie gingen ihm nicht nur sorgfältig aus dem Wege, sondern forderten vom Capitän sogar, daß er, um Ansteckung vorzubeugen, bei der nächsten Station ans Land gesetzt werde.

Als ich die ganze Leidensgeschichte gehört hatte, dankte ich dem Himmel, daß wir auf weitere Reitereien im Innern des Landes verzichtet hatten. Wenn man einmal ein isländisches Thal, einen Berg und Gletscher gesehen, so bieten weitere Ausflüge fast nichts Neues dar. Nur für den Naturforscher oder geographischen Forschungsreisenden ist etwas Ausbeute zu erhoffen, und auch dann nur, wenn er an Geld, Zeit und Strapazen die größten Opfer auf sich nimmt.

Im ganzen sind ungefähr 14 757 qkm der Insel mit Gletscherfeldern bedeckt, von welchen die größten im Südosten, ein paar ansehnliche nach der Mitte hin, einige kleinere im Nordwesten liegen. Sie vertheilen sich in folgende Gruppen:

1. Der Vatna-Jökull oder Klofa-Jökull (8259 qkm).
2. Der Hofs-Jökull (1376 qkm).
3. Der Láng-Jökull (1431 qkm).
4. Der Eiriks-Jökull (110 qkm).
5. Der Snaefells-Jökull (zwei kleine Gletscher).
6. Der Mýrdals-Jökull (991 qkm).
7. Der Torfa-Jökull (ungefähr 110 qkm).
8. Der Glámu-Jökull (440 qkm).
9. Der Dránga-Jökull (825 qkm).

Das Gletscher-Areal der Alpen wird auf 3303 qkm geschätzt, der Jostedalsbrae in Norwegen, das größte Firnenfeld Europa’s, auf 1200 qkm. Die Gletscherfelder Islands bedecken einen Flächenraum, der fast jenem des Königreichs Sachsen gleichkommt. Der Vatna-Jökull allein ist größer als das Großherzogthum Hessen. Die Grenze des ewigen Schnees ist durchschnittlich 870 m; doch reichen die Gletscher oft tief in die Thäler hinab und an der nordwestlichen Küste erreichen sie oft nahezu das Meer. Diese Gletscherarme, die langsam nach den Thälern hin fortschreiten, werden „Skriðjöklar“ (schreitende Gletscher) oder „Falljöklar“ (fallende Gletscher) genannt. Die ausgedehntesten Gletscher sind noch kaum von einem mensch-

lichen Fuß betreten worden. Lord Watts gelang es 1875, den Vatna-Jökull zu durchkreuzen.

Was die Auswanderer betrifft, so ist das Auswandern auf Island schon seit Ende der fünfziger Jahre in Schwung gekommen. Die ersten Truppen von Auswanderern wandten sich Brasilien zu, doch, wie es scheint, mit wenig Glück. Im folgenden Jahrzehnt kam Nordamerika in Aufnahme. Ein früherer Kaufmann, Einar Björnsson, kaufte sich eine kleine Insel im „Obern See“ und zog eine kleine Schaar mit sich hinüber. Im Jahre 1873 wanderten etwa 200, im folgenden Jahre über 300 Isländer nach Canada aus, und Winnipeg, d. h. sowohl die Stadt Winnipeg selbst, als die Kolonie Neu-Island am Winnipeg-See, ist seither ein Hauptziel der isländischen Auswanderung geblieben. Es erscheint daselbst ein Wochenblatt „Leifur“ in isländischer Sprache; in Winnipeg hat auch Frau Torfhildr Thorsteinsdóttir Hólm den historischen Roman herausgegeben, welcher das Leben des lutherischen Bischofs Brynjólfr Sveinsson phantasievoll schildert. Die meisten Isländer, nicht an die stramme Jagd nach dem Dollar gewöhnt, fühlen sich in Amerika nicht heimisch. Wir trafen in Reykjavík die junge Wittwe eines Predigers, die sehr zufrieden war, sich wieder auf ihrer Heimatinsel zu befinden. Noth, Hunger und Elend treiben indes alljährlich eine Anzahl Menschen, ihr Glück in Amerika zu versuchen, und die jungisländische Bewegung hat das Interesse dafür stets angeregt. Für das Land ist diese Auswanderung (man veranschlagt die Isländer in Amerika schon auf 6000 Köpfe) natürlich kein geringer Verlust. Die Wohlhabenderen machen Projecte, um dem Land durch Hebung der Landwirthschaft, der Fischerei und des Verkehrs aufzuhelfen, und unterdessen entziehen sich die Aermeren, auf deren Kraft hauptsächlich gerechnet wird, der für den Augenblick allerdings nicht vielversprechenden Arbeit.

Von Saudakrókr fuhren wir den Fjord wieder zurück, nördlich nach Grafarós und Hofsós. Die Kirche von Hólar bekamen wir einige Zeit in Sicht: die merkwürdigste Erinnerung an der ganzen Küste. Vier und ein halbes Jahrhundert haben hier katholische Bischöfe gethront und die Küstenbewohner des Eismeers mit dem großen Mittelpunkt der ganzen Weltgeschichte verbunden. Jetzt ist Hólar, wie so mancher einstige Bischofssitz am Mittelmeer, zu einem unbedeutenden Dörfchen herabgesunken. Von dem übrigen Ufer bekamen wir nicht viel zu sehen, da der Nebel gegen Abend sich weit zum Meere herabließ. Dagegen zeigte sich nach Norden hin noch ein großer Eisberg, viel bedeutender als die früheren, und vier Walfische kamen in ihrem fröhlichen Spiel dem Schiff so nahe, daß der Steuermann etwas den Curs ändern mußte, um nicht mitten unter die dicken Gesellen hineinzugerathen. Die Temperatur betrug 4° C. Das Meer war an der äußern Küste, wie immer, etwas bewegt; gegen 11 Uhr abends gelangten wir jedoch in den Siglufjörðr, eine stille, ruhige Bucht, wo sich so gemüthlich schlafen ließ wie auf dem Lande.

Der Siglufjördr.

6. August.

Wie schön die Bucht war, zeigte erst der Morgen, der für mich — ich gestehe es — ziemlich spät anbrach; denn ich hatte es für praktisch befunden, vor Mitternacht nicht leicht zu Bette zu gehen. Ich sah den Herren zu, die gewöhnlich lange Whist spielten, und wenn die letzte Partie glücklich beendigt war, hielt ich noch ein gemüthliches Literatur- und Culturgespräch mit dem englischen Major. Tags zuvor war Molière an der Reihe gewesen, den wir beide sehr hochschätzten; den letzten Abend hatten wir uns über Dryden unterhalten und dann, ich weiß nicht wie, auf Naturphilosophie und Darwinismus übergesattelt. Der Major unterschied sehr richtig zwischen der einfachen Naturbetrachtung und der Hypothesenmacherei, die sich daran anschließt, zwischen begründeten Hypothesen und vollständig willkürlichen Träumereien, zwischen Darwins vorherrschend empirischen Untersuchungen und dem philosophischen Dogmatismus, den andere daran anhängten. Für den Naturbeobachter Darwin — und als solchen wollte er Darwin hauptsächlich aufgefaßt wissen — war er entschieden begeistert; von Häckel dagegen sagte er: Haeckel is the most awful dogmatical tyrant! und: Scientifical tyranny is as absurd as any other. Eine sehr zutreffende Bemerkung, die heute mehr als je Beherzigung verdient!

Von allen Uferscenerien dieser Tage gefiel mir keine so gut, wie dieser Siglufjord. Es herrschten hier nicht die plumpen, schweren Felsgestalten, die wie ungeheure Grabsteine und Briefbeschwerer auf die Landschaft drücken. In sanft ausgeschweifter Biegung erheben sich die Hügel von dem grünen Uferrand zu feineren Spitzen empor, waren ziemlich weit hinauf mit etwas Grün bekleidet. Der Schnee oben erschien nicht in langen, gewaltigen Massen, sondern nur flockenweise über die Spitzen und an die obere Berghalde hingestreut. Darüber geisterte leichter Nebel in weißen Flocken an den Gipfeln herum. Die Bucht unten war spiegelglatt, wie ein trauter Bergsee. Nur die Fischbaracken und Thranbuden am Strande verdarben ein wenig die Romantik des Bildes.

Die Temperatur betrug 8 Uhr morgens 5 ° C. Der Capitän sagte, es hätte in der Frühe auf das Schiff geschneit. Mir kam es ziemlich winterlich vor. Als wir aus dem Fjord herausdampften, nahm der Nebel wieder zu, und wir mußten ziemlich langsam um das Vorgebirge herumfahren, welches den kleinen Siglufjördr von dem größern Eyjafjördr trennt. Diese ansehnliche Bucht zieht sich fast von der Mitte der Nordküste nach dem Innern des Landes hinein und ist etwas länger als der Bodensee von Bregenz bis über Konstanz nach Radolfszell hinab (8½ geogr. M.), doch nur am Eingang der Breite dieses Sees entsprechend. Bald verengern ihn ein paar Inseln, von welchen er wohl seinen Namen hat, und dann rücken die Ufer langsam näher zusammen. Das Jahr zuvor (1882) lag der ganze Fjord bis in den September hinein voll Eis, wie auch andere Fjorde des Nordens.

Zur Charakteristik des Klimas und des Verkehrs mag dienen, was uns Dr. Keilhack erzählte. Der dänische Kaufmann Bryde, bei dem er in Bordeyri Aufnahme und Pflege gefunden, hatte sich zuerst allein am Hunaflói niedergelassen. Nachdem aber sein Geschäft sich blühend entwickelt, wollte er auch seine Familie von Kopenhagen nachkommen lassen, um sich bleibend in Island einzurichten. Die Frau verkaufte im Frühjahr 1881 die Wohnung in Kopenhagen, packte sämmtlichen Hausrath ein und ging mit ihren Kindern zu Schiffe. Allein der „Camoëns“, auf dem sie sich in Leith eingeschifft (weil die dänischen Postschiffe nicht in Bordeyri landen), stieß auf Eis und fuhr nun, ohne auf Island zu halten, nach Leith zurück. Da sich im Sommer und Herbst des Eises wegen keine weitere Gelegenheit bot, blieb der guten Frau nichts übrig, als ihr Kopenhagen wieder aufzusuchen und dort zu überwintern. Im Mai machte sie sich dann wieder auf den Weg; doch der unglückliche „Camoëns“ bereitete ihr abermals die bitterste Verlegenheit. Er gerieth im Nebel in die Klippen der Snaefells-Halbinsel, bekam einen großen Leck und mußte, nothdürftig gestopft, nach Leith zurück, um dort ordentlich ausgebessert zu werden. Frau Bryde war diesmal wenigstens zu Reykjavik ans Land gekommen. Ein dänisches Schiff hatte sie weiter an den Reykjarfjördr am Eingang des Húnaflói gebracht. Doch nun jagte der Nordwind das Treibeis vor die weite Bucht, und so blieb die arme Frau mit ihren Kindern in dem traurigen Küstenort gefangen, bis gegen Ende Juli der schon erwähnte Südsturm das Eis verjagte und ein Segelschiff sie abholen konnte. Erst nach anderthalbjährigem schmerzlichem Harren waren Vater, Mutter und Kinder endlich beisammen.

Der „Camoëns“ besucht Island regelmäßig sechsmal während der Sommermonate von Schottland aus und braucht von Leith nach Reykjavik durchschnittlich vier Tage. Den officiellen Postverkehr zwischen Dänemark und Island besorgt die „Vereinigte Dampfschiffahrts-Gesellschaft“ in Kopenhagen zwölfmal im Jahr. Während des Sommers machen ihre Dampfer auf der Hin- oder auf der Rückfahrt die Runde um die Insel und besuchen die festgesetzten Küstenplätze, im Winter fahren sie nur nach Reykjavik. Von Anfang November bis Mitte Januar fährt kein Schiff, so daß sogar Reykjavik etwa zwei Monate lang ganz außerhalb der Welt bleibt, wenn sich nicht zufällig ein nicht-officieller Dampfer oder Segler dahin verirrt. Eine Telegraphenverbindung mit dem übrigen Europa haben die Isländer schon längst ersehnt, aber noch nicht erhalten.

---

20. Akureyri.

Der Eingang in den Eyjafjördr zeigt eine gewisse Großartigkeit. Schroffe Felspyramiden von 300 bis 600 m, eine hinter der andern sich aufthürmend, bilden seine Propyläen, höhere Berge den Hintergrund dazu. Der Kaldbakr am Ostufer erreicht 1161 m, die Rimar am Westufer 1262 m. Viel Wechsel ist in den Umrissen nicht; doch das Licht, mit schweren Wolkenbergen kämpfend, bringt in den graublauen Tönen von Meer und Fels ein düster-gewaltiges Farbenspiel hervor. Der Schatten der Wolken zeichnet in die Felsen dunkle Schluchten und Risse hinein, während da und dort lebhafte Lichter dazwischen blitzen; mit ähnlicher Wirkung, wie die blendendweiße Möve auf der dunkeln Flut.

Weiter in den Fjord hinein verflachte sich die Scenerie. Langgestreckte Hügelrücken, oben kahl, unten von kargem Wiesland bedeckt, begrenzten das Meer. In weiten Abständen zeigten sich Gehöfte, dann und wann auch eine Holzkirche. Das wenige Leben verschwindet aber in dem weiten, todten Raum.

Gegen das südliche Ende der Bucht hin wurde das Bild wieder schöner. Sie fing sich in einer grünen Thalschlucht, von der über sandigen Hügelterrassen zackige Felsenzinnen sich steil erhoben. Am Fuß der Hügel trat eine kleine Ortschaft hervor; zwischen den Masten und Flaggen zahlreiche Schiffe und Boote. Es war etwa 4 Uhr nachmittags, als wir uns der Rhede näherten. Die Sonne hatte langsam die Nebel verscheucht, bis auf einen Wolkengürtel, der sich über den untern Hügeln lagerte, was die Bergspitzen darüber höher und malerischer erscheinen ließ. Mit diesen Wolkendegen erinnerte mich der Berg unwillkürlich an den schweizerischen Pilatus und die ganze Scenerie an das Ende des Vierwaldstättersees bei Luzern; doch natürlich alles zu den eintönigen Farben und Formen des Nordens herabgestimmt. Das war indes der erste freundliche Eindruck. Als wir die Rhede von Akureyri selbst erreicht hatten, waren die romantischen Bergzacken hinter dem näherliegenden prosaischen Sandwall verschwunden, an dessen Abhang sich langgestreckt Akureyri, die dritte Kaufstadt Islands, entwickelte — mehr einem größeren Fischerdorf als einer Stadt vergleichbar.

Wir freuten uns sehr, da zu sein, nicht nur, weil uns in Akureyri nach sechstägiger Meerfahrt ein voller Tag Landaufenthalt verheißen worden,

sondern auch, weil wir hier den einzigen katholischen Einwohner finden sollten, den Island gegenwärtig unter seinen 70000 Eingebornen zählt: den bereits erwähnten Gunnar Einarsson. Wir hatten seine Wohnung bald aufgefunden, und obwohl er keinen von uns persönlich kannte, so hieß er uns doch herzlich willkommen. Da er nicht darauf eingerichtet war, drei Mann zu beherbergen, so übernachteten wir auf dem Schiff, trafen aber zugleich die nöthigen Verabredungen, um am andern Morgen im Hause seines Schwagers die heilige Messe lesen zu können.

Unser Abendbrod nahmen wir im „Hotel", einem erträglich eingerichteten Wirthshaus, das aber doch keinen Ueberfluß an Platz bot. Obwohl wir ein Zimmer für uns haben wollten, wurden wir in eine Stube gebracht, wo schon für mehrere gedeckt war, und bald erschien die Familie Schweitzer, die auch für sich hatte sein wollen. Wir freuten uns indes alle, wieder so unverhofft zusammenzutreffen. Als wir gehen wollten, trafen wir den Dr. Keilhack im anstoßenden Zimmer zu Bett. Sein Gefährte Schmidt war eben auch wohlbehalten von seinem Ritt durch die nordwestliche Insel angekommen. Er hatte schreckliche Mühsale ausgestanden, befand sich aber munter und war mit dem Resultat seiner Untersuchungen ganz zufrieden. Er hatte eine ansehnliche Sammlung von Insekten und Gesteinen zusammengebracht.

Wir machten in Gunnars Begleitung noch einen Spaziergang am Strande, von den Leuten vielfach verwundert angesehen. Denn fast alle Leute, die uns begegneten, waren zu Pferde. Zu Fuß gehen höchstens arme Teufel, nicht aber anständige Leute.

7. August.

Der Eyjafjördr gehört zu jenen Theilen Islands, in welchen schon bei der ersten Ansiedelung christliche Elemente gelangten. Helgi hinn Magri, der sich hier niederließ, war der Sohn der irischen Königstochter Raförta und theils in Irland, theils in den Hebriden erzogen worden. „Er war aber sehr verworren in seinem Glauben (blandinn mjök i trú)," sagt das Landnámabók von ihm; „er glaubte an Christus, rief aber bei Seefahrten und in schweren Nöthen und in allen wichtigen Dingen Thórr an." Bei der Ankunft befragte er Thórr, wo er landen sollte; das Vorgebirge aber, wo er dann landete, nannte er Christnes, d. h. Cap Christi. Seine Söhne wurden wieder völlig heidnisch. Erst 120 Jahre später, als das Althing sich für das Christenthum erklärt hatte, zog auch im Nordlande bleibend der Glaube Christi ein. Die beiden ersten Missionsbischöfe, welche in Nord-Island wirkten, waren Deutsche: Friedrich aus Sachsenland und Bernhard, ebenfalls aus Sachsenland. Beide schlugen ihren Sitz zu Giljá im Vatnsdal, unfern des Húnaflói auf. Bernhard, vom Papste selbst zum Bischof in Norwegen geweiht, stellte sich 1047 als Missionär dem Erzbischof Adalbert von Bremen zur Verfügung und brachte dann 19 Jahre (1048—1067 auf

Island zu. Gleich dem hl. Patrick zog er überall herum und segnete alles wie die alte Chronik berichtet, „mit heiligen Worten, Kreuz und Weihwasser:

Kreuze und Glocken,
Brücken und Brunnen,
Furt und Wasser,
Berg und Schellen."

Neununddreißig Jahre nach Bernhard 1106 aber beginnt die regelmäßige Bischofsreihe der Bischöfe von Hólar. Der zweite derselben, Ketill Thorsteinsson, geweiht den 12. Februar 1122, † 6. Juli 1145, war ein Abkömmling der Helgi hinn Magri. So berichtet Ari Fródi, Islands ehrwürdiger Chronist.

Ob seit den Zeiten der Glaubenstrennung je in Akureyri Messe gelesen worden ist, weiß ich nicht. Herr Baudoin hielt sich wohl einige Zeit in der Nachbarschaft zu Nesi, nicht aber in Akureyri selbst auf. Jedenfalls stiegen wir in der Frühe des Morgens mit rechter Herzensfreude ans Land, um daselbst das heilige Opfer zu feiern. Das Haus, wo Gunnars Schwester und Schwager wohnte, lag weit vom Landungsplatz weg, fast eine halbe Stunde, in einer Art Vorstadt, Oddeyri genannt. Es war zweistöckig und ganz neu, in europäischem Stil gebaut, unten von Stein, oben von Holz. Die gute Frau, obwohl noch Protestantin, begrüßte uns mit sichtlicher Freude und wies uns die „schöne Stube" des Hauses an, welche mit Möbeln aus Schottland besser ausgestattet war. Hier richteten wir auf einem Tische unsern Altar zurecht und lasen dann die heilige Messe. Gunnar communicirte; seine Schwester wohnte mit großer Andacht beiden Messen bei. Die Herzensgüte und Frömmigkeit der braven Leute rührte mich innig. Obwohl wir Gunnar früher nie gesehen hatten, so waren wir als Katholiken doch gleich Freunde und Brüder, und das erfüllte auch seine Verwandten mit gemüthlichem Vertrauen. Sie fühlten, daß der katholische Priester doch kein so schreckliches Wesen ist, wie ihnen beim Confirmandenunterricht vorgemacht wird, und das Papstthum durchaus nicht die Grundsuppe alles Bösen. Gunnars Schwager war in Dänemark und England gewesen; in einem feinen Bücherschrank hatte er sich eine kleine Bibliothek englischer Bücher mitgebracht. Die Lust an Lectüre und geistiger Bildung ist bei den Isländern ein wirklich hervorstechender Volkszug. Denn dieser Mann war ein schlichter Mann vom Volke und verdiente sich sein Brod durch Zubereitung von Fischconserven.

Das Haus stand an einer Landzunge, die sich noch weiter quer in den Fjord hineinerstreckt und diesen zu einem recht bequemen und sichern Hafen gestaltet. Doch führt die Eyjafjarðará, welche von Süden her in die Bucht mündet, so viel Thon und Schlamm mit sich, daß derselbe auf die Dauer unbrauchbar zu werden droht. Als wir wieder zur Stadt gingen, trafen wir einen Zug von 180 Pferden, welche in lebhaftem Galopp von Möðruvellir daherjagten. Sie wurden nach Akureyri getrieben, um dort auf der „Thyra" nach Kopenhagen eingeschifft zu werden. Ein paar Reiter mit

tüchtigen Peitschen sprengten vorn, zu beiden Flanken und hinter dem Zuge her, um den ganzen vierbeinigen Janhagel beisammenzuhalten. Es sah köstlich aus. Weniger angenehm war der Duft, der uns aus einer großen Thranbrennerei entgegenwehte, an welcher der Weg vorbeiführte. Uebrigens schien mir dieses rentable Institut weit größer angelegt als ähnliche in Reykajvík und Ísafjördr. Am Eingang des eigentlichen Städtchens steht die Post. Zu meiner großen Erheiterung hatte ich schon abends zuvor von Dr. Schweitzer gehört, daß der Postmeister zugleich noch Bäcker und Photograph sei. Er holte dort, wenn ich nicht irre, sich einen Brief, seiner Frau eine Photographie und Lottchen ein Semmelbrödchen. Am Landungsplatz trafen wir die 180 Ponies — einen wahren Pferdemarkt. Die Einschiffung hatte gleich nach Ankunft der ersten begonnen. Sie wurden von etlichen Burschen ans Ufer gejagt, dort von handfesten Leuten in ein Boot gestoßen oder nöthigenfalls halb getragen. Dann ging's an den Dampfer, wo ihnen einzeln ein breiter Gürtel um den Leib geschlungen ward. Daran baumelten sie eine Weile zwischen Himmel und Erde, meist jämmerlich zappelnd, während die Kette des Dampfkrahns aufwärts rasselte. Oben stand auch schon Mannschaft bereit und beförderte sie in das untere Deck, wo sie eins neben dem andern festgekoppelt wurden. Im Schiffsraum war ein ganzes Heumagazin, um sie auf der Weiterreise zu beköstigen.

Akureyri pflegt bei den englischen Touristen (andere sind auf Island sehr selten) nicht hoch in Gnaden zu stehen, dagegen besuchen sie gewöhnlich den „berühmten" Wald von Háls und den Godafoß. Dr. Schweitzer war schon in der Frühe dahin abgeritten. Wir konnten ihm nicht folgen, da es bereits spät geworden. Ein eigentlicher Wald ist übrigens der „Wald" von Háls nicht, sondern bloß das größte Birkengestrüpp, das es auf Island gibt, und insofern eine Merkwürdigkeit. Dagegen lobte Herr Schweitzer nachher den Wasserfall sehr.

Auf Gunnars Wunsch besuchten wir zuerst den Kaufmann Laxdal, der uns abends zuvor seinen Salon zur Verfügung gestellt hatte, damit wir gemüthlich unter uns sein könnten. Der Herr, der sich offenbar behaglichen Wohlstandes erfreute, war die Freundlichkeit selbst. Er hatte einen Theil seines Reichthums dazu verwandt, sich ganz auf modernem Fuße einzurichten. Bald nach uns trafen verschiedene andere Besuche ein, und alle wurden mit einem Glas Sherry bewirthet. Unter den isländischen Gästen war Dr. Hjaltalin, der Director der neuen Realschule (gagnfraeða-skóli) in Möðruvellir, welche gegenwärtig etwa 40 Schüler zählt und vom Staate mit 8500 Kroner jährlich subventionirt wird. Herr Hjaltalin ist ein tüchtig gebildeter Mann, der sich längere Zeit in Schottland aufgehalten und etwas von praktischer, moderner Weltanschauung erworben hat.

Was Island vor allem noth thäte, wären gute Ingenieure und Geld, um ordentliche Verbindungslinien im Lande herzustellen. Die Post zwischen

Akureyri.

Digitized by Google

Reykjavik und Akureyri ist noch jetzt die primitivste, die sich denken läßt. Sie hat nicht einmal überall Saumpfade zur Verfügung, sondern zwei Tagereisen weit nur Hraun und Wüste. Ein guter Reiter braucht im Sommer fünf Tage. Im Winter kann er bei tieferem Schnee oft kaum durchkommen. Nur kleine Pyramiden, von Lava aufgeschichtet, deuten ihm dann den Weg an, und wenn der Schnee auch diese bedeckt hat oder Nebel sie verhüllt, so ist er in größter Gefahr, sich zu verirren; verspätet er sich aber, so kann er sehen, wo er in der Nacht ein Unterkommen findet, in irgend einer Höhle am Wege oder unter Steinen, die er sich selbst etwa zum Obdach zusammenschichtet. Dabei ist der Tag dann kurz, die Nacht bedenklich lang und die einzelnen Höfe und Ortschaften oft wochenlang voneinander getrennt. Melancholisch muß es sein, wenn in dieser Zeit ein

Isländisches Pferd als Leichenträger.

Leichenzug über die schneebedeckten Lavafelder zu der nächsten Kirche sich bewegt, Männer und Frauen zu Pferde — auch der Sarg auf den Rücken eines Pferdes festgebunden!

Das Lied, das bei den Beerdigungen gesungen zu werden pflegt, gehört vielleicht zu den schönsten und innigsten, welche die geistliche Liederdichtung der Lutheraner überhaupt aufzuweisen hat. Es stammt von Hallgrímr Pjetursson, der 1614 als Sohn eines armen Glöckners (hringjari) geboren wurde. Der Bischof Gudbrandr Thorláksson von Hólar, mit dem er verwandt war, ließ ihn erst bei sich in Hólar, dann in Kopenhagen an „Unserer Lieben Frauen Schule" (Vor Frue Skole) studiren, woselbst er sich die besten Zeugnisse erwarb. Nachdem er eine Zeit lang als Bauer in großer Armuth wieder in seiner Heimat gelebt hatte, wurde er 1644 in Skálholt

zum Prestr ordinirt und bekam die Pfarre Hvalsnes, nicht sehr weit von Reykjavik, später jene von Saurbaer am Hvalfjördr. Von einer Art Aussatz befallen, mußte er jedoch 1669 seine Stelle aufgeben und zog sich in eine elende Hütte erst zu Kirkjukot, dann zu Ferfikla zurück, wo er, vollständig hilflos, halb erblindet, nach unsäglichen Leiden endlich am 27. October 1674 starb. Neben seiner Muttersprache verstand er Dänisch, Latein und Deutsch. In seinen jüngeren Jahren ein munterer Gelegenheitsdichter und beliebter Prediger, wandte er sich in seiner langen Leidenszeit ganz der geistlichen Dichtkunst zu. Es wird erzählt, daß er nie gesucht habe, sich zu bereichern oder auch nur in zeitlichen Dingen voranzukommen, daß er vielmehr die Armuth als den Antheil Jesu Christi betrachtet und wirklich geliebt habe. Die fünfzig Passionspsalmen (Fimmtíu Passíu-Sálmar), sein schönstes Werk, athmen wirklich die innigste, selbstloseste Liebe zum Erlöser. Sie sind eines der verbreitetsten religiösen Volksbücher geworden. Im Jahre 1876 kam die einunddreißigste Ausgabe davon in Reykjavik heraus. Aus seiner letzten Zeit stammen drei Lieder vom „Tode“, von denen das eine gewissermaßen das „Dies irae“, das allgemeine Grablied des isländischen Volkes geworden ist. Wenn man an den verlassenen, einsamen Kranken denkt, der mit Noth und Schmerz ringend in solchem Liede seinen einzigen Trost fand wird man es gewiß nicht ohne Rührung lesen:

Wie eine Frühlingsblume
Aufsprießt aus dunklem Grund,
Gezeugt am reinen Lichte,
In des Tages Morgenstund',
In einem Nu ergriffen,
Sinkt zu der Erde Schoß,
Mit welkem Kelch und Blättern:
So ist des Menschen Loos.

So läuft die frohe Jugend
Unsichern Todesweg,
So wankt der Fuß des Greises
Entgegen demselben Steg.
Und keiner hat Brief und Siegel
Auf nur ein Stündchen Zeit,
Es trennt der Tod uns alle
Ohne Barmherzigkeit.

Fürwahr, der Tod gleicht völlig
Dem flinksten Schnittersmann,
An alles vor seinen Füßen
Legt er die Sense an.
Die grünen Gräser und Kräuter,
Die Blumen farbenreich,
Das Rohr und die strahlende Rose,
Er rechnet sie alle gleich.

Das Grablied des isländischen Volkes.

Es stürmt voran das Leben,
Hält inne nicht im Lauf,
Bis daß mit grimmem Griffe
Der Tod das Grab macht auf.
Und die ganze Welt muß wandern
Denselben Weg daher,
Ob willig oder gezwungen,
Ob leicht es scheint, ob schwer.

Es weicht der Tod kein Haarbreit
Vor Macht und Majestät,
Für alles Geld der Erde
Kommt er keine Minute zu spät.
Ihn kümmert nicht im mindesten,
Ob er gefällt, mißfällt,
Kein Flehen kann ihn sänft'gen,
Kein Zorn ihn innehält.

Die Menschen irren im Dunkel
Und keiner weiß sich Rath,
Wann und zu welcher Stunde
Und wo der Tod ihm naht.
Derselbe Weg führt alle
Ein in dies Erdenhaus,
Doch ziehen verschiedene Pfade
Nach allen Seiten hinaus.

Die Macht des Todes kränket
Alle mit gleicher Pein:
Wie sollt' ich hoffen dürfen,
Er schonte mein allein?
Von Adam stammt mein Leben,
Mein Leib, des Moders Raub,
Und meine eig'nen Thaten
Verdammen mich zum Staub.

Ich hab' es nicht erobert
Dies Leben, nicht erwählt,
Gott hat als höchster Lehnsherr
Den Geist dem Leib vermählt.
In seinen Händen ruht er,
Sein Dasein und Geschick;
Der Tod holt nur als Bote,
Was Gottes ist, zurück.

Wohl! In des Herren Namen,
Da solche Noth mir droht,
Gleich' ich nicht den Begrab'nen,
Die längst umfing der Tod?
Denn wenn der Ruf erdröhnet,
Da kauft sich keiner frei:
So mag die Nacht denn kommen,
Ich zittr'e nicht dabei.

Es lebt ja meine Liebe,
Mein Heiland und mein Freund,
Und Jesus ist sein Name,
Der alle Macht vereint.
Als Todesüberwinder
Er selbst am Kreuze starb,
Dem ärmsten aller Sünder
Er Seligkeit erwarb.

Sterbend hat er getödtet
Den Tod, und Sieg gebracht,
Vernichtet des Todes Scepter,
Zerstört des Grabes Macht.
Senkt in das Grab die Leiche;
Mein Geist hebt sich befreit,
Kein Leid kann ihn erreichen
In ewiger Seligkeit.

Jesus ist all mein Sinnen,
Ich ruhe in seiner Macht,
Ob ich draußen oder drinnen,
Bei Tage wie bei Nacht.
Er ist mir Hort und Hilfe,
Mein Leben nenn' ich sein,
Er wird, des bin ich sicher,
Im Tode mit mir sein.

Ich leb' in Jesu Namen,
Ich sterb' in Jesu Hand.
Wenn alle mich verlassen,
Bleibt er der Hoffnung Pfand.
Tod! du gewalt'ger Herrscher!
Jetzt bin ich kampfbereit;
In Christi Kraft ich rufe:
Willkomm! zu jeder Zeit!

Tausende schmerzgepreßter Herzen mag das schöne Lied getröstet, erbaut, zum Himmel emporgehoben haben, wenn sie weinend in das Grab schauten, in das die Leiche eines theuern Vaters, einer treuen Mutter, eines lieben Kindes versenkt werden sollte. Denn es wird bei allen Beerdigungen gesungen, nach der Leichenrede. Bei der neunten Strophe wird der Sarg erhoben und dann in die Erde gesenkt. Der junge Isländer, der mir das Lied mittheilte, sagte mir, daß die vorletzte Strophe das erste Gebet gewesen sei, das ihn seine Mutter nebst dem Vaterunser gelehrt habe, keinen Tag habe er es zu beten unterlassen, und so mag es für viele andere eine gnadenvolle Erinnerung an denjenigen geworden sein, der allein in allen Schicksalen dieses Lebens Trost, Heil und wahre, bleibende Freude gewähren kann.

Da Gunnar Secretär des Amtsmaðr oder Amtmanns war, so machten wir auch diesem höchsten Beamten des Nordlandes unsere Aufwartung. Klima

und Wetter sind zu ungünstig, als daß die Leute Lust hätten, viel Luxus auf das Aeußere der Wohnungen zu verwenden; dagegen suchen es die Bessergestellten sich im Innern so schön und angenehm zu machen als möglich. Bunte Teppiche und Vorhänge, Bilderschmuck, schöne Möbel, ein Klavier und eine schöne, gutgewählte Bibliothek: da kann man sich in den 300 trüben Tagen des Jahres auf die 65 besseren getrösten. So war es auch bei dem „Oberpräsidenten" des Nordlandes. Vor seinem Hause steht übrigens Islands größte Merkwürdigkeit, der einzige Baum, der wirklich etwas vorstellt, ein Vogelbeerbaum (Sorbus aucuparia) von etlichen 10 m Höhe, trotz seines matten Grüns in der sonst kahlen Landschaft ein wahres Wunder.

Wenn ein Schiff angekommen, so ist in Island sicher überall Besuch und Gesellschaft. Wir trafen bei dem Amtmann den Consul Holm und seine Frau, die zu Schiff mit uns von Sauðakrókr gekommen. Nachher kam der Propst des Syssels. Protestantismus und Jesuitismus, Handel und Aristokratie, Deutschland und Dänemark fand sich da friedlich beisammen, und da der Herr Amtmann selbst lang beim Ministerium in Kopenhagen angestellt gewesen war, so war von altisländischem Wesen hier keine Rede, alles bewegte sich in ganz modernem Ton.

Das Mittagsmahl nahmen wir im „Hotel"; es bestand aus den verschiedensten Arten Butterbrod, d. h. verschieden durch die darauf gelegten Dinge, theils einheimische, wie geräuchertes Schaffleisch, Lachs, Schafkäs, theils auch importirte. Der Wirth war ein halber Deutscher, ein Nord-Schleswiger mit den markirten, kräftigen Zügen eines norddeutschen Bauers, seine Frau aber eine Isländerin. Im Saale war ein Billard. Das ganze Lokal sah gut aus; nur hat das Tabakkauen seine unangenehmen Folgen und hindert die Reinlichkeit, die vor allem in einem Speiselokal wünschbar wäre.

Nach Tisch gönnten wir uns noch einmal einen Ritt, was mir — ich muß es noch einmal gestehen — als eine der Hauptsachen in Island erschienen ist. Bekommt Island einmal ordentliche Wege, Brücken, Posten, Wagen, oder gar eine Eisenbahn, dann wird es ein Land werden wie jedes andere. Jetzt ist alles noch ans Reiten gekettet und wird dadurch eigenthümlich und interessant. Zur Taufe und zur Beerdigung, zum Gottesdienst und zum Althing, zur Schule und zur Heuernte, zum Markt und zum Doctor, überall hin muß man reiten. Mann, Weib und Kind wachsen mit dem Pferde auf und gewöhnen sich so an ein Stück Naturleben in freier Luft, wie es die heutige verfeinerte Civilisation nicht mehr bietet. Damit geht persönliche Abhärtung und das freie Hofsystem Hand in Hand. Jeder ist sein eigener Herr und Postmeister, meist auch sein eigener Handwerker in allen Dingen, Hauswirth, Jurist und, soweit möglich, Doctor. Hört einmal die Reiterei auf, dann wird das alles verschwinden.

Gunnar führte uns zuerst nach Oddeyri, wo wir am Morgen Messe gelesen hatten. Wir besuchten einen Verwandten des Amtmanns, einen

reichen Kaufmann, Namens Hafstein, an den wir Grüße von Reykjavík auszurichten hatten. Auch hier war alles ganz modern und comfortabel eingerichtet. P. von Geyr freute sich sehr an den ausgestopften Vögeln, mit welchen der Salon decorirt war, Schnepfen, Raller, Brachvögel und ein prächtiger isländischer Falke. Den letztern Vogel haben sich die neueren isländischen Patrioten als Wappen ausersehen — weiß auf blauem Feld —, während das alte Wappen Islands ein Stockfisch war.

Von Oddeyri ging es dann quer über Feld und steil die Hügel hinan, welche an der Westseite des Fjords nach Möðruvellir laufen. Da hörte gleich wieder alle moderne Welt auf und begann die kahle nordische Heide: öder Fels, nur schwach mit Gras und Moos bekleidet. Das Innere der Bucht sah indes der vielen Schiffe und Boote wegen recht schön und belebt aus. Ueber Stock und Stein, immer steil aufwärts, gelangten wir auf die Höhe, die sich zu einem kleinen Hochplateau erweitert. Von den Bergen im Westen kommt der Fluß Glerá daher und stürzt sich an einem steilen Abhang zwischen dunkeln Felsen über die Felsterrasse herab. Das Nordland hat ziemlich viele solcher Wasserfälle, von welchen die meisten diesen Glerárfoß sowohl an Höhe als Wassermenge übertreffen. Doch bietet er eine ganz malerische Felspartie und dazu noch die Merkwürdigkeit, daß eine kleine Holzbrücke unmittelbar über den Sturz führt, das einzige Kunstwerk dieser Art, das wir bis jetzt in Island getroffen hatten.

Wie an den tosenden Wasserfällen der Almannagjá, so mochte man sich auch in dieser schwermüthig träumerischen Natureinsamkeit leicht in jene Stimmung hineinversetzen, aus der so viele neu-isländische Lieder hervorgegangen sind, wie das folgende von Benedict Gröndal. Kehren in diesen Liedern auch manche Motive immer von neuem wieder, wie die poetische Personification Islands als der silbergekrönten, jungfräulichen Königin des nordischen Eispalastes, so entbehren sie doch sonst vielfacher Abwechslung nicht und verrathen ein tiefes, wahres Gefühl, für das auch der Fremdling nicht unempfindlich bleiben kann:

Schön bist du, mein Heimatland!
Erbin alter Zeiten.
Traut am Fuß der Bergeswand
Deine Au'n sich breiten.
Singend rauscht der Wasserfall
Von der Felsenzinne,
Wo des Skaldenliedes Schall
Muth einst pries und Minne.

In die Vorzeit schau' ich dann:
Knaben, hehre Greise,
Schild an Schild und Mann an Mann
Lagern sie im Kreise.

Gröndals Lied zum Millenialfest 1874.

Egill singt zum Saitenspiel
Unterm Zelt der Sonne,
Und der Helden lauschen viel
Seinem Lied in Wonne.

Manche Helden hast du doch
Längst zu Grab gesungen:
Lebt dir einer heute noch?
Ist dein Herz zersprungen?
Was hat dies Jahrtausend dir
Neu an Ruhm gewonnen?
Ward zur Leiche deine Zier?
Ist dein Ruhm zerronnen?

Nein! Von deiner Berge Schnee
Ist dein Ruhm gedrungen
Fernhin über Land und See,
Hält die Welt umschlungen.
Deinesgleichen weit und breit
Herrscht auf keinem Throne,
Eisumstarrte Königsmaid
Mit der Silberkrone.

Halte fest der Hoffnung Licht,
Keinem Schmerz erliege,
Wein' um deine Kinder nicht,
Kampf nur führt zum Siege!
Wenn dir schwere Wunden schlägt
Auch die dunkle Norne,
Süße Frucht das Leiden trägt
An dem Thränenborne.

Herrlich seh' ich schreiten dich
In der Zukunft Weite.
Schirmend legt die Woge sich
Rings an deiner Seite.
Schimmernd reihen sich zum Kranz
Deine alten Sterne,
Und des Nordlichts Zauberglanz
Flutet in die Ferne.

Der Himmel hatte sich nach einigen freundlichen Stunden schon wieder überzogen und hüllte bald den Fjord in griesgrämige Wolkenschleier ein. Ein feiner Nebelriesel begleitete uns auf dem Heimwege und stimmte bedeutend den freundlichen Eindruck herab, den ich abends zuvor von Akureyri bekommen hatte. Doch hellte es sich nach einer Stunde wieder auf, und wir konnten unsern Ritt wieder fortsetzen, um uns noch die andere Seite der Umgegend anzusehen. Da zwischen dem Hügel und der Bucht nur wenig Raum ist, so dehnt sich Akureyri mehr in die Länge als in die Breite. Am südlichen Ende steht die Kirche, eine der größten auf Island, mit steinernem Unterbau, oben von Holz, aber weiß übertüncht, so daß sie von weitem fast

wie ein Steinbau aussieht. Weiter nach Süden stehen nur noch vereinzelte Häuser. Dann schließt sich der Fjord und mündet in ein engeres Thal, welches von der Eyjafardará durchströmt wird. Wir ritten eine Strecke gegen Hrafnagil hinauf. Der Fjord verschwand bald hinter den steilen Hügeln und wir waren in vollständiger Einsamkeit. Doch war diese Partie bei weitem schöner als die Umgebung von Reykjavik. Der Thalgrund war mit guten Wiesen geschmückt, die sich ziemlich weit an die Hügel emporzogen.

In die Stadt zurückgekehrt, sahen wir uns noch Kirche und Bibliothek an und besuchten den Sysselmann oder Bürgermeister. Die Kirche, im Innern weiß ausgemalt, bot wenig Bemerkenswerthes dar. In der Sacristei fanden wir einen alten Schrank vom Jahre 1672 mit schönen Schnitzereien im Geschmacke jener Zeit, mit dem Namenszuge des Erlösers. Ein Flügelaltar, augenscheinlich übermalt, stellte in der Mitte das letzte Abendmahl dar, links die Kreuzigung, rechts die Auferstehung. Auf der Rückseite der Flügel prangten die vier Evangelisten noch mit ihrem Heiligenschein. Das jetzige Altarblatt brachte die Kreuzigung in etwas sentimentaler Weise zur Darstellung: Maria sinkt ohnmächtig den sie umgebenden frommen Frauen in die Arme. In Haltung und Ausdruck war nichts von jener Innigkeit und Erhabenheit, mit der einst Bischof Jón Arason die Passion geschildert:

Um die Stirne windet
Sich zur Schmerzenskrone
Dicht der Dornenkranz.
Blutend springt die Stirne,
Blut strömt rieselnd nieder,
Es erlischt ihr Glanz.
Doch da tönen süße Engelslieder:
Daß in jedem Herz sie hallten wieder!
Wunder! Felsen schütteln ihre Glieder,
Erde bebt, da Gott sein Haupt senkt nieder!

Die Bibliothek befand sich weiter nach dem Innern der Stadt in einem zweistöckigen Holzhause, ziemlich hoch an dem steilen Hügel. Sie besteht aus 3000 Bänden, wie sie Menschenfreundlichkeit und Schicksal in langer Zeit bunt zusammengewürfelt hatten. Neben vielen alten Islandica prunkten die glänzenden Einbände zahlreicher nordamerikanischer Werke über Geschichte, Statistik und Oekonomie, das edle Geschenk eines Mr. Fisher. Der Bibliothek gegenüber stellte ein ähnliches größeres Zimmer das Casino vor, während der obere Stock als Stadtgefängniß diente: eine seltsame Dreitheilung!

An dem Sysselmann lernten wir einen lieben, gemüthlichen Alten kennen. Die ganze Familie setzte sich um uns herum, und wenn wir ihnen hätten eine Saga erzählen wollen, so hätten sie uns sicher bis Mitternacht zugehört. Es war indes schon spät geworden, und da sonst in Akureyri nichts mehr zu sehen war, so ließen wir uns wieder an das Schiff bringen.

---

21. Das Ostland.

Noch einmal erhob sich jetzt die Frage, ob wir auch das Ostland der Insel durchwandern sollten. In einem halben Tag war, bei tüchtigem Ritt, der Wald von Háls, der größte Birkenwald der Insel, zu erreichen und der Goðafoß, ein recht malerischer, wenn auch nicht sehr großartiger Wasserfall. Zwei Tagereisen weiter lag Reykjahlið am Mückensee (Mývatn), der nächst dem Thingvalla-See der größte Landsee auf Island ist, rings umgeben von merkwürdigen vulkanischen Bergen. Von Reykjahlið läßt sich durch die furchtbare Wüste des Óðáðahraun bei günstiger Witterung in vier Tagen der Vulkan Askja erreichen, der noch 1875 in Thätigkeit war, oder der Herðubreið, „der Breitschulterige“, einer der schönsten und seltsamsten Berge. In der Nähe dieses Berges, an dem Flusse Jökulsá á Fjöllum, liegt Möðrudalr, von wo ein Reitweg nach dem Seyðisfjörðr, ein anderer nach dem Eskifjörðr führt. Auf der erstern Route hat man den Fluß Jökulsá á Brú zu passiren und dann das Lagarfljót, einen breiten, seeartigen Strom, der in das Hjeraðsflói mündet; auf der zweiten gelangt man zu einem der höchsten Wasserfälle der Insel, dem Hengifoß.

Die Beschreibungen dieser Gegenden lauteten nicht in jeder Hinsicht einladend. Preyer und Zirkel (1860) bezeichneten den Weg von Akureyri hinauf nach Reykjahlið als den ermüdendsten, den sie auf ihren wochenlangen Ritten zurückzulegen hatten. Wiederholt waren steile Berge und tiefe, reißende Flüsse zu passiren, die Quartiere waren ärmlich und in der Nähe des Mývatn wurden sie von so lästigen Mückenschwärmen überfallen, daß „die Pferde fast wahnsinnig wurden“. „Ihre Schwärme sind so dicht, daß man oft seinen nebenher reitenden Reisegefährten nicht zu erblicken vermag,“ daß man die Augen nicht öffnen, nicht athmen kann: kurz, es ist eine der entsetzlichsten Plagen, welche nur mit der ägyptischen der Heuschrecken zu vergleichen ist. Wir suchten uns durch Schleier und durch starkes Tabaksrauchen in etwas davor zu schützen, doch hilft das sehr wenig.“ Die Entschädigung, welche die Reisenden für diese ungewöhnlichen Mühsale fanden, ward lediglich naturwissenschaftlicher Art: das Studium der verschiedenen Enten und anderer Wasservögel, welche den Mückensee bevölkern, der herumliegenden Solfataren, Krater, Lavaströme und Berge. Paijkull, der Island 1865 besuchte, erklärte nun freilich, daß sich zwar die Reisenden „gudsjemmerlig“ über die Mückenschwärme zu beklagen pflegten, daß er aber bei seinem Aufenthalt

an Ort und Stelle keine Beschwerde davon zu erleiden hatte, nur ganz unbedeutend an dem Tage, da er die Gegend verließ. Er erfreute sich an den unzähligen Schaaren von Wasservögeln, Enten, Möven und Seeschwalben, welchen die vielen Mücken nicht zur Mühsal, sondern zur reichlichen und willkommenen Nahrung gereichten. Capitän Burton und seine Reisegenossen nahmen (1872), offenbar durch jene Berichte veranlaßt, Schleier mit, fanden sie aber überflüssig: „We hardly saw a Mý.“ Auch fand er am Mývatn „keinen Platz, wo Fische und Vögel im Ueberfluß leben und wo die Wunder Islands sich vereinigen“. „Der Grund des Sees“, sagt er, „ist schwarz und schlammig; das Wasser längs des Ufers ist seicht und voll Unkraut, Schilf und Schaum; von dem letztern ist das Gestade und der Rand der Inseln weiß . . . it is a glorious breeding-ground for the ‚blood-drawing‘, chief inhabitants of the district . . ., d. h. das richtige Nest für Blutegel.

Mehr Interesse gewann Burton den Bergregionen ab, welche zwischen dem Berufjördr an der Ostküste und dem Mývatn liegen, besonders einem zweiten Snaefell (von dem an der Westküste wohl zu unterscheiden), dem zweithöchsten Berge der Insel (1820 m hoch), und dem schon genannten Herdubreid, einem einzelstehenden Bergkoloß, dessen blauschwarze Felspyramide oben mit einer sehr regelmäßigen stumpfen Schneespitze gekrönt ist. Von den Abhängen des Snaefells gewann er einen Fernblick in die ungeheure Wüste des Vatna-Jökull. „Ich konnte nur“, sagte der sonst sehr realistische Berichterstatter, „die Feierlichkeit, die seltsame Doppelnatur der wilden Aussicht bewundern. Sie bot hier nur ein hartes, unbefriedigendes Photographiebild, eine zauberhafte Aetzung von Rembrandt oder Doré, in welcher die lebhafte Weiße des Schnees und die Schwärze der Felsen das Ferne nah erscheinen ließen: unter den chaotischen Trümmerhaufen war keine Schattenabstufung, keine Schatten- und keine eigentliche Lichtseite. Da, über dem Mittelgrunde einer stahlblauen Ebene, lag die Traumlandschaft eines fernen Berges, wie von Claude Lorrain lieblich dahingehaucht. Die zarten Farbentöne, ein zartes bläuliches Weiß und ein warmes Schneeweiß mit ätherischem rosenrothem Anflug, schienen bald aufzuglühen, bald langsam zu erlöschen, hierhin und dorthin zu schweben, als ob geisterhafte Nebel, dem Auge unsichtbar, über den blaßgrünlichen Himmel dahinsegelten. Bald strahlte die untergehende Sonne fast horizontale Fluten von Licht über den hügeligen Horizont aus und verklärte die Scene mit goldener Pracht. Jeder Zug des Bildes glühte und sprühte frisch und ausdrucksvoll. Eine so stille und strahlende Landschaft schien nicht von dieser Welt zu sein.“ Die Nacht brach indes herein, die Vision erlosch und es blieb nur die trostloseste Wüste zurück, in welcher die Reisenden Mühe hatten, ihre armen Ponies weiterzubringen.

„All ruined, desolate, forlorn and savage.“

Um den Eindruck dieser Natureinsamkeit und jenes wunderbaren Farbenspieles zu genießen, braucht man indes nicht an den Vatna-Jökull zu pilgern. Schon in der Nähe von Reykjavík, an der Hekla und an den Fjorden der Westküste kann man beides genießen. Mehr angezogen hätte uns allenfalls der Besuch der Askja und des Hengifoß. Die Askja ist ein ganzes System von neuen Kratern aus dem Jahre 1875; einer derselben hat sich seither in einen Schlammkessel verwandelt, der, 100 m im Durchmesser und 50 m tief, noch unaufhörlich dampft und rumort, wie die Schlammkessel in Haukadalr, aber alles in großem, gewaltigsten Maßstab. Th. Thoroddsen, der einen ansehnlichen Theil des innern Island durchstreift hat, erklärt die Region der Askja unbedingt für das Großartigste und Imposanteste.

Derselbe Forscher hat den Hengifoß zum ersten Male beschrieben. Der Fluß, der ihn bildet, die Hengifoß-á, kann sich an Wasserfülle lange nicht mit der Hvitá messen; sie ist ein kleiner, aber sehr reißender Bergbach, der am Stapahlid plötzlich in eine Tiefe von 110 m hinabtost. „Der Elv stürzt von einer gänzlich lothrechten Klippenwand hinunter, bahnt sich darauf den Weg durch tiefe Klüfte nach Lagarfljót hinab und bildet auf dem Wege mehrere kleine Wasserfälle, unter denen der Lillaneßfall, der sich von einer lothrechten Wand mit prachtvollen Basaltsäulen hinunterstürzt, der schönste ist.“ Mit den berühmten Wasserfällen Norwegens (Skjäggedalsfoß 150 m, Rjukanfoß 245 m, Vöringsfoß 144 m, Vettisfoß 260 m, Vermofoß 300 m) kann sich freilich der Hengifoß nicht messen, sondern höchstens der Dettifoß, eine Tagereise nördlich vom Mückensee gelegen, von dem Flusse Jökulsá á Fjöllum gebildet, der bei einer Breite von etwa 180 m eine Höhe von 60 bis 90 m hinabstürzt.

Alles in allem schienen uns jedoch diese Merkwürdigkeiten des Ostlandes, Hengifoß und Dettifoß, Mývatn und Askja, doch in keinem Verhältniß zu den Anstrengungen und Opfern zu stehen, welche eine längere Wanderfahrt durch das Ostland an uns gestellt haben würde. Wir hätten unsern Aufenthalt um fast zwei Monate verlängern müssen. Denn das nächste Postschiff verließ den Seydisfjördr erst am 29. September. Wir kamen deshalb zu dem Entschluß, unsere Reise für diesmal nicht weiter auszudehnen.

Wir waren nicht lange auf dem Schiff, als sich Gunnars protestantischer Schwager einstellte, um uns noch einmal zu sehen. Er drückte uns allen die Hand und dankte in den herzlichsten Worten für die Ehre, die wir seinem Hause angethan, indem wir daselbst unsern Gottesdienst gehalten hätten. Nicht ohne Rührung nahm ich von dem braven, treuherzigen Manne Abschied, der, unbekümmert, was die Leute sagen möchten, uns sein Haus so liebevoll zur Feier der heiligen Geheimnisse angeboten hatte. Er setzte sich dabei sicher mißliebigen Aeußerungen aus. Denn in diesen kleinen Oertchen spricht sich gleich alles herum, und nicht alle Isländer mögen so wacker und

vorurtheilsfrei denken, wie dieser Mann. Eine künftige bleibende Mission in Island wird nicht nur mit einer solchen, der Kirche im tiefsten Herzensgrunde nahe stehenden, tüchtigen Gesinnung zu rechnen haben, sondern auch da und dort mit einer nach Fusel duftenden Aufklärung, die, wie der Fusel selbst, vom Auslande her importirt ist. Vereinzelt haben wir auch hiervon wohl ein Beispielchen erlebt. Es erschiene mir jedoch ungerecht, das ganze Volk dafür tadeln oder bespötteln zu wollen. Obwohl wir überall als katholische Geistliche auftraten, wurden wir sonst mit einer Herzensgüte, Achtung und Aufmerksamkeit empfangen und behandelt, welche die herzlichste Anerkennung und Dankbarkeit verdient. P. von Geyr wie mir wäre es eine wahre Freude gewesen, bei diesen lieben, guten Leuten zu bleiben, die Entbehrungen zu theilen, welche das Klima und die insulare Lage in so hoher Breite ihnen auferlegt, uns ganz in ihre Zustände hineinzuleben und uns nach bestem Vermögen ihrem Wohle zu widmen.

Akureyri hat ungefähr 600 Einwohner. Eine genaue Zahl konnte ich nicht ermitteln. Doch versicherte man mir, daß es gegenwärtig von Ísafjörðr überflügelt sei. Gegen Reykjavík, das allenfalls auch auf dem Continente als Landstädtchen gelten möchte, stehen beide sehr zurück; doch kam mir Akureyri, vom Meere aus gesehen, immerhin noch bedeutender vor; eine größere Kirche, mehr ansehnliche Häuser und diese näher beisammen. Seine Wichtigkeit hat es dadurch, daß das Nordland überhaupt grasreicher, bewohnter und ergiebiger ist, als die Südküste, was denn mehr Wohlstand und Betriebsamkeit im Gefolge hat. Auch die Pferde sollen im Norden besser sein. Dagegen hat das Nordland, vom Golfstrom weiter entfernt, durch die kalten Strömungen des Eismeeres sehr zu leiden. Auf der Insel Grimsey, welche dem Eingange des Eyjafjörðr gegenüber etwa 5 geographische Meilen von der Nordküste liegt, beträgt die mittlere Jahrestemperatur 1,4 ° C.; die Durchschnittstemperatur des wärmsten Monats, Juli, ist 7,1 ° C., die des kältesten Monats, März, —3,5 °. Akureyri wird vielleicht ein wenig günstigere Temperaturverhältnisse haben, doch schon bedeutend rauheres Klima als Reykjavík, wo die Durchschnittswärme im ganzen Jahre 4 ° C. erreicht. Nicht viel höher mochte jetzt, in der besten Zeit des Jahres, die Temperatur am Eyjafjörðr sein. Grimsey ist die einzige zu Island gehörige bewohnte Insel, die jenseits des Polarkreises liegt. Die Einwohner, 90—100 an Zahl, haben einen eigenen Pfarrer. Sie leben vom Ertrag der an der Inselküste befindlichen Vogelberge und vom Fischfang.

8. August

Erst morgens 6 Uhr verließ die „Thyra" Akureyri und steuerte wieder den Eyjafjörðr hinaus. Es war entschieden kalt, und Nebel hüllte beide Ufer in einen winterlichen Mantel. Das Schiff war jetzt überfüllt: isländische Prestr, Kaufleute, Bauern, Frauen und Stulken, die nur etliche Stationen weit ins Ostland wollten; Färinger, die in ihre Inseln zurück-

reisten; ein Trupp isländischer Studenten, welche die Kopenhagener Universität bezogen; dann mehrere dänische Kaufleute, ein schwedischer Philologe, welcher von seiner vierten Islandsfahrt nach Hause zurückkehrte; dazu die alte Gesellschaft, Dr. Schweitzer mit Frau und Kind, Dr. Keilhack, Grossirer Zeulner, der Kaufman Jacobson, der Consul Holm und der Factor Bopp mit ihren Frauen, der englische Major und ein englischer Kaufmann und endlich wir drei. Oben an der Tafel wurde gewöhnlich englisch, in der Mitte dänisch und deutsch, unten aber isländisch gesprochen. Zur Abwechslung führte der schwedische Gelehrte Dr. Rolf Arpi aus Upsala auch wohl eine schwedische Unterhaltung, wußte aber ebenso gut auch in allen anderen Sprachen zu conversiren. Zweimal hatte er das ganze Jahr, zweimal wenigstens den Sommer auf Island zugebracht, um die isländische Sprache nebst ihren kleinen Dialektverschiedenheiten möglichst gründlich zu studiren. Obwohl ein ebenso feiner Gentleman wie der englische Major, theilte er dessen Eingenommenheit gegen die Isländer nicht im mindesten, war ihnen vielmehr als Skandinavier sehr freundlich und wohl gesinnt. Nach seiner auf eigener Erfahrung beruhenden Mittheilung ist auch der isländische Winter gar nicht so fürchterlich, wie man sich vorstellt. In einem guten Pfarrhaus oder auf einem reichern Bauernhof läßt sich ganz behaglich überwintern. Für Licht, Feuer und Proviant ist da schon gesorgt. Die engen Stübchen werden bald warm und sind geräumig genug, um darin zu studiren. An Geselligkeit fehlt es auch nicht. Der Winter treibt die Leute von selbst zusammen, und so schlimm wird das Wetter selten, daß man nicht ohne Strapaze den nächsten Hof oder die nächste Ortschaft erreichen kann. Auf tägliche Zeitung und die Vergnügungen der großen Städte muß man natürlich verzichten; aber dafür wird erzählt und geplaudert und auch wohl gespielt, und die langen Abende gehen im häuslichen Kreise ganz vergnüglich vorüber. Wie überall, trifft das Ungemach des Winters in seiner vollen Härte nur die Armen, und diese mögen oft sehnlich die wenigen wärmeren Monate herbeiwünschen, besonders wenn Krankheit die Familie heimsucht und bei der weiten Entfernung des Arztes kaum Rath und Pflege zu haben ist. Der Charitas wäre da ein weites Feld geöffnet; aber für das Innere des Landes müßte man Krankenbrüder haben, die den Anstrengungen weiter und mühseliger Ritte gewachsen wären.

Der von seinem Fieber noch keineswegs genesene Dr. Keilhack hatte in Akureyri sich ein ärztliches Attest erwirkt, wonach ihm gar nichts fehle. Damit brachte der Capitän die gegen ihn erhobenen Klagen zum Schweigen; er konnte nun unangefochten mit uns weiterreisen.

Ein Theil der haute-volée saß den größten Theil des Tages oben in der Rauchkabine und spielte Whist. Die isländischen Studenten saßen dabei und schauten zu oder bummelten mit ihren kurzen Pfeifchen auf dem Deck herum. Viel lustiger war das zweite Deck anzusehen, wo sich in der Mitte ein an-

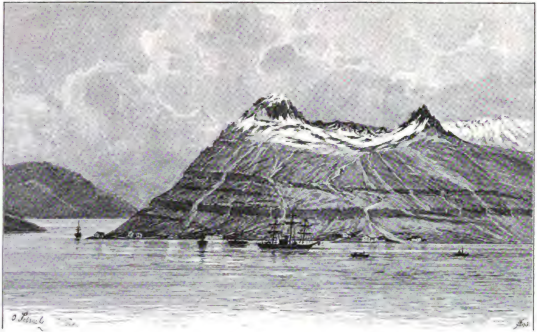
sehnlicher Heuschober eröffnete. Zu beiden Seiten standen die 180 „lieben Thiere", rieben, kratzten und bissen sich und machten die verschiedensten Capriolen. Auch Dr. Keilhack hatte in Akureyri sich noch entschlossen, einen Pony mitzunehmen, auf welchem er, seiner eigenen humoristischen Bemerkung zufolge, seinen Einzug in Berlin zu halten gedachte. Einem Isländer kaufte er einen jungen weißen Fuchs ab, den dieser mit an Bord gebracht hatte. Er ließ das Thier anfangs frei laufen. Es legte sich auf das Heu in der Nähe der Pferde. Diese waren doch so neugierig, nach dem neuen Ankömmling zu schnobern. Es bekam ihnen aber übel. So klein und zahm und unschuldig Reineke in seinem weißen Schneepelz aussah, er fuhr ihnen gleich an die Nüstern und gab ihnen einen ordentlichen Biß. Erst nach verschiedenen solchen Attentaten verkroch er sich endlich und gönnte sich nur dann und wann noch einen kleinen Spaziergang. Die Bewegung des Schiffes schien die Pferde wenig anzugreifen. Hinter dem drolligen Pferdestall hatten gewöhnlich die Matrosen zu schaffen; an anderen Plätzen des zweiten Decks standen und saßen zwischen Kisten, Kasten und Fässern die Isländer umher in allerlei bunten Gruppen, denen die Tracht der Frauen eine gewisse Eigenthümlichkeit gab.

Es wurde jetzt an keinem Fjord der Nordküste mehr gehalten, und da starker Nebel uns sowohl die Küste als die Insel Grímsey verhüllte, so konnte man nicht viel Besseres anfangen, als etwas zu lesen und sich dann frühe zur Ruhe zu legen.

9. August.

Im Laufe des Nachmittags überschritt das Schiff zum zweiten Male den Polarkreis, führte aber schon vor dem Morgen die friedlich Schlummernden aus dem Reiche der Eisberge und Eisbären in die gemäßigte Zone zurück. Als ich um 9 Uhr an Deck kam, hatten wir die nordwestliche Spitze der Insel, Cap Lánganes, längst hinter uns und befanden uns bereits in Ost-Island; doch der leidige Nebel ließ uns nicht viel davon sehen — nur einen schmalen Küstenstreifen des Vopnafjördr mit etlichen Factoreien. Vor der Küste lagen niedrige Felsriffe und Scheeren, noch kahler als das Ufer selbst. Doch wurde auch hier aus- und eingeladen, und es kamen wieder allerlei neue Gestalten an Bord. Im ganzen mögen etwa sechs lutherische Prediger an Bord gewesen sein, einige ziemlich herrenmäßig gekleidet, die anderen sehr bäuerlich.

Die Weiterfahrt war wieder sehr eintönig. Es wurde $6^1/_2$ Uhr abends, bis wir in den Seydisfjördr einliefen. Da hellte es sich endlich ein wenig auf und am Ufer selbst ward es wieder lebendig. Das dänische Kanonenboot „Diana" begrüßte uns mit zwei Schüssen vom Lande. Die „Thyra" erwiederte sie und in den steilen Uferbergen vervielfachte ein prächtiges Echo Gruß und Antwort. Die Uferfelsen, aus Basalt und Dolomit, zackten sich treppenartig zu hohen, steilen Felspyramiden auf. Zahlreiche Sturzbäche



Ausblick von der Handelsstation Seydisfjördr. (Nach einer Skizze des Verfassers.)

Digitized by Google

strömten über die Klippen herab oder rieselten in langen Silberfäden von einem Abhang zum andern. Dem Ufer entlang zeigten sich neben den älteren isländischen Gehöften und Fischerhütten zahlreiche norwegische Holzhäuschen, weiß oder rothbraun angestrichen. Gegen das Ende des Fjords rückten die Wohnungen zu einer kleinen Ortschaft zusammen, während viele Boote um das dänische Kriegsschiff herum lagen. Die Officiere der „Diana" kamen zur Begrüßung an Bord; vom Lande erschienen zahlreiche Nachen mit Waaren. Wir waren wieder unter Leuten und die Landschaft stellte wenigstens die Umrisse eines freundlichen Bergsees dar. Seydisfjördr hat etwa 500—600 Einwohner, darunter viele Norweger, welche, allem Anscheine nach, mehr von der einstigen Rührigkeit und Energie der alten Skandinavier bewahrt haben mögen, als ihre isländischen Stammgenossen. Man darf sich in seinem Urtheil jedoch nicht allzu sehr von diesen freundlichen Häuschen beeinflussen lassen. Die größte Factorei in Seydisfjördr gehört einer isländischen Handelsgesellschaft, welche von Kopenhagen aus schon seit mehreren Jahren tüchtig arbeitet, um den früher von den Dänen monopolisirten Handel allmählich wieder in isländische Hände zu bringen. Diese Gesellschaft (Gránufjelag), gestiftet im Jahre 1870, besitzt mehrere eigene Fahrzeuge und steht von drei Städten aus mit etwa 30 kleineren und größeren Handelsplätzen in Verbindung. Der günstige Erfolg zeigt sich schon darin, daß es in Island neben 27 dänischen schon 34 isländische Handelsfirmen gibt. Die ersteren sind allerdings noch reicher und machen größere Geschäfte; doch haben sich die letzteren schon zusehends gehoben und lassen für die Zukunft das Beste hoffen.

10. August.

Dr. Schweitzer wünschte auch im Ostland eine Reittour zu machen, und Graf Waldburg schloß sich ihm an. Gewitzigt durch die vorige Expedition, hatten sie sich schon am Abend Pferde bestellt und konnten um 10 Uhr vormittags von Seydisfjördr aufbrechen. P. von Geyr und ich benützten die Stunde, welche uns noch zur Verfügung stand, um uns die kleine Ansiedelung und deren Umgebung näher anzusehen. Neues gab es eigentlich nicht; aber schließlich sind diese Küstenorte noch die Hauptsache, was Island an menschlichem Leben und Treiben aufzuweisen hat. Neben einigen kleinen Kaufläden ragte die große Factorei eines Herrn Jacobson hervor. Gleich daran reihten sich nach der einen Seite schon Fischerhütten und Thransiedereien, nach der andern bessere Häuser, darunter eine „Post" und ein „Hotel". Das kleine Thal, in das sich die letzte Spitze des Fjords verlief, war überaus anmuthig. Nach der andern Seite der Ansiedelung war der Boden felsiger. Ein stark ausgetretener Reitpfad führte hier nach einem größern Wasserfall. Der kleineren war eine Menge, viel mehr, als wir am Abend zuvor beobachtet hatten. Alles strahlte jetzt in fröhlichem Sonnenschein. Nur an den Spitzen der Berge hingen noch einige Flocken von Ge-

wölf. Die treppenartige Formation wurde schön dadurch gehoben, daß auf den vorspringenden Schichten Schnee lag, während die schroffen Abhänge, davon frei, ihre röthlichen oder schwärzlichen Wände sehen ließen. Nach dem Meere hin zeigten sich am untern Saum der bläulichen Uferhügel zahlreiche kleine, nette Häuschen. Der spiegelglatte Fjord selbst war von Booten belebt. Eine scharf gezeichnete Pyramide, höher als alle anderen, trat schroff in die Bucht vor und verursachte eine Biegung derselben in fast rechtem Winkel. Von den Zinnen der Spitze dehnten sich größere Schneelager zu einer weitern Spitze hin. Stellenweise stieg aber der Schnee weit zu Thale, bis auf etwa 100 m von der Meeresfläche. Es war eine wirklich malerische Scenerie, eine der besseren, welche uns die lange Küstenfahrt geboten hatte. Ehe wir den Wasserfall erreichen konnten, rief uns das Signal wieder aufs Schiff. Um 11 Uhr fuhr man ab.

Die Fahrt dauerte indes diesmal nicht lange und war sehr angenehm. Um 5 Uhr schon befanden wir uns am Eingange des Reydarfjordes. Da das Meer etwas bewegt war, so entwickelte sich an den Scheren und Felsenriffen, welche davor waren, eine herrliche Brandung. Riesige Schaumberge, wie ich sie nur am „Munken" in den Faröern gesehen, zischten an den niederen Felszacken empor und stürzten in die düstere weite Flut zurück, um in regelmäßigem Takt dies Schauspiel zu wiederholen. Die „Diana" war vor uns her gefahren und schwebte wie ein dunkles Gespenst hinter den Klippen dahin. Die Berge, welche den Fjord einfaßten, waren augenscheinlich nicht sehr hoch, von etwa 300 bis zu 1000 m; aber der Schnee lag an der Südseite tief zum Meere herab, und da sich im Hintergrunde noch höhere und breitere Schneemassen zeigten, so mischte sich die Winterlandschaft mit der Vorstellung eines Schneegebirges. Rechts erhoben sich die Hügel in phantastischen Gestalten zertrümmerter Burgen, Thürme und Mauern. Die Bucht selbst, glatt wie ein Landsee, ist die größte der Ostküste. Am schönsten wurde die Sicht, wo sich der kleinere Eskifjördr von der Hauptbucht nach Norden abzweigt. Die Basaltmauern des Hólmfjall, welche beide trennen, steigen schroff zu ansehnlicher Höhe empor, während nach Süden hin noch die vielzackige und schneebedeckte Bergreihe sichtbar bleibt, die den Hauptfjord begrenzt.

Die Dampfschiffstation, Keim einer rasch zunehmenden Ortschaft, liegt im Eskifjördr, der die Stelle eines ganz guten Hafens versieht. Einige mächtige Grönlandswale hatten sich das Jahr zuvor da hinein verlaufen. Sie fanden den Rückweg nicht mehr und wurden deshalb angespießt und ausgespeckt. An der Rhede trafen wir einen norwegischen Dampfer, klein, aber völlig gepanzert, der ausschließlich dem Walfischfang gewidmet ist. Der Besitzer, Svend Foyn, soll gute Geschäfte machen. Er lag übrigens nur ausnahmsweise hier vor Anker: das Reich seiner Thätigkeit liegt viel weiter nördlich, nach Grönland hinüber. Das Hauptgeschäft in Eskifjördr ist der Häringsfang und der Handel mit Doppel-Kalkspath.

Eskifjördr. (Nach einer Skizze des Verfassers)

Digitized by Google

Zwei gute Landungsbrücken führten ans Ufer, wo geräumige Flächen zum Trocknen der Fische sowohl geebnet als mit Steinen belegt waren. Daneben befanden sich ansehnliche Lagerschuppen, alles mehr geschäftsmäßig angelegt und geordnet als an anderen Küstenorten. Die zahlreiche Mannschaft eines norwegischen Fischerbootes war eben in voller Thätigkeit. Unter Absingen einer einförmigen Strophe, die aber sehr kraftvoll und gedehnt vorgetragen wurde, refften sie ein gewaltiges Netz ein. Das Lied soll frommen Inhalts, ein Gebet um gesegneten Fang sein. Ich dachte unwillkürlich an den wunderbaren Fischfang und dessen herrliche Darstellung durch Raphael: so ernst und feierlich ging der Fang vor sich.

Es ist merkwürdig, daß die Isländer selbst sich mit dem Häringsfang verhältnißmäßig nur wenig abgeben. Der werthvolle Fisch, dieses gewöhnliche Gericht an nordischen Mahlen, diese Abstinenzspeise der Klöster und frommen Familien, diese Hausmedicin bekaterter Studenten, kommt um die ganze Küste, besonders in einzelnen Fjorden, in reichlichster Menge vor. Die fremden Fischer können seiner nicht massenweise habhaft werden, da sie nur in einiger Entfernung von der Küste auf offenem Meere fischen dürfen. Allein die Isländer fasten nun einmal nicht, weil sie keine Katholiken sind, und kneipen auch nicht, weil sie keine deutschen Studenten sind — und zur Mahlzeit ziehen sie meist andere Fische vor, den Lachs und die Forelle, welche ihre Flüsse und Seen reichlich liefern, den Dorsch oder Kabliau, den Lang- und Schellfisch, welche an der ganzen Küste herum am meisten mit der Angelschnur, schon weniger mit Leinen und Netzen gefangen werden. Bei weitem die Hauptsache ist aber der Dorsch. Der Dorsch ist es, der in den Küstenorten meist die Hauptmahlzeit ausmacht, der getrocknet als „Stockfisch“ (harðr fiskr) oder gesalzen als „Klippfisch“ (saltfiskr) in großen Bündeln, die wie Reisigbündel aussehen, fast Tag für Tag von den Ponies aus den Küstenplätzen nach dem Innern des Landes getragen wird, der auf diese beiden Arten zubereitet und zudem noch als „Tonnenfisch“ (saltaðr þorskr) an den Handelsplätzen auf die Schiffe verpackt wird. Er ist nebst dem Hammelfleisch zugleich der wichtigste Ausfuhrartikel und die Hauptnahrung des gemeinen Mannes. Am meisten wird er nach Spanien und Dänemark ausgeführt, aber auch in England ist wenigstens der isländische Klippfisch beliebt geworden und wird gut bezahlt.

Weshalb die Isländer den Häring weniger schätzen, weiß ich nicht. Ganz frisch, wie wir ihn auf der Fahrt wiederholt auf die Tafel bekamen, schmeckt er ganz ausgezeichnet, viel besser, als wenn er schon die lange Reise vom Norden nach dem Süden gemacht. Aber es ist nun einmal so. Die Isländer haben den Häringsfang fast ganz den Norwegern überlassen, welche zahlreich, besonders an die Ostküste herüberkommen, sich das Bürgerrecht erwerben und nun berechtigt sind, die Netzfischerei in den Fjorden selbst zu betreiben. Am meisten blüht sie in dem Seyðisfjörðr, den wir zuletzt be-

sucht, und hier im Eskifjördr und der damit verbundenen Hauptbucht, dem Reidarfjördr. Die Isländer stehen sich dabei nicht schlecht, da die Fischer den Grundeigenthümern vier Procent von ihrem Fangertrag, der isländischen Staatskasse aber 25 Oere (28 Pfennig) per Tonne entrichten müssen. Im Jahre werden zwischen hundert- und zweihunderttausend Tonnen ausgeführt, und so ergibt diese Steuer einen ansehnlichen Beitrag zu den Einnahmequellen der isländischen Staatsverwaltung.

Der Walfischfang wird von den Isländern ebenfalls nicht geschäftsmäßig betrieben, wie einst von den Holländern, jetzt von den Schotten und Norwegern. Nur wenn sich ein solches Meerungeheuer gelegentlich in einen der Fjorde verirrt, laufen die Leute zusammen und nützen es aus, sowohl Leber und Speck, als auch jene Lagen, die sich zwischen dem Speck und dem eigentlichen Fleisch befinden, und abgekocht und in saure Molken oder Essig gelegt eine genießbare Speise bieten. Auch auf den Fang des Grind oder „Meerschweins", den die Färinger sehr eifrig betreiben, verlegen sich die Isländer nur gelegentlich und selten.

Vom Strande erheben sich die Hügel auch nordwärts ziemlich steil, sind aber im Gegensatze zum Südufer des Fjords weit hinauf mit niedrigem Pflanzenwuchs bestanden. Wir kletterten ein paar hundert Fuß hinan, bis zu einem Wasserfall, der von dem obersten Hügelkamme erst in senkrechtem Sturze über schwärzliche Basaltwände hinabtoste, dann, sich mit einem andern Gießbach vereinigend, über eine zweite Terrasse hinabbrauste, darauf sich theilte und auf schiefer Ebene weiterschoß, bis er nach mehreren anderen Brausewasserkünsten sich endlich im Thale unten beruhigte. Die gesammte Cascade mochte etwa eine Höhe von 100 m haben. Die obere Partie war ein prächtiges Landschaftsstück. Auch die Aussicht auf die beiden Fjorde schien mir sehr malerisch, als ich es versuchte, eine Skizze davon zu entwerfen. Beim Hinaufsteigen hatte ich den Einfall, mir von den Pflanzen unterwegs einen Strauß zu sammeln. Er fiel bedeutend reicher und farbenschöner aus, als ich vermuthet hätte. An den Felspartien standen Zwergweiden und Zwergbirken, wie sie den sogen. isländischen Wald zu bilden pflegen; an den Bächen aber, die von den Felsen herabrieselten, fanden sich viele Wasserpflanzen. Aus den zierlichen Blätterbüschen der Weiden schauten deshalb viele kleine Blumengesichtchen freundlich heraus.

In schönem Blau prangte die Kreuzblume Polygala vulgaris und die Glockenblume Campanula rotundifolia, in lieblichem Hellroth das gesellige Heideblümchen Calluna vulgaris, in lebhaftem Gelb der Herbstlöwenzahn Leontodon autumnalis, das blütenreiche Habichtskraut Hieracium floribundum, das echte Labkraut Galium verum, in zartem Gelbgrün die Orchidee Coeloglossum viride. Der gefüllten achtblättrigen Silberwurz Dryas octopetala gesellte sich die Pinguicula vulgaris (Fettkraut) und die Veronica officinalis (Ehrenpreis), beide auf Island sehr verbreitet, von

Cerastium alpinum (Alpen-Hornkraut) die Variation lanatum, dann der sternförmige Steinbrech Saxifraga stellaris, der Schafklee Trifolium repens. Wie an allen Fjorden zierte auch hier Parnassia palustris (das weiße Leberkraut) die feuchten Wiesen. Geum rivale (die Ufer-Nelkwurz) ließ sich von dem spritzenden kleinen Gießbach das noch frische nickende Köpfchen befeuchten, während der Wald-Storchschnabel Geranium silvaticum am Verblühen war. Sehr kräftig stand an der Berghalde die Alpen-Rauschbeere Empetrum nigrum mit ihrer schwarzen, bereits genießbaren Beere (Kraekiber). Von Gentianen fand sich hier Gentiana campestris, während uns anderwärts auch Gentiana amarella, tenella, aurea, nivalis begegnete. Im feuchten Thalgrund fügten sich noch die Tofieldie Tofieldia borealis, das Alpen-Frauenkraut Alchemilla alpina, ein kleines weißes Polarpflänzchen Koningia islandica und die Bach-Montie Montia rivalis dem Strauße bei. In der Nähe der Häuser fand sich dieselbe falsche Kamille, Chrysanthemum inodorum, welche in Reykjavík überall an allen Erddämmen und Gartenzäunen zu sehen ist und nicht selten auch die Dächer der Bauernhäuser tapezieren hilft.

Soviel theilte mir P. von Geyr über die botanische Bedeutung meines Straußes mit. Bellis perennis, das Tausendschöndchen, vermißte er hier wie überall, und fand es sonderbar, daß gerade diese sonst allergewöhnlichste Pflanze, wie auch der Spatz, der Straßenjunge unter den Vögeln, ihm in Island nirgends begegnete. Sonst stimmt die Flora von Island im allgemeinen mit derjenigen des nördlichen Skandinaviens, während das benachbarte Grönland schon viele amerikanische Pflanzen aufzuweisen hat. Die größte und wichtigste Krautpflanze Islands ist die echte Engelwurz, Archangelica officinalis, isländisch Hvönn (pl. Hvannir), welche sowohl roh als gekocht genossen und in kleinen Gärten gezogen wird. Sie spielt auch im Volksaberglauben ihre Rolle und ist von den Dichtern verherrlicht worden.

Es war 8 Uhr abends geworden, und wir waren von dem Wasserfalle, den ich zu Ehren des „Schulze“ in Berlin den „Schulzefoß“ nannte, ins Thal herabgestiegen, als zu unserer großen Freude unsere beiden Gefährten, Graf und Professor (wie sie auf dem Schiffe gewöhnlich genannt wurden), in strammem Trab daherritten. Sie hatten abermals eine ordentliche Strapaze bestanden, ohne eigentlich viel Neues zu sehen. Der Führer war stark angetrunken, die Pferde zwar an sich gut, aber vom vorigen Tag her abgerackert. Für Pferde und Führer mußte jeder 14 Kronen entrichten. Auf dem fast zehnstündigen Ritte (von morgens 10 Uhr bis abends 8 Uhr) trafen sie bloß drei Höfe, in denen kaum etwas Ordentliches zu haben war. Die Wege waren schlecht. Auf der Paßhöhe geriethen sie eine Zeitlang in Schneegestöber. Gegen den Eskifjördr hin kamen sie an einem Wasserfall vorbei, welchen Graf Waldburg als ziemlich bedeutend schilderte. Sie stiegen ab und fanden eine Grotte, welche sich unmittelbar unter dem Fall wölbte und von welcher aus der tosende Sturz sich sehr gewaltig ausnahm.

Nachdem wir wieder alle beisammen waren, besuchten wir den Kaufmann Tullinius, den angesehensten Mann in Eskifjördr. Er besaß früher einen Theil der Kalkspathlager daselbst und war für den übrigen Theil derselben Pächter der Regierung, bis ihm später, 1872, die Regierung die ganze Mine für 16000 Kroner abkaufte.

Die doppelte Strahlenbrechung der Spathkrystalle wurde schon 1669 von dem dänischen Gelehrten Bartholin entdeckt, was veranlaßte, daß bereits von dieser Zeit an in Island nach denselben gegraben wurde. Sie wurden indes nur in ganz geringen Mengen ausgeführt. Erst 1850 ließ der im Seydisfjördr wohnhafte Kaufmann Thomsen eine eigentliche Mine anlegen, deren Besitz durch mehrere Hände ging und einigen, wenn auch nicht sehr hohen Ertrag gewährte. Für einen schön durchsichtigen Krystall erhielt Herr Tullinius z. B. in London 100 Pf. Sterl. Doch war die größere Menge des gewonnenen Spathes entweder undurchsichtig oder wegen verschiedener Fehler zu optischen Zwecken unbrauchbar und deshalb von nur geringem Werthe. Der Vorrath ganz transparenter oder wegen besonderer Formation merkwürdiger Exemplare, welchen uns Herr Tullinius zeigte, war ziemlich groß. Ein Stück hatte gerade in der Mitte der Achse einen hellen Wassertropfen, ein anderes eine Nadel. Beide waren für optische Zwecke unverwendbar; aber als Raritäten schlug sie der Herr doch so hoch an, daß er sie für unverkäuflich erklärte. Andere Stücke bot er zu 60 bis 80 Kroner, andere zu geringeren Preisen an. Graf Waldburg und Dr. Keilhack kauften sich Stücke zu 20 Kroner.

Obgleich es kalt war, blieb ich bis tief in die St.-Lorenz-Nacht hinein auf Deck. Zahlreiche Sternschnuppen in der Nähe von Cassiopeia bereiteten uns ein unerwartet schönes Feuerwerk.

11. August.

Das Schiff nahm am Morgen noch an einer andern Station am Eskifjördr Ladung ein und fuhr dann ab. In der Morgenbeleuchtung sah die Fjordlandschaft, wie immer, prosaischer, kahler aus. Gegen Mittag waren wir schon an der äußern Küste, wo die gewaltige Brandung an den Uferfelsen ein großartiges Schauspiel bot. Während dasselbe langsam entschwand, tauchten hinter dem dunkeln Uferstreifen immer größere Schneelager auf. Schwere Wolkenberge lasteten darüber. So glich der letzte Blick auf Island ziemlich dem ersten: eine schneebedeckte Felsenburg zwischen dem dunkeln Meer und einem trüben, winterlichen Himmel.

Eine ernste Wehmuth erfaßte mich, wie bei einem Abschied auf Nimmerwiedersehen. Ich muß gestehen: ich habe in den wenigen Wochen, die mir auf diesem merkwürdigen Eilande zuzubringen vergönnt war, Land und Leute herzlich liebgewonnen. Jedermann wird das aus den kurzen Skizzen herausfühlen, die ich von meinem leider nur so kurzen Aufenthalte entworfen.

Island ist in allen Stücken der gerade Gegensatz des wonnigen, sonnigen Südens. Doch wie die wunderbaren Herrlichkeiten des Hochgebirges, flößt seine einsame großartige Natur unwillkürlich Zuneigung und Begeisterung ein. Ehrwürdig ist ein Volk, das im Kampfe mit den größten Entbehrungen und Leiden solchen Muth bewährt hat wie das Volk von Island, das die heiligen Erinnerungen seiner Vergangenheit mit so heldenmüthiger Treue bewahrt hat, das nach allen Umwälzungen des heutigen Europa in der Mehrheit seiner Bürger noch christlich denkt und fühlt. In seinem Kampfe um berechtigte Freiheit und Selbständigkeit hat es eine Ausdauer und Mäßigung an den Tag gelegt wie wenige andere Völker. In seiner Geistesbildung ist es ruhig auf der Bahn der Ueberlieferung vorangeschritten, hat sich aber wohl gehütet, die literarischen und geschichtlichen Schätze seiner Vergangenheit gegen das Flittergold moderner Vielwisserei einzutauschen. Die vorchristlichen Sagen und Geschichten haben sich in der ehrwürdigen, fast unveränderten Volkssprache neben den Erinnerungen des katholischen Mittelalters lebendig erhalten, und die friedliche Verschmelzung des christlichen mit dem germanischen Geiste ist noch heute die Grundlage des Volkslebens geblieben. Die Glaubenstrennung hat dieses Band nur zum Theil zu lösen und zu lockern vermocht, die französische Revolution hat keinen tiefern Einfluß auf das innere Leben erlangt. Mochten vereinzelte Isländer sich im Auslande an die Freuden und Leiden der Hypercivilisation gewöhnen: der echte Isländer bewahrt ein unvertilgbares Heimweh nach seiner Insel im Herzen. „Nur im Nord ruht sein Magnet.“ Es liegt etwas Großes, Ideales in dieser Liebe zur altehrwürdigen, geschichtlichen Heimat, und so möge denn diese Wanderbilder ein Lied Benedikt Gröndals beschließen, das diese Heimatliebe in begeisternder Weise ausdrückt:

Nordwärts zieh' ich breite Pfade
Mit des Dampfes Flammendrang,
Schneller als nach Flut und Regen
Fliegt ein Schiff den Fluß entlang.
Städte, Burgen flie'hn vorüber
Zahllos: ohne Ruh' und Rast
Dreht sich, gleich des Erdballs Kreisel,
Der Maschine Eisenlast.

In des Südens stolzen Sälen
Sah ich Ros' und Lilie blüh'n,
Stolze Männer, holde Frauen,
Lieblich war ihr Wort und kühn;
Von den himmelhohen Thürmen
Scholl der frohe Stundentanz,
Von den goldgeschmückten Wänden
Strahlte heller Lichterglanz.

Doch indes die Pracht ich schaute,
Standest du im Silberkleid

„Südfahrt“ (Sunnanför) von B. Gröndal.

Vor mir, schimmernd, schneegegürtet,
Eisgekrönte Heldenmaid.
Lieber will bei dir ich wohnen,
Heimat, als in fremdem Glanz,
Lieber bei dir einsam träumen,
Als mich dreh'n im leichten Tanz.

Niemals wird die Sonne tagen,
Da ich nicht gedenke dein,
Hehre, schöne Asentochter,
Mit dem Brauthelm licht und rein,
Mit dem Schleier, zart gewoben
Aus Krystall und weißem Schnee,
Feuerglut im tiefen Busen
Trotz der eisumwogten See.

Herrlich taucht die Morgensonne
Deine Bergeswelt in Glut,
Ihre Runenschrift, die gold'ne,
Abends auf dem Meere ruht.
Magst du auch zum Meere eilen
Jeden Abend, schöner Strahl,
Lebst am Himmel meiner Seele
Du bei Tag und Nacht zumal.

Ruf' vom Grabe deinen Söhnen,
Saga, die Vergangenheit,
Ihren Zauber, ihre Schätze,
Ihrer Helden Herrlichkeit,
Daß sie steh'n und kämpfen mögen,
Nie ermattend halten Stand,
Nimmer dulden, daß der Fremde
Heil'ge sich das gute Land.

Wann wird uns die Stunde schlagen,
Wo der Knechtschaft Nacht zerfließt,
Wo der Blumen schönste Fülle
Aus dem freien Boden sprießt?
Ja, der Tag, er wird erwachen,
Wo das Recht zum Scepter greift,
Und der Tag wird dann erst enden,
Wenn mein Volk zum Grabe reift!

---

22. Von Island nach Norwegen.

Das war in alten Zeiten keine ungewöhnliche Fahrt, als noch die Seedrachen der Normannen alle Meeresküsten unsicher machten vom Nordcap bis zum Goldenen Horn in Konstantinopel oder Mikligard, wie es damals hieß. Norwegen war für die Isländer jener Zeit nicht bloß ihr eigentliches Heimat- und Stammland, mit dem hundert Erinnerungen und gemüthliche Beziehungen sie noch verbanden: es war auch das nächste Stück des europäischen Continents, das sich von ihrer Felseninsel aus in wenigen Tagen erreichen ließ. Da wohnte ihr Primas, später auch ihr König. Von da kamen noch immer Bischöfe, Priester, Mönche herüber. Throndhjem und Bergen waren die nächsten Handelsplätze, an denen man sich die nothwendigsten Lebensbedürfnisse holen mußte, auch Weizen und Wein zum Opfer der heiligen Messe. Helden und Skalden, Gelehrte und große Männer gehörten durch ihr Wirken vielfach beiden Ländern zugleich an. Während die ganze ältere skandinavische Cultur hinüber nach Island wanderte, kamen später Isländer nach Norwegen zurück und wurden die ersten und größten Geschichtschreiber des norwegischen Volkes.

Heute ist das alles ganz anders geworden. Nur die Ostküste von Island wird noch häufig von norwegischen Fischern besucht. Sonst ist Island eben dänische Kolonie, und aller regelmäßige Postverkehr geht über Kopenhagen. Weder im Seydisfjördr noch im Eskifjördr war ein Handelsschiff, das bald nach Norwegen abzugehen gedachte. So blieb uns nichts übrig, als den Heimweg wieder über die Faröer zu nehmen und, wie einst die Vikinger, dann die britannischen Küsten heimzusuchen. Unlieb war es mir im Grunde auch gar nicht, die merkwürdige Inselgruppe noch einmal zu sehen, welche schon im Mittelalter die Hauptstation zwischen Island und Norwegen bildete. In ihrem Klippenlabyrinth hat mancher verwegene Seeräuber Leben und Raub eingebüßt; an ihren Gestaden hat aber auch mancher Mönch und Bischof friedliche Rast gefunden, wenn er von Bergen oder Throndhjem gen Island fuhr.

Wir trafen sie diesmal in ganz anderer Beleuchtung als das erste Mal, fast frei von Gewölk, im Sonnenglanze eines wunderherrlichen Tages. Während des Vormittags tauchten sie als dunkler Streifen über dem weiten, einsamen Meere auf, von jedermann mit Freude begrüßt, obwohl wir erst dreißig Stunden unterwegs waren. Langsam traten dann die Höhen der

mittleren Inseln deutlicher hervor, der Slattaretindur auf Oesterö und der Skjalingfjeld auf Strömö; die niedrige Insel Mygenäs schied sich klar von dem noch unentwirrten Complex der übrigen; endlich ließen sich auch diese an der Richtung ihrer Höhenzüge genauer erkennen. Wir hatten die ganze Nordfront der wild zerklüfteten Felsengruppe vor uns und fuhren durch das breiteste ihrer Thore, zwischen den Inseln Kalsö und Oesterö, in das zackige Gewirre hinein. Sei es, weil kein Gewölke mehr die kahlen, melancholischen Bergeshöhen umhüllte, sei es, daß die noch frische Erinnerung an die isländischen Küstenbilder den Eindruck dämpfte: die ganze Inselgruppe kam mir jetzt kleiner und niedriger vor, die Felsen kahler und melancholischer; um so freundlicher dagegen die kleinen grünen Thalmulden, die sich dazwischen betteten, und die Gehöfte und Dörfchen, welche dieselben schmückten. Gegen 4 Uhr abends hatten wir schon wieder das offene Meer nach Osten vor uns und bogen nach kurzer Fahrt um die Südspitze der Insel Oesterö in den kleinen Sund ein, welcher die Inseln Strömö und Naalsö trennt. Etwa um 5 Uhr warfen wir vor Thorshavn die Anker. Es war ein prächtiger Sonntag Abend; die Schiffe im Hafen und die Factoreien waren beflaggt, die Färinger, welche sich alsbald in Nachen an das Dampfboot drängten, in sonntäglichem Staat. Auch unser früherer Lootse, der wackere Zacharias, war unter ihnen, schüttelte uns freudig die Hand und brachte uns flink ans Ufer. Er war diesmal nicht zugeknöpft, sondern trug ein sonntägliches, wohlgestärktes Hemd von tadelloser Weiße zur Schau.

Gleich bei der Landung erhielten wir die betrübende Nachricht, daß einer der Katholiken, welche wir vor sieben Wochen besucht, der schon damals kranke Paul Jensen, gestorben sei. Die heilige Communion, die ich ihm in seiner armen Fischerhütte gereicht, war die letzte seines Lebens gewesen. Manche der Protestanten drangen nach seinem Tode alsbald sehr lebhaft in den Propst von Thorshavn, daß er die Gelegenheit benützen möchte, um den „Abtrünnigen“ recht ostensiv lutherisch zu beerdigen und so wenigstens im Tode wieder zu annectiren. Ganz konnte der Propst diese Zumuthung nicht von sich weisen. Paul mußte beerdigt werden, und man konnte die Leiche nicht aufbewahren, bis wir von Island zurückkämen. Der Propst übernahm also die Bestattung, mied aber dabei alles, was darauf hindeuten konnte, daß er den Verstorbenen noch als Mitglied seiner Gemeinde betrachtete, sagte vielmehr den Leuten, daß wohl in kurzem katholische Geistliche von Island her kommen würden, um dem Verstorbenen nach seinem Ritus die letzte Ehre zu erweisen. Schöner und freundlicher konnte er nicht handeln. Da der Capitän uns gesagt hatte, daß wir erst des andern Morgens 11 Uhr abfahren würden, so schickten wir alsbald Boten an die Wittwe des Dahingeschiedenen und an den braven Schmied Jakob, damit sie sich morgens in der Frühe zur Einsegnung des Grabes einfinden möchten. Ein Spaziergang am Ufer führte uns zu dem Hause des Propstes. In demselben wohnte

an die dreißig Jahre bis vor kurzem die Wittwe eines Schiffscapitäns, welcher bei einem Sturme seinen Tod in den Wellen gefunden hatte. Sie konnte von ihrem Fenster aus die Stelle sehen, wo er unterging. Alle Versuche, sie fortzubringen und durch Wohnungswechsel zu zerstreuen, waren umsonst. Ihr einziger, wehmüthiger Trost war es, auf die Klippen und in die Wogen hinauszustarren, welche einst alle Träume ihrer Jugend, ihr erstes Lebensglück und dessen Hoffnungen verschlungen hatten.

P. von Geyr besuchte den Propst, der sich sehr freundlich erwies. Wir stiegen noch weiter an die Felshügel hinan, welche die kleine Bucht von Thorshavn einschließen.

Als wir von unserm kleinen Spaziergang zurückgekehrt waren, traf vom Schiffe die unwillkommene Botschaft ein, daß wir schon um Mitternacht weiterfahren müßten. Die beabsichtigte Todtenfeier für den verstorbenen Paul wurde dadurch zur Unmöglichkeit. Es ließ sich nun nichts thun, als in aller Stille noch am Abend das Grab einzusegnen und für die gute Seele an demselben zu beten. Als Herr Hansen und Dr. Schweitzer davon hörten, sprachen sie alsbald den Wunsch aus, uns begleiten zu dürfen. Die nöthigen Paramente und Weihwasser hatten wir schon zur Hand, und so zogen wir denn abermals hinaus in der Richtung nach dem Missionshaus hin, wo ziemlich nahe beim Gestade der kleine Kirchhof von Thorshavn sich am Hügelabhang ausbreitete. Ein paar Färinger, die uns dahin gehen sahen, schlossen sich neugierig an. Es war spät geworden, ungefähr 10 Uhr. Der Mond schimmerte über dem Sunde, der träumerisch zu unseren Füßen lag, und über die melancholischen Felshügel der Insel. Ich fühlte mich tief ergriffen, als ich, mit Rochette und Stola angethan, auf dem lutherischen Friedhofe stand, an dem Grabe des ersten katholischen Färingers, der hier seit den Zeiten der Reformation wieder eine geweihte Ruhestätte erhalten sollte — am Grabe eines armen Fischers, den ich nur einmal im Leben gesehen, der mir aber als Katholik Freund und Bruder war. So freundlich lautete das Gebet: „Herr, durch dessen Erbarmen die Seelen der Gläubigen ruhen, würdige dich, dies Grab zu segnen, und gib ihm deinen heiligen Engel zum Hüter, und befreie die Seelen derjenigen, deren Körper hier begraben werden, von allen Banden der Sünden, auf daß sie in dir stets mit deinen Heiligen ohne Ende sich freuen mögen.“ Dann das erhabene Benedictus und die tröstliche Antiphon: „Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubt, der wird, wenn er auch gestorben sein wird, leben, und jeder, der lebt und an mich glaubt, wird nicht sterben in Ewigkeit.“ Ein Kreuz konnten wir unserm guten Paul in diesem Augenblick nicht auf die letzte Ruhestätte pflanzen, weil alles so plötzlich gekommen war; aber wir konnten sie wenigstens durch Weihwasser mit dem heiligen Siegeszeichen bezeichnen. P. von Geyr sprach dann einige Worte der Erinnerung an den Dahingeschiedenen, und wir beteten etliche Vaterunser auf Dänisch für seine Seelen-

ruhe. Unsere nichtkatholischen Freunde waren von der schlichten Ceremonie und den schönen Gebeten der Kirche sichtlich gerührt. Dr. Schweitzer sagte später, dieser Abend sei ihm der merkwürdigste auf der ganzen langen Reise gewesen. Ich glaube, daß viele Nichtkatholiken ähnliche Eindrücke empfinden würden, wenn sie dem katholischen Gottesdienst mitunter ernst und aufmerksam folgten. Aber es gehört eine gewisse Stille und Ruhe dazu, welche man im Gewühle des großstädtischen Treibens nur zu leicht verliert. Mir selbst hat die feierliche Stille jenes Abends und der einsame Friedhof an dem fernen Inselstrand einen unvergeßlichen Eindruck hinterlassen.

Es wurde gegen Mitternacht, bis wir wieder ans Schiff kamen, welches um 4 Uhr morgens die Anker lichtete. In der Frühe des nächsten Morgens befanden wir uns zwar noch auf den Faröern, aber nicht mehr am Gestade von Strömö, sondern in einer geräumigen Bucht der südlich gelegenen Insel Suderö, Trangisvaag genannt. Es wurde hier viel ein- und ausgeladen; wir hatten Zeit, eine Höhe zu ersteigen, von der sich Insel und Meer zum Theil übersehen ließ. Die Elemente der Scenerie waren dieselben, wie bei den anderen Inseln; doch ist Suderö bedeutend niedriger, und an den von uns durchfahrenen Sunden war, Klacksvik abgerechnet, nirgends ein so wohlgeschützter Hafen zu treffen. Die Bucht glich einem Felsenthal im Hochgebirge, wo der Baumwuchs aufhört. Zwischen den verwetterten Klippen eingefangen, war das Meer fast so ruhig wie ein See. Am Eingange der Bucht thürmte sich eine kahle Felseninsel auf, schmal genug, um noch freien Ausblick zu gewähren. Die kleine Ortschaft bestand aus meist wohlgebauten Fischerhütten und Bauernhäusern, zwischen denen einige Factoreien sich stattlicher breit machten. Das mit Gras bewachsene Dach des Kirchleins trug einen Dachreiter. Die wohlgetheerten Factoreien am Gestade hatten weite Vorplätze zum Trocknen und Salzen der Fische, womit eine Anzahl Mädchen eben beschäftigt war. Man sah gleich, daß geschickte Kaufleute hier etwas Organisation in den Fischfang gebracht hatten. Ein Herr Jacobson aus Kopenhagen, der mit uns fuhr und dessen Factorei im Seydisfjördr (Island) wir gesehen hatten, zeigte uns auch hier eine solche, die ihm gehörte.

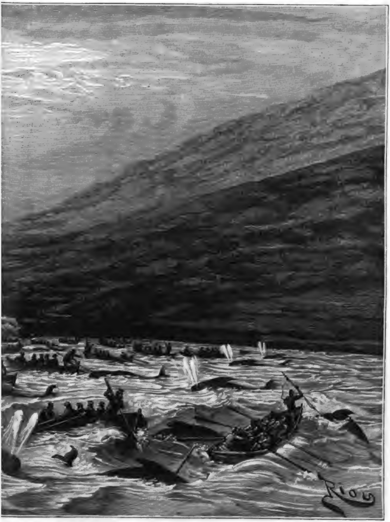
P. von Geyr, welcher früher wiederholt die Faröer besucht und sich wochenlang dort aufgehalten hatte, um den wenigen verlassenen Katholiken daselbst die Tröstungen unserer heiligen Religion zu spenden, war mit diesem einförmigen Fischerleben sehr genau vertraut und wußte uns alle Einzelheiten desselben eingehend zu schildern. Er war nicht nur bei dem gewöhnlichen Fischfang mit dabei gewesen, sondern auch bei dem sehr schwierigen Vogelfang auf den steilen Hämmern, und bei dem Grindfang, welcher bis dahin die Hauptspecialität der Färinger ausmachte, aber zu deren großem Leidwesen in den letzten Jahren immer mehr abnahm.

Der Grind ist eine Delphinart (Delphinus globiceps), die in großen Heerden den nordischen Archipel besucht. Er ist glänzend schwarz und wird

Fang des

Digitized by Google

Zu Seite 412.

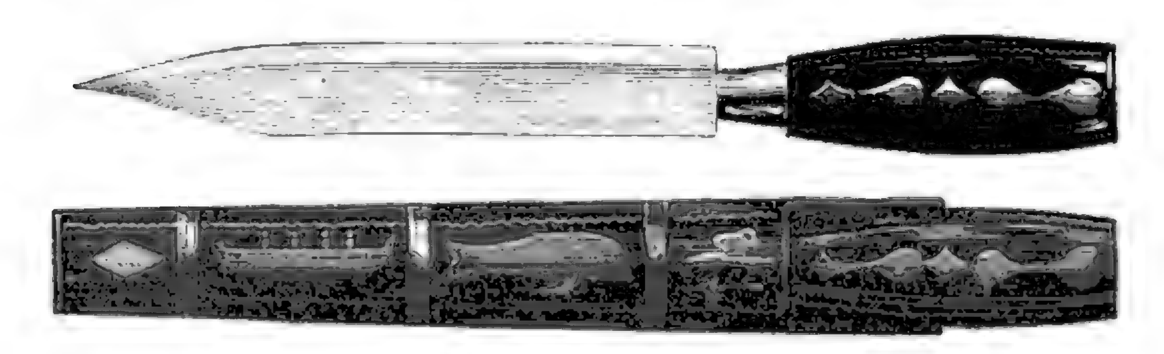


rindwals.

Digitized by Google

6 bis 7 m lang; das Maul ist nicht spitz, wie bei den anderen Delphinen, sondern tritt gar nicht von dem dicken, runden Schädel vor. Die Ankunft einer solchen Heerde ist für die Insulaner das größte Ereigniß, das es gibt. Wie der Blitz geht die Nachricht davon von Hütte zu Hütte, von Ort zu Ort. „Grindabod! Grindabod!“ tönt es von einer Landzunge zur andern über das Meer dahin. „Grindabod!“ rufen sich die Nachbarn zu und holen in der Stube die großen Messer, welche man für diese Seeschlachten bereit hat. Vater und Sohn bewaffnen sich damit und eilen ihren Kähnen zu, während die Kinder ihre blonden Lockenköpfchen zum Fenster hinausstrecken und den Forteilenden nachrufen: „Grindabod!“ Bald stoßen die Kähne vom Ufer, sammeln sich und fahren in Schlachtlinie aufs Meer hinaus, um die Delphinheerde zu umzingeln. Eine eintönige Melodie begleitet den Takt der Ruder: ein Gebet, daß Gott reichen Fang verleihen möge.

P. von Geyr kam einmal eben von Hvidenäs nach Thorshavn zurück, als der gewaltige Schlachtruf erscholl und alles Volk zusammenströmte, um sich der Delphine zu bemächtigen. Doch bald kehrten die Fischer traurig



Messer zum Grindfang.

und entmuthigt vom Meere zurück. Ein Kobold, hieß es am Abend, habe den Grind vertrieben: ein schwarzes, vierbeiniges Ungeheuer mit langen Zähnen sei aus den Wogen emporgetaucht und ans Gestade gekrochen. Ohne Gewehre wagten die Leute dem Unthier nicht zu nahen. Doch während sie nach den Häusern liefen, um solche zu holen, machte sich der Unhold aus dem Staube. Der altnordische Gespensterglaube ist unter den Färingern wie unter den Isländern noch ziemlich stark. Vielleicht war das Unthier ein an die Inseln verschlagenes Walroß, vielleicht sahen sie im Schrecken eine größere oder seltenere Robbe für ein Ungethüm an, wozu die Beschreibung freilich nicht stimmte. Ganz enttäuscht sollten die guten Leute doch nicht bleiben. Nach einigen Tagen erscholl wieder der Ruf: „Grindabod!“ Und diesmal gelang es den Fischern, die Heerde richtig zu umzingeln und an ein sogen. Malvaag, d. h. eine flache Uferstelle, zu treiben. Ein paar Dutzend Boote lagen schon bereit, die Leute waren noch von dem früheren Alarm zum Fange gerüstet. Mit bewundernswerther Raschheit und Gewandtheit stachen sie von zwei Seiten her in See und umringten die der

Bucht zutreibenden Wale, welche anfänglich nichts Arges zu ahnen schienen. Bald indes drängten sie sich näher auf einen Haufen zusammen, wurden unruhig und versuchten umzukehren. Doch Steinwürfe und Ruderschläge trieben sie voran, und immer enger schloß sich der Kreis der Boote. Unter wildem Geschrei stürzten sich nun die Jäger auf die nächsten Thiere los, spießten sie mit ihren Harpunen und jagten sie auf den Strand. Ein fürchterliches Gewirre begann. Weithin färbte sich die See mit Blut, während die verwundeten Thiere statt Wasser Blutstrahlen hoch aufspritzten. Wie die Thiere, so rückten auch die Boote wie zum Handgemenge zusammen. Am Strand kam den gehetzten Thieren eine ganze Schaar von Männern entgegen, die mit Stricken, an denen ein eiserner Haken befestigt war, die Beute faßten und ans Land zogen. Andere standen hier schon mit den gewaltigen Messern bereit und schnitten den Thieren die Gurgel durch. Da kannte man die sonst so ruhigen, gemüthlichen Färinger nicht mehr. Mit Blut überspritzt und im Blute watend, hieben, stachen, stießen sie gleich Kannibalen unter wüthenden Rufen wie rasend auf ihre Beute los, und als endlich die ganze Heerde zappelnd, todt oder halbtodt am Ufer lag, begann erst eine Metzelei, die wahrhaft grauenhaft anzusehen war. Alles stürzte jetzt mit den großen Messern auf die erlegten Thiere los, um sie vollends zu tödten, zu zerlegen und auszuweiden. Kein einziges war der Verfolgung entgangen. Der Fang war diesmal nicht sehr groß, bloß 70 Stück. Ein guter Fang darf nicht unter 200 bleiben.

Gewöhnlich sind Kirche und Staat bei dem Grindfang vertreten: die Kirche durch den Prestr, der den Leuten um guten Fang beten hilft; der Staat durch den Sysselmann oder Kreisvorsteher, welcher die Ordnung dabei überwacht und nach vollendeter Schlacht die Vertheilung der Beute vorzunehmen hat. Einen bestimmten Antheil erhält natürlich der Staat, einen andern die Kirche, ebenso die Armen und die Schule. Die Bootsmannschaft, welche zuerst Alarm schlug, erhält einen ganzen Wal, und der Mann, der die Delphinheerde zuerst bemerkte, den Kopf davon. Das übrige wird gleichmäßig vertheilt — Fleisch, Knochen, Speck und alles. Das Fleisch wird sowohl frisch als getrocknet gegessen und soll fast wie Rindfleisch schmecken. Kopf und Eingeweide liefern reichen Thran. Nach einem feierlichen allgemeinen Dankgesang zieht jeder mit seinem Antheil nach Hause und hält ein Festmahl von frisch gekochtem Grindfleisch. Mein Freund fand das Gericht durchaus erträglich. Als Beuteantheil eroberte er sich zwei Schädel für sein Naturaliencabinet in Kopenhagen.

Auf der Insel Suderö wird auch eine andere Art von Delphinen gefangen, die aber nicht heerdenweise, sondern nur paarweise auftritt: der Dögling oder Entenwal (Hyperodon rostratum). Auch die kleinste Delphinart, der Braunfisch oder das sogen. Meerschwein (Phocaena communis), wird auf den Faröern viel gefangen und gegessen, während die Jüten sein Fleisch verschmähen und nur zur Thranbereitung ausnützen.

Dem Vogelfang wohnte P. von Geyr einmal auf der Insel Naalsö bei, welche Thorshavn gegenüberliegt und an deren steilen Felsklüften Tausende und aber Tausende von Seevögeln nisten. Schon vom Boote aus wurde darauf geschossen. Mein Freund vermochte zu keinem festen Schuß zu kommen; einer der Färinger aber puffte in kurzer Zeit zwanzig Vögel herunter: Seepapageien (Mormon arctica oder fratercula), dann die dreizehige oder Winter-Möve (Larus tridactylus) und Seeschwalben (Sterna macroura). Die Insel besteht aus einer schmalen, fruchtbaren Landzunge und einem steilen Felsenhügel von 380 m Höhe. Am Fuße desselben liegt ein freundliches Dörfchen, das den altnormannischen Namen Eide, d. h. Landenge, trägt.

Der Aufstieg war überaus beschwerlich. Die Trapplager, aus welchen sich die Inselberge terrassenartig aufbauen, haben meist einen sehr steilen Abfall und sind von zahlreichen Gießbächen, Wasserrinnen und Schuttbächen durchschnitten. Da gilt es nun, muthig über diese kleinen Bergstürze zu klimmen, während das Geröll bei jedem Schritt zu rutschen beginnt und größere Blöcke hinab zum Strande kollern, dann an dem steilen Felsen hinankletternd sich einen Weg zu suchen und so endlich die Horizontalebene der Terrasse oder des sogen. Hammers zu erreichen. Als man auf der Ostseite dahin gelangt war, wandte sich der Führer, ein gastfreundlicher Bauer aus Eide, nach der Nordseite hinüber. Da fiel der Berg in einer Höhe von etwa 250 m steil nach dem Meere hin ab. Links von diesem Abgrunde mußte man über die Felsen noch weiter emporklettern, bis endlich über den Köpfen der Wanderer ganze Schaaren von Vögeln flatternd umherschwärmten. Da, zwischen den Felsen, meist an ganz unnahbaren Stellen, haben sie ihre Nester angelegt. Um ihnen beizukommen, bedienen sich die Färinger eines kleinen Netzes, das an einer 3 bis 4 m langen Stange befestigt ist. Damit wissen sie, wenn die Vögel an den Felsen vorbeistreifen, so geschickt nach ihnen zu schlagen, daß ein Mann im Tage seine 200—300 Vögel erhaschen mag. Die Jäger lassen einander auch wohl an Seilen über die steilen Felswände herab, um an die tieferliegenden Nester zu gelangen. Diese Jagd ist aber ein gefährliches Ding, schon wegen der Strömungen und Stürme, welche der Jäger überwinden muß, um nur an die sogen. Vogelberge zu kommen; dann wegen der schwierigen Pfade, plötzlichen Bergrutsche und schwindelnden Abhänge, an denen sich meist die Nester befinden. Man hat berechnet, daß in den Jahren 1846—1875 etwa 293 Färinger, meist junge, wackere Bursche, beim Fisch- und Vogelfang ihr Leben gelassen haben. Von 1876—1882 trafen etwa 13 dergleichen Unglücksfälle auf ein Jahr. Im Jahre 1882 allein verunglückten 33 Leute. Es wurde deshalb ein Verein gegründet, um sowohl geeignete Vorsichtsmaßregeln durchzusetzen, als auch die Familien, die von solchen Unglücksfällen betroffen werden, zu unterstützen.

Der Vogelberg auf Naalsö ist ausschließlich von Seepapageien (auch Papageitaucher, Lunde genannt) bewohnt. Es ist ein recht artiger Vogel, von der Größe einer Krickente, mit kurzen Flügeln, dickem Kopf und einem starken Schnabel, der jenem der Papageien ähnelt, doch an der Spitze nicht umgebogen ist. Grelle rothe und gelbe Streifen heben das sonst weiße und schwarze Gefieder.

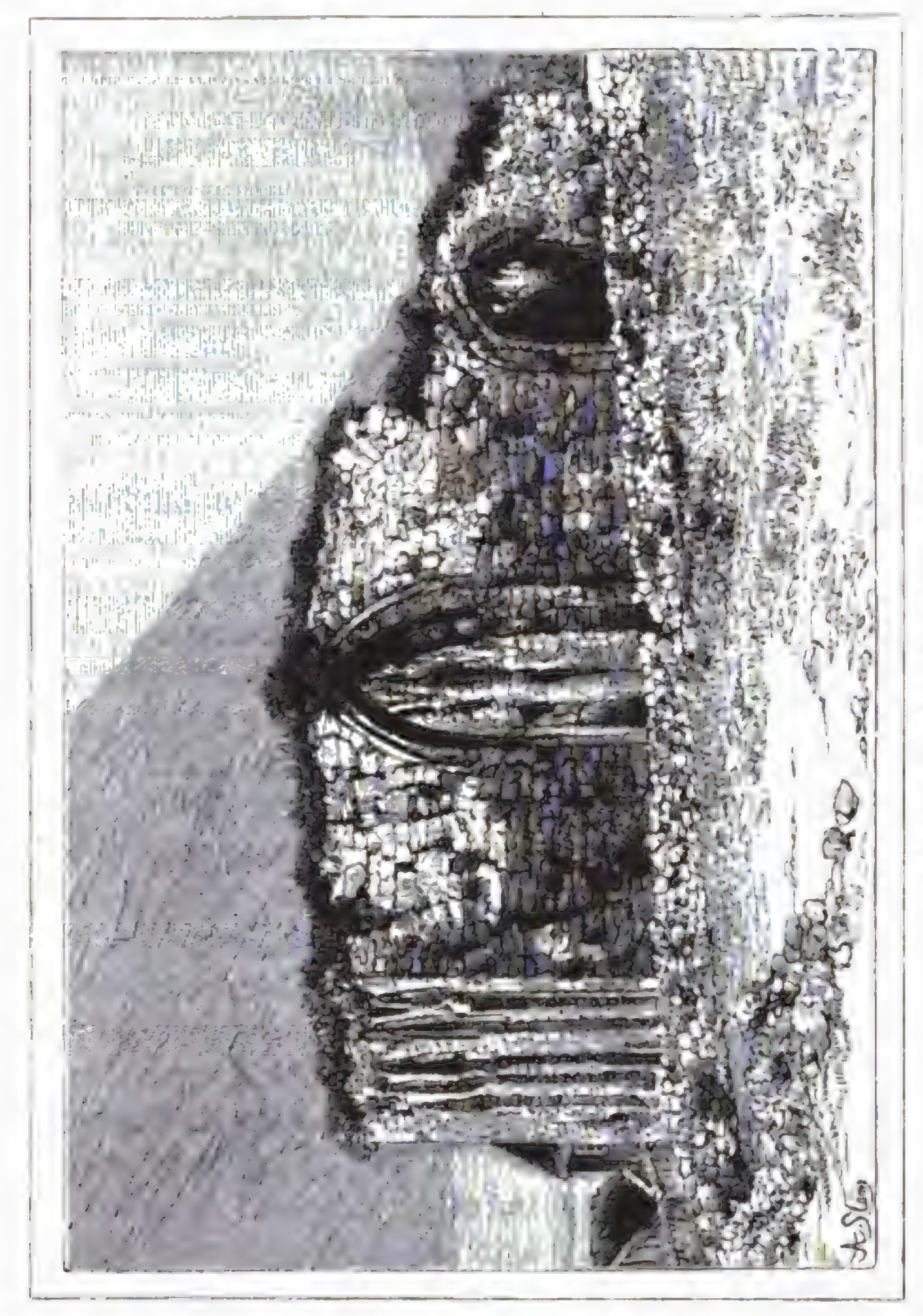
An historischen Merkwürdigkeiten gibt es auf der ganzen Inselgruppe nur eine einzige, die Ruine der bischöflichen Kathedrale von Kirkebö (Kirkjubaer, d. h. Hof der Kirche), an der Südspitze der Insel Strömö. P. v. Geyr besuchte sie in Begleitung des Herrn Bergh, Oberlehrer an der Realschule von Thorshavn, die etwa 40 Schüler zählt. Der alte Bischofssitz befindet sich zwischen dem Strande und einer hohen, jäh abfallenden Felsenwand, welche das Plätzchen gegen den Nord- und Ostwind schützt. Erhalten ist noch ein altes Gehöfte, nach norwegischer Art aus übereinander gefügten, großen Baumstämmen gezimmert, worin einst die Bischöfe gewohnt haben sollen. Erhalten ist ferner eine alte Steinkirche aus dem 11. oder 12. Jahrhundert, welche jetzt als Pfarrkirche dient. Erhalten sind endlich die Ruinen einer größern Kirche, welche Kathedrale werden sollte und eben im Bau begriffen war, als die Glaubenstrennung alle Mittel versiegen ließ und die stattlichen Mauern unbedeckt Sturm und Wetter überantwortete — ein seltsames Denkmal religiösen Eifers und sittlicher Läuterung. Der Bau ist 22 m lang, 6 m breit und an den Seiten 8 m hoch; die prächtigen dicken Quadern sind noch wohl erhalten; auch einige Sculpturen, darunter eine Kreuzigungsgruppe, haben Zeit und Unwetter getrotzt.

Kirkebö gegenüber besuchten die beiden Wanderer einen Holm, d. h. eine kleine Felseninsel, die ausschließlich von Eidergänsen (Somateria mollissima) bewohnt ist. Man hat den Vögeln mit Steinen und Brettern kleine Abtheilungen hergerichtet, damit sie ihre Nester bequemer bauen können. Das nehmen sie denn ganz gemüthlich an, müssen es sich aber auch gefallen lassen, daß man ihnen nach und nach die Daunen stiehlt, womit sie ihr weiches Nest austapezieren. Die brütenden Thiere waren überaus zahm und so in ihr wichtiges Geschäft vertieft, daß sie sich ganz ruhig Kopf und Rücken streicheln ließen. Die Nester waren aber bloß von Weibchen bewohnt. Die Männchen waren schon weiter in den Norden verzogen, wohin ihnen die Weibchen folgen, sobald die Brut flügge ist.

Die Färinger-Geschlechter werden ungefähr in dieselbe Zeit hinaufreichen, wie die isländischen. Die Haupthandlung des ältesten Sagenbuches, der „Färeyinga-Saga", spielt indes erst am Vorabend der Christianisirung, am Schlusse des 10. Jahrhunderts, in der Zeit des Königs Ólafr Tryggvason, der, wie die Saga meldet, nur fünf Jahre regierte (995—1000) und doch fünf Königreiche zum Christenthum bekehrte.

Doch holt die Saga noch weiter aus, und es wären nach ihr die mächtigsten Familien nicht unmittelbar von Skandinavien, sondern von Irland

und den Hebriden herübergekommen. Eine Tochter Thorsteins des Rothen, der seinerseits ein Sohn des Königs Ólafr des Weißen in Dublin und der Audr Ketilsdóttir war, heiratete einen Bauern auf dem Hofe Gata auf Oesterö, und ihr Clan, Götuskegg geheißen, ward fürder der mächtigste auf den Inseln. Snaeúlfr, der sich auf Sandö anbaute, kam von den Sudreyjar (Südinseln, Hebriden) herüber.



Ruinen der Kathedrale von Kirkebö.

Drei der angesehensten Männer, Hafgrimr von Suderö, Thrándr von Gata und Bjarni von Svinö, verbanden sich gegen die zwei Brüder Brestir und Beinir, die einen Hof auf Skuvö und einen andern auf dem großen Dimon besaßen. Brestir hatte eine Christin zur Frau, die Cäcilia hieß, und ein Söhnchen Sigmundr, neun Jahre alt, Beinir eine heidnische „Frille“ Namens Thóra, und ein Söhnchen Thórir, elf Jahre alt. Die zwei Brüder

fielen im Kampfe, Hafgrímr stürzte im Ringen mit Brestir über die Felsen. Thrándr wollte auch die beiden Knaben tödten, aber Bjarni vertheidigte ihr Leben, worauf Thrándr die Sorge für ihre Erziehung übernahm und sie nach Norwegen schickte.

Sigmundr Brestisson ward in Norwegen, wie der ihm gleichalterige König Ólafr Tryggvason, ein echter Vikinger, tapfer, waffengewandt, streitlustig, unerschrockener Abenteurer zur See wie zu Lande. Beim blutigen Tode des Vaters und Ohms hatte Thórir geweint, Sigmundr aber gesagt: „Laßt uns nicht weinen, Freunde, aber uns dessen länger eingedenk sein." Er kam zurück und erkämpfte sich auf den Inseln den Rang eines Höfdings. Obwohl er als solcher zuerst dem Hákon Jarl als Lehensherrn gehuldigt hatte, so gehorchte er doch dem Aufgebot des Königs Ólafr Tryggvason, der ihn, nachdem er in Nidaros (Drontheim) und im Westlande (Norwegen) das Christenthum eingeführt hatte, zu sich beschied. Er traf ihn in Söndermöre, ließ sich taufen und übernahm den Auftrag, die Färinger zu bekehren. Wie überhaupt in Skandinavien, ging es etwas wunderlich naiv zu bei dieser von Staatswegen angeordneten Bekehrung.

„Da nun der Frühling begann," erzählt die Saga, „kam König Ólafr eines Tages ins Gespräch mit Sigmundr und sagte, daß er ihn aussenden wolle nach den Faröer, um das Volk zu ‚christnen', das dort wohnte. Sigmundr suchte sich gegen diesen Auftrag zu entschuldigen, fügte sich aber nachher des Königs Willen. Der König setzte ihn zum Befehlsmann über alle Inseln und gab ihm Lehrer mit, die das Volk taufen und in den nöthigsten Lehren unterweisen sollten. Sigmundr segelte ab, sobald er fertig war, und seine Reise verlief glücklich. Da er nun in die Faröer kam, berief er die Bauern zum Thing nach Strömö; da kamen viele zusammen. Als das Thing versammelt war, stand Sigmundr auf und hielt eine lange Rede, worin er erzählte, daß er drüben in Norwegen bei König Ólafr Tryggvason gewesen sei; dann sagte er auch, daß der König ihn zum Befehlsmann über alle Inseln gemacht habe. Die meisten Bauern nahmen das wohl auf. Darauf sagte Sigmundr: ‚Das will ich auch für jedermann zu wissen thun, daß ich einen andern Glauben angenommen habe und Christ geworden bin, und daß ich Auftrag und Botschaft von König Ólafr habe, alles Volk hier auf den Inseln zum wahren Glauben zu bekehren.' Thrándr antwortete auf seine Rede und sagte, es wäre billig, daß die Bauern diese schwierige Sache unter sich besprächen. Die Bauern sagten, das sei gut gesagt. Sie gingen nun auf die andere Seite der Wiese, und Thrándr sprach nun vor den Bauern, daß es für sie das beste sein würde, stracks die Botschaft abzulehnen, und mit seinen Gründen brachte er sie so weit, daß sie alle eins darüber wurden. Da aber Sigmundr sah, daß alles Volk sich hin zu Thrándr gedrängt hatte, so daß niemand bei ihm zurück war außer seinen Leuten, die schon Christen waren, sagte er: ‚Allzu große Macht habe ich

nun Thrándr gegeben.‘ Darauf schaarte sich das Volk dahin, wo Sigmundr und seine Leute saßen; sie hoben gleich die Waffen empor und schauten nicht friedlich. Sigmundr und seine Leute sprangen auf und gingen ihnen entgegen; da sagte Thrándr: ‚Laßt das Volk sich setzen und nicht so heftig thun; aber das will ich dir sagen, mein Freund Sigmundr, daß wir Bauern hier alle einig geworden sind, auf den Antrag, den du vorbringst, so antworten zu wollen, daß wir in keiner Weise die Glaubensveränderung annehmen wollen, und wir wollen dich auf dem Thing anfallen und dich tödten, so du das nicht aufgeben und dich uns nicht durch Gelübde verpflichten willst, daß du nimmermehr diese Sache auf den Inseln vollführen willst.‘ Da Sigmundr merkte, daß er dieses Mal nichts für den Glauben ausrichten könnte und daß er nicht Macht hätte, mit dem ganzen Volke zu streiten, das da zusammengekommen war, sah er sich genöthigt, das zu geloben, was sie verlangten, mit Zeugenschaft und Handschlag, und damit schloß das Thing. Sigmundr hielt sich während des Winters in Skuvö auf und war sehr unzufrieden, daß die Bauern ihn bezwungen hatten, aber ließ sich doch nichts merken.

„Einst um Frühlingszeit, da die Ströme sehr stark gingen, und das Volk es für unmöglich hielt, auf der See und zwischen den Inseln zu segeln, fuhr Sigmundr von seinem Heim in Skuvö mit dreißig Mann zu Schiffe; nun wolle er, sagte er, eines von beiden versuchen: entweder des Königs Auftrag ausführen, oder entgegengesetzten Falls sterben. Sie steuerten nach Oesterö und nahten sich der Insel spät in der Nacht, ohne daß einer es gewahrte; sie schlugen darauf einen Kreis um den Hof Gata und stemmten eine Stange gegen die Thüre der Stube, worin Thrándr schlief, und brachen sie auf, worauf sie Thrándr ergriffen und herausführten. Da sagte Sigmundr: ‚Das trifft sich nun so, Thrándr, daß das Glück wechselt. Du zwangst mich im Herbst und setztest mich harter Willkür aus; nun will ich gleicherweise dich ungleicher Willkür aussetzen: das eine ist gut, daß du den wahren Glauben annimmst und dich stracks taufen läßt; aber das andere ist, daß du auf der Stelle getödtet werden sollst, und diese Bedingung ist schlimm für dich; denn du verlierst da rasch deine großen Reichthümer und dieser Welt Glück und bekommst dafür der Hölle Qual und ewige Pein in der andern Welt.‘ — Thrándr sagte: ‚Nicht will ich verlassen meine alten Freunde.‘ — Sigmundr bestimmte da einen Mann, um Thrándr zu tödten, und gab ihm eine große Axt in die Hand; aber da er mit erhobener Axt gegen Thrándr ging, sah ihn Thrándr und sagte: ‚Hau mich nicht so hurtig! Ich will erst noch was sagen. Wo ist mein Freund Sigmundr?‘ — ‚Hier bin ich,‘ sagte dieser. — ‚Du sollst gemeinsam Rath schaffen unter uns,‘ sagte Thrándr, ‚und ich will den Glauben annehmen, den du wünschest.‘ — Da sagte Thórir: ‚Hau ihn, Mann!‘ — ‚Nicht soll er also niedergehauen werden,‘ erwiederte Sigmundr. — ‚Das wird dein und deiner

Freunde Tod sein,' sagte da Thórir, ‚sofern er nun entschlüpft.' — Sigmundr sagte, daß man es wagen sollte. Thrándr wurde da getauft zugleich mit seinem Hausvolk von einem Priester. Sigmundr ließ nun Thrándr mit sich bringen, da er getauft war. Seither zog Sigmundr auf allen Inseln herum und ließ nicht ab, bis alles Volk darauf gechristnet war. Im Sommer setzte er darauf sein Schiff in Stand und gedachte nach Norwegen zu fahren und König Ólafr seine Steuern und zugleich Thrándr von Gata zu bringen. Aber da Thrándr das merkte, daß Sigmundr im Sinne hätte, ihn zum König zu führen, bat er ihn, ihm diese Reise zu erlassen. Dieses wollte Sigmundr nicht zugestehen, und sobald Fahrwind war, lichtete er die Anker; aber sie waren nicht weit hinaus aufs Meer gekommen, da traf sie beides: starke Strömungen und ein großer Sturm, so daß sie zurück in die Faröer getrieben wurden, wo das Schiff entzweigeschlagen ward; alle Fracht verloren sie, aber das meiste Volk wurde geborgen. Sigmundr rettete Thrándr und viele andere. Thrándr sagte, daß die Reise nicht gut für sie ablaufen würde, wofern sie ihn gegen seinen Willen mitfahren ließen; aber Sigmundr sagte, daß er gleichwohl mitfahren sollte, unerachtet er keinen Gefallen daran hätte. Sigmundr nahm da ein anderes Schiff und sein eigen Gut, um es dem König anstatt der Abgaben zu bringen; denn er hatte nicht Mangel an fahrender Habe. Er stach nun ein andermal in See und kam jetzt etwas weiter des Weges als zuvor, aber traf wieder starken Gegenwind, der ihn zurück in die Faröer trieb und das Schiff entzweischlug. Sigmundr sagte, es scheine ihm, es sei große Hinderung für ihre Reise. Thrándr sagte, das würde so gehen, so oft er das versuchte, wenn er mitfahren sollte gegen seinen Willen. Sigmundr ließ da Thrándr los auf die Bedingung, ihm einen heiligen Eid zu schwören, daß er den christlichen Glauben haben und halten solle, aufrichtig und treu gegen König Ólafr und Sigmundr sein, keinen Menschen auf den Inseln verhindern oder abhalten wolle, ihnen Treue und Gehorsam zu erzeigen, sondern fördern und ausführen diese Botschaft des Königs Ólafr, und ebenso jede andere, die er ihm auf den Faröern auszuführen gebieten würde; und Thrándr beschwor ohne den mindesten Vorbehalt alles, was Sigmundr ihm vorzulegen ausfinden konnte. Thrándr zog demnächst heim nach Gata, und Sigmundr blieb ebenfalls den Winter über auf seinem Hof in Skuvö. Denn da er das letzte Mal zurückgetrieben wurde, war es schon tief im Spätjahre. Sigmundr ließ da das Schiff, welches am wenigsten beschädigt war, in Stand setzen, und den Winter über war alles ruhig auf den Faröer, und es fiel nichts Bemerkenswerthes vor."

Ein Volkslied, das sich bis heute erhalten hat und noch zum Tanze gesungen wird, schildert die Zwangsbekehrung in etwas anderer Weise. Sigmundr Brestisson zieht darin nach der Insel Svinö, an der Nordwestspitze der Gruppe, überfällt daselbst den Bondi (d. i. Bauer, Gutsbesitzer) Bjarni

im Schlafe und zwingt ihn mit Todesdrohung, den Glauben anzunehmen. Das Lied lautet in färingischem Dialekt (nur wenig vom Isländischen verschieden) und in freier Uebersetzung folgendermaßen:

Nú skàl tàka upp annan tátt,
og sigla norður til Svínoyjar brátt.

Í Svínoy býr ein menskur mann,
Bjarni bondi heitir hann.

Teir vundu upp segl í húnar hátt
og sigldu so til Svínoyjar brátt.

Sjogvarnir bróta sum buðafles,
nú fór hann norður um Mjóvanes.

Sigmundur sigldi um Svínoyjar fjörð,
skútan bognaði sum ein gjörð.

Kastar hann akker á hvítan sand,
firstur steig Sigmundur fótum á land.

Tá ið hann kom í bondans gàrð,
allt lá folk í svövni hàr.

Sigmundur dró út sína kníva smá,
so listuliga letur hann lokur frá.

Eg hàvi ei verið í Svínoy firr,
nú skàl bróta bondans dir.

Ei vitsti Bjarni firr enn tá,
Sigmundur ivir hans herðum stár.

Fljóðið steig í serki fram:
vinn ikki gomlum manni skamm.

Gerið tigum ei tàð skamm,
at tàr drepið gamlan mann.

Vil hann Bjarni kristin verða,
tá skàl eg honum einki gera.

Tàð vàr bondans firsta orð,
hann bàð breiða dúk á borð

Tàð vàr bondans annað orð,
hann bàð bera màt á borð.

Tàð vàr bondans triðja orð,
hann bàð bera dreka à borð.

Hàr vàr baeði gleði og gàman,
Bjarni og Sigmundur drukku sàman.

Tàð vàr teirra gàman í,
teir drukku og dansaðu í dàgar ni.

Tàð gjördi Sigmundur, meðan hann vàr
kristnaði Bjarni og allt bàr vàr. [hàr,

Nun soll anheben der zweite Gesang, [lang.
Wir segeln gleich nördlich noch Svinö ent-

Zu Svinö wohnt ein tapfrer Mann;
Ihn heißet Bjarni Bondi man.

Sie hißten das Segel wohl auf am Mast
Und fuhren gen Svinö sonder Rast.

Es kochte die See wie Fleisch im Topf,
So fuhren sie nördlich um Mjóvakopf.

Sigmundur fuhr um Svinö-Furt;
Es bog das Schiff sich wie ein Gurt.

Er wirft den Anker im weißen Sand,
Zuerst setzt Sigmund den Fuß ans Land.

Und da er den Hof des Bauern traf,
Lag alles Volk in tiefem Schlaf.

Sigmund sein Messerlein zog herfür,
So schlau löst' er den Riegel der Thür.

„Ich war in Svinö noch nie zuvor;
Nun mach' ich auf des Bauern Thor."

Bjarni merkt nichts, was vor sich geht,
Bis Sigmund ihm über den Schultern steht.

Hausfrau aus dem Bette schreit:
„Thu' nicht dem alten Mann ein Leid.

Thu' nicht dir selbst die Schande an,
Zu tödten einen alten Mann."

„Wohlan, will Bjarni nur christlich werden,
So werd' ich ihm machen keine Beschwerden."

Das war des Bauern erster Spruch:
„Breitet auf den Tisch das Tuch!"

Das war des Bauern zweiter Spruch:
„Bringt zu essen uns genug!"

Das war des Bauern dritter Spruch:
„Bringt zum Trinken Glas und Krug!"

Fröhlich und froh waren beide Mannen:
Bjarni und Sigmund tranken zusammen.

Und sollt' es nicht eine Freude sein?
Sie tranken und tanzten Tage neun.

Und das that Sigmund zu jener Zeit:
Taufte Bjarni und all' seine Leut'.

„Nun ging es", meldet die Saga weiter, „mit dem Christenthum auf den Faröern ebenso wie allgemein sonst in dem Reiche der Jarle, daß jeder lebte, wie er wollte; sie selbst aber hielten ihren Glauben wohl. Sigmundr hielt seinen Glauben wohl und all sein Gefolge, und er ließ auf seinem Hofe eine Kirche errichten. Von Thrándr aber wird erzählt, daß er seinen Glauben wirklich bedeutend abgeworfen habe, und alle seine Genossen."

Sigmundr wurde hernach von Thrándr erschlagen und in der von ihm erbauten Kirche begraben. Die Macht des Heidenthums war indessen für immer gebrochen. Es lebte nicht wieder auf. Thrándr selbst lehrte seinen Pflegesohn Sigmundr Leifsson das Vaterunser und anstatt des Credo das Schutzengelgebet:

Ich hab' einen guten Engel.
Nicht gehe allein ich aus;
Meinen Füßen folgen
Fünf Gottesengel.
Bete ich mein Gebet,
Bringen sie es zu Christus;
Sing' ich Psalmen sieben,
Sorgt Gott für meine Seel'.

Als Sigmunds Mutter Thóra äußerte, das sei wohl nicht ganz das richtige Credo, antwortete Thrándr: „Damit steht es so, wie du weißt, daß der Christ zwölf oder mehr Jünger hatte, und jeder von diesen wußte sein eigenes Credo; nun habe ich mein Credo und du dasjenige, was man dich gelehrt, und es gibt gar viele Credos, und es ist dergleichen nicht bloß auf eine Weise recht."

Der Historiker Jörgensen findet in diesem Zug einen Widerspruch zu der sonstigen Charakteristik Thrándrs in der Färeyinga-Saga, der sich indes völlig löst, wenn man annimmt, daß Thrándr zwar lange ein sehr hartnäckiger Heide war, das Christenthum erst nur gezwungen annahm, dann aber es sich schließlich gefallen ließ und so gut betete, als es eben in seinen alten Kopf ging. Wenn Maurer den schönen Spruch eine „Formel zum Besprechen" nennt, so ist dieser Ausdruck offenbar in „Schutzengelgebet" zu verbessern. Ob dieses Gebet der Zeit Thrándrs angehört, oder erst den späteren mittelalterlichen Chronisten der Sage, mag dahingestellt bleiben. Letzteres scheint mir wahrscheinlicher. Jedenfalls haben wir in jenen Versen ein altnordisches Schutzengelgebet vor uns, das weit ins Mittelalter zurückreicht, da die Chronisten immer aus lebendiger Volksüberlieferung schöpften, und das sich auf den Faröer bis herab ins neunzehnte Jahrhundert erhalten hat, wie das schöne Passionsgedicht „Ljómur" des Bischofs Jón Arason und wie die „Lilja" auf Island. Wie die Andacht zur Madonna, so ist auch jene zu den lieben heiligen Engeln

nicht mehr aus jener fernen stürmischen Inselwelt gewichen, nachdem sie einmal davon Besitz ergriffen.

Einen eigenen Bischof scheinen die Faröer erst am Anfang des zwölften Jahrhunderts erhalten zu haben. Als solcher wird Gudmundr genannt (1103 bis 1139), ein milder und freundlicher Mann. Im Winter wohnte er zu Kirkebö, auf einem der besten Gehöfte der Inseln, zu welchem der südliche Theil von Strömö mit 200 Stück Rindvieh und 5000 Schafen gehörte. Den Sommer über fuhr er von Insel zu Insel, um seines Hirtenamtes zu walten. Schon die Holzkirche, welche er zu Kirkebö baute, soll die schönste und stattlichste auf den Inseln gewesen sein. Sie genügte ihm aber noch nicht; er baute eine noch bessere von Stein und weihte sie dem heiligen Martyrer Magnús Jarl, demselben, welchem 1139 Rögnvald Jarl die prächtige Kathedrale zu Kirkwall auf den Orkney-Inseln widmete.

Ueber die reiche Dotation des Bisthums fehlen alle schriftlichen Quellen aus früherer Zeit. Erst nach mehr als fünfhundert Jahren hat der lutherische Pastor J. H. Schröter die mündlichen Ueberlieferungen gesammelt, welche darüber noch unter den Insulanern im Umlauf waren, sie aufgezeichnet und in der Kopenhagener Antiquarischen Zeitschrift veröffentlicht. Nach diesen Aufzeichnungen wurde auf den Faröer zwar gleich nach Annahme des Christenthums eine Kirche zu Kirkebö errichtet, aber ein Priester ließ sich daselbst nicht nieder. Die Insulaner blieben an die Priester gewiesen, welche auf der Reise von Norwegen nach Island gelegentlich bei ihnen Rast hielten. Der Hof zu Kirkebö gehörte einer reichen Wittwe Namens Aesa, welche sowohl durch ansehnliche Geschenke die Kirche ausstattete, die neben ihrem Hause stand, als auch die Geistlichen gastfreundlich aufnahm, die auf der Reise daselbst Gottesdienst hielten. So nahm sie auch den Bischof Gudmundr auf, der von Norwegen herüberkam, um auf den Faröern zu bleiben, unterstützte ihn bei seinen Visitationsreisen im Sommer, gewährte ihm gastlichen Winteraufenthalt und pflegte ihn, als er alt und gebrechlich wurde. Soweit enthält der Bericht nichts Ungereimtes; alles übrige ist aber so deutlich parteiisch gefärbt, daß man schon einen mehr als gewöhnlichen Glauben besitzen müßte, um es auf das bloße mündliche Zeugniß der heutigen lutherischen Färinger hin steif und festiglich für wahr zu halten. Ich habe mich gewundert, daß angesehene Historiker ein so luftiges Zeugniß wie eine zuverlässige Quelle behandelten. Oder soll ich auf die Aussage einiger Färinger Fischer und Mütterchen hin, welche noch fähig sind, einen Seehund für einen Kobold zu halten, annehmen, daß die fromme Stifterin von Kirkebö vor 500 Jahren zugleich die hochmüthigste und leichtfertigste Frau auf den Inseln gewesen sei, der erste Bischof ein schwacher Greis, der ihr alles nachsah, der zweite Bischof aber ein so raffinirter Bösewicht, daß er sie zum Bruch des Fastengebotes am Char-

freitag verführen ließ, um infolge dessen ihr ganzes Eigenthum für die Kirche zu confisciren und sie hilflos auf eine öde Felseninsel zu verstoßen, wo sie dann schon vor Ende des 12. Jahrhunderts die glorreiche „Reformation“ und „Säcularisation“ als Rache für die ihr angethane Unbill prophezeit? Wer das „glauben“ kann, der mag dann freilich auch „glauben“, daß die Dänen des 16. Jahrhunderts aus purer Liebe zum „reinen Evangelium“ alles Kirchengut auf den Inseln wie in Island eingesackt und das arme Volk durch ihr Handelsmonopol nahezu völlig ausgesogen und an den Bettelstab gebracht haben!

Von Trangisvaag bis Edinburgh brauchten wir diesmal zwei und einen halben Tag und zwei Nächte. Wir wären noch rascher angekommen, hätte nicht am ersten Abend schon ein Unwetter unsere Fahrt durchkreuzt, das mir fast wie ein kleiner Sturm vorkam; es waren wenigstens alle Anfänge eines solchen vorhanden. Als wir zur Bucht von Trangisvaag hinausfuhren, hatten wir noch das herrlichste Wetter. Unter sonnigem Himmel steuerten wir an dem großen und kleinen Dimon vorbei — zwei wilde Felseninseln, welche wie Burgen sich aus dem Meere erhoben. Dann gab es noch eine sehr anmuthige Sicht auf die langgestreckte Hügelkette von Suderö. Ein frischer Wind schwellte alle Segel, welche das Schiff besaß, und so fuhren wir mit doppelter Kraft des Dampfes und des Windes. Gegen Abend nahm jedoch der letztere in unerfreulicher Weise zu. Das Meer ward unruhig, die Wellen höher und mit immer reicherem Schaum gekrönt. Der Capitän commandirte: Die Segel herunter! und da hatten wir denn Gelegenheit, die Hurtigkeit und Gewandtheit der Matrosen zu bewundern, die wie Katzen die Strickleitern hinaufkletterten bis hinauf zum Mast und an die äußersten Raaen und flugs Segel um Segel eingerefft hatten. Es war auch Zeit, denn das Schiff begann schon ein wenig zu tanzen. Große Wogen spritzten hoch am Spriet auf und auch wohl ein wenig über das Verdeck herein. Je mehr es dunkelte, desto schöner ward der Anblick des ergrimmten Elementes, der einhertosenden Wellen, des blitzenden Schaumes, des auf- und niederwogenden Schiffes. Ich bedauerte ordentlich, nicht seemännisch geschult zu sein, um das Schauspiel noch länger zu genießen. Allein so war es klüger, zeitig die Koje aufzusuchen, alles Bewegliche darin möglichst zu befestigen und sich dann, eingepuppt wie ein Trichterwickler, in den Schlaf wiegen zu lassen, wie einst in glücklicher Kinderzeit.

Viel hatte der kleine Sturm nicht auf sich, wie uns die Seeleute lächelnd versicherten, die sämmtlich schon Ernsteres erlebt hatten. Immerhin kamen wir während der Nacht nur ein paar Meilen voran, und erst am folgenden Abend zeigte sich der Leuchtthurm auf Duncansby-Head, an der nördlichsten Spitze von Schottland.

Den darauffolgenden Morgen fuhren wir in leichtem Nebelregen die schottische Küste entlang. Gegen Mittag hellte es sich auf. Montrose, Ar-

broath und andere Ortschaften traten deutlich in Sicht. Mit wahrem Jubel begrüßte ich wieder Wald und Bäume und freute mich an der Neugier und dem Staunen der isländischen Studenten, welche hier zum ersten Male Wald, größere Städte, Eisenbahnen und das bunte Leben moderner Industrie vor sich sahen. Bei herrlicher und voller Abendbeleuchtung passirten wir die steile Felsenklippe des Leuchtthurmes Bell Rock und die kleine Insel May, in deren Nähe wir über hundert weiße Segel — meist Fischerbarken — auf dem Meere zählten, während in der Ferne der wunderliche Baß Rock auftauchte. Es war ein bezauberndes Bild voll Leben und Freudigkeit. Im Firth of Forth begegneten uns dann schon größere Segler und Dampfer. Die Pracht der Landschaft trat näher an uns heran, und endlich rasteten wir im bunten Treiben der Rhede von Leith, vor uns die Salisbury Craigs und das Felsenschloß der schottischen Könige, welches die Kapelle der hl. Margaretha krönt.

Während das Schiff auf die Einfahrt in die Docks wartete, sangen uns die Isländer wieder von der Bergkönigin Isafóld, die Dänen vom „König Christian am hohen Mast"; die jungen Leute aus den Faröern aber reihten sich zu einem jener alten Ringeltänze, zu denen sie sich selbst die Melodie singen. Den Text dieser Melodien bilden Volksballaden, die noch aus dem Mittelalter herrühren. Ja, in einigen derselben lebt noch die älteste germanische Heldensage weiter, besonders diejenige Sigurðs, des Siegfrieds unseres Nibelungenliedes. Nachdem das Verständniß für die runenhaften Lieder der Edda abgenommen, wurde nämlich im spätern Mittelalter die Heldensage in breiten Prosaromanen ausgeführt, aus diesen wieder in die sogen. Rímur oder Volksballaden umgestaltet und so haben sie sich noch zum Theil im lebendigen Gedächtniß des Volkes erhalten. Diese Balladen sind recht frisch und volksmäßig, aber, den langen Winternächten entsprechend, zu deren Aufheiterung sie bestimmt waren, sehr breit und lang. Das Sigurðslied allein hat 11 verschiedene Stücke, und von diesen hat die Episode vom Schmied Regin allein 131 Strophen, diejenige von Brunhild 50 Strophen. Dabei hat jede dieser zahllosen Strophen immer wieder denselben Refrain, in welchem Sigurðr der Drachentödter und sein Pferd Grani gefeiert wird. So beginnt die Episode von Brunhild mit dem Vers:

Von Budli weiß ich ein Lied,
Laßt es fröhlich schallen,
Es handelt fein und wundermild
Von Gjuki's Söhnen allen.

Dann folgt der allgemeine Kehrreim:

Grani trug Gold von der Heide,
Grimmig zückt Sigurd Schwertes Schneide.
Er überwand das Drachenthier
Und Grani trug Gold von der Heide.

Das Lied von Brunhild und Sigurd.

Faröische Tanzmelodie.

Als wir tags darauf die belebten Straßen Edinburghs durchwanderten, war mir ordentlich zu Muthe, als hätte ich ein Stück Robinsonade durchgemacht. So neu, fröhlich, interessant kam mir alles vor. Es kann auch kaum einen schroffern Contrast geben, als die Factoreien am Eskifjördr und all' die Paläste an Prince's Street; die Fischereiplätze von Trangisvaag und den herrlichen Park um Walter Scotts Monument; das ärmliche Fort von

Thorshavn und das stolze alte Castle von Edinburgh, wie es hoch und herrlich Alt- und Neustadt überragt. Natürlich war es eine große Freude, einmal wieder in einer schönen Kirche Messe zu lesen, und dann statt unter Fremden und Protestanten unter vielen Katholiken, Freunden und Mitbrüdern zu sein.

Lange konnte ich indes Edinburgh nicht genießen. Von den zwei Ponies, welche Graf Waldburg in Island gekauft und mit einem englischen Dampfer vorausgesandt hatte, hatte der eine unter ein paar Hundert anderen Pferdchen seine Signatur verloren: er war nicht mehr zu finden. Mr. Slimon, der Inhaber jenes Dampfers, bot zur Entschädigung unserm Freunde an, sich aus vielen Hundert Ponies, welche auf einem Gute in der Nähe des Verkaufs harrten, sich den besten selbst auszusuchen. Ich mußte ihn als Dolmetsch begleiten und hatte nun zum ersten Male in meinem Leben das Glück, auf Pferdehandel zu gehen. Es war mir wirklich interessant, das Schicksal der lieben kleinen Thiere, welche mir auf Island so viel Freude gemacht, noch weiter zu verfolgen. Zunächst eilten wir wieder hinab nach Leith aufs Comptoir des Mr. Slimon, eines ebenso geschickten als gewinnenden Geschäftsmannes. Er gab uns einen Commis mit, der uns in einem Wagen zur Stadt hinaus kutschiren ließ — über eine Stunde weit. Wir kamen an Fettes' College vorbei, einem gotischen Prachtbau, einer Schule im größten englischen Stil — der Stiftung eines Edinburgher Kaufmanns. Etwas weiter zeigte sich wieder ein großartiges Gebäude, das der Clerk Daniel Stewarts College nannte. Die Landschaft war wunderschön, von zahllosen Häusern und Häusergruppen, Gütchen und Villen belebt, links die Vorstädte von Edinburgh und dann die nahen Hügel, rechts der Firth of Forth mit seiner Gürtelbahn und seinem Schiffsverkehr. Nach einer guten Stunde hielten wir in Barnton Park, einem ausgedehnten Landgut, das einst einem reichen Herrn Namens Ramsay gehört hatte. Er war, wie der Clerk erzählte, ein großer Pferdeliebhaber — a great man for horse-races — und hatte sich mit diesem kostspieligen Vergnügen ruinirt. Mr. Slimon hatte dann die Besitzung an sich gebracht und hält nun in den verschiedenen Abtheilungen des großen Parkes die isländischen Ponies, die er durch seine Agenten in Island aufkaufen und mit seinen eigenen Dampfern nach Schottland bringen läßt. Daneben treibt er noch Handel mit isländischer Wolle und hat seine Dampfer auch zu Personentransport eingerichtet. Er hat sich mit dem gesammten isländischen Geschäft schon ein ansehnliches Vermögen erworben.

Die kleinen Pferde aus den Thälern des innern Island, ohne viel Umstände an einen der Küstenplätze getrieben, dann in die Schiffe gepackt, kommen gewöhnlich sehr ausgemergelt und schmutzig in Leith an. Da finden sie dann aber ein wahrhaft glückseliges Land. Der Park von Barnton ist von Waldparzellen und eigentlichen Parkanlagen in zahlreiche große, eingefriedigte Wiesen getheilt, wo die Ponies in Heerden von 50, 70 und mehr Stück frei weiden können — ein Gras, wie sie ihr Lebtag keines geschaut.

„Gráskjóna“, die Stute, welche Graf Waldburg am Fuße der Hekla gekauft, war kaum wieder zu erkennen, so fett und glatt schaute sie jetzt drein. Auf wohlbekiesten Wegen wurden wir von einer Abtheilung zur andern gefahren. Drei stramme schottische Pferdeknechte ritten voraus, mit Peitschen und Lassos bewaffnet. Mit Hurrah, Hundegebell und Peitschenknall wurden die Thiere jeder Abtheilung in eine Ecke zusammengetrieben. Da stand ich denn zwischen dem wilden, vierbeinigen Gesindel an der Hecke als lebendiges Vocabular und übersetzte, so gut es ging, all' die Lobsprüche, welche die Pferdeknechte in breitestem Schottisch den einzelnen Gäulen zollten, in schwäbisches Deutsch. Oft genug überschritten freilich ihre technischen Ausdrücke meinen gewohnten Ideenrayon, und ich mußte mittelst Synonymik die speciellsten Trefflichkeiten von Kopf, Hals, Bauch, Beinen u. s. w. eines jeden Subjects zu entziffern suchen. An Kraft und Natürlichkeit ließ diese Sprache nichts zu wünschen übrig. Retournons à la nature! hätte Rousseau gewiß begeistert ausgerufen. Die Natur hat indes auch ihre Fatalität, so gut wie die Cultur. Es war keine Kleinigkeit, so zu übersetzen, während die Ponies immer wild herumrannten und den Uebersetzer ihres Lobes mit Hufschlägen bedrohten. Noch viel schwieriger war es für mich, unter diesen Fluten von Lob, diesem unruhigen Pferdegetrab, Peitschenknall aus all' den belobten vorzüglichen Thieren das vorzüglichste herauszufinden und danach meinen unmaßgeblichen Rath zu ertheilen. Vereinigte sich nach mannigfachen Zweifeln mein Urtheil mit jenem des Grafen, dann begann erst das tollste Spiel. Der Pony merkte es und suchte zu entweichen, die Knechte mit ihren Lassos und die Hunde hinter ihm her. Der Lasso traf nicht immer, und dann ging eine wilde Jagd los, dergleichen ich noch nie gesehen. Alle anderen Ponies rissen nach verschiedenen Seiten aus. Nach unendlichem Wirrwarr ward endlich das „schönste“ Pferd eingebracht und einer anatomisch-physiologischen Untersuchung unterworfen. Dann stellte sich aber heraus, daß es nicht das „schönste“ war, und nun begann die Jagd von neuem; erst bei etwa 50, dann bei 70 anderen, dann wieder bei einigen 50 anderen. Mit dem nächsten Schiff, sagte der Oberknecht, würden wiederum 700 erwartet; wenn der Herr Graf wolle, so könne er auch diese noch abwarten. Ich dankte im stillen dem Himmel, daß die 700 noch nicht da waren und daß ich ihre Vorzüge nicht mehr zu übersetzen brauchte. Unter ein paar Hundert wurde endlich doch der „schönste“ Hengst gefunden, und man konnte zurück nach Leith. In Leith angekommen, ließen wir die getroffene Wahl von Mr. Slimon ratificiren, welcher auch den Transport der beiden Pferde bis zur nächsten Bahnstation bei Schloß Wolfegg übernahm. Ankaufspreis und Transportkosten von Reykjavik bis Wolfegg eingerechnet, kam jedes der Thiere nur auf etwa 250 Mark zu stehen, und doch waren es zwei allerliebste, kräftige, gesunde Dinger, welche einer vornehmen Equipage durchaus keine Unehre machten.

In Edinburgh trennte ich mich von meiner bisherigen Reisegesellschaft, welche um Mitternacht weiter nach Kopenhagen dampfte, während ich ein paar Tage in Schottland rastete und dann über Galashiels, Melrose, Hawick, Bellingham und Hexham nach New-Castle on Tyne fuhr, durch eine der schönsten Partien des schottischen Vorder- oder Grenzlandes, das Land Walter Scotts, und dann, ungefähr die Mitte der Cheviot-Berge kreuzend, durch einen Theil des in der Kirchengeschichte so bedeutsamen Nordhumbriens. Zu Melrose unterbrach ich die Fahrt, um noch einmal Abbotsford, den poetischen Landsitz Walter Scotts, zu besuchen. Welch ein Gegensatz gegen die Bilder der vorigen Wochen! Das mit allem Reichthum der Vegetation geschmückte schottische Grenzland, die reizenden Ufer des Tweed, all' diese Kirchen, Schlösser, Dörfer, Städtchen, das regste Leben moderner Industrie und daneben die lieblichste idyllische Landeinsamkeit — und mitten zwischen all' den ehrwürdigen Abtei- und Burgruinen das gotische Landschloß, welches der größte der schottischen Dichter sich aus lauter mittelalterlichen Elementen aufgebaut und worin er die merkwürdigsten Reliquien aus alter Literatur und Geschichte versammelt hatte, um das vielgeschmähte Mittelalter wenigstens in der Poesie neu aufleben zu lassen! Urgroßenkelchen des gemüthlichen „Grandfather“, allerliebste blonde Lockenköpfchen — das älteste hieß ihm zu Ehren Walter —, spielten vor der ernsten Waffenhalle, die er mit den Wappen der Kers, Scotts, Turnbulls, Maxwells, Chisholms, Elliots und Armstrongs geziert hatte. Das Schloß hatte sich seit meinem frühern Besuch kaum verändert. Nur hatte es eine größere und schönere Kapelle erhalten, mit einem prächtigen Flügelaltar geziert. Nicht wenig erbaut und gerührt war ich, als der jetzige Besitzer, Herr Maxwell-Scott, ein Sohn des Lord Harries und Sprößling eines der edelsten schottischen Adelsgeschlechter, sich selbst einfand, um mir bei der heiligen Messe zu dienen, und mich bat, dieselbe doch für die Seelenruhe des Erzbischofs Vaughan in Sidney aufzuopfern, dessen plötzlichen Tod der Telegraph tags zuvor gemeldet hatte. Es gibt wirklich eine große internationale Verschwörung unter uns Katholiken, aber nicht des Hasses und des Umsturzes, sondern der Liebe und des Gebetes!

Noch des Morgens reiste ich weiter, traf glücklich den Zug in Melrose, der sogar die Güte hatte, eine oder zwei Minuten innezuhalten, bis ich mein Billet erhielt. In Hawick waren noch die Anstalten zu einer großen landwirthschaftlichen Ausstellung zu sehen, welche einige Tage zuvor unter dem Patronat des Herzogs von Buccleuch daselbst gehalten worden war. Es ist ein sehr freundliches Städtchen, mit schönen Landsitzen in der Nähe, alles reich und sorgfältig bebaut. Die Cheviotkette ist an der Stelle, wo die Bahn sie passirt, ziemlich niedrig; ich ward bei langsamem Ansteigen kaum aufmerksam darauf. Als ein höchst malerisches Specimen einer ältern englischen Stadt stellt sich Hexham dar, zwischen anmuthigen Hügeln ge-

legen. Schon vorher erreicht die Bahn das Flußthal des Tyne und zieht sich ihm entlang bis New-Castle. In der Nähe dieser Stadt muß die ländliche Gemüthlichkeit der Industrie weichen. Fabriken, Magazine, Arbeiterwohnungen, alles mehr oder weniger von Rauch geschwärzt, drängen sich immer näher an die Bahn und wachsen endlich zum dichten Netze einer geschäftigen Fabrikstadt zusammen. Ein französischer Abbé, der von New-Castle nach Abbotsfort kam, sagte hier, die Reise sei ihm wie jene Dante's von der Hölle durchs Fegfeuer in den Himmel vorgekommen. Das ist nun jedenfalls stark; aber etwas ist schon daran. Unmittelbar am Tyne, über den sich eine große Eisenbrücke spannt, stellt sich die Stadt nichts weniger als anmuthig dar: ein unaufhörliches Gewühle von Schiffen, Nachen, Fuhrwerken aller Art und Menschen zwischen meist sehr praktischen, aber unschönen Bauten. Ein kleiner Steamtender brachte uns um 3 Uhr in etwa einstündiger Fahrt den Fluß hinab, der mich vielfach an den Clyde in Glasgow erinnerte, nach Tynemouth, wo der ganz neugebaute, herrliche Dampfer „Norge“ uns aufnahm, das bequemste Dampfschiff, das ich bis jetzt getroffen.

Die Reisegesellschaft bestand theils aus norwegischen und englischen Geschäftsleuten, theils aus englischen Touristen, welche einen cheap trip nach Norwegen machen wollten. Die letzteren wogen vor. Obwohl die Nordsee ziemlich bewegt war, hatte ich bei der Größe und trefflichen Bauart des Schiffes gar nichts davon zu leiden, sondern konnte mich aller Annehmlichkeiten einer Meerfahrt ungestört erfreuen. Eine frische Brise gemahnte daran, daß wir gen Norden fuhren, fast bis zur Höhe der Orkney-Inseln. Stundenlang brütete düsteres Gewölk über der melancholischen Flut; dann kämpfte sich die Sonne durch und zauberte die prächtigsten Lichter über Himmel und Wellen hin. Das ist so schön, daß man nicht müde wird, hineinzuschauen in Sonnenglanz und Wellentanz, ohne eigentlich an etwas Bestimmtes zu denken. Den vielbeliebten Vergleich des Meeres mit der norddeutschen Heide halte ich aber für nicht ganz zutreffend. Die Heide ist still, ruhig, beschaulich, träumerisch; das Meer aber beständig am Arbeiten und Wühlen, wechselnd in Licht, Farbe und Stimmung, beweglich und bewegt, stets zu Kampf und Revolution geneigt, nur durch Compromiß der Naturgewalten im Zaum gehalten und von der Erfindungskraft des Menschen überwunden. Die Träumerei, welche die Heide anregt, geht darum ins Kleine, Weiche, Zarte, Empfindsame; die Träumerei am Meere bekommt etwas von der stärkenden Salzluft mit, lenkt sich von selbst aufs Große, Erhabene und Gewaltige. Dort waltet der Genius ruhigen Besitzes und stillen Sehnens, hier der Genius unruhigen Strebens und unbändigen Freiheitsgefühls. Das folgende Lied des norwegischen Dichters Simon Olaus Wolff gibt die Hauptaccorde der Stimmung recht anschaulich wieder:

Die Nordsee.

Schön ist das Meer, wenn es stahlblanke Schilde
Ruhig hinwälzet zum Vikingergrab;
Schön, wenn sich ebnet sein Wogengefilde,
Himmel und Wolken drin spiegeln sich ab!
Herrlich, wenn abends die Sonne drauf strahlet,
Feuer hinsprühend durchs blitzende Rund;
Lieblich, wenn Mondglanz in Herbstnächten malet
Zitterndes Silber auf tiefblauem Grund.

Schön ist das Meer, wenn des Sommers am Abend
Mächtige Wogen zum Ufer es schäumt,
Wenn sich die Seele, drin badend und labend,
Tiefer stets taucht und Geheimnisse träumt;
Wellen umarmend zum Reigen sich schlingen,
Nixen sich heben vom Grunde empor,
Winken hernieder und locken und singen
Hold zu der Harfen goldenem Chor.

Groß ist das Meer, wenn es toset und wettert
Zackig am Nordpol in nächtlicher Bucht,
Donnernd am Eise den Eisberg zerschmettert,
Ragende Klippen peitscht seine Wucht.
Ueber dem Sargtuch der schlummernden Lande
Nordlicht trauernd als Ampel glüht;
Doch das Meer sprengt die tödtlichen Bande,
Frei und gewaltig zum Ufer es zieht.

Stolz ist das Meer, wenn es zürnend sich recket,
Stürme umprallen sein ehernes Kleid,
Brausend die schwellenden Arme es strecket
Hoch zu den Wolken und tobet und dräut.
Feuer brennt Hügel und Berge zusammen,
Erzene Burgen schmilzt seine Glut;
Aber das Meer trotzt Feuer und Flammen,
Sammelt im Kampf sich nur wachsenden Muth.

Kühn ist das Meer, und gewaltige Söhne
Hat es geboren im fruchtbaren Schoß:
Höret der Viking sein Sturmesgedröhne,
Fühlt er sich sicher und mächtig und groß.
Hoch auf zum Himmel aus schäumenden Wellen
Spritzet der Walfisch den zischenden Strahl;
Reitend den Drachen, den wilden, den schnellen,
Seekönig eilet zu Berge und Thal.

Rollt nicht die Nordsee noch heut' ihre Wogen
Rund um des Nordlands felsiges Reich,
Wölbet zum Grabmal stählerne Bogen
Ueber die herrlichsten Helden zugleich?
Braust sie nicht hin über Schwerter und Rüstung
Ruhmreicher Jarle in Hjörunga's Kluft?
Rauschet sie nicht an felsiger Brüstung
Hoch über Svolder und Tryggvasons Gruft?

Die Nordsee.

Wiegt mich, o See, deine schäumende Decke,
Steigen die Helden vom Grabe daher,
Fridthjof und Alf auf der sausenden Schnecke;
Blitz ist ihr Schwert mir, ihr Antlitz das Meer,
Abendroth Blut an zerschlagenen Schilden,
Sturm ist ihr Kriegsruf in schwankender Schlacht,
Mond ist die Norne: die Recken, die wilden,
Führt sie gen Walhall in schimmernder Pracht.

Schwimmende Burgen seh' drüben ich ragen
Hoch auf der See mit todschwangerer Last;
Nordlands Löwen die Wimpeln tragen,
Trotzig glüht er vom wankenden Mast.
Blitz ist sein Auge und Donner die Stimme,
Kugeln auf Kugeln die Lüfte durchsprüh'n:
Tordenskjöld naht mit des Donnerers Grimme,
Alles erbebt — und die Feinde entflieh'n.

Schwanweiß ringt mit dem Gischte der Brandung
Gleich einer Möve das kämpfende Boot;
Fest hält das Ruder an eichener Wandung
Muthig der Steurer und trotzet dem Tod.
Lilien streut dem Normannen zum Kranze
Dankbar die See über Ginnungagap,
Während die Schnecke in hurtigem Tanze
Siegreich umsegelt das stürmische Cap.

Brause dein Sturmlied um Nordens Gestade,
Herrliches Nordmeer, der Mannheit Idol!
Sing uns die Lieder der Freiheit und lade
Froh uns zum Siege von Pole zu Pol.
Sonnenglanz funkle im freudigen Blicke
Jedem Normannen zu Schiffe, zu Land.
Frei wie sein Herz, wie der Heimat Geschicke,
Woge uns Reichthum und Ehre zum Strand.

Es dunkelte, als wir Tynemouth verließen. Eine Nacht, einen Tag und noch eine Nacht fuhren wir auf der Nordsee dahin. Am zweiten Morgen schon zeigte sich die norwegische Küste.

Anhang.

I. Der älteste Bericht eines Deutschen über Island.

(Um 1070.)

Die ersten Nachrichten über Island vermittelte den Deutschen Adam von Bremen, der Chronist der Hamburger Erzbischöfe, um das Jahr 1070, also etwa 70 Jahre, nachdem Island christlich geworden, 14 bis 20 Jahre, nachdem der erste Isländer Isleifr (1056) in Bremen selbst zum Bischof für Skálholt geweiht worden war. Sein Bericht, der sich auf Mittheilungen des ihm befreundeten Dänenkönigs Svend Estridsson stützt, lautet also[1]:

„Die Insel Thyle, welche durch unendlichen Raum von den übrigen getrennt, weit draußen mitten im Meer gelegen ist, gilt", wie es heißt, „für kaum bekannt." Ueber sie wird sowohl von römischen als von barbarischen Schriftstellern vieles vermeldet, was der Mittheilung werth ist. „Zu äußerst von allen", sagen sie, „liegt Thyle, wo es während des Sommersolstitiums, wenn die Sonne durch das Zeichen des Krebses geht, keine Nacht gibt, während des Wintersolstitiums ebenso keinen Tag. Das geschieht, wie einige glauben, alle sechs Monate." Derselbe Beda schreibt, „die hellen Sommernächte versprächen unzweifelhaft, daß es während des Solstitiums immer Tag bleibe, wenn sich dagegen die Sonne dem Winter zuwende, immer Nacht". Pytheas von Marseille schreibt, „das geschehe auf der Insel Thyle, die um sechs Tage Seefahrt von Britannien entfernt liege". Dieses Thyle wird gegenwärtig Island genannt, von dem Eis, das bis zum Ocean herabreicht. Darüber wird auch die Merkwürdigkeit berichtet, daß selbiges Eis vor Alter so schwarz und hart erscheint, daß es angezündet brennt[2]. Es ist aber eine

---

[1] Pertz, Mon. Germ. VII, 384. 385.

[2] Das lautet sehr komisch, ist aber in Wirklichkeit gewiß zu entschuldigen, wenn man die damaligen Kenntnisse der Naturwissenschaft in Betracht zieht. In der Eisregion, ja fast unmittelbar unter dem Eise, findet sich der „Surtarbrandr", die schwarze, brennbare Kohle, welche als eine der Merkwürdigkeiten Islands gilt. Es ist wahrscheinlicher, daß Adam um diese gewußt, als daß sich seine Angabe auf Plinius und Beda stützt. Weder bei Plinius (Hist. Nat. II. 75) noch in der angezogenen Stelle des Beda (De rat. temp. c. 31) steht etwas dergleichen.

sehr große Insel, so daß sie viele Völker beherbergt, die bloß vom Ertrag ihres Viehes leben und mit dessen Fellen sich bekleiden: es gibt dort kein Getreide, nur sehr wenig Holz, weshalb die Bewohner in unterirdischen Höhlen leben, Haus und Lager gemeinschaftlich mit ihrem Vieh theilend. Deshalb führen sie in Einfalt ein heiliges Leben, und da sie nichts mehr suchen, als was die Natur ihnen gewährt, so können sie fröhlich mit dem Apostel sagen: „Nahrung und Kleidung habend, seien wir damit zufrieden.“ Denn ihre Berge gelten ihnen für Städte, ihre Quellen für Wonne und Herrlichkeit. Ein glückliches Volk fürwahr, dessen Armuth niemand beneidet, und am glücklichsten dadurch, daß jetzt alle das Christenthum angenommen haben. In ihren Sitten besitzen sie viele Vorzüge, vorab die Liebe, vermöge welcher sie ihr Gut mit fremden Ankömmlingen wie mit den Eingebornen theilen. Ihr Bischof gilt ihnen als König; auf seinen Wink achtet das ganze Volk; was immer er kraft göttlicher Autorität, gemäß der Schrift und der Sitte anderer Völker ihnen vorschreibt, das nehmen sie als Gesetz auf [1]. [Hierfür hat unser Metropolit Gott unendlich gedankt, daß sie zu ihrer Zeit bekehrt wurden, obwohl sie vor Annahme des Glaubens einigermaßen das Naturgesetz beobachteten und deshalb nicht so sehr von unserer Religion abwichen.] Auf ihre Bitten hat er einen sehr heiligen Mann, Namens Isleph, zum Bischof geweiht. Derselbe wurde aus eben diesem Lande zum Papste gesandt, und von diesem unter ganz außergewöhnlichen Ehrenbezeugungen längere Zeit in Rom zurückgehalten, und erwarb sich dabei die nöthigen Kenntnisse, um die erst kürzlich zu Christus bekehrten Völker in der Heilslehre zu unterrichten. Durch ihn schickte der Erzbischof Briefe an die Isländer und Grönländer, grüßte ehrfurchtsvoll ihre Kirchen und versprach ihnen, baldigst selbst zu ihnen zu kommen, um das Maß ihrer Freude zu erfüllen. Mit Rücksicht auf diese Worte darf man den trefflichen Willen loben, den der Bischof gegen die Gesandtschaft an den Tag legte, da wir ja wissen, daß auch der Apostel zur Verkündigung des göttlichen Wortes nach Spanien reisen wollte, aber diesen Plan nicht ausführen konnte. Das habe ich der Wahrheit gemäß über die Isländer und das äußerste Thyle erfahren, das Fabelhafte übergehe ich.

[1] Ein Scholium (151 bei Lappenberg, Pertz) bemerkt hier: Civitas ibi maxima est Scaldholz.

II. Charakteristik Islands aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts.

(Von Giraldus Cambrensis [Gerald de Barry], geb. 1146, lebte noch 1220 [1].)

Ysland ist die größte der nördlichen Inseln, um drei Tage Seefahrt nördlich von Irland gelegen. Die Bevölkerung ist wortkarg und wahrheitsliebend. Denn sie redet wenig und kurz und gebraucht den Eid nicht, da sie nicht zu lügen weiß. Denn nichts verabscheut sie so, wie die Lüge. Bei diesem Volk ist der König zugleich Priester, der Fürst zugleich Oberhirt, In dem Bischof vereinigen sich nämlich die Rechte der bürgerlichen Gewalt und des Priesterthums. Dieses Land nährt und entsendet große und edle Falken und Weihen. Blitz und Donner sind daselbst äußerst selten; dagegen haben sie an einer andern, weit größern Heimsuchung zu leiden. Alljährlich oder alle zwei Jahre bricht aus irgend einem Theil der Insel Feuer hervor, braust mit Sturmesgewalt dahin und brennt alles zusammen, was ihm begegnet; woher aber dieses Feuer stammt, aus der Höhe oder aus der Tiefe, ist ungewiß.

---

[1] Giraldi Cambrensis Topographia Hiberniae I. cap. 13. — Im Chronicon de Lanercost (geschr. um 1346) taucht schon die abergläubische Vorstellung auf, daß sich auf Island ein Thor der Hölle befinde. Von Wilhelm, Bischof auf den Orkaden, der England 1275 besuchte, wird erzählt: „Dixit quod in Yslandia aliquo loco ardet mare spatio unius milliaris et relinquit post se scoriam nigram et sordidam. Alibi erumpit ignis e terra in certo tempore, septimo vel quinquennio, ac ex inopinato. Comburit villas et omnia reperta nec potest extingui aut fugari, nisi per aquam benedictam manu sacerdotali consecratam. Quodque mirabilius est, dixit, quod audiri possunt in illo igne sensibiles vagitus animarum ibidem tortarum.“ Chronicon de Lanercost, ed. Jos. Stephenson, Edinb. 1839, p. 97.

III. Verzeichniß des katholischen Episkopats von Island.

Von 1056—1550.

(Nach Jón Sigurðsson, Safn til Sögu Íslands. 1856.)

A. Die Bischöfe von Skálholt.

		Geweiht.	Gestorben.
1.	Ísleifr Gizurarson	1056	1080
2.	Gizur Ísleifsson	1082	1118
3.	Þorlákr Runólfsson	1118	1133
4.	Magnús Einarsson	1134	1148
	(Hallr Teitsson, erwählter Bischof, reiste ins Ausland, um die Weihe zu erhalten, und starb in Utrecht 1150.)		
5.	Klaengr Þorsteinsson	1152	1176
6.	Þorlákr Þorhallsson, der Heilige	1178	1193
7.	Páll Jónsson	1195	1211
	(Teitr Bessason, erwählter Bischof, starb ohne Weihen in Norwegen.)		
8.	Magnús Gizurarson	1216	1236
	(Magnús Guðmundarson, erwählter Bischof, starb ungeweiht.)		
9.	Sigurðr Þjettmarsson, Norweger	1238	1268
10.	Árni Þorláksson (genannt Staða-Árni)	1269	1298
	(Runólfr Sigmundarson, Abt und Bisthumsverweser von 1299—1304.)		
11.	Árni Helgason	1304	1320
	(Ormr Þorsteinsson, erwählter Bischof, starb ungeweiht. Ormr Steinsson starb auf einer Romreise. Grimr Skútuson war drei Monate Bischof; Ort seines Todes unbekannt.)		
12.	Jón Halldórsson	1322	1339
13.	Jón Indriðason, Norweger	1339	1341
	(Sigmundr Einarsson, Official.)		
14.	Jón Sigurðarson	1343	1348
15.	Gyrðr Ivarsson	1349	1360
	(Snorri Þorleifsson, Official.)		
16.	Þórarinn Sigurðarson, Norweger	1363	1364
	(Snorri Þorleifsson, Official.)		
17.	Oddgeir Þorsteinsson, Norweger	1366	1381
	(Páll, pr. Official.)		
18.	Michaël, Däne	1383	?
	(Þorsteinn Snorrason, Abt von Helgafell, Official 1391.)		

		Geweiht.	Gestorben.
19.	Vilchin (Vilhjalmr), Däne	1394	1406
	(Vermundr, Abt von Helgafell, Official von 1406 bis 1408 des Westlandes. Oddr Jónsson, Official des Südlandes 1406—1408. Þórarinn Andrjesson, Official des Ostlandes 1406—1408.)		
20.	Jón, Norweger oder Däne	1408	1413
21.	Árni Ólafsson, der Milde	1413	1430
	(War von 1419 an abwesend.)		
22.	Jón Gerreksson, Däne	1430	1433
23.	Jón, ein Däne (?)	1434	?
24.	Godsvin (ein Däne oder Deutscher)	1437	1448
	(Steinmóðr, Abt von Videy, Official 1448.)		
25.	Marcellus	1449	1460
	(Nie in Island; in seinem Namen verwalteten die Diöcese: Gottskálk, Bischof von Hólar 1449—1457. Matthäus, nannte sich Bischof von Hólar 1457. 1458. Andreas, Bischof von Grönland 1459—1462.)		
26.	Jón Stephánsson Krabbe, Däne	1462	1465
27.	Sveinn Pjetursson, der Seher	1466	1476
28.	Magnús Eyjólfsson	1477	1490
29.	Stephán Jónsson	1491	1518
30.	Ögmundr Pálsson	1521	1542

B. Die Bischöfe von Hólar.

1.	Jón Ögmundarson, der Heilige	1106	1121
2.	Ketill Þorsteinsson	1122	1145
3.	Björn Gilsson	1147	1162
4.	Brandr Saemundarson	1162	1201
5.	Guðmundr Arason, der Gute	1203	1237
	(Kygri-Björn Hjaltason, erwählter Bischof, starb auf seiner Romfahrt.)		
6.	Bótólfr, Norweger	1238	1246
	(Sigurðr, Bischof von Skálholt, Visitator 1243—1244.)		
7.	Heinrekr Karlsson, Norweger	1247	1260
	(Nur 5 Jahre in Hólar anwesend.)		
8.	Brandr Jónsson	1263	1264
9.	Jörundr Þorsteinsson	1267	1313
10.	Auðunn Þorbergsson, der Rothe, Norweger	1313	1321
11.	Laurentius Kálfsson	1323	1330
12.	Egill Eyjólfsson	1331	1341
	(Einar Hafliðason, Official 1341.)		

	Geweiht.	Gestorben.
13. Ormr Áslákssson, Norweger	1342	1356
(Arngrimr, Abt von Þingeyrar, Official. Þorstein Hallsson, Official.)		
14. Jón skalli Eiríksson, Norweger	1358	1391
(Zum Bischof für Grönland geweiht 1343, kam nach Island 1358. Einar Haflidason, Official 1391.)		
15. Pjetr Nikolásson, Däne	1392	1402 (?)
(Þordr Þordarson, Steinmodr Þórsteinsson, Halldór Loptsson, Officiale 1403.)		
16. Beinir	1402	1414
(Logi Stigsson, Official 1406. Jón Þorfinnsson, Official. Jón, Bischof von Skálholt, Visitator 1409. Jón Hallfredarson, Abt von Vera, Visitator 1413—1414.)		
17. Jón Tofason, Däne	1415	1423
(Kam nach Island 1419; unterdessen verwaltete die Diöcese Árni, Bischof von Skálholt 1415—1419. Michael, Official 1423—1424.)		
18. Jón Jónsson	1424	1427
(Jón, Abt von Þikkviboer, Official 1426. Jón Pálsson, Official 1427—1429.)		
19. Jón Vilhjálmsson	1425	1435
(Þorkell Gudbjartsson, Official 1436.)		
20. Jón	1436	?
(Godsuin, Bischof von Skálholt, Bisthumsverweser 1437—1444.)		
21. Gottskálk Gottskálksson, Norweger	1442	1457
(Kam nach Island 1444. Jón Pálsson, Official 1457 bis 1459. Matthäus, nannte sich Bischof von Hólar 1450 bis 1458.)		
22. Ólafr Rögnvaldsson, Norweger	1459	1495
(Jón Þorvaldsson, Gudmundur Jónsson, Officiale.)		
23. Gottskálk Nikolásson, Norweger	1498	1520
(Jón Arason, Official 1521—1522.)		
24. Jón Arason	1524	1550

Während der 486 Jahre seines Bestandes war der bischöfliche Stuhl von Skálholt mithin 328 Jahre lang mit Isländern besetzt, nur 158 Jahre mit Ausländern, derjenige von Hólar 225 Jahre mit Isländern, 219 Jahre mit Ausländern, wenn man die in kirchlicher wie politischer Hinsicht mit Island so eng verbundenen Norweger gerechter Weise einfachhin als Ausländer bezeichnen darf. Von den 54 Bischöfen des Mittelalters überhaupt waren 26 Isländer, 15 oder 16 Norweger, nur 12 oder 13 Ausländer (d. h. Dänen, Engländer oder Deutsche). Darnach ist die Ansicht eines sonst hochverdienten Historikers zu berichtigen, das ganze Mittelalter hindurch seien die isländischen Bischofsstühle fast ausschließlich mit Ausländern besetzt worden.

IV. Die Gesetzessprecher der Republik Island von 927 bis 1271.

(Nach Jón Sigurðsson, Safn til Sögu Íslands. 1860.)

Lögsögumenn.		Gleichzeitige Herrscher von Norwegen.
1. Úlfljótr	927—929	Haraldr Hárfagri (Schönhaar) 872—931.
2. Hrafn Ketilsson haengs	930—949	Eiríkr (Blóðöx) 931—935. Hákon Aðalsteinsfóstri 935—961.
3. Þórarinn Ragabróðir, Óleifsson	950—969	Herrschaft der Erichssöhne und des Jarl Hákon 961—995.
4. Þorkell máni, Þorsteinsson	970—984	
5. Þorgeir Ljósvetninga goði, Þorkelsson . .	985—1001	Ólafr Tryggvason 995—1000.
6. Grímr Svertingsson	1002—1003	Dänisch-schwedische Herrschaft in Norwegen 1000—1015.
7. Skapti Þóroddsson .	1004—1030	Ólafr Haraldsson, der Heilige 1015—1030.
8. Steinn Þorgestsson .	1031—1033	Magnús Ólafsson, der Gute 1030—1047.
9. Þorkell Tjörfason .	1034—1053	Haraldr Harðráði 1047—1066.
10. Gellir Böllverksson .	1054—1062	
11. Gunnar hinn spaki, Þorgrímsson . . .	1063—1065	Ólafr Kyrri (der Stille) 1066—1093.
12. Kolbein Flosason .	1066—1071	
13. Gellir Böllverksson (zweites Mal) . .	1072—1074	
14. Gunnar Þorgrímsson (zweites Mal) . .	1075	
15. Sighvatr Surtsson .	1076—1083	
16. Markús Skeggjason .	1084—1107	Magnús Berfaettr 1093—1103. Eysteinn, Sigurðr und Ólafr 1103. Ólafr † 1115, Eysteinn 1122, Sigurðr der Jerusalemsfahrer 1130.
17. Úlfhjeðinn Gunnarsson	1108—1116	
18. Bergþór Hrafnsson .	1117—1122	
19. Guðmundr Þorgeirsson	1123—1134	Magnús Sigurðsson der Blinde und Haraldr Gilli 1130—1136.
20. Hrafn Úlfhjeðinsson .	1135—1138	Ingi und Sigurðr, Haraldssöhne 1137, Sigurðr † 1155, Ingi † 1162.
21. Finnr Hallsson . .	1139—1145	Eysteinn Haraldsson u. Magnús Haraldsson 1142, Magnús † 1145, Eysteinn 1157.
22. Gunnar Úlfhjeðinsson	1146—1155	

Die Gesetzessprecher der Republik Island.

Lögsögumenn.		Gleichzeitige Herrscher von Norwegen.
23. Snorri Hunbógason	1156—1170	Hákon Sigurðsson Herðibreiðr 1157—1162. Magnús Erlingsson 1164—1184.
24. Styrkár Oddason .	1171—1180	
25. Gizur Hallsson . .	1181—1200	Sverrir Sigurðsson, König der Birkebeiner 1177—1202.
26. Hallr Gizurarson .	1201—1209	Hákon Sverrisson 1202—1204. Guthorm Sigurðsson und Ingi Bardsson 1204. Unruhen.
27. Styrmir hinn Fróði, Kárason	1210—1214	
28. Snorri Sturluson .	1215—1218	Hákon Hákonsson der Alte 1217—1263.
29. Teitr Þorvaldsson .	1219—1221	
30. Snorri Sturluson (zweites Mal) . .	1222—1231	
31. Styrmir Kárason (zweites Mal) . .	1232—1235	
32. Teitr Þorvaldsson (zweites Mal) . .	1236—1247	
33. Ólafr Þórðarson, hvitaskáld	1248—1250	
34. Sturla Þórðarson .	1251	
35. Ólafr Þórðarson (zweites Mal)	1252	
36. Teitr Einarsson .	1253—1258	
37. Ketill Þorláksson . .	1259—1262	
38. Þorleifr hreimr, Ketilsson	1263—1266	Magnús Hákonsson Lagabaetir (der Gesetzesbesserer) 1263—1280.
39. Jón Einarsson . .	1267	
40. Þorleifr Ketilsson (zweites Mal) . .	1268	
41. Jón Einarsson (zweites Mal)	1269—1270	
42. Þorleifr Ketilsson (drittes Mal)	1271	

Untergang der Republik.

V. Einar Ásmundssons Vorschläge zur Hebung Islands.

Der englische Rheder Bligh Peacock aus Sunderland glaubte mit Recht, daß es für die Hebung Islands am wichtigsten wäre, daß die Einwohner selbst sich eingehend mit den Fragen ihres materiellen Fortschritts beschäftigten, und setzte zu diesem Zweck einen Preis von 5 Pfd. Sterl. für die beste Schrift aus, welche ein Isländer hierüber verfassen würde. Die Isländische Literaturgesellschaft in Kopenhagen nahm das Anerbieten dankbar an und setzte ihrerseits noch zwei Preise von 3 und 2 Pfd. Sterl. aus. Die meisten der eingelieferten Arbeiten waren von schlichten Bauern verfaßt; so auch diejenige, welcher die Literaturgesellschaft den ersten Preis zuerkannte und welche Jón Sigurðsson selbst 1871 seinen Landsleuten aufs wärmste anempfahl. Der Titel lautet:

Um framfarir Islands. Ritgjörð eptir Einar Ásmundsson, bónda i Nesi i Laufás sókn, soemd verðlaunum og géfin ut af hinn íslenzka bókmentafjelagi. Kaupmannahöfn 1871.

(Ueber den Fortschritt Islands. Geschrieben von Einar Ásmundsson, Landwirth zu Nes in der Pfarre Laufás. Preisgekrönt und herausgegeben von der Isländischen Literaturgesellschaft.)

Einige Notizen aus dieser Schrift werden unsere Beobachtungen theils ergänzen, theils bestätigen.

1. Volksunterricht. Mit Recht erklärt Einar Ásmundsson diesen Punkt für den allerwichtigsten. Gibt es auch auf Island keine Analphabeten und besitzt das Volk allgemein eine gute Durchschnittsbildung und viel Leselust, so wendet sich dieselbe doch mehr dem Religiösen und dem Bedürfniß nach Unterhaltung zu, als der materiellen und praktischen Aufgabe des Lebens. Es wäre darum dringend nöthig, Elementarschulen zu gründen, welche den Ansprüchen der Gegenwart entsprechen. Da die Regierung bis dahin keine errichten wollte, so macht Einar den Vorschlag, Freischulen auf Subscription zu gründen. Unterdessen sollten schon jetzt in allen Districten die fähigsten Männer sich der Jugendbildung annehmen und das Niveau der Volksbildung in den Familien selbst zu heben suchen. Mehr Isländer sollten der Isländischen Literaturgesellschaft beitreten, diese aber in ihren Publikationen dem praktischen Realwissen mehr Rechnung tragen. Was die Fächer betrifft, so empfiehlt Einar vorab die Sprachen: das Dänische, das Deutsche und Englische, das Studium der heimischen und allgemeinen Geschichte, die Natur-

wissenschaften, Physik, Chemie, Geometrie, Arithmetik und die Elemente der praktischen Baukunde. Da voraussichtlich noch lange jeder Isländer sich selbst sein Haus wird bauen müssen, so sollte gerade hierin rationeller Unterricht ertheilt werden. Für die religiöse Erziehung ist nach seiner Ansicht genügend gesorgt, und ist es keineswegs seine Absicht, dieselbe zu verkürzen oder zurückzudrängen.

2. Landbau. Es wird hier zunächst auf die trefflichen statistischen Berichte der Literaturgesellschaft verwiesen (Skýrslur um landshagi á Íslandi). Nach denselben gab es in Island (1866) 20 357 Stück Rindvieh, 393 295 Schafe, 35 241 Pferde ꝛc.

Vor allem sollte man darauf bedacht sein, mehr guten, umfriedigten Wiesboden (tún) zu gewinnen. 1866 gab es in Island 5 km solcher Umfriedigungsmauern und 56 040 qm gutgeebneten Wieslandes. Das ist viel zu wenig. Durch Ebnen und Umzäunen ließen sich weit mehr ertragsfähige Wiesengründe gewinnen. An Feldern und Gartenland (kálgarðar) besaß Island (1866) etwa 1 091 960 qm. Kartoffel, Rüben und die verschiedenen Kohlarten gedeihen ganz gut. Die Abneigung der Isländer gegen die Küchengemüse bekämpft Einar als eine große Thorheit. Baumcultur hält er für möglich und räth sie an; Kornbau aber erklärt er für eine Sache der Unmöglichkeit. Um so mehr müßte aber Gartenbau und Viehzucht gemeinsam betrieben, eine rationelle Landwirthschaft eingeführt, Muster-Farmen errichtet, gute Oekonomen im Ausland herangebildet werden. — Das isländische Vieh ist gar nicht schlecht, nur sollte ihm mehr Sorge zugewendet werden. Eine einzige Kuh gibt bei ordentlicher Pflege 40 Liter täglich, ungefähr 4000 per Jahr. Bessere Ställe sind aber durchaus unerläßlich. Das gilt auch von den Schafställen: die Schafzucht wäre dadurch bedeutend an Werth zu erhöhen. Ebenso die Pferdezucht. Der Ertrag der Eidervögel betrug (1870) 40 000 Riksdaler. Diese Summe könnte mehrmals vervielfacht werden, wenn die nöthigen Schutzmaßregeln ergriffen und durchgeführt würden. Da aber vereinzelte Bemühungen nicht ausreichen, schlägt Einar besonders Pflege des Vereinslebens und Gründung einer allgemeinen landwirthschaftlichen Gesellschaft vor.

3. Fischfang. Je ärmer Island an Landproducten, desto mehr Reichthum bot ihm von jeher das Meer. In dieser Hinsicht könnten die Einnahmequellen verzehnfacht werden. Franzosen, Engländer, Norweger, Dänen, Holländer, Belgier und Amerikaner fischen an den Gestaden Islands zu Tausenden: Tausende von Isländer könnten also damit ihr Brod finden. Was im Wege stand und noch steht, ist der Mangel an gedeckten Schiffen. Die kleinen offenen Barken gewähren weder Platz für den Fang, noch Schutz gegen das Wetter. Im Jahre 1867 hatte Island nur 74 gedeckte Schiffe, 243 offene Boote zu 12 bis 8 Rudern, 1171 Boote zu 6 bis 4 Rudern, 1707 ganz kleine Nachen. Das reicht nicht aus. Es müssen größere und

bessere Schiffe gebaut und für diese ordentliche Häfen (für den Winter) hergerichtet werden. Warm empfiehlt Einar die Gründung einer Seeschule, wo die jungen Leute in allen neuen Erfahrungen der Seefahrt herangebildet würden. Am meisten Gewicht legt er aber auf den Stockfischfang.

„Der Stockfischfang", sagt er, „ist und wird immer das Wichtigste auf Island bleiben. Das Meer bietet diesen Fisch in so ungeheurer Menge, daß man dieselbe kaum bewältigen könnte, wenn Schiffe und Werkzeuge in gutem Stande wären, besonders wenn die Schiffe groß genug wären, um den Fischen hinaus ins Meer zu folgen, wo sie gerade in größter Anzahl beisammen sind."

Der Haifischfang ist oft möglich, wo andere Fische nicht zu haben sind, und verspräche reichen Ertrag, wenn er mit besseren Werkzeugen betrieben würde. Ebenso verhält es sich mit dem Häringsfang, dem Walfischfang, dem Seehundsfang. Von größter Wichtigkeit wäre es, Lachs, Forellen und Sardinen als Conserven in Büchsen zu präpariren und so in den Handel zu bringen. In ähnlicher Weise könnten Vögel und Schaffleisch dann reichern Ertrag gewähren. Aller Fortschritt in dieser Hinsicht hängt indes davon ab, daß die Schiffsbaukunst, die Seefahrt und die mit ihr zusammenhängenden Industriezweige in Island selbst cultivirt werden.

4. Verkehr und Handel. Die größte Schwierigkeit, mit welcher Island zu ringen hat, ist seine isolirte Lage und der Mangel an Verkehrswegen auf der Insel selbst. Vorab müßte Island ein Dampfschiff erhalten, das ausschließlich dem Küstenverkehr der Insel dient (soweit Eis und Wetter die Fahrt gestatten), dann fahrbare Wege im Innern, wenigstens zwischen den Hauptorten, einen geregelten Postverkehr und öffentliche Herbergen an den Hauptverbindungswegen im Innern. Die Ausübung der Gastfreundschaft nach alter Sitte hält Einar nicht mehr für haltbar, da der Reisenden zu viele sind, Privatleute sie nicht ohne Entschädigung alle aufnehmen können, und da die frühere Gemüthlichkeit eine Menge von Vagabunden zum Nichtsthun verführt. Eine telegraphische Verbindung mit Dänemark wäre von höchstem Nutzen, da wegen des Treibeises gar oft unnütze Reisen gemacht werden. In ergreifender Weise stellt Einar in diesem Kapitel die traurige Lage dar, durch welche Island infolge des einstigen Handelsmonopols gerathen ist und die auch heute noch keineswegs vollständig überwunden ist.

„Es ist ein Punkt, den gegenwärtig alle Welt kennt und den ich hier nicht ausführlicher zu berühren brauche: ich meine das schreiende Unrecht, das Island lange Jahrhunderte hindurch in Bezug auf den Handel zu leiden hatte durch Gesetze, oder besser gesagt, Ungesetzlichkeiten, welche dem Lande mehr schadeten, als man sich vorstellt. Jedermann kennt die traurigen Folgen dieser Behandlung, welche ein Tod war für die ganze Nation, während mehrerer Jahrhunderte in einem Kerker eingeschlossen und von jeder Verbindung mit den anderen Völkern abgetrennt zu sein, mit Ausnahme des

einen Volkes, das sich zu unserem Kerkermeister gemacht hatte. Beispiele genug zeigen, wie verhängnißvolle Wirkungen es auf ein Individuum ausübt, der Freiheit und des Umgangs mit seinesgleichen beraubt und einen großen Theil seines Lebens in einem Gefängniß eingeschlossen zu sein, ohne zu sehen noch zu wissen, was in der Welt vorgeht. Solche, welche mit Recht oder Unrecht ein solches Unglück zu leiden hatten, verlieren gewöhnlich alle Kraft, alle Energie des Leibes und der Seele, so zwar, daß, wenn sie später die Freiheit wieder erhielten, sie zu allem in der menschlichen Gesellschaft unbrauchbar waren, und mitunter es als die größte Wohlthat erbaten und annahmen, den Rest ihrer Tage in dem Gefängnisse zu Ende zu bringen, wo sie so lange geseufzt und gelitten und durch ihr Leiden alles Selbstgefühl und alle Manneskraft verloren hatten. Wie wir gesagt, ist unsere ganze Nation während mehrerer Jahrhunderte so behandelt worden wie dieses Individuum, soweit es möglich ist, eine ganze Nation einzukerkern. Die Folgen aber sind dieselben für ein ganzes Volk, wie für ein einzelnes Individuum. Obwohl das eherne Thor, das uns von dem übrigen Menschengeschlechte, von dem socialen Leben und dem Fortschritt der übrigen Welt trennte, jetzt geöffnet ist, kann doch niemand, der die menschliche Natur ein wenig kennt, vernünftigerweise erwarten, daß unser Volk gleich so mit allen vereinten Kräften an seinem Wohlergehen arbeite, als ob es niemals etwas von Sklaverei und Tyrannei gewußt und niemals selbst erfahren hätte, wie sie durch Mark und Knochen dringt und den Nationen wie den Individuen alle Energie, alle Kraft, alle Mannheit entzieht. Wir glauben indes versichern zu dürfen, daß die Isländer durchaus nicht in einem so elenden Zustande sich befinden, als man es nach einem so langen Mangel der Handelsfreiheit, nach einer so langen Trennung von den übrigen Völkern glauben sollte. Und wir betrachten dies als ein sehr tröstliches Zeugniß, daß in der Nation nicht geringe Energie und Kräfte vorhanden sind, und daß diese Energie und die Kräfte im Laufe der Zeit immer mehr zu Tage treten werden, sobald sie einmal die Muße gehabt hat, nach einer so langen Knechtschaft sich aufzurichten, sich zu orientiren, sich zurechtzufinden, und gelernt haben wird, ihre Kräfte in einer ihr angemessenen Weise zu bethätigen."

Dieses Wort eines einfachen Mannes aus dem Volke, der sich durch unermüdliche Selbstbildung befähigte, einer seiner ersten Führer und Repräsentanten in der neuen Verfassungsperiode zu werden, hat einen bleibenden historischen Werth. Mit Trauer bemerkt er, daß noch 1866 Island von 156 fremden Handelsschiffen besucht wurde, die aus dem verarmten Lande Vortheil zogen, während dieses noch nicht im Stande war, aus seinen eigenen Producten Handelsvortheile zu gewinnen. Vor allem schlägt er die Gründung von inländischen Handelscompagnien in allen Theilen der Insel vor, dann Einschränkung der fremden Luxus-Einfuhrartikel, vorab der Spirituosen, des Tabaks, des Zuckers und Kaffees.

5. Industrie und Handwerk. Die Möglichkeit einer ausgedehnten Schafzucht weist Island zunächst auf Wollindustrie und Gerberei an. Wie die Schafzucht selbst leicht gehoben werden könnte, so könnte die gewonnene Wolle in weit größerem Umfang verarbeitet werden und Steigerung der Einkünfte erzielen. Einar Ásmundsson empfiehlt die Errichtung eigentlicher Fabriken für alle Sorten von Wollindustrie, die Benützung der reichlich vorhandenen Wasserkräfte 2c. Auch für Lederindustrie liegen die Bedingungen günstig. Anstatt Schiffe und fast sämmtliche Industrieartikel aus Dänemark und Schottland zu beziehen, räth er dringend, die verschiedenen Handwerke auf der Insel selbst zu pflegen und um jeden Preis eine eigene Industrie zu gründen. Der Bau der Häuser bedarf schon aus gesundheitspolizeilichen Gründen mehr Fleiß und Sorgfalt: an trefflichem Baumaterial fehlt es nicht.

„Wir konnten nicht umhin," so schließt Einar Ásmundsson seine gesunden, praktischen Vorschläge, „uns auf das Princip zu stellen, daß ein jeder Opfer bringen muß, um das auszuführen, was er für das Wohl all seiner Mitbürger als das Zweckdienlichste erachtet; setzt man das nicht voraus, so ist es unnütz, von irgend welchem Fortschritt zu sprechen, denn ein solcher wäre dann unmöglich. Es ist wahr, unsere Nation hat noch sehr wenig Vertrauen auf sich selbst, das ist natürlich; denn es fehlt dazu nicht an Gründen. Man darf indes nicht völlig daran verzweifeln, daß das Land sehr beträchtliche Fortschritte machen kann, wenn man guten Willens ist. Wir glauben nicht, daß dieser Mangel an Vertrauen auf unser Land so bald verschwinden wird und man darf darum im Augenblick nicht auf große Unternehmungen hoffen. Das ist aber auch nicht nothwendig. Das Wichtigste ist, daß jeder für sich nach bestem Vermögen, mit Klugheit und Ruhe all' die zahlreichen Dinge zu bessern sucht, welche bei uns der Reform bedürfen. Man verachte die kleinen Dinge nicht. ‚Aus den kleinen Bächen werden die großen Ströme.' Was vor allem bei uns der Reform bedarf, ist nach unserer Ueberzeugung vorab der Verkehr und die Verbindung unter uns selbst. Ließe sich das nach unseren Bedürfnissen rasch verwirklichen, dann sind wir überzeugt, daß Associationsgeist, Unternehmungsgeist und Initiative in unserem kleinen Volk wieder erwachen werden, und dann wird sich ein ständiger Fortschritt nach allen Seiten hin mit der Zeit von selbst geben."

VI. Das isländische Staatsbudget für die Rechnungsjahre 1880 und 1881.

Nach der Alþingistíðindi von 1883, S. 77 ff.

(Die Zahlen in Kroner; 1 Krone = Mark 1,125.)

A. Einnahmen.

		Budget.	Rechnung.
1.	Steuer auf Wohnung, Bodenbenützung und bewegliches Eigenthum	100 000	94 658,04
2.	Gebäudesteuer	3 000	4 072,26
3.	Einkommensteuer	28 000	29 707,84
4.	Außerordentliche Einnahmen	28 000	34 973,31
5.	Leuchtthurmsteuer	10 000	8 688,35
6.	Titelsteuer	80	84,16
7.	Erbschaftssteuer	5 000	5 750,24
8.	Taxen bei Verkauf von Grundeigenthum	1 200	1 180,83
9.	Taxen für Concessionen	2 000	3 124,73
10.	Spitalsteuer	14 000	39 334,26
11.	Exportzoll	74 312	6 110,93
12.	Importzoll auf berauschende Getränke und Tabak (2 %)	200 000	219 698,83
13.	Einnahmen der Postverwaltung	20 000	22 705,60
14.	Ungewisse Einkünfte	1 200	4 634,56
15.	Ertrag der Staatsdomänen und Klostergüter mit Abzug der Beamten- und Pfarrgehälter	64 000	61 282,17
16.	Einkünfte von anderen Gütern der Landeskasse	2 368	2 129,53
17.	Renten von Lundey und den Bernsteinminen im Þingeyrar-Syssel	4 010	4 010
18.	Einkünfte von den Kirchen	1 200	747,97
19.	Renten aus dem Reservefond	45 000	59 218,60
20.	Renten vom Preise verkaufter Staatsgüter	415	415,20
21.	Zuschüsse aus dem Hilfsfond	3 860	—
22.	Anleihen bei der Klosterkirche von Möðruvellir	360	307,66
23.	Anleihen bei der Kirche zu Eyri	432	432
24.	Rückzahlung von Vorschüssen an Beamte	6 000	2 330,21
25.	Rückzahlung von vorläufigen Auszahlungen	4 000	13 909,45
26.	Zuschuß aus dem Reichsschatz	159 388	171 700
27.	Taxe vom Brod	—	654,03
			821 860,76

B. Ausgaben.

		Budget.	Rechnung.
1.	Kosten des Althings 1881	35 000	35 270,46
2.	Revision der Staatsrechnungen	1 800	1 800
	A. Regierung, Steuer- und Finanzverwaltung.		
3.	1) Gehälter	38 816,66	38 816,66
4.	2) Entschädigung für Bureaukosten	7 200	8 693,36
5.	3) Gratification für Amtsrevision	4 000	4 000
	B. Gerichtsverwaltung und Polizei.		
6.	1) Gehälter	140 744	143 512,73
7.	2) Entschädigung für das Bureau des Stadtvogts zu Reykjavík	2 000	2 000
8.	3) Für Correctionshaus und Gefängniß	7 600	6 391,77
9.	4) Andere Auslagen	6 400	5 404,47
	C. Verschiedene Ausgaben.		
10.	1) Herausgabe der Amtszeitung	2 900	2 485,80
11.	2) Entschädigung für Porto an Beamte	2 000	2 285,63
12.	3) Feuerversicherung für die öffentlichen Gebäude	1 410	1 855,64
13.	4) Zur Hebung des Landbaues	20 000	19 999,99
14.	5) Für Verbesserung der Gebirgswege	40 000	39 402,25
15.	6) Für Dampfschiffahrt	36 000	40 304,50
16.	7) Für den Leuchtthurm zu Reykjanes	5 000	4 652,04
17.	8) Für Reisekosten	1 200	261,80
18.	9) An den Schreiber des Landshöfdings	1 000	1 000
	Medicinalverwaltung.		
19.	1) Gehälter	75 452	67 126
20.	2) Andere Ausgaben	4 496	5 210,42
	Postverwaltung.		
21.	1) Gehälter	8 620	8 531,58
22.	2) Posttransport	19 400	23 825,34
23.	3) Andere Auslagen	3 800	4 499,76
	A. Für geistliche Bedürfnisse.		
24.	a) Gehälter	16 364	16 364
25.	b) 1. Subvention an arme Pfarreien	14 000	14 000
26.	2. An einige Pfarren im Stifte Hólar	1 200	1 259,30
27.	3. An Pfarrwittwen, Waisen, arme Geistliche	5 000	5 000
		Uebertrag:	503 953,50

		Budget.	Rechnung.
		Uebertrag:	503 953,50
28.	4. Entschädigung für Bureaukosten des Bischofs	2 000	2 000
29.	5. Entschädigung an den Pfarrer der Westmanns-Inseln	2 886,38	2 886,38
30.	6. Entschädigung an den Pfarrer von Goðdal	40	40
	B. Für Schulwesen.		
31.	I. Geistliches Seminar: a) Gehälter	21 600	20 032
32.	b) Andere Ausgaben. 1. Miethe für 12 Schüler je zu 80 Kr.	1 920	1 360
33.	2. Stipendium	400	400
34.	3. Für Stundenunterricht	200	600
35.	4. Zur Anschaffung von Büchern	600	600
36.	5. Feuer und Licht	280	178,62
37.	6. Aufsicht	200	200
38.	7. Verschiedenes	200	267,95
39.	II. Medicinschule: a) Gehälter	6 400	6 400
40.	b) Andere Ausgaben. 1. Drei Stipendien	1 200	1 200
41.	2. Heizung, Licht und Reinlichkeit	200	193,80
42.	3. Für Bücher und Instrumente	600	600
43.	4. Reiseunterstützung an junge Mediciner	600	450
44.	5. Hausmiethe für drei Schüler	480	480
45.	6. Verschiedenes	200	153
46.	III. Gymnasium: a) Besoldungen	36 400	36 400
47.	b) Hilfsgelder: Gesanglehrer 600 Kr. Gymnastiklehrer 700 Kr. Thorwart (Bidell) 760 Kr.	4 120	4 400
48.	c) Andere Ausgaben: 1. Ankauf von Büchern	1 200	1 200
49.	2. Feuer und Licht	3 000	2 219,02
50.	3. Für das Schulgebäude	3 000	2 546,05
51.	4. Für Stundenunterricht	3 000	2 805,25
52.	5. Stipendien	18 000	18 000
53.	6. Gratification des Arztes	200	200
54.	7. Verschiedenes	2 400	2 290,13
55.	8. Für geistliche Zwecke	96	96
56.	IV. Gesanglehrer und Organist an der Domkirche	2 000	2 000
57.	C. 1. Für die Stiftsbibliothek	1 000	4 007,41
58.	2. Für die Amtsbibliotheken in Akureyri und Stykkishólmr	800	800
		Uebertrag:	618 959,11

		Budget.	Rechnung.
		Uebertrag:	618 959,11
59.	3. Für die Mädchenschule in Reykjavik . .	2 000	1 800
60.	4. „ „ „ im Eyjafjördr . .	2 000	2 000
61.	5. „ „ „ „ Skagafjördr .	1 000	1 000
62.	6. „ „ „ „ Húnavatns-Syssel	400	400
63.	7. Für Kinder- und Volksschulen	5 000	4 998
64.	8. Für die Section der Literaturgesellschaft in Reykjavik	4 000	4 000
65.	9. Für das Alterthumsmuseum: a) für Anschaffungen 400 Kr. b) für Aufsicht 400 Kr. rc.	1 600	2 100
66.	10. Für die „Gesellschaft der Volksfreunde" .	1 000	1 000
67.	Für außerordentliche Anleihen	10 000	22 165,40
68.	Pensionen und Hilfsgelder	48 700	46 019,81
69.	Für Untersuchungen und öffentliche Arbeiten . .	6 000	6 574,26
70.	Unvorhergesehenes	6 000	8 391,40
71.	Für die Realschule in Mödruvellir	—	22 395,44
72.	Darlehen an Geistliche	—	1 080,02
73.	Zulage für Pfarreien	—	2 108,33
74.	Zum Bau des Althinghauses und der Bibliothek	—	20 665,47
75.	Ausstattung der Althingssäle	—	5 263,32
76.	Ueberschuß	—	50 940,20
			821 860,76

Das Budget für die Jahre 1884 und 1885, welches dem Althing im Juli 1883 zur Berathung vorgelegt wurde, veranschlagte die Summe der Ausgaben und Einnahmen auf 849,838 Kroner, mit einem Ueberschuß der Einnahmen von 28,519 Kroner, welche dem Reservefond zugetheilt werden sollen.

VII. Islands Erforscher und Beschreiber.

Man wird von einem Buche wie das vorliegende keine vollständige Bibliographie über die Geschichte, Literatur und naturwissenschaftliche Erforschung Islands erwarten. Das würde ein eigenes, umfangreiches Werk erheischen. Erreichbar und von Interesse dürfte es dagegen sein, in einigen Hauptzügen den Verlauf anzudeuten, den die Erforschung Islands genommen hat, und wenigstens die hauptsächlichsten Erscheinungen zu registriren. Wer Island noch eingehender kennen zu lernen wünscht, wird dadurch eine vorläufige Orientirung gewinnen und mit Hilfe des Gebotenen sich leicht das Fehlende ergänzen können.

Die Grundlage der isländischen Geographie und Geschichte bildet, nebst dem Isländerbuch Ari's, das Landnámabók (s. S. 214). An dasselbe schließen sich die geschichtlichen und halbgeschichtlichen Sögur und die noch erhaltenen Urkunden aus mittelalterlicher Zeit[1].

Manches Interessante bieten die (von 1400—1646 reichenden) Annalen des Björn á Skarðsá, eines einfachen isländischen Landwirthes, der von 1575—1656 lebte. Ein vollständiges Bild von der Insel zu entwerfen, versuchte in der neuern Zeit zuerst Arngrímr Jónsson, Pfarrer in Melstaðr (1568—1648). Er beantwortete auch die ungünstige Schilderung eines Niederdeutschen, Dittmar Bleffen, welcher bald nach der Glaubenstrennung 1563 Island besuchte, dessen Werk aber erst 1607 zu Leiden erschien. Als Student zu Wittenberg schrieb der spätere Bischof von Skálholt, Thórðr Thorláksson (geb. 1637; Bischof von 1672—1697), im Jahre 1666 seine chorographisch-historische Abhandlung über Island und vertheidigte sie in öffentlicher Disputation unter dem Vorsitz des Egidius Strauch. Die Katla-

---

[1] Landnáma, Ed. Jón Sigurðsson (Íslendingasögur I. vol.), Kjöbenh. 1843. — Biskupasögur I. II, Kaupmannahöfn 1858—1878. — Flateyarbók I—III, Christiania 1860—1868. — Islenzkir annálar sive Annales islandici ab anno Christi 803 ad annum 1430, Havniae 1847. — Safn til sögu Íslands I—II, Kaupmannahöfn 1856—1876. — Sturlunga Saga, ed. G. Vigfusson, 2 voll., Oxford 1878. — Die übrige Sagaliteratur verzeichnet bei Th. Moebius, Catalogus Librorum Islandicorum et Norvegicorum Aetatis Mediae, Lips. 1858, und Verzeichniß der auf dem Gebiete der altnordischen Sprache und Literatur von 1855—1879 erschienenen Schriften, Leipzig 1880. Die wichtigsten späteren Geschichtswerke sind: Jón Espólín, Íslands Árbaekur í söguformi (12 Thle.), Kaupmannahöfn 1821—1855. — Finni Johannaei Historia Eccl. Islandiae, 4 voll., Hafniae 1772—1778. — Pjetur Pjetursson, Hist. Eccl. Isl. ab anno 1740 ad annum 1840, Hafniae 1841. — Diplomatarium Islandicum, ed. Jón Sigurðsson, Kaupmannah. 1857—1876. — P. A. Munch, Det norske Folks Historie, 8 voll., Christiania 1852—1863.

Eruption von 1625 schilderte Thorsteinn Magnússon (1627), den Hekla-Ausbruch von 1693 Thorlacus Thorlacius (1694) [1].

Daß die Schätze der isländischen Literatur und mit denselben die Kunde über die Insel nicht nur nicht verloren gingen, sondern in immer weiterem Maße dem übrigen Europa erschlossen wurden, ist das Verdienst isländischer und dänischer Gelehrten, welche vom 17. Jahrhundert an das Interesse der Gelehrtenwelt auf die Edda, die Skaldendichtung, die isländische Geschichtschreibung lenkten und das Material sammelten, retteten und sichteten, das später der Sagenforschung, Geschichtsforschung und Literaturgeschichte, vergleichenden Philologie und Mythologie dienen sollte. An ihrer Spitze steht, neben Björn á Skarðsá und Arngrímr Jónsson, der Bischof Brynjólfr Sveinsson von Skálholt (1605—1675), der, ein ebenso tüchtiger Humanist als Freund der heimischen Geschichte und Literatur, eine Menge alter Handschriften sammelte und die werthvollsten (darunter den Codex regius der Edda) nach Kopenhagen sandte. Dort wurde das gelehrte Studium der skandinavischen Vorzeit jetzt von der Regierung selbst gefördert und unterstützt. Als Sammler und Erklärer that sich hervor Thormoddr Torfason, Torfaeus genannt (geb. 1636, als Interpres regius 1660 angestellt, gest. 1719), als Sammler im größten Maßstab Árni Magnússon (1663—1730). An der antiquarischen Bearbeitung des gesammelten Stoffes betheiligten sich die Dänen Stefan Stefanius (1599—1650), Ole Worm (1588—1654), Thomas Bartholin (1619—1680), Peter Resenius (1625—1688), Erich Pantoppidan (1698—1764), Jakob Langebek (1710—1775), der Schwede J. Peringsköld (1654—1740), der Genfer Paul Henri Mallet (1730—1801). Das Studium der Edda förderten die Isländer Jón Ólafsson (1731—1811), Sveinbjörn Egilsson (1791—1852), Finnr Magnússon (1781—1847) und vor allem der dänische Forscher Rasmus Christian Rask (1787—1831), einer der Pioniere der vergleichenden Philologie und Hauptbegründer der isländischen Sprachgesellschaft [2].

[1] Annálar Björn á Skarðsá, sive Annales Bjoernonis de Skardsa, 2 voll., Hrappsey 1774—1775. — Dithmari Blefkenii Islandia etc., Lugd. Batav. 1607. — Arngrímr Jónsson, Commentarius de Islandia, Havniae 1593; Crymogaea, Hamburgi 1610; Anatome Blefkeniana, Holum 1612, Hamburgi 1618. — Theodorus Thorlacius, Dissertatio chorographico-historica de Islandia, Wittenbergae 1666. — Thorsteinn Magnússon, Sandferdig og kort islandiske Relation om det forferdelige og gruelige Jordskelff, som skedde for Östen paa Island, hos Tyckebey Kloster etc., Kjöbenh. 1627. — Thorlacus Thorlacius, Dissertatio historico-physica de ultimo incendio montis Heclae, Hafniae 1694.

[2] Th. Torfaeus, De rebus gestis Faereyensium, Havn. 1695; Historia Orcadum, 1697; Series dynastorum et regum Daniae, 1702; Historia Vinlandiae, 1705; Groenlandia antiqua, 1706; Historia rerum Norveg., 1711. — P. Resenius, Edda Islandorum, 4 voll., Hafn. 1665—1673. — Scriptores rerum Danicarum, ed. Langebek, 8 voll., Hafn. 1772—1834. — Jón Ólafsson, Om Nordens gamle Digtekunst,

Durch diese archäologischen, geschichtlichen und philologischen Studien begann Island allmählich mehr die Aufmerksamkeit des übrigen Europa auf sich zu ziehen. Im Jahre 1717 schon erschien eine Reisebeschreibung von „einem curieusen Liebhaber“, 1746 die „Nachrichten von Island, Grönland und der Straße Davis“ von H. Johann Anderson, später Bürgermeister von Hamburg. Gegen ihn richtete 1752 der Däne Niels Horrebow seine „Zuverlässigen Berichte über Island“. Heute noch von Bedeutung sind die Reisebriefe des Schweden Uno von Troil, der die Insel im Jahre 1772 mit dem Engländer Sir J. Banks besuchte. Noch wichtiger aber sind die zwei Bände, welche in demselben Jahre zwei Isländer, Eggert Ólafsson und Bjarni Pálsson, über ihre Heimat erscheinen ließen, nachdem sie in den Jahren 1752—1757 dieselbe nach allen Seiten, und zwar hauptsächlich in naturhistorischem Interesse, durchwandert hatten. Der Hauptzweck ihrer Reise war zwar, im Auftrag der dänischen Regierung alte Handschriften zu sammeln; sie beobachteten aber sehr gut und lieferten die sorgfältigste bis dahin vorhandene Beschreibung[1]. Wichtige Ergänzungen dazu in Bezug auf das nördliche Island brachte Olaus Olavius. Der Färinger N. Mohr machte einen Versuch, eine isländische Naturhistorie zu geben, und der Deutsche Christian Ulr. Detlev, Freiherr von Eggers, ein begeisterter Freund des unglücklichen Inselvolkes, faßte die bisherigen Mittheilungen über Island in eine recht gute Beschreibung zusammen[2].

Ausführlichere Berichte über die vulkanischen Ausbrüche mehren sich in diesem Jahrhundert, schon von 1724 an. Die furchtbare Eruption der Hekla im Jahre 1766 hat Hannes Finnsson beschrieben; über die Verheerungen am Skaptár-Jökull 1783 liegen drei Darstellungen vor: eine officielle, die von allen Kanzeln verlesen werden sollte, eine von S. M. Holm, eine dritte

Kjöbenh. 1786. — Sveinbjörn Egilsson, Lexicon poëticum antiquae linguae septentrionalis, Hafn. 1860. — Finn Magnusen, Den aeldre Edda, 4 voll., Kjöbenh. 1821—1823. — Weitere Angaben bei Rosselet (Ersch-Gruber, 2. Sect., Bd. 31), Leipzig 1855; Winkel-Horn, Geschichte der Literatur des skandinavischen Nordens, Leipzig 1880; Schweitzer, Geschichte der skandinavischen Literatur, Leipzig 1885, 1888; Petersen, Bidrag til den oldnordiske Literaturs Historie, Kjöbenh. 1866, u. s. w.

[1] Reise-Beskrivelse til Island af en curieus Liebhaber, Kjöbenh. 1717. — H. J. Anderson, Nachrichten von Island, Grönland und der Straße Davis zum Nutzen der Wissenschaften und der Handlung. Nebst einem Vorbericht von den Lebensumständen des Verfassers, Hamburg 1746. — N. Horrebow, Tilforladelige Efterretninger om Island, Kjöbenh. 1752. — Uno von Troil, Bref rörande en resa till Island 1772, Upsala 1777. — Eggert Ólafsson og Bjarni Pálsson, Reise igjennem Island, Sorö 1772, 2 voll.

[2] Olaus Olavius, Oeconomisk Reise igjennem de nordvestlige, nordlige og nordöstlige Kanter af Island, Kjöbenh. 1780. — N. Mohr, Forsög til en islandsk Naturhistorie, Kjöbenh. 1786. — Chr. U. Detl. v. Eggers, Physikalische und statistische Beschreibung von Island, Kopenhagen 1786.

von Magnús Stephensen. Eggert Ólafsson arbeitete 1749 und 1751 zwei kleine Monographien über den Vulkanismus aus, Halldór Jacobsson einen „vollständigen“ Bericht über Islands feuerspeiende Berge 1757 [1].

In der ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts wurde Island verhältnißmäßig noch wenig besucht: der erste Dampfer soll erst 1855 dahin gelangt sein. Sir W. Jackson Hooker bereiste die Insel 1809, Sir George Stuart Mackenzie 1810; Ebenezer Henderson, Agent der Bibelgesellschaft, hielt sich während zweier Jahre 1814 und 1815 auf Island auf und war durch seine Verbindungen mit der Geistlichkeit im Stande, eine Fülle interessanten Beobachtungsmaterials zu sammeln. Auf sein zweibändiges Werk folgten die Beschreibungen von Menge (hauptsächlich mineralogisch), Gliemann, Thienemann und G. B. Günther, sowie Pauly, während G. Garlieb Island speciell rücksichtlich seiner Vulkane und vulkanischen Erscheinungen behandelte. Der Isländer Björn Gunnlaugson machte einen Versuch, das Innere der Insel genauer zu bestimmen; der Däne Thaarup nahm Island mit brauchbaren Uebersichtstabellen in sein statistisches Werk über Dänemark auf. Gute Notizen sammelten die englischen Reisenden John Barrow jun. (1834) und Arthur Dillon (1834). Ein umfangreicheres, verschwenderisch ausgestattetes Werk veranlaßte die Expedition, welche die französische Regierung in den Jahren 1835 und 1836 unternehmen ließ, um das in den arktischen Regionen verschollene Schiff „La Lilloise“ aufzusuchen. Paul Gaimard, Eug. Robert und Eug. Mequet beschrieben die Reise; Eug. Robert behandelte in zwei Bänden Zoologie und Medicin, Mineralogie der Insel, Vict. Lottin die Physik, M. Xavier Marmier Geschichte und Literatur. Der letztere gab auch gesondert noch Briefe über Island heraus, welche vorzüglich die literaturgeschichtliche Bedeutung des Inselvolkes hervorhoben. Diese sind mit großer Liebe und viel Verständniß geschrieben, während Madame Ida Pfeiffer, die erst den Orient, dann 1844 Island bereiste, dem armen Inselvolk fast alle seine erwiesenen Vorzüge absprach und kaum noch seine allgemein anerkannte Redlichkeit gelten ließ [2].

---

[1] Hannes Finnsson, Tildragelserne ved Bjerget Hekla, Kjöbenh. 1767. — Eggert Ólafsson, Enarrationes historicae de Islandiae natura, Hafn. 1749; Disquisitio antiquario-physica de ortu et progressu superstitionis circa ignem Islandiae subterraneum, Hafn. 1751. — Efterretning om Ilds-Udbrydelsen i Vester-Skaptafells Syssel i Island, Kjöbenh. 1784. — S. M. Holm, Om Jordbranden paa Island i Aaret 1783, Kjöbenh. 1784. — Magnús Stephensen, Kort Beskrivelse over den nye Vulcans Ildsprudning etc., Kjöbenh. 1785. — Halldór Jacobsson, Fuldstaendige Efterretninger om de udi Island ildsprudende Bjerge, Kjöbenh. 1757. — Magnús Stephensen, eptirmaeli átjándu aldar, Viðey 1806; Island i det attende Aarhundrede, Kjöbenh. 1808.

[2] Hooker, Sir Will. Jackson, Journal of a tour in Iceland in the summer of 1809, Yarmouth 1811, London 1813 and 1842. — Mackenzie, Sir George Stewart, Travels in Iceland during the summer of the year 1810, London 1811,

Einen neuen Aufschwung nahm das Studium der Insel durch den letzten großen Ausbruch der Hekla im Jahre 1845. Nachdem schon früher Krug von Nidda (nach einer Forschungsreise im Jahre 1833) eine geognostische Darstellung der Insel gegeben, beobachtete nun Sartorius von Waltershausen 1846 an Ort und Stelle selbst ihre vulkanischen Erscheinungen. R. Bunsen und Des Cloizeaux untersuchten aufs sorgfältigste die zahlreichen heißen Quellen. Der Däne J. C. Schythe sammelte in einer reichhaltigen Monographie die eingehendsten Daten über den Ausbruch der Hekla. Der Norweger Th. Kjerulf stellte genaue Forschungen über die gesammte isländische Vulkanbildung an, und eine große Anzahl Geologen verschiedener Länder bearbeitete das von den Forschungsreisenden gebotene Material in wissenschaftlichen Abhandlungen. Die Zahl der Islandreisenden mehrte sich nun, besonders von England aus, von wo die Insel in fünftägiger Seefahrt bequem zu erreichen ist [1].

Edinburgh 1811. 1812. 1842. — Henderson, Ebenezer, Iceland, or the Journal of a residence in that island during the years 1840 and 1815, 2 vols., Edinburgh 1818. 1819, Boston 1831. — Menge, Notice of a Mineralogical Journey etc. The Edinburgh Philosophical Journal Jan.-Apr. 1820. — G. Garlieb, Island rücksichtlich seiner Vulkane, heißen Quellen u. s. w., Freyberg 1819. — Gliemann, Geographische Beschreibung von Island, Altona 1824. — F. A. L. Thienemann, Reise im Norden Europa's, vorzüglich in Island, in den Jahren 1820 bis 1821, Leipzig 1824—1827. — Pauly, F., Topographie von Dänemark, Altona 1828. — Bjoernus Gunnlaugi filius, De Mensura et Delineatione Islandiae interioris, In monasterio Videyensi 1834. — Thaarup, Frederik, Statistisk Udsigt over den danske Stat i Begyndselen af Aaret 1825, Kjöbenh. 1825. — Barrow, John, A visit to Iceland, London 1835. — Dillon, Arthur, A winter in Iceland and Lapland, 2 vols., London 1840. — Voyage en Islande et au Groenlande, executé pendant les années 1835 et 1856 sur la corvette ‚La Recherche', 8 vols., Paris 1838—1851 (I—III. Histoire et Journal de Voyage, IV. Zoologie et Médecine, V. Minéralogie et Géologie, VI. Physique, VII. Histoire, VIII. Littérature Islandaise). — H. Marmier, Lettres sur l'Islande, Paris 1837. — Ida Pfeiffer, geb. Reyer, Reise nach dem skandinavischen Norden und nach der Insel Island, Leipzig 1845.

[1] C. Krug von Nidda, Geognostische Darstellung der Insel Island (in Karstens Archiv 1834, VII, 421 ff.). — W. Sartorius von Waltershausen, Physisch-geographische Skizze von Island mit besonderer Rücksicht auf vulkanische Erscheinungen, Göttingen 1847; Geologischer Atlas von Island, Göttingen 1853; Ueber die vulkanischen Gesteine Siciliens und Islands, Göttingen 1853. — Bunsen, R., Ueber die Processe der vulkanischen Gesteinsbildungen Islands (Poggendorffs Annalen 1853, Bd. 83, S. 197 ff.); Physikalische Beobachtungen über die hauptsächlichsten Geisir Islands (das. Bd. 72, S. 159 ff.); Ueber den innern Zusammenhang der pseudovulkanischen Erscheinungen Islands (Annalen der Chemie, Bd. 62, S. 1 ff.); Bemerkungen zu einigen Einwürfen ꝛc. (das. Bd. 63, S. 70 ff.). — Des Cloizeaux, Observations physiques et géologiques sur les principaux Geysirs d'Islande (Annales de Chimie, 3e sér. tom. 19); Note sur les températures des Geysirs d'Islande (Comptes rendus des séances de l'académie des sciences 1846, tom. 23) etc. — J. C. Schythe, Hekla og dens sidste Udbrud, Kjöbenh. 1847. — Th. Kjerulf,

Sehr anziehende Reiseschilderungen lieferten Pliny Miles, der erste amerikanische Islandfahrer (1852), und Lord Dufferin (1858); reicher an wissenschaftlichem Gehalt ist das Buch des englischen Seeofficiers Forbes (1860). Thurstan Holland, dessen Bericht von E. S. Kennedy herausgegeben wurde, versuchte 1861 in das Gletschergebiet des Öraefa-Jökull einzudringen; F. Metcalfe (The Oxonian in Iceland) durchritt einen Theil der Sprengisandr-Wüste; Lauder Lindsay studirte die isländische Flora und den Katla-Ausbruch von 1860; Sabine Baring-Gould verwandte ihren Island-Trip 1862 vorzüglich auf das Studium der alten romantischen Sögur; A. Bryson untersuchte 1862 die Temperatur der Geysir; C. W. Shepheard drang in den Dránga-Jökull vor und beschrieb (1867) hauptsächlich den Nordwesten der Insel; Richard Burton durchreiste vom Berufjördr aus (1872) das Ostland bis zum Mývatn; G. W. Lock beschrieb (1881) den Vulkan Askja; die noch unbekanntesten und am schwersten zugänglichen Regionen des weiten Vatna-Jökull und der Katla durchforschte mit der Unerschrockenheit eines Pioniers William Lord Watts (1875). Der Amerikaner S. Kneeland, der bei Gelegenheit des Millenialfestes Island besuchte, gab 1876, die Engländerin E. J. Oswald 1882 eine Reihe sehr schöner und zugleich gehaltvoller Reisebilder heraus, doch nicht so umfassend und bedeutend wie Burtons Werk. Andere Reiseskizzen von Waller, van Guisen, Russel, Symington, B. Taylor u. s. w.[1]

Bidrag til Islands geognostiske Fremstilling (Nyt Magazin for Naturvidenskaberne, Christiania 1853, S. 1 ff.); Om Islands trachytiske Dannelser (das. 1855, S. 72 ff.); Islands Vulkanlinier (Nyt Magazin, t. 21), Christiania 1876.

[1] Miles, Pliny, Norðurfari or Rambles in Iceland, New York 1854. — Dufferin, Lord, Letters from High Latitudes, London 1858. — Forbes, Charles S., Iceland, its Volkanoes, Geysers and Glaciers, London 1860. — E. Thurstan Holland, A Tour in Iceland in the summer of 1861 (Peaks, Passes and Glaciers), ed. by E. Sh. Kennedy, London 1862. — Metcalfe, Fred., The Oxonian in Iceland, London 1861. — Lauder Lindsay, On the Flora of Iceland (Philosoph. Journal); On the Eruption, in May 1860, of the Kötlu-gjá Volcano, Iceland, Edinburgh 1861. — Sabine Baring-Gould, Iceland, its Scenes and Sagas, London 1863. — Bryson, A., Notes on a Trip to Iceland, Edinburgh 1864. — Shepheard, C. W., The North-Western Peninsula of Iceland, London 1867. — W. G. Lock, Askja, Iceland's largest volcano, London 1881. — Burton, Richard, Ultima Thule or a Summer in Iceland, 2 vols., London 1875. — W. L. Watts, Snioland or Iceland, its Jökulls and Fjalls, London 1875; Across the Vatna Jökull, London 1876. — S. Kneeland, An American in Iceland. An account of its Scenery, People and History, Boston 1876. — E. J. Oswald, By Fell and Fjord, scenes and studies in Iceland, Edinburgh 1882. — Russel, Mich., Iceland, Greenland and Faröe Islands, London 1862. — Symington, Pen and pencil sketches of Faröe and Iceland, London 1862. — Bayard Taylor, Egypt and Iceland, New York 1874. — Waller, Six weeks in the saddle. A Painter's Journey in Iceland, London 1874. — Van Guisen, A Holyday in Iceland, London 1879.

Im selben Jahre wie Lord Dufferin (1857) besuchte Prinz Napoleon Island auf der Corvette „La Reine Hortense"; die Reise wurde durch Charles Edmond (Choiecki) beschrieben. Von anderen französischen Autoren sind zu nennen: Barbatier de Mas (1862), Thoyon (1865), Jules und Noël Nougaret (1868), Leclercq (1882), Labonne (1888). Barbatier handelt über die französische Fischerei an den isländischen Küsten, Thoyon über Ankerplätze daselbst, Jules Nougaret über den Surtarbrandr und die isländische Bewaldungsfrage; die anderen der genannten Verfasser geben, mit den gewöhnlichen Vorzügen und Unarten französischer Schriftsteller, ihre Eindrücke wieder. Ebenso munter geschrieben als geschmackvoll ausgestattet sind die eben erschienenen Reiseskizzen des Belgiers Eugène de Groote, mit 6 Radirungen von Daniël de Haene[1].

Von neueren skandinavischen Werken über Island ist dasjenige des Schweden Paijkull (Docent zu Upsala) dadurch bemerkenswerth, daß er der Gletscherbildung der Insel seine Aufmerksamkeit zuwandte. Er bereiste die Insel 1865, verweilte lange Zeit im Süden wie im Norden und gab seinem ausgedehnten Beobachtungsmaterial eine sehr anziehende Form. Der dänische Geologe Johnstrup besuchte Island zweimal (1871 und 1876) und untersuchte namentlich die neuen Vulkane von 1875 am Mývatn. Kristian Kaalund lieferte 1877 eine sehr gediegene historisch-topographische Beschreibung des Süd- und Westlandes, 1879 des Nordlandes, und schilderte in einem interessanten Aufsatz das isländische Volksleben der alten Zeit. Für die ältere Literaturgeschichte bemerkenswerth sind die Studien C. Rosenbergs über das Geistesleben der Nordmänner, für die wirthschaftlichen Zustände ein kleineres Schriftchen desselben Verfassers. Der Norweger Åmund Helland hat seine vorwiegend geologischen Studien über die isländischen Gebirge, Gletscher, Vulkane sämmtlich in Zeitschriften publicirt. Nordenskjöld besuchte Island auf seiner Grönlandsreise im Jahre 1883. Ueber Islands neuere Sprache, Literatur und Kleinkunst veröffentlichte der schwedische Philologe Rolf Arpi (1885 und 1886) werthvolle Beiträge. — Andere Reiseskizzen von K. Janson, G. Storm, S. Tromholt u. a.[2]

---

[1] Charles Edmond, Voyage dans les Mers du Nord à bord de la corvette ‚La Reine Hortense', Paris 1857. — Barbatier de Mas, Instructions nautiques sur les Côtes d'Islande, Paris 1862. — Thoyon, Renseignements sur quelques mouillages sur la Côte d'Islande, Paris 1865. — Jules Nougaret, Le Surtarbrandur d'Islande, les anciennes forêts et le reboisement de cette île (Bulletin de la Société de Géographie), Paris 1868. — Noël Nougaret, Voyage dans l'intérieur de l'Islande (Tour du Monde), Paris 1868. — Jules Leclercq, La terre des glaces, Paris 1883. — Henri Labonne, L'Islande et l'archipel des Færœer, Paris 1888. — Eugène de Groote, Island, Paris 1889.

[2] C. W. Paijkull, En sommar på Island, Stockholm 1866; Istiden i Norden, Stockholm 1867; Bitrag til kännedomen om Islands bergsbyggnad (K. S. Vetensk. Akadem. Handlingar), Stockholm 1867. — Fr. Johnstrup, Indberetning om en

Deutschlands Betheiligung an der Erforschung Islands kann man kaum in Betracht ziehen, ohne dabei Jakob Grimms zu erwähnen, welcher der isländischen Sprache in der modernen Linguistik ihren verdienten Ehrenplatz anwies; der ausgedehnten Literatur, welche sich um die Edda gruppirt; der trefflichen Bibliographie und anderer Werke, durch welche Th. Möbius die altisländische Literatur zugänglich gemacht hat; der großen Verdienste, welche sich Uhland, Simrock, Studach, von der Hagen, Mone, Müllenhoff um das Verständniß altnordischer Sprache und Literatur erworben haben.

Von den deutschen Islandfahrern der letzten vier Jahrzehnte aber hat keiner so viel für Island geleistet, als Konrad von Maurer, welcher die Insel 1857 besuchte, nachdem er bereits in einem ausgezeichneten Werke die Bekehrung Islands zum Christenthum quellenmäßig dargestellt hatte. Seine Reise verwandte er hauptsächlich auf Sammlung der isländischen Volkssagen. Er gab aber nicht nur selbst ein gründlich wissenschaftliches Werk darüber heraus, sondern förderte auch die Veröffentlichung der zweibändigen Sagen-Sammlung, welche Jón Árnason vorzüglich auf seine Anregung zusammengebracht hatte. Seine Geschichte Islands bis zum Untergang des Freistaates und seine Aufsätze über die neuere politische Geschichte der Insel sind das Gründlichste, was über diesen Gegenstand existirt. In einer Menge von Abhandlungen hat er die schwierigsten Punkte des altnordischen Rechts aufgeklärt. Für die Kenntniß von Sprache und Geschichte gilt er auf Island selbst als eine der ersten Autoritäten. Das einzige, was wir an seinen Leistungen zu bedauern finden, ist seine Abneigung und Voreingenommenheit

---

Undersögelsesreise paa Island i sommeren 1876, Kjöbenh. 1877; Om de i Aaret 1875 forefaldne vulkanske Udbrud paa Island (Geogr. Tidskrift I.), Kjöbenh. 1877. — Krist. Kålund, Bidrag til en historisk-topografisk beskrivelse af Island, 3 voll., Kjöbenh. 1877. 1879; Islands Fortidslaevninger (Aarb. f. nord. Oldk. og Hist.), Kjöbenh. 1882. — C. Rosenberg, Nordboernes Aandsliv, 3 voll., Kjöbenh. 1877—1885; Fra Island i Nutiden, Kjöbenh. 1877; Et Par Reisebilleder fra Island, Kjöbenh. 1875. — Åmund Helland, Störrelsen af Islands Jökler (Geogr. Tidsk. VII.); Vulkanerne af 1783 paa Island, Kristiania 1885; Om Islands Jökler og om Jökelelvernes Vandmaengde etc. (Archiv för Mathem. etc. VII.); Islaendingen Sveinn Pálssons Beskrivelse af islandske Vulkaner (Norsk Turistfor. Årbog. 1882); Höjdemaalinger fra Island (Archiv VII.); Om Vulkaner i og under Jökler i Island og um Jökullaup (Tidsk. udg. af den Letter. Forening, 1883); Om Island (Nyt Tidskr.), Kristiania 1882 og 1883; Studier over Islands Petrografi og Geologi (Archiv f. Mathematik IX.); Om Islands Geologi (Geogr. Tidskr. VI., 1882). — A. E. Nordenskjöld, Om Bröderna Zenos Resor etc., Stockholm 1883; Studien und Forschungen, veranlaßt durch meine Reise im hohen Norden, Leipzig 1885. — Rolf Arpi, Islands yngre literatur och språk. (Upsala Universitets årsskrift) 1885; Isländska föremål i Nordiska museet. (Samfundet för Nordiska Museets främjande. Meddelanden.) Stockholm 1888. — K. Janson, Fra Island, Christiania 1874. — G. Storm, Minder fra en Islandsfaerd, Christiania 1875. — Sophus Tromholt, Breve fra Ultima Thule, 1885.

gegen die katholische Kirche, die ihn mitunter zu unbilligen, ja auch zu unrichtigen Urtheilen veranlaßt hat [1].

Der Reisende G. G. Winkler verwandte seine Aufmerksamkeit hauptsächlich dem Bau der isländischen Gebirge zu, beschrieb aber auch (1861) in gesonderter Darstellung Land und Volk. Preyer und Zirkel bereisten die Insel 1860, ersterer hauptsächlich mit zoologischen, letzterer mit geognostischen und botanischen Untersuchungen beschäftigt, die wie ihre gediegene Reiseschilderung noch heute wissenschaftlichen Werth besitzen. Karl Vogt beschrieb in seinen „Nordfahrten" (1863) auch einen Theil von Island. Max Nordau's Skizzen vom Jahre 1874 sind nur ein leichtfüßiges Feuilleton, voll Spott auf das schwergeprüfte Volk und sein Millenialfest. Dagegen hat Keilhack (1883) die naturhistorische Kenntniß der Insel um manche gute Beobachtungen gemehrt, Schweitzer (ebenfalls 1883) Land und Leute sehr treffend geschildert und die Kenntniß der isländischen Poesie und Literatur durch gründliche Studien wesentlich gefördert. Ohne Island zu besuchen, hat Poestion in Wien mit Zugrundelegung der officiellen dänischen und isländischen Statistik, sowie der reichen vorhandenen Literatur das genaueste und gründlichste geographische Handbuch über Island geschrieben, auch durch Uebersetzungen und literarische Studien die Kenntniß des Inselvolkes erweitert [2].

[1] K. Maurer, Die Bekehrung des norwegischen Stammes zum Christenthum. 2 Bde., München 1855; Isländische Volkssagen der Gegenwart, Leipzig 1860; Island von seiner ersten Entdeckung bis zum Untergang des Freistaates, München 1874; Zur politischen Geschichte Islands, Leipzig 1880; Art. „Graagaas" bei Ersch und Gruber, Th. 77, und „Gulathing", das. Th. 96; verschiedene Abhandlungen in den Publikationen der Kgl. Bayer. Akademie der Wissenschaften, München 1872—1883. — Jón Árnason, Islenzkar þjóðsögur og aefintýri, 2 voll., Leipzig 1862 u. 1864. (Theilweise übersetzt von Powell and Eirikr Magnússon, Icelandic Legends, London 1864; Carl Andersen, Islandske Folkesagen, 2 voll., Kjöbenh. 1862 u. 1864; Krogh, Islandske Folkesagen efter Árnason, Maurer og flere, Christiania 1863.)

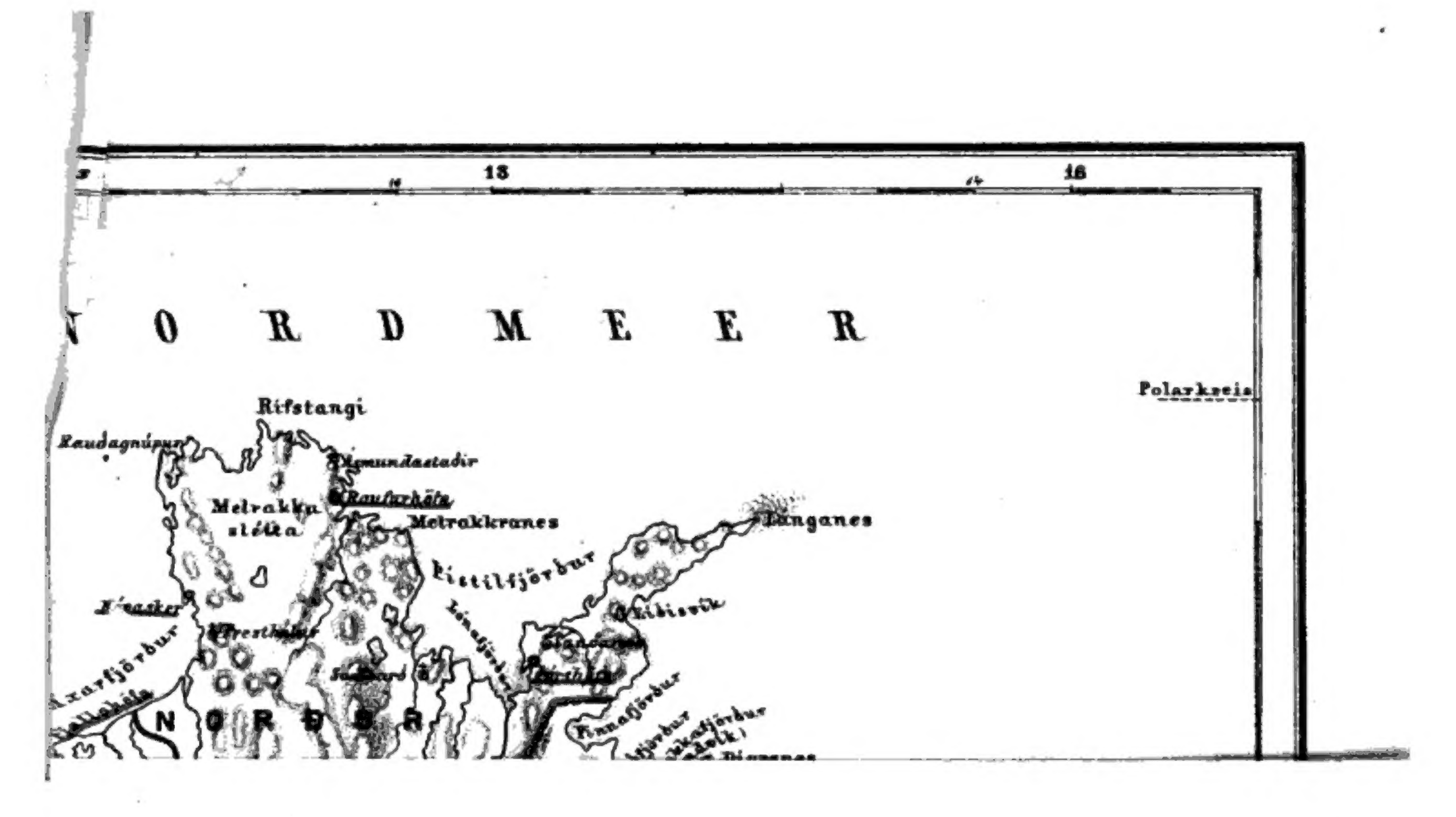
[2] G. Georg Winkler, Island, der Bau seiner Gebirge und dessen geologische Bedeutung, München 1863; Island, seine Bewohner, Landesbildung und vulkanische Natur, Braunschweig 1861; Eine Reise nach Island. Der Süden und Norden Islands. Geysir und Strokkur (Westermanns Monatshefte 1859, 1861, 1870); Ueber Island (Ausland 1861). — W. Preyer und F. Zirkel, Reise nach Island im Sommer 1860, Leipzig 1862. — Karl Vogt, Nordfahrt, Frankfurt 1863. — Ferd. Zirkel, Obsidian vom Hrafntinnuhryggr. Basaltglas von Reykir. Andere petrographische Abhandlungen (Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften in Wien, Bd. 42. 47). — Max Nordau, Vom Kreml zur Alhambra, I, 237—276, Leipzig 1881. — Konrad Keilhack, Reisebilder aus Island, Gera 1885; Islands Natur und ihre Einflüsse auf die Bevölkerung (Deutsche Geogr. Blätter, IX.). — Philipp Schweitzer, Island, Land und Leute, Geschichte, Literatur und Sprache, Leipzig 1885; Geschichte der skandinavischen Literatur, 2 Bde., Leipzig 1885. 1888. — J. C. Poestion, Island, das Land und seine Bewohner, Wien 1885; Uebersetzung der Erzählung „Jüngling und Mädchen" von J. Th. Thoroddsen, Berlin 1883; Literatur-Aufsätze im „Magazin für Literatur des In- und Auslandes".

Der nationale Aufschwung Islands, sowie die Anregung durch ausländische Forscher hatte die günstige Folge, daß auch die Isländer selbst wieder mehr Antheil an der Erforschung ihres Landes nahmen. Die bedeutendsten Anregungen und Leistungen gingen von der isländischen Literaturgesellschaft aus. Schon im April 1839 plante dieselbe eine umfassende geographisch-statistische Beschreibung des Landes und sandte zu diesem Zweck 70 Fragen an alle Geistliche, 11 an alle Sysselmänner. Fast zwanzig Jahre vergingen, bis der bedeutsame Plan zur befriedigenden Lösung kam in den Skýrslur um landshagi á Íslandi (Berichte über die öffentlichen Zustände auf Island), welche von 1855 an von Jahr zu Jahr die sorgfältigsten Uebersichten über Bevölkerung, Landbau, Viehzucht, Handel, bürgerliche Verwaltung u. s. w. veröffentlichten. Mannigfache Ergänzungen bietet das seit 1855 erscheinende Amtsblatt (Tíðindi um stjórnarmálefni Íslands), sowie die viel ältere Zeitschrift des Vereins Skírnir (seit 1827 erscheinend). Mit den Skýrslur og Reikningar (Berichten und Rechnungen) des Vereins wurden alljährlich „Neue Nachrichten" (Frèttir) und bibliographische Notizen (Bókaskrá) verbunden. Durch die Publikationen der Literaturgesellschaft haben sich unter Führung Jón Sigurðssons gleichzeitig die historische Quellenforschung, Literaturgeschichte, Rechtsgeschichte, Poesie, Naturkunde, Statistik erfreulich entwickelt. Jón Sigurðsson selbst sammelte eine Menge Actenstücke, welche die Geschichte der isländischen Vulkane betrafen. Um das Studium der ältern Literatur erwarb sich die größten Verdienste Guðbrandr Vigfusson (in Oxford) durch sein Icelandic-English Dictionary, sein Corpus poëticum boreale, seine Ausgabe der Sturlunga-Saga und andere Werke. Botanische Studien pflegte Odd Hjaltalín, medicinische sein Namensvetter, der verdienstvolle und allgemein beliebte Oberarzt Jón Hjaltalín. Bemerkenswerth für die wirthschaftliche Beurtheilung der Insel ist die kleine Schrift des einfachen Landwirthes Einar Ásmundsson (s. oben S. 207) über den Fortschritt Islands, welche von der Literaturgesellschaft mit einem Preis gekrönt wurde. Die geographische Kenntniß des Landes, besonders seiner Gletscher und Vulkane, hat am meisten durch seine Forschungsreisen und Werke der Geologe Thorvaldr Thoroddsen gefördert. Er hat eine sehr reichhaltige Bibliographie über die Geschichte der isländischen Vulkane zusammengestellt, welche besonders durch ein Verzeichniß des noch erhaltenen ältern handschriftlichen Materials bemerkenswerth ist. Der Amerikaner George H. Boehmer hat dieselbe durch Zuziehung der neuern Zeitschriften-Literatur noch bedeutend erweitert. Grundlage der isländischen Karten ist noch heute die Karte Uppdráttr Íslands, welche Björn Gunnlaugson, der Sohn eines Bauern in Hrútafjördr, aufnahm und welche in vier Blättern (1845), später in einem Blatt (1849) von der Literaturgesellschaft herausgegeben wurde. Sie wird gewöhnlich nach dem Dänen O. N. Olsen benannt, der die Herausgabe leitete. Die sämmtlichen Aufnahmen rühren indes von Björn Gunn-

laugson her, welcher, unter unsäglichen Schwierigkeiten, lange Jahre daran arbeitete. Außer den zwei kleinen darnach ausgeführten Kärtchen (1862, Tafel 9) veröffentlichten Petermanns „Mittheilungen" (1885, Tafel 14) eine Specialkarte der Gegend am Mývatn und des Ódáðahrauns bis zum Vatnajökull, welche im Sommer 1884 von Th. Thoroddsen aufgenommen wurde und die 1872 von Burton entworfene wesentlich verbessert. In den Jahren 1886 und 1887 hat Thoroddsen die nordwestliche Halbinsel, 1888 einen Theil des Südlandes durchforscht, und so steht denn zu erwarten, daß sein unermüdlicher, bewundernswerther Fleiß wohl bald eine neue, reichere und genauere Gesammtkarte der Insel zu Stande bringen wird [1].

---

[1] Hið Íslenzka Bókmentafélag, 1816—1866 (Festschrift zum 50jährigen Jubiläum der Literaturgesellschaft), Kaupmannahöfn 1866. (Die Schrift enthält ein Verzeichniß sämmtlicher Publikationen des Vereins von 1816 an.) — Skýrslur um landshagi á Íslandi, 1855 ff. — Tíðindi um stjórnarmálefni Íslands, 1855 ff. — Almanak þjóðvinafélagsins, Kaupm. 1875 ff. — Guðbrandr Vigfusson, An Icelandic-English Dictionary, Oxford 1874; Corpus poëticum boreale, 2 voll., Oxford 1883; Sturlunga Saga, 2 voll., Oxford 1878. — Odd Hjaltalín, Islenzk grasafraeði, 1830. — Jón Hjaltalín, Laekningakver, 1840. — Einar Ásmundsson, Um framfarir Íslands, Kaupm. 1871. — Thorvaldr Thoroddsen, Lýsing Íslands, Oversat af Ámund Helland, Kristiania 1883; Oversigt over de islandske Vulkaners Historie, Kjöbenh. 1878 (mit beigedrucktem Auszug in französischer Sprache); Eine Untersuchung auf dem östlichen Island im Jahre 1882 (Die Natur, Halle 1885); andere Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften. — George H. Boehmer, Observations on Volcanic Eruptions and Earthquakes in Iceland. From the Smithsonian Report for 1885, Washington 1886. — Th. Thoroddsen, Eine Lavawüste im Innern Islands (Petermanns Mittheilungen, 1885).



Digitized by Google

Digitized by Google

DEC 5 1909

Digitized by Google

Digitized by Google